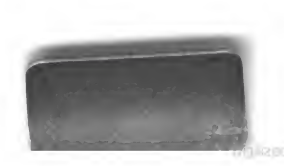




<36602658140016



G. Schick

Beiträge aus Württemberg

zur neueren

Deutschen Kunstgeschichte.

Mitgetheilt

von

Professor Dr. Ad. Haakh,

geschäftführendem Mitglied der K. Direktion der Kunstschule und der Kunstsammlungen zu Stuttgart, Inspector der Sammlung vaterländischer Kunst- und Alterthumsdenkmale daselbst, Correspondenten des Archäologischen Instituts zu Rom.

Mit einem Portrait Gottlieb Schick's

und

fünf Radirungen

nach

Ph. Fr. v. Hetsch, Eb. v. Wächter, G. Schick, J. H. v. Dannecker, Ph. J. v. Scheffauer.

Stuttgart.

Verlag von Friedrich Bruckmann.

1863.

Druck der K. Hof- und Canzlei-Buchdruckerei von Gebr. Mäntler in Stuttgart.

Seiner Majestät

dem

König Wilhelm von Württemberg

in

tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Vorrede.

Behufs der Einführung des Buchs, das im Wesentlichen sein Inhalt vertreten soll, seien zunächst einige Worte gestattet.

Den unveränderten Abdruck der „kunstgeschichtlichen Skizzen", in der ursprünglichen Fassung der aus bestimmtem Anlaß gehaltenen Vorträge, dürfte der geneigte Leser von selbst zurechtlegen. Leicht wäre es gewesen, das Locale, Zeitliche und Individuelle der Einkleidung zu entfernen und die Vorträge in Aufsätze zu verwandeln. Sollte aber die beibehaltene Einkleidung den Inhalt in Wirklichkeit beschweren?

Nach der Absicht des Herausgebers sind die Vorträge zugleich als Documente der Anstalt zu dienen bestimmt, in deren Räumen sie gehalten wurden; insbesondere sollen sie die Dankbarkeit gegen den hohen Beschützer der letztern bezeugen, mit dessen Namen das vorliegende Buch sich schmücken durfte.

Wie der edle Fürst schon frühe und noch vor dem Antritt der Regierung Seines Landes auf die Pflege der Kunst und des Kunstsinns in diesem Bedacht nahm, das möge der Leser aus der Thatsache, welche unser vierter Vortrag (S. 46) erwähnt, sowie aus der Mittheilung entnehmen, welche einer der von uns zur Veröffentlichung gebrachten Schick'schen Briefe (S. 147) enthält.

Wenn frühe gefaßte Pläne bei der Ungunst der Zeiten zu verhältnißmäßig später Ausführung gelangten, so verdankte doch die vaterländische

Kunst und verdankten die vaterländischen Künstler in den letzten Jahrzehnten ihrem Königlichen Gönner eine desto erfreulichere Förderung, und abgesehen von den hohen Verdiensten Sr. Majestät um die Kunstanstalt des Staates weiß mancher strebsame Jünger der Kunst von der Munificenz des erhabenen Fürsten ein freudiges Zeugniß abzulegen.

Ein Werk der schönen Baukunst, welches Se. Majestät in dem Laufe des letzten Jahrzehnts in der Hauptstadt des Landes errichten ließ, und das ebenso zur Verschönerung der Stadt als zu öffentlichem Nutzen dient („der Königsbau") ist in unserem Buche (S. 306, Anm. **) erwähnt, während andere ähnliche Plane eben jetzt in der Ausführung oder Vorbereitung begriffen sind.

Was der erste unserer Vorträge über die von dem Herzog Carl Eugen von Württemberg gegründete Akademie der Künste und die aus ihr hervorgegangenen bedeutendsten bildenden Künstler *) enthält, von welchen einige, in den beiden folgenden Vorträgen, den Gegenstand einer nähern Betrachtung bilden, dürfte einerseits, bei dem allenthalben, vornemlich durch Schillers Beziehungen zu dem Herzoge rege gemachten Interesse für den letzteren, wie für seine Schöpfungen, zu erwünschter Ergänzung des Bildes von dem vielgepriesenen und vielgeschmähten Fürsten, und andererseits zur Aufklärung über die Leistungen dienen, die die neuere deutsche Bildung nicht allein auf dem Gebiete der Dichtkunst und der Wissenschaft, hauptsächlich der philosophischen, dem schwäbischen Stamme verdankt.

Die zweite, umfassendere Abtheilung unseres Buches betreffend, werden ohne Zweifel die Briefe von Gottlieb Schick als geeignet erscheinen, den Namen dieses gefeierten Bahnbrechers der neueren deutschen Kunst noch um ein Gutes zu erhöhen und auch in weiteren Kreisen seine wohlverdienten Ehren zu sichern. Zum größten Theil vertrauten Charakters, von Rom an die Geschwister in der Heimath gerichtet, bieten sie eine Selbstbiographie, die dem Leser die Erlebnisse des jungen deutschen Künstlers (und unter Anderem die Geschichte seiner Liebe) in der unmittelbarsten und wirkungsvollsten Darstellung vor Augen führt, und schließen Bekenntnisse in sich,

*) Von den Baumeistern zu sprechen lag außer unserm Plane; über Thouret und Fischer vgl. indessen die betreffenden Amerkungen zu S. 306 und 355 des Buches.

welche ebenso die kühnen Gedanken eines edlen und stolzen Geistes, als die sanften oder mächtigen Regungen eines tief empfindenden Gemüthes in unverfälschter Wahrheit enthüllen. Den an die Geschwister gerichteten Briefen gehen andere, an Dannecker, an Schelling, an Frau v. Humboldt zur Seite, die das Bild des genialen Künstlers und liebenswürdigen Menschen zu vervollständigen dienen.

Anders geartet als der feurige und hochstrebende Schick zeigt auch Wächter, diese milde und weiche Natur, den Charakter eines ächten Künstlers, den die hohe Idee von seiner Kunst, die ihm als eine heilige vor Augen steht, hebt und trägt und auch im Mißgeschick aufrecht hält. —

Den vorstehenden, das Vor- oder Fürwort enthaltenden Zeilen mögen einige nachträgliche Bemerkungen und Mittheilungen, zunächst über Wächter, sich anreihen.

Den Druck der Verhältnisse, unter dem dieser edle „Märtyrer der Kunst“, seit der Heimkehr in den Norden, von seinem geliebten Rom aus, litt, mit pietätvoller Theilnahme betrachtend, vermögen wir gleichwohl uns nicht zu verbergen, daß Wächter, indem er bei den Werken seines Pinsels nicht allein die verwerflichen Mittel des Effectes verschmähte, sondern auch die durch edle Motive gesteigerten Forderungen einer künstlerisch geläuterten Darstellung häufig übersah, indem er nicht blos den Ansprüchen einer launenhaften Mode sich versagte, sondern auch dem berechtigten Einfluß einer stetig fortschreitenden Zeit sich verschloß, und indem er endlich aus freiem Willen gleichsam sich außerhalb des vaterländischen Bodens stellte, den er als einen Ort der Verbannung betrachtete — schrieb er doch das sonst gebrauchte Everardo Wächter, pittore sogar in einer Eingabe an die Kunstbehörde des Staates —, bezüglich seines Fortkommens vielfach sich selbst im Wege stund.

Eine ehrende und fördernde Theilnahme schenkte ihm übrigens König Wilhelm, schon vor dem Antritt Seiner Regierung, wie denn Wächter in dem Briefe an Baron v. Uexküll vom 15. Januar 1815 (S. 348) einer Handzeichnung, Psyche, erwähnt, „so der Kronprinz besitzt“. Wenn er ferner in dem Briefe vom 29. Januar 1818 schreibt (S. 351): „gerade in den verflossenen drückendsten Jahren war es, wo ich hier die meisten und für einen Künstler auch anständigen Geschäfte gehabt habe“, so ist ohne Zweifel vornemlich an Aufträge von Seiten des Hofes zu denken. Die Kunstgenossin

und Freundin Wächters, Ludovike Simanowiz *), berichtet sodann in einem Briefe an ihre Schwester aus dem Jahre 1820 (vgl. das Buch: „Ludovike“ 2c., Stuttg. 1847. S. 406): „Unser König kaufte vier Gemälde von Wächter, Uexküll den Sokrates, und ist in Unterhandlung wegen zwei weiterer.“ (Für den Sokrates — vgl. die Briefe des Meisters in unserem Buche, Nr. 15, 16, 33 — bezahlte Uexküll nach ihrer Angabe den Preis von 80 Louisd'ors.)

---

*) Gerne benützen wir den Anlaß, um der liebenswürdigen Künstlerin, welche durch das im Jahre 1793 von ihr ausgeführte Bildniß Schillers, das bedeutendste von allen die Züge des Dichters wiedergebenden Gemälden, den Lesern bekannt und werth ist, ein Wort des Gedächtnisses zu widmen. — Geboren zu Stuttgart im Jahre 1761, als die Tochter eines Regimentsarztes, Reichenbach, zeigte Ludovike (Kunigunde Sophie Ludovike) schon in früher Jugend Anlage und Neigung zur Malerei und genoß zuerst in der Heimath den Unterricht Guibals, um sodann auf der hohen Schule zu Paris, und zwar unter der Leitung des tüchtigen Meisters Jean Bestier, sich besonders im Porträtfache zu vervollkommnen. Im Jahre 1789, nach dreijährigem Aufenthalt an der Seine, in die Heimath zurückgekehrt, vermählte sie sich im folgenden Jahre mit dem Hauptmann Simanowiz, dessen Vater, ein geborner Ungar, zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Württemberg Militärdienste genommen und die Stelle eines Rittmeisters erlangt hatte. Schon in ihrem sechzehnten Jahre mit Simanowiz verlobt war sie dreizehn Jahre im Brautstand geblieben, bis die dienstliche Stellung des Bräutigams, welcher jetzt erst zum Compagniecommandanten vorgerückt war, die eheliche Verbindung erlaubte. Auf's Neue führte sie indessen im zweiten Jahre ihrer Ehe die Liebe zur Kunst, mit der Einwilligung des Gatten, nach Paris, wo sie nunmehr bis zum Sommer des Jahres 1792 verweilte und um diese Zeit von den Stürmen der Revolution vertrieben, zunächst sich genöthigt sah, in der Normandie eine Zufluchtstätte zu suchen. Von hier in die Heimath zurückgekehrt lebte sie fernerhin den Pflichten der Hausfrau und Gattin, von dem Jahre 1799 an vor Allem der Pflege des um diese Zeit von einem Nervenschlag gerührten und seitdem an den Füßen gelähmten Gatten sich widmend, in freien Stunden aber auch noch jetzt die geliebte Kunst, wie in früheren Tagen, übend. Noch 28 Jahre lebte ihr Gatte; ihr eigener Tod erfolgte 10 Wochen nach dem seinen, in Ludwigsburg, ihrem langjährigen, nur vorübergehend mit Stuttgart vertauschten Wohnorte. Seelenvoll, wie sie selbst, war ihre Kunst, von welcher zahlreiche Proben, in dem Buche „Ludovike“ von der Hand eines verständigen Kunstfreundes beschrieben, noch gegenwärtig in der stillen Wohnung ihrer hochbetagten, zu Stuttgart lebenden Schwester sich aufgestellt finden. — Von Wächter, der die Bekanntschaft Ludovikens in der Hauptstadt Frankreichs, zur Zeit ihres ersten dortigen Aufenthalts, gemacht hatte und nach ihrem Abgange noch länger daselbst zurückblieb, sind zwei, an die Freundin in der Heimath gerichteten Briefe aus Paris in dem angeführten Buche zum Abdruck gebracht (S. 29 ff.), von denen der eine durch die Freiheitsbegeisterung des jungen Künstlers, der andere dagegen durch den Ausdruck eines demüthig-bescheidenen, mit Mangel an Vertrauen in die eigenen Kräfte verbundnen Sinnes sich charakterisirt. Ein geistvolles Bildniß Wächters, von Ludovike zur Zeit ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Paris gemalt und den Künstler in der Tracht jener Tage, mit der tricoloren Cocarde am Hute darstellend, befindet sich im Besitze der zu Stuttgart wohnenden Töchter Wächters.

Von der Königlichen Regierung zum Mitgliede verschiedener künstlerischer Commissionen in dem Zeitraum von 1817—1829 berufen, war Wächter seit dem letzteren Jahre erstes Mitglied der nunmehr collegialischen Königlichen Direction der Kunstschule, obgleich mit der Schule als Lehrer nur in lockerem Verbande stehend, den er selbst nicht straffer gezogen wünschte, daher ihm auch die Erhöhung seiner Pension von 500 fl. (vgl. S. 345, g. E.), die er jetzt als Gehalt bezog, von dem K. Ministerium versagt blieb, bis im Jahr 1839 eine höchste und unseres Wissens nicht durch die Initiative des betreffenden Departementschefs veranlaßte Entschließung Sr. Majestät des Königs (der bereits acht Jahre zuvor den Verdiensten des Meisters durch Verleihung des persönlich adelnden Kronordens die höchste Anerkennung hatte zu Theil werden lassen) den Gehalt auf die Summe von 900 fl. erhöhte, welchen Ehrengehalt der würdige Veteran bis zu seinem im neunzigsten Lebensjahre, den 14. August 1852, erfolgten Tode bezog. Für die anzulegende Staatsgalerie war bereits im Jahre 1836 der „Hiob" zu dem Preise von 236 Louisd'ors erworben worden, außer welchem Hauptbilde des Meisters die Staatssammlung in der Folgezeit noch zwei weitere Gemälde, mythologischen Stoffs, in sich aufnahm (S. 11).

Die in unserem ersten Vortrage (a. a. O.) über die Gleichgültigkeit und den Stumpfsinn des vaterländischen Publikums, einem Meister von Wächters Bedeutung gegenüber, geführten Klagen sind wir keineswegs zu widerrufen gemeint. Ein Symptom des allmählig in weiteren Kreisen auch auf württembergischem Boden erwachenden Kunstsinns war indessen die im Jahre 1827 erfolgte Gründung des Kunstvereins, und die Rücksicht, die der letztere dem Veteranen der vaterländischen Kunst eine Reihe von Jahren hindurch widmete, darf um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen nicht unverschwiegen bleiben. *)

---

*) Einiges Interesse hat vielleicht ein von Angabe der Preise begleitetes Verzeichniß der Werke, die der württembergische Kunstverein in dem Zeitraum von 1827—1845 von Wächter erkaufte:

		Preis			Preis
1827—30.	Cimon im Gefängniß (nach dem Tode seines Vaters)	880 fl.	(1827—30.)	Der Friede . . .	660 fl.
			1831—32.	Humanitas . . .	462 fl.
				Madonna	400 fl.
	Der Fluß-Gott Meles	198 fl.	1832—33.	Die Hekuba . . .	550 fl.

Wenn Wächter einer oben gegebenen Andeutung zufolge nach der Wiedererrichtung einer Kunstschule zu Stuttgart sich sträubte, als ordentlicher Lehrer an derselben zu wirken, so war dabei das Vorurtheil gegen Akademieen und Kunstschulen im Spiele, das in mehrfachen Aeußerungen seiner Briefe (vgl. S. 344, 359) zu Tage tritt. Noch energischer machte der lebhafte Schick seiner Antipathie gegen diese „Kunstställe, Treibhäuser" ꝛc. in einem der beiden Briefe an Schelling (Nr. 99, S. 247 ff.) Luft. Und wie sollten wir über das Urtheil und die Stimmung der beiden Meister uns wundern? Ihnen schwebte die Erinnerung an die Akademieen des verflossenen Jahrhunderts vor, jene Anstalten, welche für die Behandlung gewisser conventioneller, dem Künstler innerlich fremder Stoffe eine traditionelle Technik mechanisch fortpflanzten *). Daß die Schuld nur an den Lehrern oder vielmehr an der Zeit,

---

		Preis
(1832—33.)	Allegorie	396 fl.
1833—34.	Maria und Johannes am Grabe Jesu . .	550 fl.
1834—35.	Hero und Leander .	462 fl.
1836—37.	Hymen und Amor .	200 fl.
1837—38.	Anakreon	132 fl.
1839—42.	Der Nachen des Charon	352 fl.
	Zeichnung in Form einer Denkmünze . .	55 fl.
1842—45.	Sculptur und Malerei, 2 Zeichnungen .	165 fl.
	Tuschzeichnungen, bezüglich auf die württ. Verfassungsurkunde .	40 fl.

Nach Wächter: radirte Blätter, Cornelia und Cato major, von Rahl, je 800 Exemplare.

*) Daß innerhalb gewisser Schranken auch in jenen Zeiten ein Unterschied der Schulen und der Lehrer Statt fand, bedarf nicht erst des Beweises; und hätte der jüngere Schick überhaupt und der ältere Wächter eine längere Zeit, als es nach seiner eigenen Aeußerung (in dem Briefe Nr. 31, S. 363) der Fall war, den Unterricht des (in unserem ersten Vortrage, S. 5—7 geschilderten) Guibal genossen, so hätte die eigene Erinnerung ohne Zweifel ihr Urtheil gemildert. Welch' hohe Schätzung dieser geistvolle Künstler und treffliche Lehrer in dem Lande genoß, das für ihn zur zweiten Heimath geworden war, davon zeugt — um von Schubarts Gedichte „An Guibal", Ges. Schriften IV, S. 270 f., zu schweigen — das „Fragment einer Hymne, bei Nikolaus Guibals Grabe" [1784], von dem Altersgenossen und Nebenbuhler Schillers, Gotthold Fr. Stäudlin verfaßt (s. dessen Gedichte, Bd. 1, S. 113—123). Eine schriftstellerische Arbeit aus Guibal's Feder ist sein Eloge de Nicolas Poussin. Lu à l'Assemblée de l'Acad. Roy. de Peinture et Sculpture, au Louvre, le 4 Oct. 1783. A Paris 1783. Die dichterische Anlage des vielseitig begabten Mannes bezeugen die in seiner Muttersprache geschriebenen (und handschriftlich in dem K. Haus- und Staatsarchive zu Stuttgart aufbewahrten) Entwürfe von Festspielen, zur Feier des Geburtstages der Herzogin Franciska, welcher festlich begangene Tag, wie wir wissen, auch Schiller Gelegenheit gab, seine jugendlichen Kräfte in leichtem dramatischem Spiel zu erproben. — Als Zeugnisse der künstlerischen Befähigung Guibals sind auch Tafelgemälde in verschiedenen Kirchen Württembergs (wie Zwiefalten und Weingarten) erhalten.

nicht an der Einrichtung oder inneren Natur der Akademieen lag, das bewies nicht lange nach dem Tode Schicks jene Düsseldorfer Schule, die unter Cornelius' Leitung so herrliche Blüthen trieb.

Aber freilich, zwischen Meister Cornelius und den Akademikern der Zopfzeit, welch' reiche Entwicklung auf dem Boden der deutschen Kunst, wie auf dem Felde der deutschen Geistesbildung im Allgemeinen liegt in der Mitte!

Den Zusammenhang der verschiedenen Gebiete zu übersehen vermag selbst der Künstler nicht, der sich auf dem Boden seiner Kunst zu isoliren geneigt ist. Die geistvollere Auffassung und edlere Verwerthung der endlich der Mißhandlung der Pedanterie und dem Mißbrauch der Frivolität entzogenen antiken Litteratur und Kunst, die Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, die Vertiefung des Gedankens, die Verfeinerung des Geschmacks, diese Errungenschaften der neuen Epoche auf dem Felde der Wissenschaft und der Dichtkunst konnten nicht verfehlen, ihre Rückwirkung auf die bildende Kunst zu üben. Nehmen wir hiezu das zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durch den Druck der Fremdherrschaft herbeigeführte Erwachen des nationalen Geistes, die dem Ernst und der Noth der Zeiten verdankte Belebung des religiösen Gefühls und die eng mit beiden Erscheinungen zusammenhängende gerechtere, bald zur Bewunderung fortschreitende Würdigung des Mittelalters, so sind alle Elemente bezeichnet, aus denen von Seiten der Idee die Erneuerung der deutschen Kunst zu begreifen ist. Herrscherin bleibt aber auch im Gebiete der Kunst die Idee; denn der geistige Inhalt schafft sich die Form, und nur dann, wenn der Künstler von geistigem Inhalt erfüllt ist, wird auch für die Mittel der Darstellung das Studium der Natur wie der classischen Vorbilder sich fruchtbar erweisen.

Unter Einflüssen wie die vorgenannten erwuchsen Meister wie Carstens, Wächter, Schick*), Overbeck, Cornelius. Die besondern Elemente, die bei

---

*) Ueber Carstens und die Einwirkung desselben auf Schick, welchem freilich nicht mehr vergönnt war, den persönlichen Umgang des älteren Meisters zu genießen, mögen die Worte des in einem der Schick'schen Briefe (Nr. 62, S. 174) erwähnten Kunstfreundes und Forschers, C. F. v. Rumohr (vgl. dessen „Drei Reisen nach Italien", Leipzig 1832, S. 116) eine Stelle finden: „Ich machte mich bekannt mit den Künstlern unserer Nation. Carstens hatte bereits seine Werkstätte geschlossen, lebte indessen im Andenken der Zeitgenossen fort, welche von ihm Verschiedenes aufbewahrten und vorzeigten, von ihm mit

jedem von ihnen, sey es einzeln oder mehrere vereinigt, sich als wirksam erwiesen, an dem Faden der von ihnen hervorgebrachten Werke zu verfolgen kann an diesem Ort nicht versucht werden. Genug, daß sie innerlich erfüllt von dem Bildungsstoffe ihrer Zeit und den herrschenden Anschauungen und Stimmungen, diese aber frei in sich verarbeitend und eigenthümlich ausprägend, ihre Werke von innen heraus schufen und sich selbst in ihren Schöpfungen wiedergaben.

Wundern wir uns nun aber, wenn ein leiblicher Vater, der im leiblichen Kinde sein eigenes Abbild erkennt, dieses Abbild mit stolzer Freude betrachtet? Und können wir uns wundern, wenn dasselbe in Bezug auf einen geistigen Vater und geistige Kinder gilt? Der Wiedergabe und Darstellung des eignen Selbst geht bei wahrhaft inspirirten Meistern ein Selbstbewußtseyn zur Seite, das freilich bei solchen Künstlern fehlt, welche nur überkommenen Stoff mit überkommenen Mitteln der Darstellung wiedergeben. — Hermann Grimm, in dem Abschluß seines Werkes über Michel Angelo, sagt in Beziehung auf Carstens (II, S. 532): „Zum ersten Male bricht aus einer Künstlerseele ein Strahl des Stolzes wieder hervor, den Michel Angelo fühlte.“ Er beruft sich auf den Inhalt eines Briefes an den preußischen Minister von Heinitz, den Carstens' Lebensbeschreibung von Fernow mittheilt. Welch kräftigeres Zeugniß für dieselbe Thatsache in Beziehung auf Schick aber bieten die Briefe des letzteren!

Um den Bildungsstoff der Zeit in sich aufzunehmen, mußten freilich jene Meister — und nicht erst als Meister — litterarischen und wissenschaftlichen Studien Raum neben der künstlerischen Praxis gewähren. Wenn ein schwereres Hemmniß für den Aufschwung der Kunst nicht zu denken ist, als der Wahn, daß der Künstler vollendet sey, wenn er akademisch richtig zu

Ehrfurcht erzählten und meldeten. Sein großes Talent erschien mir als ein bildnerisches; auch gibt es ein Modell von seiner Hand in gehärtetem Thon, eine weibliche Figur, deren Abgüsse sehr verbreitet sind. Ein Wunder, daß er nicht an Fernow's Grillen darauf gegangen ist; doch mögen sie ihm das Leben verkürzt haben. Von seinen Zeitgenossen waren zu Rom noch übrig Joseph Koch und Thorwaldsen. Schick war später hinzugekommen, allein gleichfalls tief durchdrungen von derselben Verehrung für Carstens, dessen erwähntes Thonmodell damals in seinen Händen war. Zu ihm hielt sich Friedrich Tieck, dessen vortreffliches Talent im Musiksaale des Königl. Schauspielhauses zu Berlin und an vielen andern Stellen sehr glänzend sich angezeigt hat.“

zeichnen, seine Farben zu behandeln, seinen Pinsel zu führen und ein Bild zu „arrangiren" gelehrt werden, so sollte die Gelegenheit öffentlicher Schulen nicht unbenützt bleiben, um ebenso für die geistige, wie für die technische Ausbildung der Kunstjünger Sorge zu tragen, damit nicht die letzteren beim Austritt aus der Schule, in der sie das Wie gelernt, rathlos der Frage des Was gegenüber stehen. Doch — sollte der praktische Künstler sich nicht auch hierin zu helfen wissen? Einen Stoff zu erfragen besitzt man ja gute Freunde, und findet man bei diesen keinen Rath, so ist es immer noch Zeit, ein paar Bücher zu durchblättern; nur habe der Suchende Acht, daß der Gegenstand das Verwenden effectvoller Motive und vor Allem das Anbringen brillanter oder origineller Costüme gestatte.

Im Ernste gesprochen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß ein künftiger Historienmaler nicht das Malen allein, sondern auch die Historie zu lernen habe. Der Genremaler ferner, wie kann er die ihm nöthige Kenntniß der menschlichen Natur durch die bloße Beobachtung der nächsten Umgebung gewinnen? Durch das Studium der Geschichte wie durch die Lectüre der classischen Dichter gebildet wird er auch für die Erscheinungen des Lebens und der Gegenwart ein helleres Licht und ein schärferes Auge, bei erweitertem Gesichtskreis, gewinnen. Wenn erst die geistige Bildung der heranwachsenden Künstler durch sorgfältigere Pflege des wissenschaftlichen Unterrichts in unsern Akademieen und Kunstschulen gehoben würde, dann wäre in Zukunft nicht in gleichem Maße wie derzeit der Mangel an Geschichtsbildern und vollends an bedeutenden, und dagegen der Reichthum an Genrebildern zu beklagen, deren Meister uns trostlose Trivialitäten, wenn nicht leidige Frivolitäten vor das Auge führen. In unsern Ausstellungsräumen wird freilich das Fach des Genre noch durch dasjenige der Landschaft überwuchert, und sollte dieses Mißverhältniß nicht gleichfalls in der niedrigen Durchschnittsbildung unserer Künstler seinen Grund haben? Und doch, wie vermag selbst der Landschafter ohne geistige Bildung die Natur in ihrer innern Beziehung zum Geiste zu erfassen und über die Vedute sich erhebend ein Stimmungsbild oder gar ein historisches Landschaftsbild zu schaffen? *)

---

*) Daß der Bildhauer, bei dem engeren Kreise seiner Stoffe, der geistigen Bildung nicht eher als der Maler sich entschlagen könne, bedarf keiner besondern Ausführung.

Wie nach der Seite der Wissenschaft die Kunstschulen auf Erweiterung der Mittel ihres Unterrichts, so sollten sie, wie uns ferner bedünkt, nach der Seite des Gewerbes auf Erweiterung ihrer Ziele bedacht seyn und insbesondere durch Aufnahme des Zeichnens und Modellirens von Ornamenten in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände nicht allein dem Kunstgewerbe unmittelbar zu dienen suchen, sondern auch, indem sie demselben persönliche Kräfte zuführten, die höheren Kunstfächer vor unberufenen Jüngern und diese vor dem Einschlagen einer aussichtslosen Laufbahn bewahren.

Zu dem Vorstehenden fügen wir einen frommen Wunsch, dessen Erfüllung vielleicht in einer nähern Zukunft liegt, als der Kleinglaube voraussetzt. Wenn günstige Zeichen nicht trügen, so dürfte die Anschauung von der Kunst als einem wesentlichen Elemente der nationalen Cultur, und im Zusammenhang mit dieser Anschauung die Erkenntniß von der Wichtigkeit öffentlicher Aufgaben für die Kunst, und die Ueberzeugung, daß der Staat nicht bloß Künstler heranzubilden, sondern auch zu beschäftigen, und nicht um ihrer selbst willen, sondern im Interesse des Volks und der ethisch-ästhetischen Bildung des Volks zu beschäftigen die Pflicht habe, nicht allein in den Kreisen der Kunstfreunde, die nur ihre Wünsche zu äußern vermögen, sondern ebenso in den maßgebenden Kreisen sich mehr und mehr Bahn brechen. —

Für einen Nachtrag zu dem gegenwärtigen Buche hatte anfänglich der Herausgeber Verzeichnisse der Werke der bedeutendsten, in Frage kommenden Künstler bestimmt. Da indessen die Aufgabe vollständig doch nicht zu lösen war, und außerdem die Rücksicht auf den Raum eine Beschränkung forderte, so mögen wenige nachträgliche Mittheilungen, zunächst über Gemälde und Zeichnungen Schicks, eine Aufnahme an dieser Stelle finden.

Im Eigenthume des Sohnes, Herrn Julius Schick zu Stuttgart, sind außer der Original-Skizze des träumenden Christusknaben *) — vgl. S. 265, 311 — und dem unvollendeten, die Verlobung der heil. Catharina mit dem Christuskinde darstellenden Gemälde (das wir in der Note zu S. 265 mit Unrecht in die letzte Zeit des Meisters setzten; es wurde nach

---

*) Auf der Ausstellung zu München vom Jahre 1858 befand sich eine Copie dieser Skizze, welche seiner Zeit von dem Schwager des Meisters, Trajano Wallis (vgl. S. 355), für den Freiherrn v. Uexküll gefertigt oder wenigstens von diesem erworben wurde.

einer Mittheilung des Sohnes nicht lange nach der eigenen Verlobung des Künstlers begonnen, aber später nicht vollendet, weil die Composition ihren Urheber selbst nicht befriedigte) an sonstigen Gemälden und gemalten Skizzen des Meisters zur Zeit noch verschiedene Arbeiten, und zwar aus dessen früherer Jugend unter Anderem das Bildniß des Vaters (vgl. S. 23) und der erste aus dem 18. Jahre stammende Entwurf eines Apollo unter den Hirten, aus der Zeit seines Aufenthalts in der Heimath nach der Rückkehr von Paris zwei weitere Familienporträts, und aus der römischen Periode die Skizze zu „David vor Saul", nebst zwei anderen, die nicht zur Ausführung kamen („Maria mit dem Jesuskinde" und „Dante und Virgil"), sowie endlich eine Abendlandschaft, zu welcher das Gegenbild in Thorwaldsens Besitz gelangte.

Ein Bildniß Danneckers, von seinem Schüler und Freunde Schick im Jahr 1799 gemalt, ist im Besitz der verwittweten zweiten Gattin des erstgenannten, ein Bildniß der ersten Gattin — dasselbe, welches Schick in dem Briefe Nr. 100, S. 252 erwähnt — in dem der Frau Jäger zu Frankfurt am Main, einer Tochter des Kupferstechers Friedrich Müller, aus dessen Ehe mit einer Tochter von Gottlob Rapp (vgl. S. 98), welche letztere als Nichte der ersten Gattin Danneckers in dessen Hause erzogen ward. Von diesem zweiten Bildnisse ist übrigens ein erstes Exemplar, das der Meister nicht völlig ausführte, weil die Leinwand ihm nicht genehm war, vorhanden, als Eigenthum der Wittwe Danneckers.

Noch sind wir über das kleine, von Schick in einem Briefe aus dem Jahre 1809 (vgl. S. 311) zugleich mit dem „Traume des Christuskindes" erwähnten und kurz vor dem letzteren gemalte Bildchen „Faust's Höllenfahrt", eine Rechenschaft schuldig.

Achteckig und 8″ 8‴ breit, 6″ 4‴ Linien hoch, zeigt dasselbe den zur Hölle Geführten, in den Lüften schwebend und von vier Teufeln (worunter ein weiblicher) getragen, während andere zwei ihn an Seilen in die Tiefe ziehen; hinter und über ihm gewahren wir Mephistopheles, wie er sein Opfer mit höhnisch grinsendem Ausdruck betrachtet; zur Linken erhebt sich der Faust-Thurm, durch dessen durchbrochenes Fenster der Verdammte entführt ist, zur Rechten dagegen der Thurm einer Kirche mit dem Kreuz auf der Spitze; durch Wolken hindurch wird die Sichel des Mondes sichtbar. Auf ein Auge, das nur schöne Formen verlangt, eher abstoßend als anziehend

zu wirken geeignet, ist das Bild, was die Zeichnung und Charakteristik betrifft, seines Meisters würdig und beweist auch in seinem Theile dessen vielseitiges und reiches Talent.

Von Handzeichnungen Schicks besitzt die Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen im K. Museum eine kleinere, und der Sohn, Herr Julius Schick, eine größere Anzahl. Von den im K. Museum befindlichen nennen wir zunächst eine größere Composition (von 15 Figuren), die den Tod des Sokrates darstellt und wahrscheinlich der Zeit des Pariser Aufenthalts angehört; ein zweites Blatt zeigt die Venus auf Wolken stehend, indem sie den Sohn auf die bei ihren Schwestern unter einer Baumgruppe sitzende Psyche hinweist; zwei andere figurenreiche Zeichnungen stellen die Flucht der Clölia und ihre Gefährtinnen, in zwei verschiedenen Momenten, dar. Wenn das zweite Blatt bereits die völlige Emancipation von der Weise der David'schen Schule zeigt, so läßt vollends das dritte und vierte den herangereiften, selbstständigen Meister erkennen.

Aus dem Besitze des Sohnes erwähnen wir, abgesehen von Studien und Skizzen zu mehreren der bekannten Gemälde *): 1) der blinde Oedipus (mit verbundenen Augen), in Begleitung seiner Tochter Antigone aus Theben flüchtend; 2) David, mit dem Haupte Sauls in Jerusalem einziehend; 3) der Christusknabe, mit seinen Eltern am Mahle sitzend und mitleidig einem eintretenden armen Wanderer eine Gabe reichend (die Behandlung genrehaft); 4) eine Pietas; 5) die Madonna thronend, mit dem stehenden Christusknaben, der in der Linken das Kreuz hält; den Hintergrund bildet ein Sternengewölbe; 6) Entwurf eines Schlachtenbildes (Costüme und Waffen des einen Theils der Krieger antik; die Scene nordisch, durch Tannenbäume charakterisirt — eine Hermannsschlacht?); 7) ideale Landschaft, mit historischer Staffage (Begegnung des heimkehrenden Jakob mit Esau); 8) Sturmbewegte Landschaft, mit der Staffage von zwei Reitern, die sich entsetzt nach einem vom Blitz Erschlagenen, unter einem Baumstamme Liegenden umschauen. Außerdem die Sündfluth nach Michel Angelo in 5 Blättern, nebst den Skizzenbüchern des Meisters.

*) Eine Zeichnung betreffend, von der sich ein Stich in dem „Taschenbuch für Damen" befindet, vgl. S. 307, Anm. **)

Von den Gemälden Wächters ist die Mehrzahl in unserem ersten Vortrag (und ob. in der Note S. IX f.), sowie in den Briefen des Meisters erwähnt; zur Ergänzung mag auf Naglers Künstlerlexikon, Bd. XXI, S. 37 ff., welches freilich auch seinerseits der Vollständigkeit ermangelt, verwiesen seyn. Handzeichnungen desselben Meisters (neun an der Zahl) bewahrt die K. Kupferstichsammlung, während andere in der ehemals v. Uexküll'schen Sammlung zu Carlsruhe, im Besitze der Töchter des Meisters zu Stuttgart, in dem der Frau Dr. Dreifuß daselbst, sowie anderer Privaten sich befinden.

Von Hetsch seien nachträglich (zu S. 9, 10) noch folgende Gemälde erwähnt, und zwar aus der römischen Geschichte: die Gefangennehmung und Verurtheilung des Julius Sabinus (zwei Scenen, von dem Meister je zweimal ausgeführt; die eine Ausführung gestochen von J. P. Pichler), und aus dem biblischen Kreise: die Findung Mosis (radirt, wie es scheint von der Hand des Malers); die Trauung des jungen Tobias*); die Erweckung des Jünglings von Nain; die Segnung der Kinder durch den Heiland.

Die Bildhauer Dannecker und Scheffauer und zunächst den erstgenannten betreffend, so erschienen bekanntlich die Werke desselben, „in einer Auswahl, mit einem Lebensabriß des Meisters, herausgegeben von Carl Grüneisen und Theodor Wagner," Hamburg [1838]. Zur Ergänzung dieser Publikation mögen etliche, weder unter die gegebenen Umrisse aufgenommenen noch auch in dem Texte des Lebensabrisses erwähnten weiteren Werke des Meisters, wenn auch großen Theils Skizzen, genannt sein.**) An erster

---

*) Auf Bestellung der Herzogin Franciska zu Würtemberg für Lavater, aus Anlaß der Trauung von dessen Sohne, im Jahre 1789 gefertigt; vgl. „Joh. Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermanne Georg Geßner" Bd. III, S. 142. — Die in Oel auf Papier gemalte Skizze des Bildes befindet sich nebst anderen gemalten Skizzen und zahlreichen Handzeichnungen Hetschs in der K. Kupferstichsammlung.

**) Im Umriß gibt die Auswahl der Werke u. A. eine Skizze in gebranntem Thon zu einem Grabmal, und zwar mit der Bezeichnung (vgl. S. 8, Nr. 14): „Glaube, Liebe, Hoffnung", und mit eben derselben hat neuerdings das zu Stuttgart erscheinende „christliche Kunstblatt" 1861, Nr. 15 und 16, S. 119 f., die Skizze im Holzschnitte wiedergegeben. Von dem mangelnden, bekannten Attribute der Liebe abgesehen spricht indessen auch die eine der drei Figuren, als männliche, gegen die vorausgesetzte Intention des Künstlers. Die richtige Bezeichnung des aus dem Geiste der Zeit, in der das Werk entstund, zu begreifenden Motives gibt die im „Württembergischen Taschenbuch auf das Jahr 1806" (Ludwigsburg, bei Fr. Nast) enthaltene, von „Christmann" (ohne Zweifel Joh. Fr. Christmann, geb. zu Ludwigsburg 1752, und seit 1784 Pfarrer zu Heutings-

Stelle das Modell einer colossalen Statue des Hektor, der den Paris schilt (zu Anfang des Jahrhunderts entstanden; vgl. Wielands Teutschen Merkur 1803, Stück 7, S. 235), welche Bildsäule aus dem ursprünglichen Orte ihrer Aufstellung, dem K. Zeughause zu Ludwigsburg, später in die plastische Sammlung des K. Museums übertragen wurde. Im Besitze des letzteren befinden sich sodann vier Thon-Skizzen (geschenkt von Sulpiz Boisserée): Paris, den Bogen prüfend, und Achilleus, der unter den Töchtern des Lykomedes entdeckt sich seiner Weiberkleidung entledigt, welchen Einzeln-Figuren zwei Gruppen zur Seite stehen: Delphin, mit dem Leichnam eines Knaben, und Amor und Psyche. Drei dieser Skizzen sind von Schick in seinen Briefen erwähnt: die beiden Einzel-Figuren S. 91 und 103, und die zweite der Gruppen S. 79, 91, 131, 187. Wäre dem Herausgeber die hohe, von Schick dieser Gruppe gewidmete Schätzung zur rechten Zeit bekannt oder erinnerlich gewesen, so hätte er die andere, als Beigabe zu dem Buche gewählte zurückzustellen gerne sich entschlossen, obgleich auch der wirklich gegebenen, bei der Originalität der Idee und der Anmuth der Ausführung, der Beifall des Beschauers nicht mangeln wird.

Aus dem reichen, im Eigenthum der Wittwe befindlichen künstlerischen Nachlaß des Meisters erwähnen wir zunächst drei Skizzen zu Grabmonumenten, und zwar: 1) für Gotthold Ephraim Lessing († 1781), 2) für den Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig, G. J. Zollikofer († 1788), und 3) für den als Mechaniker berühmten württembergischen Geistlichen, Phil. Math. Hahn († 1790). Die Form des Lessing-Monumentes ist ein Pfeiler, mit Medaillon-Porträt an der Vorderseite; auf der obern Fläche

---

heim bei Ludwigsburg; vgl. J. J. Gradmann, „das gelehrte Schwaben", Ravensburg 1802, S. 79—82) verfaßte Biographie unseres Künstlers, die im beigegebenen Verzeichniß der Werke die in Rede stehende Skizze (S. 187) mit den Worten beschreibt: „Ein Grabmal für trauernde Aeltern, die Hand in Hand in dem Schooße der Religion ihren Trost finden" ꝛc. (Hiemit übereinstimmend die Angabe in J. G. Meusel's „Teutschem Künstlerlexikon", 2. Aufl., Bd. I, Lemgo 1808, Art. Dannecker, S. 155.) Der Besteller des Monuments, das aber niemals in größerem Umfang zur Ausführung gekommen, war laut des im christlichen Kunstblatt dem Holzschnitte beigegebenen Textes der in unserem Buche mehrfach (vgl. S. 316, Anm. **) erwähnte Consistorialdirektor Ruoff in Stuttgart; ein zweites, gleich dem ersten erhaltenes Exemplar hat indessen der Meister noch im ersten Jahrzehent des Jahrhunderts dem ehemaligen, den Lesern durch seine Beziehung zu Schiller bekannten Professor an der Carls-Schule und späteren Prälaten Abel gewidmet.

steht eine Schaale; an den Stufen gewahrt man zwei trauernde weibliche Figuren, deren einer der Künstler einen Lorbeerkranz in die Hand gegeben, während ihr zur Seite eine Leyer an den Pfeiler gelehnt ist; die andere hat auf ihre Kniee eine Rolle gelegt, und eine zweite solche liegt auf dem Sockel, der Figur zur Seite. Die Bezeichnung des „Lessing-Monumentes" beruht indessen nur auf einer mündlichen Tradition, denn ein Name ist dem Bildniß nicht beigefügt, dem die Eigenschaft der Aehnlichkeit keineswegs bezeugt werden kann; zu einem treuen Porträt mögen freilich dem Künstler die Mittel gemangelt haben. Aehnlich componirt (in der Form von Obelisken, mit je zwei trauernden weiblichen Figuren auf den Stufen) sind die beiden andern Monumente. Ausgeführt wurde übrigens ein Grabdenkmal für Zollikofer von Scheffauer, im Auftrag der Herzogin Franziska zu Württemberg. Umgekehrt ließ der verewigte König Friedrich für das Grabdenkmal des im Jahre 1801 verstorbenen Grafen von Zeppelin eine Bildsäule, die trauernde Freundschaft, durch Dannecker ausführen *), während das Modell eines ähnlichen Monumentes, von Scheffauers Hand, sich im Eigenthum der gräflichen Familie im Schlosse zu Aschhausen befindet.

Gleichfalls im Besitze von Danneckers Wittwe ist die Skizze eines Denkmals auf den Tod der Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des nachmaligen Kaisers Franz, einer gebornen Prinzessin von Württemberg, welche schon in ihrem 23. Jahre (1790) in ihrem ersten Wochenbette starb. Die Erzherzogin, sterbend in dem Arm ihres Gemahls, hat das Kind auf dem Schooße; die Inschrift des Piedestals lautet: non omnis moriar; linquo tibi filiam.

Aus demselben Besitze seien ferner die folgenden Modelle oder Abgüsse erwähnt: eine Büste des Meisters selbst (aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts); ein Medaillon-Porträt des Landschaftsmalers Harper; eine Büste der Sappho; ein Candelaber mit dem Amor, der, gehalten von den Grazien, Oel in die Lampe gießt, und endlich aus der späteren Periode des Meisters zwei Basreliefs, Amor und Psyche, mit Inschriften von Danneckers Hand, und zwar auf der Rückseite des einen: „Amor fliegt vom Olymp auf die Erde herab; in der Rechten hält er den Donnerkeil und in der

*) Eine Abbildung der (nicht lange nach seiner Vollendung in Wielands „Teutschem Merkur", 1806, St. 4, S. 294—298 besprochenen) Statue gibt die „Auswahl der Werke" unter Nr. 8.

Linken den Palmzweig; der Adler des Jupiter unterstützt ihn im Fluge. Dannecker fec. 1823, 23. Dec.", und auf der Rückseite des andern: „Psyche fliegt von der Erde mit Sehnsucht und Bewunderung zum Olymp; ein Schwan folgt ihr nach. Dannecker 1822, 10. Dec." Von diesen beiden Compositionen soll die erste genau ein Gesicht, das der Meister im Traume hatte, wiedergeben.

In die Frühzeit des letzteren gehört eine Arbeit mehr dekorativen Charakters: die Figur einer Opferdienerin mit Fackel, von welcher in neuerer Zeit mehrere Abgüsse im Saale des K. Badgebäudes in Teinach zur Aufstellung kamen. Ob die auf dem Vorplatz desselben Gebäudes in Nischen aufgestellten Vestalinnen gleichfalls von Dannecker und nicht etwa von Scheffauer gearbeitet seien, vermögen wir mit Sicherheit nicht zu bestimmen.

Im Eigenthum der betreffenden Familien befinden sich die der Hand des ersteren verdankten Büsten des im J. 1802 verstorbenen Componisten Jos. Rudolf Zumsteeg und des zwei Jahre später verstorbenen Freiherrn August von Taubenheim (von welcher letzteren neuerdings die öffentliche plastische Sammlung, die schon früher die Büste von Zumsteeg besaß, einen Abguß als Geschenk erhielt).

Das Gypsmodell einer Statuette der Viktoria, die einen Schild mit dem Medaillon-Porträt des Erzherzogs Karl von Oesterreich trägt, zur Erinnerung an den Sieg bei Stockach (25. März 1799), besitzt Herr Hauptmann Seubert zu Stuttgart.

Ein besonderes Interesse gewährt aber noch der im Jahre 1814 von Dannecker gefertigte Entwurf eines Denkmals auf die Leipziger Schlacht, der im Jahre der fünfzigjährigen Jubelfeier des Siegs an eine nicht gelöste Aufgabe mahnt *).

---

*) Einen auf denselben bezüglichen Aufsatz, welchen ohne Zweifel der Schwager des Meisters, der spätere geheime Hofrath Rapp verfaßte, enthält das Morgenblatt vom Jahre 1814, Nr. 167: „Wird Deutschland nicht auch Denkmale seiner neuesten wichtigen Zeit erhalten? Nebst einer Kupfer-Beilage: Entwurf zu einem Denkmal der großen Riesenschlacht, welche 16., 18. und 19. Oktober in der Umgegend von Leipzig der französischen Armee von den alliirten Mächten geliefert wurde. Erfunden von Professor v. Dannecker, K. württembergischem Hof-Bildhauer, Mitglied der Kaiserl. Akademie der bildenden Künste in Wien ꝛc." Diesem Aufsatze möge die nachstehende Beschreibung des Entwurfes entlehnt sein:

Auf einem weiten ebenen Platz erhebt sich eine breite Erhöhung von fünf Stufen. In der Mitte steht ein Piedestal und auf demselben eine Ehren-Säule. — Alles dieses

Ein Meister der Feder wie des Meisels, in ähnlicher Weise wie sich Schick in der Führung des Pinsels und der Feder bewährt, war der Lehrer und Freund des letzteren nicht. Charakteristische Briefe, welche ebenso seinen leicht erregbaren, lebhaften Geist wie sein liebenswürdig-gemüthliches Wesen kennzeichnen, sind übrigens gedruckt, und zwar Briefe an Herrn und Frau v. Wolzogen, in dem „literarischen Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen“, Bd. I. (Leipzig 1848), S. 462—486, sowie ein Brief an Sulpiz Boisserée (den späteren Gatten seiner Nichte) aus dem Jahre 1818, in dem Werke über letzteren, Bd. I. (Stuttg. 1862), S. 357 f.

Ueber Scheffauer's Werke verweisen wir auf das annähernd vollständige Verzeichniß, welches Naglers Künstlerlexikon, Bd. XV, S. 158 f., enthält, und begnügen uns, zu Ergänzung desselben aus Göthe's „Reise in die Schweiz ꝛc. im Jahre 1797“ eine Aufzeichnung (d. d. Stuttgart, 30. August 1797) anzufügen: „In Herrn Professor Scheffauer's Werkstatt fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufdeckt, von weißem Marmor, wohlgearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den sie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs [Friedrich Eugen] auf die, durch Gebete des Volkes und der Familie, wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gypsmodellen geziert.“ Die liegende Venus mit dem Amor kam

---

ist von Granit. — Auf der Säule steht eine männliche Figur in der reichsten Lebensfülle, mit einer Löwenhaut bekleidet: Links stützt sie sich auf zusammengebundene Stäbe, und in der Rechten hält sie ein Schwert und den Oelzweig. Sie ist das Symbol der Kraft, die durch Einigkeit und Waffenthaten den Frieden erkämpft hat. — Der Knauf der Säule ist mit einem Sternenkranz umgeben. Unter diesem sieht man die Bildnisse der hohen Verbündeten in halberhabener Arbeit. — Dann folgen die Inschriften, welche in gedrängter Kürze die Geschichte unserer merkwürdigen Zeit und insbesondere die des wichtigen langen Schlachttages und seiner Folgen enthalten. — An die Inschriften schließt sich eine Reihe von Lorbeerkränzen an, mit den Namen der Feldherrn, die an jenem großen Tage als muthige Führer den Völkern vorangingen. — Am Fuße der Säule sind noch zwei große sitzende Figuren, von welchen eine die gewaffnete Staats-Gewalt, die andere die allgemeine Glückseligkeit der Länder bedeutet. — An dem Piedestal ist nur ein Basrelief mit der Vorstellung, wie die Waffen und Feldzeichen des allgemeinen Feindes durch eine Donnerkeule zerschmettert werden. — Alle Figuren, Inschriften und Verzierungen sind von Metall.

später in den Besitz des Königs von Westphalen; ob sie jetzt noch in Kassel sich befinde, suchte der Herausgeber bei Gelegenheit eines dortigen Aufenthalts vergeblich zu erfahren, da ein neidischer Riegel bekanntlich seit Jahren die Sammlungen der kurfürstlichen Residenzstadt gesperrt hält. Im Besitze des Oberkriegsraths v. Landauer zu Stuttgart befindet sich das Thonmodell des Werkes. Der außerdem von Goethe erwähnte Obelisk war nicht auf dem „Schloßplatze", vor dem neuen, sondern auf dem Platz zwischen dem alten Schloß und dem Waisenhaus aufgestellt, ward aber, da die Bildwerke in Gyps nur sehr kurze Zeit vor Beschädigung bewahrt blieben, bald wieder abgetragen; doch sind die Reliefs in der Zeichnung durch ein Kupferwerk erhalten, das zu Heilbronn in dem dort von Karl Lang gegründeten „Industriecomptoir" erschien *).

In einem Briefe, welchen Schiller im Jahr 1794 aus der Heimath an Körner schrieb (d. d. Stuttgart, 17. März 1794), und in dem er die damalige, der eben erst aufgehobenen Carls-Akademie verdankte Blüthe der Künste in Württemberg bezeugt, nennt er neben Dannecker und Hetsch als einen andern, sehr geschickten Künstler auch Scheffauer. Wenn Dannecker in jener Zeit die in Schillers Briefe erwähnte lebensgroße Büste des Dichters schuf, so modellirte Scheffauer ein Bildniß desselben in Relief, dessen Thonmodell in späterer Zeit der vor Kurzem verewigte Freiherr Georg von Cotta erwarb, und das den Freunden des Dichters durch die Prachtausgabe der lyrischen Gedichte bekannt geworden **).

---

*) Auf dem zweiten Blatte des Werkes (in fol.) findet sich die Widmung: „Der Freundin des Schönen und Guten, Rußlands gepriesener Regentin, Württembergs Stolz, der erhabenen Eltern geliebtester Tochter Maria Feodorowna weihet des edelsten Denkmals Nachbild ꝛc. Karl Lang (Heilbronn a. N. im Monat December 1797)". Ueber die Tochter des Herzogs Friedrich Eugen, die russische Kaiserin, als Freundin der Künste und Beschützerin der Künstler ihres Heimathlandes, vgl. unsern Vortrag über J. G. v. Müller, S. 39.

**) Daß auch Hetsch, der neben beiden Bildhauern von Schiller genannte Maler, die Anwesenheit des berühmten ehemaligen Akademiegenossen, den er nach sicherer Tradition schon zur Zeit ihres gemeinsamen Aufenthalts in der Carlsschule gemalt, zu der Aufnahme seines Bildnisses zu benützen gesucht haben werde, läßt sich zum Voraus denken, und die beiden, im Besitze des Schreibers dieser Zeilen befindlichen Bildnisse Schiller's und Laura's (der ächten Laura, einer Nichte der Hauptmännin Vischer, Wilhelmine Andreä), welche Bildnisse in jener Zeit, zur Erinnerung an die Jugendliebe, gemalt seyn müssen, auf Hetsch (und nicht Heideloff, nach der frühern Annahme) zurückzuführen seien, dazu scheint

Mit Scheffauer genau befreundet war sein Kunstgenosse Isopi, und diesen von Goethe mit Cellini verglichenen Meister im Fache der Ornamentik und der Bildung von Thierfiguren, welcher durch die Originalität seines Charakters ein weiteres Interesse darbot, gedachten wir früher (laut der Note zu einem der Briefe von Schick, S. 71) eingehender zu schildern, wozu Briefe desselben an Scheffauer und an die Hinterbliebenen des letztern, sowie mündliche Traditionen den Stoff liefern sollten. Die wirklich gewonnene Ausbeute war jedoch nicht so reich, daß sie wesentlich Neues geboten hätte, daher wir die Mittheilungen Goethe's, in seiner „Reise in die Schweiz", und den Aufsatz von D. F. Strauß, in dessen „Kleinen Schriften" in Erinnerung zu rufen uns begnügen. Nur die eine Notiz sei an diesem Orte

ein in neuester Zeit gemachter Fund die Berechtigung zu bieten. Der Inspektor der Kupferstichsammlung des K. Museums zu Stuttgart, Herr Ludwig Weißer, hat unter den Handzeichnungen seiner Sammlung eine solche von Hetsch entdeckt, welche neben dem nicht zu verkennenden jugendlichen Dichter ein Mädchen im Alter von 18—20 Jahren zeigt, deren Züge, von dem Unterschied des Alters abgesehen, auf's Genaueste mit denen des erwähnten Laura-Bildnisses stimmen. Diese Handzeichnung gibt nicht etwa einfach die Porträts der beiden Personen, sondern stellt eine bestimmte Situation und um es kurz zu sagen, eine Schmoll-Scene dar, welche denjenigen, der die Beziehung des Schiller'schen Gedichtes „An Minna" kennt, nicht im mindesten zu überraschen geeignet ist. Wie es kam, daß eben Hetsch zu den wenigen Mitwissern des Geheimnisses der Liebe gehörte, mag an diesem Orte unerörtert bleiben; aber nicht zu bestreiten ist im Angesicht jener Handzeichnung die Thatsache selbst, und wenn Schiller in dem Briefe an Körner schreibt: „Von den Künstlern ist Dannecker, ein Bildhauer, bei weitem der Beste; — ein wahres Kunstgenie" und nach wenigen Worten fortfährt: „Hetsch ist Dir schon bekannt; dieser aber ist, was das Genie betrifft, mit Dannecker nicht zu vergleichen," so geht aus diesen Worten hervor, daß der Dichter seinem Freunde bei früherem Anlaß von Hetsch, aber nicht in der Absicht, ihn als den bedeutendsten Künstler seiner Heimath hervorzuheben, sondern in anderem Zusammenhange, und wahrscheinlich bei Erzählung der Geschichte seiner Liebe gesprochen hatte, die er dem vertrautesten Freunde gewiß nicht vorenthielt. War nun seiner Zeit Hetsch durch eine Fügung der Umstände, deren nähere Kenntniß uns allerdings fehlt, nicht nur Zeuge der Freuden, sondern ebenso der Schmerzen dieser Liebe geworden, so drängt sich die Annahme auf, daß kein anderer Künstler es gewesen, welcher später, als die ehemals so eng Verbundenen und dann durch ein grausames Schicksal, aber nicht ohne Mitschuld des von Schiller so heiß geliebten Mädchens Getrennten an dem Orte ihrer einstigen Liebe sich wiedersahen, die beiden der Erinnerung geweihten, aber auch zu einem Zeichen der Versöhnung bestimmten Bildnisse malte. Und zwar mag es dahingestellt bleiben, ob er selbst die Veranlassung zur Ausführung gab, oder ob vielmehr die Jugendgeliebte des Dichters, welche jedenfalls mit weniger beruhigtem Gemüthe auf die Tage der Vergangenheit zurücksah, die Einwilligung des Freundes erwirkte, daß der seinerseits als Mitwisser und Zeuge die Erinnerung theilende Künstler jene Denkmale ihrer einstigen Liebe, ihr selbst zur Gewähr der ertheilten Vergebung schuf.

angefügt, daß die Allegorie auf den Seesieg der Engländer über die Franzosen bei Abukir, welche Dannecker in einem seiner Briefe an Frau v. Wolzogen (a. a. O., S. 467) bespricht — dieselbe führt dem Beschauer die Niederwerfung des gallischen Hahns durch den brittischen Löwen vor, welcher aus einem Kahn in einen zweiten springt, in dem das feindliche Thier sich befindet — von dem Meister in einheimischem Marmor zur Ausführung gebracht ward; das ausgeführte Werk besitzt Herr Oberkriegsrath v. Landauer, während die K. Kunstschule das Thonmodell bewahrt.

Der Nachträge zu dem Buche sei es hiemit genug! Manche andere stünden zu Gebote, wie denn insbesondere zu Ergänzung des vierten Vortrags der Amtsvorgänger des Herausgebers, der seit dem Ende des Jahres 1856 im Pensionsstande lebende Herr Kanzleirath Wagner, der Verfasser der Geschichte der hohen Karlsschule, schriftliche Aufzeichnungen geliefert hat, die der Beachtung um so mehr sich empfahlen, als ihr Urheber der Gründung und Entwicklung der betreffenden Anstalten nicht blos als Zeuge nahe stund, sondern um ihr Zustandekommen und Gedeihen durch unermüdlichen Eifer sich wesentliche Verdienste erwarb. Nur die Rücksicht auf die Schranken des Raumes verbot die Benützung der fraglichen Materialien.

Einer Pflicht der Dankbarkeit hat schließlich der Herausgeber sich allen denen gegenüber zu entledigen, durch deren geneigte und freundliche Unterstützung das Buch, wie es vorliegt, zu Stande kam. Der gebührende öffentliche Dank sei in erster Linie den Eigenthümern der Briefe bezeugt, die mit ihrer Erlaubniß zum Abdruck gelangt sind*), vor Allen dem Herrn Julius

---

*) Rücksichtlich der Redaction dieser Briefe wird der Leser von selbst aus den zahlreichen Lücken entnehmen, daß man solche Stellen, welche kein Interesse oder nur ein geringes für weitere Kreise boten, oder solche, deren Mittheilung die Diskretion mißrieth, zu beseitigen Sorge getragen. Die sprachliche Form betreffend sind Briefe und zumal vertraute Briefe einem Guße zu vergleichen, welchen vor der Abgabe aus der Werkstätte zu ciseliren die Urheber nicht immer sich die Mühe nehmen. Werden Briefe von Dritten zum Abdruck gebracht, so scheint die Rücksicht auf diejenigen, die sie geschrieben, wie auf jene, die sie lesen werden, gleichmäßig zu fordern, daß die Feile nicht unbenützt bleibe. Nur geringer Nachhilfe bedurften die Briefe von Schick, während diejenigen von Wächter zu Besserungen reichlicheren Anlaß gaben. Daß übrigens das Stylgepräge im Ganzen so wenig als der Inhalt selbst alterirt worden, darf man versichern, und in wie mäßigen Schranken das Streben nach Herstellung korrekter Form sich gehalten, dafür dürfte das Stehenlassen von Provincialismen wie das schwäbische „wirklich“ zur Probe dienen.

Schick, welcher sämmtliche in seinen Händen befindliche Briefe von seinem Vater und an denselben (wie an seine Mutter) so uneigennützig als vertrauensvoll zur Verfügung stellte; ferner der Frau Hofräthin v. Dannecker, dem Hrn. Dekan Schelling (zu Marbach), der Freifrau Gabriele v. Bülow, geb. v. Humboldt, Wittwe des K. preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Heinrich v. Bülow, wie der Freifrau Emilie v. Gleichen, geb. v. Schiller, deren gütiger Fürsprache der Herausgeber die hochgeneigte Zusendung der beiden Briefe Schicks an Frau v. Humboldt *) durch die Tochter der letztern verdankt, und den Sammlern von Autographen, Herrn Karl Künzel zu Heilbronn, und Herrn Gustav Hoffmann zu Stuttgart, die im Besitze von Briefen Schick's, sowie anderen, an denselben gerichteten sind, dem im vorigen Spätjahre verewigten Großherzogl. badischen Forstrath Baron v. Uexküll, der die Briefe von Wächter an den Freiherrn K. F. E. v. Uexküll, seinen Oheim, behufs der Veröffentlichung freundlich übergab, und dem Freiherrn Karl v. Marschall, der als nunmehriger Erbe der v. Uexküll'schen Sammlungen, zu denen die Briefe gehören, sie gütigst noch länger in den Händen des Herausgebers ließ, sowie endlich dem Herrn Finanzrath Fischer zu Stuttgart, der Wächter's Brief an seinen Vater (S. 378 ff.), sowie

*) Aus den neuerdings veröffentlichten Briefen der letzteren an Schillers Gattin und Wittwe („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde", Bd. II. Stuttgart 1862, S. 145—214) seien noch die Aeußerungen mitgetheilt, die über Schick in denselben enthalten sind. In dem Briefe aus Rom vom 17. Sept. 1803 (S. 191—200), in welchem Frau v. Humboldt Bericht über den Tod ihres älteren Sohnes Wilhelm und die Krankheit des jüngeren, Theodor, gibt (womit der Schick'sche Brief Nr. 28, S. 112 zu vergleichen ist) schreibt sie, S. 199: „Des Nachts hat kein Anderer bei Theodor gewacht, als Humboldt, ich, Kohlrausch oder Schick, ein gar guter inniger Künstler aus Stuttgart, den Caroline persönlich kennt, Tiecks Freund." (Caroline, die Schwester Charlottens, Frau v. Wolzogen, welche ohne Zweifel auf ihrer Reise nach Paris im Jahre 1802 — vgl. L. R. Abeken's Leben der Frau Caroline v. Wolzogen, in dem „Literarischen Nachlaß", Bd. I. S. 39 — die Bekanntschaft des eben von Paris zurückgekehrten jungen Malers in der Vaterstadt desselben gemacht hatte.) In dem Briefe aus Rom vom 8. Juli 1805 (nach Empfang der Nachricht von Schillers Tode geschrieben), S. 202: „Mit Schick leben wir auch viel. Er wünscht Dir empfohlen zu sein, wie wir in solchen Augenblicken ein Verlangen haben es zu sein. Er ist brav als Mensch und als Künstler. Jetzt eben hat er ein vortreffliches Bild vollendet, und die Individualität des Künstlers spricht sich immer in seinen Werken aus." Und endlich, in dem Briefe aus Rom vom 2. Dec. 1809, S. 206: „Wenn Schicks Zeichnung Dir so sehr gefallen hat, wie würde Dich erst das Bild der Kleinen, das er diesen Sommer gemacht hat, und Carolinens Bild freuen. Er ist ohne alle Ausnahme der erste Maler hier." (Bezüglich der Bildnisse siehe unsere Note zu S. 287.)

mehrere Briefe Hetsch's an seinen Großvater, von Rom aus geschrieben, übergab, welche letzteren, obwohl großen Theils auf persönliche Angelegenheiten bezüglich, der Herausgeber nur der Rücksicht auf den Raum zum Opfer brachte.

Die künstlerischen Beigaben zu dem Buche betreffend, fühlt derselbe zunächst sich verpflichtet, Sr. Majestät dem Könige für die gnädigst ertheilte Erlaubniß, das in Höchst Ihrem Besitze befindliche Gemälde von Hetsch in einem Umrisse wieder zu geben, den Ausdruck seines ehrfurchtsvollen Dankes auch an diesem Orte darzubringen.

Den gebührenden Dank bezeugt er ferner dem Vorstand und den Mitgliedern der K. Direktion des Museums, die er seine Collegen zu nennen die Ehre hat, sowie den betreffenden Privaten, für die freundliche Gestattung der Wiedergabe der übrigen Gemälde und plastischen Werke, und endlich seinem kunstsinnigen Herrn Verleger, welcher auf seinen Wunsch sich zur Ausstattung des Buches mit den künstlerischen Beigaben entschloß. Daß die K. Direktion der Kunstschule und der Kunstsammlungen des Staates auch sonst der Herausgabe des Buches sich förderlich bezeugte, verdient noch besondere dankbare Erwähnung.

Etwaige gütige Mittheilungen, den Inhalt des Buches betreffend, und zu dessen Ergänzung oder auch zur Berichtigung dienend, würde der Herausgeber mit aufrichtigem Danke empfangen.

Die auf das Verzeichniß der Kunstbeilagen folgenden Berichtigungen seien der geneigten Beachtung des Lesers empfohlen.

Stuttgart im März 1863.

Ad. Haakh.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Erste Abtheilung.

Kunstgeschichtliche Skizzen.

I.

Ueber die von dem

Herzog Carl Eugen von Württemberg

gegründete

Akademie der Künste

und

die aus derselben hervorgegangenen bedeutendsten Künstler. *)

Verehrte Versammlung! Wenn die deutsche historische Kunstausstellung, die vor Kurzem in der Hauptstadt unseres östlichen Nachbarlandes eröffnet ward, dem Freunde der nationalen Kunst einen lehrreichen Rückblick auf deren Entwicklung von der Zeit ihrer Erneuerung, in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts an, gewährt, so liegt innerhalb der einzelnen deutschen Länder die Frage, welcher besondere Antheil denselben, sei es an der Wiedererweckung oder an der fortgesetzten Pflege der Kunst in dem deutschen Vaterlande zukomme, nahe genug; und wenn uns Württembergern vergönnt ist, mit Stolz an die Zeit zu erinnern, da die Hauptstadt unseres Landes, Dank dem erlauchten Gründer der Carlsakademie, nicht allein zu einem gefeierten Sitze der Wissenschaften, sondern eben so und zuvor schon zu einer für die Anfänge der neuern deutschen Kunst höchst bedeutsamen Kunststätte erhoben war, wie sollten gerade wir der erfreulichen Pflicht, ein so rühmliches Andenken zu erneuern, uns entziehen? An dem heutigen festlichen Tage, da das aufrichtige Gefühl des Dankes gegen den erhabenen Gründer und huldvollen Beschützer der Anstalt, welcher heute die Pflege der Kunst in unserem engeren Vaterlande zur Aufgabe gesetzt ist, unser Aller Gemüther erfüllt,

*) Vortrag, gehalten in der K. Kunstschule zu Stuttgart zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Wilhelm am 27. September 1858.

ist es freilich zunächst und vor Allem die Freude an der Gegenwart und an ihrem Besitzstand, von der jenes Gefühl des Dankes getragen wird; aber ist nicht, so darf ich mit Zuversicht fragen, der Dank so gesichert und die Freude so begründet, daß kein auf die Vergangenheit geworfener Rückblick die heute uns beherrschenden Gefühle zu stören, sondern jede Vergleichung sie nur zu bestärken vermöchte? Und so sei mir denn bei der heutigen festlichen Gelegenheit von jener in den Annalen der deutschen Kunstgeschichte eine so wichtige Stelle einnehmenden Schöpfung des Herzogs Carl Eugen, der im Jahr 1761 gegründeten Akademie der Künste, und wie von der Gründung, so vom Gründer selbst und den durch ihn berufenen Lehrern, und sofort von den bedeutendsten aus der Akademie hervorgegangenen Künstlern mit der Pietät, welche niemals die Wahrheit, und mit der Wahrheitsliebe, welche niemals die Pietät verletzt, zu sprechen vergönnt. Wird es gleich meine Pflicht sein, den Schatten neben dem Lichte zu zeichnen, und das Licht, das von Innen leuchtet, von dem äußeren Glanze zu unterscheiden, so wird dennoch meine Schilderung reichlichen Stoff für ein dankbares und ehrendes Andenken bieten, und nicht minder für die Laien als die Meister oder Jünger vom Fache wird es anziehend und lehrreich sein, das Schicksal der Kunst, wie die Leiden und Freuden, die Martyrien und Siege der Künstler in einer zwar vergangenen, aber gleichsam in die Gegenwart noch herüberscheinenden Zeit zu betrachten.

Wer etwa die Meinung hegte, daß der Herzog Carl Eugen, geleitet von tieferem Verständniß der Kunst und getrieben von entsprechender Begeisterung für dieselbe, die noch vor der wissenschaftlichen Akademie ins Leben gerufene Academie des Arts gegründet habe, der müßte, nach oberflächlicher Betrachtung der Wirklichkeit, bald sich enttäuscht finden. Bei allen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die auf vielbewegter, versuchungsvoller Bahn selbst geraume Zeit zurückgedrängt, doch schließlich wieder siegreich zum Durchbruch kamen, war der Herzog ein Kind seiner Zeit und auch hinsichtlich seiner Bildung den Bedingungen der Zeit, wie den Schranken der Nationalität unterworfen. Kunst in dem höheren Sinne des Wortes war zu jener Zeit in Deutschland kaum und in Württemberg nicht vorhanden; und wenn allerdings der Herzog durch prächtige Bauten und durch glänzende Feste mit fremden, und zumal dem französischen Hofe zu wetteifern bemüht, zu Befriedigung dieser Neigung die namhaftesten ausländischen Künstler berief und mit den reichsten Gehalten begabte, so ging die Errichtung der Akademie der Künste zunächst aus dem Wunsch und Bedürfniß hervor, für die Ausschmückung der Bauten und die Ausstattung der Comödie, der Oper und der Feste durch Heranbildung von Landeskindern für die hiebei in Anspruch zu nehmenden Künste sowohl zahlreichere als

wohlfeilere Kräfte zu gewinnen. Kunst und Handwerk galt für diese Zwecke gleich; und so finden wir denn, als die vier Jahre nach ihrer Gründung (1765) von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegte Akademie der Künste, die schon 1770 eine Filiale an die Militärpflanzschule der Solitude abgegeben, im J. 1773 mit der damals auf der Solitude errichteten, zwei Jahre später nach Stuttgart verflanzten, und im J. 1782 zur Hohen Schule erhobenen Ritter- und Militärakademie vereinigt ward, die Abtheilung der „Artisten" gegenüber der Abtheilung der „stiftsmäßigen Cavaliere und Grafen", so wie gegenüber den Abtheilungen der „Eleven", welche selbst in die „Officiers- und die Honoratioren-Söhne" zerfielen, ganz in die niedrige Stellung versetzt, die bei dieser Sachlage sich erwarten läßt. Wenn der Unterschied der Geburt, durch den die zweite Classe der „Eleven" von der ersten der „Cavaliere" sich geschieden sah, durch die Stiftung eines Ordens, der an mehrmals mit Preisen gekrönte Akademisten vergeben, seinen Inhabern den Titel eines „Chevaliers", und gewisse Privilegien wie dasjenige des Handkusses bei der Austheilung der Preise durch den Herzog, gegenüber dem Rockkusse verlieh, zwar nicht aufgehoben, doch einigermaßen gemildert erschien, so war der Orden, in seinem niederen wie höheren Grade, nur für diejenigen Zöglinge, welche wissenschaftlichen Studien sich widmeten, nicht aber für die Zöglinge der Künste bestimmt. Glaublich ist deßhalb die noch heute in weiteren Kreisen erzählte Anekdote, daß der Herzog, als ein Akademist, der von innerem Berufe zur Kunst getrieben — wie er später denn als einer unserer ersten Maler zu verdientem Ruhme sich erhob — ihm den Wunsch vortrug, von den Studien zu dem Berufe eines Malers überzugehen, die Worte gebraucht habe: „Schämt Er sich nicht, Er, ein Regierungsraths-Sohn, ein Maler werden zu wollen?" Uebermuth der Cavaliere und Eleven, gegenüber den Artisten, ist hienach so wenig befremdend als die rohe Behandlung der letzteren, welche vielfach die Aufseher sich erlaubten; und nehmen wir hiezu den Mißbrauch der jungen Künstler zu niedern Arbeiten, auf die sie bei der Ausschmückung der herzoglichen Schlösser einen großen, ja nicht selten den größten Theil ihrer Zeit zu verwenden genöthigt wurden, so erscheint in der That ihre äußere Lage in wenig freundlichem, und der Vortheil, den sie in der Akademie für ihre Ausbildung zur höhern Kunst zu ziehen im Stande waren, in zweifelhaftem Lichte.

Dennoch würde derjenige die Gerechtigkeit verletzen, welcher auf die dargelegten Thatsachen ein abschließendes Urtheil über die Anstalt und den Gründer derselben bauen wollte. Wenn die Einrichtung der Akademie, auf den herrschenden Grundsätzen und Anschauungen der Zeit beruhend, manche Härte herbeiführte, wie die strengen Ansprüche des Herzogs in Beziehung auf die Dienste, welche die Zöglinge seiner Anstalt ihm schuldeten, auf

manches strebsame junge Talent einen schwergefühlten Druck übten, so war andererseits das Ohr des Herzogs gerechten, sei es mittelbar oder unmittelbar vor ihn gebrachten Klagen nicht verschlossen; und der nicht zu leugnenden Strenge ging jene persönliche Theilnahme für die einzelnen Zöglinge, die auf die Artisten wie auf die Studirenden, und auf jene im Laufe der Zeit in immer höherem Grad sich erstreckte, ging jener freundliche, heitere, geistreiche Verkehr mit der ihn umgebenden Jugend, ging jener väterliche, nicht blos dem Namen und Schein nach vorhandene, und nicht blos auf die Zeit des Aufenthalts der Zöglinge in der Akademie beschränkte Fürsorge zur Seite, durch die er im Herzen so Vieler sich ein dankbares, ja begeistertes Gedächtniß gründete. Anregend in hohem Grade waren für die Talente der jungen Künstler die Aufgaben, die der geistvolle, und auf dem Gebiete der Kunst auch zu höherem Verständnisse mehr und mehr sich erhebende Herzog selbst ihnen stellte; und wenn Männer wie Dannecker hinsichtlich dieser Aufgaben in späteren Jahren eine Klage führten, so war es nur die, daß der rege und reiche Geist des Fürsten, der von einem Gedanken und von einem Plane rastlos zum andern eilte, zur Ausführung der Aufgabe ihnen nicht die nöthige Zeit gegönnt habe. Mit dem Verständnisse der Kunst wuchs die Schätzung der Künstler; und derselbe Fürst, der in früherer Zeit dem jungen Eberhard Wächter gegenüber es für Schande erklärte, daß der Sohn eines Regierungsraths Maler werden wolle, empfing im J. 1790 den aus Rom mit einem Künstlernamen zurückgekehrten Dannecker, den Sohn eines Bedienten seines Leibstalls, mit dem „Sie", das er selbst seinen Generalen versagte, wünschte ihm Glück zu seinen ruhmvollen Erfolgen, setzte aber, nicht gewohnt, seine Gedanken zurückzuhalten, das stolze Wort bei: „das Alles, was Sie geworden, verdanken Sie mir."

Wesentlich bedingt war sowohl das Gelingen der vom Herzog unternommenen Kunstschöpfungen, als das Gedeihen der von ihm gegründeten künstlerischen Lehranstalt durch die Wahl der aus dem Ausland berufenen Meister; und daß diese, bei dem damaligen Stande der Kunst in Italien und Frankreich, fast durchaus eine glückliche gewesen, darf mit Grund der Wahrheit behauptet werden. Halten wir uns an diesem Orte innerhalb der Schranken der bildenden Künste, und erwähnen wir rücksichtlich der Malerei nur vorübergehend die vom Herzog berufenen geschickten Theatermaler Scotti und Colomba, die durch ihre verdienstlichen Werke die Stuttgarter Schaubühne zu der bestdekorirten erhoben, so kommen als Lehrer der Malerkunst in der Carlsschule vornemlich die beiden trefflichen Meister, Harper und Guibal, in Betracht.

Der Erstere, ein Berliner, war frühzeitig nach Rom gekommen und daselbst ein Schüler Wilsons geworden, der noch mit der Schule der Poussin's

im Landschaftsfache zusammenhing. Seiner Geistes- und Gemüthsart nach mehr dem lieblichen Charakter, in dem Gaspar Poussin, als dem schwunghaften und großartigen, in dem des Letzteren Schwager und Lehrer Nicolas, der Meister der heroischen, und Vater der heut zu Tage sogenannten historischen Landschaft, malte, vertrat der vom Herzog berufene deutsche Meister jene Richtung und Art in erfreulicher Weise; und indem in seinen Gemälden die Heiterkeit des italienischen Himmels und Clima's, wie die Heiterkeit seines eigenen Gemüthes sich spiegelte, machten sie auf die nur an Niederländer Natur gewöhnten Betrachter schon durch ihre Neuheit tiefen Eindruck, und verschafften ihrem Meister einen ungetheilten Beifall, und von Seiten des Herzogs eine leider nur allzureichliche Beschäftigung. Zur Ausschmückung vornemlich der beiden Lustschlösser Solitude und Hohenheim mußte Harper sowohl Landschaften als Blumenstücke, Arabesken und Zierrathen aller Art gleichsam schockweise aus dem Pinsel hervorzaubern, und die heute noch in den Gemächern der königlichen Schlösser und dazu in den Magazinen vorhandenen vielen Hunderte von Werken Harpers müssen Staunen über die beispiellose Fruchtbarkeit und Arbeitskraft des Mannes erregen. Die Kunst — wie war es anders möglich? — verkam unter dieser Industrie; und so wenig verbarg sich dieß der einsichtige Meister selbst, daß er einst gegen einen Freund, dem er ein Bild aus seiner früheren Zeit und daneben ein anderes aus seiner späteren vor Augen stellte, die wehmüthig-ironischen Worte sprach: „so konnte ich es einst, und so kann ich es jetzt!"

Der zweite Meister, der als Lehrer der Malerei neben Harper zu einer nachherigen reichen Entwicklung den schönen Grund legte, war Nicolaus Guibal, ein Lothringer von Geburt, welcher eben so wie jener frühe nach Rom gelangt war und dort unter Raphael Mengs sich gebildet hatte. Der letztere, von Winckelmann, seinem Freunde, als der Gründer einer neuen Epoche der Kunst, welche jede vergangene überstrahlen würde, hochgefeierte Meister, wird vom Standpunkt der heutigen Kunstgeschichte vielmehr zu den letzten Ausläufern jener akademisch-eklektischen Schule zu rechnen sein, die zu Ende des 16. Jahrhunderts durch die Bologneser Meister Lodovico, Annibale und Agostino Caracci gegründet, und theils auf erneutes Studium der Natur, theils auf das der großen Meister der Blüthezeit gebaut, eine durch das 18. Jahrhundert nachwirkende reformatorische Bewegung hervorgerufen hatte. Die reiche und geläuterte Kenntniß des Alterthums, die dem Freunde Winckelmann's zu Statten kam, verbunden mit gewissenhaftem Studium, vornemlich der Werke Rafaels, konnte immerhin auf die Werke des Meisters, in dem Guibal seinen Lehrer verehrte, nicht ohne erfreulichen Einfluß bleiben. War Mengs auch die göttliche Gabe des Genie's versagt, und entbehren seine Werke des wahrhaft klassischen Gehalts, so erscheinen sie gleichwohl,

dem herrschenden Geschmacke seiner Zeit gegenüber, durch den Sinn für die Schönheit der Form, wie derselbe im Einzelnen hervortritt, verdienstlich genug. Ueber Guibal, den Schüler, gestatten Sie mir die Worte Ihnen mitzutheilen, mit denen der geistreiche Verfasser des Entwurfs einer Geschichte der Fortschritte der bildenden Künste in Württemberg vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum J. 1815, der verewigte Geheimerath, Baron v. Uxkull, ihn charakterisirt:

„Für einen Fürsten wie Herzog Carl Eugen war Guibal geschaffen. Von einem prunkvollen Hofe, vom Baireuthischen, kam er zu diesem noch prunkvolleren. Seine feurige Einbildungs- und Erfindungskraft, seine technische Fertigkeit machten ihn zu einem höchst brauchbaren Diener eines Herrn, der Alles weit, breit, glänzend, in möglichst kurzer Zeit haben wollte. Da der Mann dabei fast mehr Anlage zur Dichtkunst als zur Malerei hatte, so kann man sein Talent damit am besten definiren, daß er wie Pietro von Cortona eine außerordentliche Fertigkeit hatte, große Flächen mit correkt gezeichneten, praktisch gut gedachten Gruppen in schöner Harmonie anzufüllen, und dichterisch an den Faden einer Allegorie anzureihen, und also eigentlich Plafondmaler war. Sein bestes Werk ist das Deckenstück über der Marmortreppe im Stuttgarter Schloß. Das malte er, da er so eben Mengs verlassen, da er sich eine Reputation zu erwerben hatte, und man ihn noch nicht zu schnellen Arbeiten gedrängt, und dadurch verdorben hatte. Es ist wirklich ein herrliches Bild in seiner Art; in jeder Hinsicht, in Erfindung, Colorit, Haltung von großem Geschmack, ohne den Fracas, den sich der Franzose eigen machen zu müssen glaubt, reich und doch ruhig.“ Dargestellt ist in dem allegorischen Bilde die Wohlfahrt Württembergs, zu dessen Berathung und Pflege die Götter versammelt und die Künste und die Jahrszeiten beschäftigt sind. — Im Verfolge seiner Charakteristik bemerkt sodann Baron Uxkull: „Das Hauptverdienst Guibals bleibt immer für uns, wie er als Lehrer gewirkt hat. Ich kenne wenige Menschen, selbst unter den so viel sprechenden Franzosen, von dem eindringlichen, reinen, klaren Vortrag, mit einer so bedeutenden Mimik begleitet. Dabei war er eigentlich ein gelehrter Maler, besonders mit literarischen Kenntnissen seiner Nation ausgerüstet, so sehr als irgend ein französischer Künstler, und es schien, fast sei er noch mehr zum Dichter von der Natur bestimmt; da half er denn nun auch treffliche Schüler bilden, auch in andern Kunstzweigen. Sonderbar und nationell war sein Vorurtheil, daß der Deutsche kein Feuer habe; daher, wenn der Künstler wandere, er zuerst nach Paris solle, und dann erst nach Italien, wenn er dort welches geholt; in der Gemäßheit instruirte er auch seine Zöglinge.“

Von eigenen Werken Guibals sind außer dem Plafondgemälde über der

Marmortreppe des K. Schlosses, die in dem ehemaligen Speisesaal der Akademie (jetzt Privatbibliothek Sr. Majestät), wie die in den Festsälen Hohenheims und der Solitude, in dem runden Saale des Seeschlosses, in der Ordenscapelle des Ludwigsburger Schlosses, von ihm ausgeführten Deckenbilder erhalten. Staffeleigemälde schuf er wenige und minder bedeutende; eines, das schon hinsichtlich des christlich-religiösen Stoffes Erwähnung verdient — es stellt den Leichnam Christi in der Grabeshöhle, von anbetenden Engeln umgeben, dar — besitzt die K. Staats-Gemäldesammlung.

Einer der ersten seiner Schüler — doch Privatschüler, wie es scheint, und nicht Zögling der Akademie — war der im J. 1751 zu Heilbronn geborene Heinrich Füger, der in späterer Zeit zu hoher Stellung (als Direktor der Akademie und der Gemäldegalerie des Belvedere zu Wien) und zu noch höherer Schätzung gelangte (denn für ein Bild, den Johannes in der Wüste darstellend, erhielt er den Preis von 1000 Dukaten), von der Kunstkritik der Folgezeit freilich dem erhabenen Piedestal entrückt ward. Ein trefflicher Miniaturmaler — zwei Porträts dieser Gattung aus der ersten Zeit seines Wiener Aufenthalts, den Kaiser Joseph und den Maler selbst, mit seinem Bruder, einem Musiker, darstellend, befinden sich zu Cannstatt im Privatbesitze, und gewähren ein glänzendes Zeugniß seiner Meisterschaft in diesem Fache — war er höheren Aufgaben der Historienmalerei, für die er selbst sich berufen hielt, weniger gewachsen. Seine zahlreichen historischen Oelgemälde, wie die 20 Kreidezeichnungen zu Klopstocks Messiade, für die Prachtausgabe dieser Dichtung durch den Stich vervielfältigt, können heute, bei ihrer unwahren Idealität und ihrem kalten Pathos, jene Wirkung nicht üben, die sie ihrer Zeit mehr äußeren, bestechenden Vorzügen verdankten.

Unter den älteren Malerzöglingen der Akademie ragt hervor der zu Stuttgart im J. 1757 geborene Viktor Peter Heideloff, Vater des noch unter uns lebenden Meisters, Carl Alexander, der im J. 1780 von dem Herzog als Hofmaler entlassen, zwei Jahre darauf mit seiner jährlichen Besoldung von 400 Gulden Italien besuchte, und nach seiner Rückkehr im J. 1788 zum Theatermaler ernannt, vom J. 1790—93 auch das Amt eines Professors an der Hohen Carlsschule bekleidete. Bei dem Theater suchte er den in Dekorationen und Costümes noch immer vorherrschenden altfranzösischen Geschmack zu verbannen, und in seinen mit kühnem Pinsel gemalten historischen und allegorischen Darstellungen zeigte er eine lebhafte, schöpferische Phantasie. Von historischem Werth, für die Anschauung jener Kunstepoche, ist das Prachtwerk, das er über den herzoglichen Park zu Hohenheim herausgab. Zwei der Deckengemälde in dem Speisesaal der Akademie sind von seiner Hand gemalt, und von weiteren Werken seines Pinsels bewahrt das

K. Schloß die vier Jahrszeiten, nebst einem Genrebild, den Ausgang aus einem Theater vorstellend.

Ein Jahr später als Viktor Heideloff, 1758, und gleichfalls zu Stuttgart geboren war **Philipp Friedrich Hetsch**, der Sohn eines Stadtzinkenisten, der vom Vater zum Flötenbläser bestimmt, da ein solcher dem väterlichen Orchester mangelte, im Alter von zehn Jahren aus dem väterlichen Hause auf die Solitude entfloh, und vom Herzog, der Gefallen an dem muthigen Knaben fand, die erbetene Aufnahme in die Carlsschule bewilligt erhielt, um in dieser, seiner Neigung gemäß, sich der Malerkunst zu widmen. Zugleich mit Heideloff, zu Ende des J. 1780 als Hofmaler aus der Akademie entlassen, trat er bald darauf mit herzoglichem Stipendium seine Bildungsreise nach Paris an, wo der junge Hofmaler freilich, bei der Kärglichkeit seiner Dotation, sein frugales Mahl mit Maurerlehrlingen theilen mußte. Die Vorbilder seiner Kunst, denen er gleichwohl mit ungebrochenem Muthe nacheiferte, waren Joseph Marie Vien, Joseph Vernet, und schon damals jener Jacques Louis David, der als der eigentliche Vater der antikisirenden, im Laufe der nächsten Jahrzehnte durch den Gang der politischen Ereignisse noch mehr genährten und gesteigerten Richtung gilt. Im J. 1782 in die Heimath zurückgekehrt, trat er drei Jahre später eine Reise nach Rom an, wo er wiederum seinen Lehrer David traf, und wo er bis zum J. 1787 verweilte. Reichlicher, wie es scheint, für diese zweite Reise ausgestattet, sandte er von Rom als Symbol seines Dankes dem Herzog ein allegorisches Bild, die Freigebigkeit darstellend, und außer diesem das im K. Schlosse aufbewahrte große historische Bild, das die römische Königstochter Tullia vor Augen führt, wie sie über den Leichnam ihres Vaters hinwegfährt: ein Bild, das von Goethe im Entwurfe einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts rühmlich erwähnt, von den Fortschritten und Erfolgen des jungen Künstlers ein glänzendes Zeugniß ablegt.*) Nach der Rückkehr von Rom (1787) zum Professor an der Hohen Carlsschule ernannt, wiederholte er acht Jahre später seinen Römerzug mit Weib und Kind, ward im J. 1800 zum Galeriedirektor ernannt, besuchte 1809 zum zweiten Male Paris (um daselbst für sein Gemälde der Himmelfahrt Christi, in der K. Hofkirche, Studien zu machen), gab im J. 1816 die bisher bekleidete amtliche Stellung freiwillig auf, und begab sich auf Reisen nach Norddeutschland, von denen zurückgekehrt er noch mehrere Jahrzehnte, zum Theil durch Körper- und Gemüthsleiden schwer gedrückt, in seiner Vaterstadt lebte. — In der Kunstweise des begabten und verdienstvollen Meisters ist im Allgemeinen das Gepräge der französischen Schule nicht zu verkennen. Eine

*) Für unsere Schrift in Stein gestochen von Gnauth; s. Blatt 1.

ungemeine Sicherheit der Technik und ein glänzender Vortrag, ein Schmelz der Farbe, der bisweilen in das Manirirt-Elegante übergeht, ist ihm eigen; und tritt auch in einzelnen seiner historischen Bilder der akademische Charakter mehr als zu wünschen wäre, hervor, so ist Einfachheit und Lebendigkeit der Composition und ein edler Styl dem für Aufgaben der historischen Malerei durch Naturanlage wohl befähigten Künstler nicht abzusprechen. Glücklich war er meist in der Wahl seiner Gegenstände, die er vorwiegend der antiken Sage und Geschichte entnahm, während biblische und christlichreligiöse Stoffe nicht ausgeschlossen blieben, und einige wenige Scenen der nordischen Sage und Geschichte entlehnt wurden. Daß die Weltgeschichte im ganzen Umfange, und vor Allem die eigene vaterländische Geschichte dem Maler zu den würdigsten Vorwürfen offen liege, davon dämmerte freilich kaum das Bewußtsein in den Künstlern jener Zeit. — Von größeren historischen Bildern Hetsch's ist die Mehrzahl im Besitze Sr. Majestät des Königs, und ich nenne aus diesem, zu der obenerwähnten Tullia: Achill, wie Briseis ihm geraubt wird; Andromache bei der Trennung von ihrem Sohne Astyanax; Theseus, gegenüber dem von seinen Töchtern umgebenen Oedipus; Abschied des nach Carthago zurückkehrenden Regulus von den Seinen; Marius auf den Trümmern von Carthago; Abschied des Brutus von der Porcia; Amor und Psyche; von biblischen und christlich-religiösen Stoffen: Joseph im Gefängniß den Traum deutend; Daniel in der Löwengrube; Maria und Porcia (ein Bild nach der Messiade, welches darstellt, wie die Mutter Jesu sich mit der Frau des Pilatus von der Glückseligkeit des ewigen Lebens unterhält, und sie davon überzeugt — ein Vorwurf, in dem wir freilich eine Verirrung der Zeit erkennen, und dem Urtheil Goethe's beipflichten müssen, der in Rücksicht desselben fragt: „was läßt sich über die Wahl eines solchen Gegenstandes sagen? und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll? Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte"). Ferner: eine heilige Cäcilia, und aus dem nordischen Mythus: die Höllenfahrt Odins. — Ein großes historisches Gemälde aus der römischen Geschichte ist außerdem in hiesigem Privatbesitze: der Senator Papirius, von eindringenden gallischen Kriegern ermordet, ein einfach großartiges Bild, das der Grabstichel Leypolds vervielfältigte. Vom Meister selbst ward es später in kleinerem Maßstab und mit größerer Treue des Costümes wiederholt, und das letztere Bild bewahrt der Sohn unter dem Nachlaß seines Vaters. — Unsere Staatssammlung besitzt von den größeren historischen Bildern leider kein einziges; ein kleineres, die Cornelia, Mutter der Gracchen, dar-

stellend, ist ein Geschenk der Stadt Stuttgart, und ein Bild aus der nordischen Sage (der Ritter Albanak vor den Töchtern des Königs Alfred) Geschenk Sr. Majestät des Königs. — Welche Virtuosität der Meister, der auch der Landschaft in nicht geringem Grade mächtig war, als Porträtmaler besaß, davon zeugen in ehrenvollster Weise die vielen trefflichen Einzelbildnisse und anmuthig componirten Familiengruppen, die in hiesiger Stadt von seiner Hand sich finden.

Um vier Jahre jünger als Hetsch und geboren 1762 zu Balingen trat Georg Friedrich Eberhard Wächter im J. 1773 in die Carlsschule ein, um als der Sohn eines Regierungsraths für den Staatsdienst sich auszubilden. Mehrere Jahre mußte er mit den Kameralwissenschaften sich plagen, bis er endlich einsah, daß er nicht zum Beamten, sondern zum Künstler geboren sei. Nach dem Eintritt in den neuen Berufsweg genügte die Vorbereitung weniger Jahre, ihn zu derjenigen Reife zu erheben, die es möglich machte, daß er 1781, als neunzehnjähriger Jüngling, sich nach Paris begab, um daselbst unter der Leitung Davids sich zum Maler auszubilden. Zum Glücke für seine Kunst indessen ward er bald durch die politischen Wirren von Paris nach Rom getrieben, wo zu jener Zeit Jacob Asmus Carstens noch lebte, der Mann, der durch hingebendes Studium der Antike wie der Natur und vor Allem durch die Tiefe und den Reichthum des eigenen Geistes der Bahnbrecher der neueren deutschen Malerei ward. In die neueröffnete Bahn trat unser Wächter mit erfolgreichem Streben ein; und die zahlreichen Compositionen, die er damals zu Rom, sowie später in Wien und im Heimathlande schuf, und die vornemlich der Mythe und der classischen, aber auch der biblischen und heiligen Geschichte, und selbst der romantischen Sage angehören, sichern dem mitstrebenden Genossen Carstens, der von älteren Meistern zumal das Vorbild des ernsten und geistigen Nicolas Poussin auf sich wirken ließ, den ehrenvollsten Platz in der Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst. Technik und Behandlung der Farbe treten allerdings in den Bildern dieses Künstlers zurück hinter die innere Bedeutsamkeit des Gegenstands, und die Vermählung und Durchdringung von Form und Inhalt, die die Blüthe der Kunst, ja ihr Wesen und Begriff ist, wird in demjenigen Grade, der den classischen Werken im eminenten Sinne eignet, vermißt. Dennoch ist der Reichthum der künstlerisch gefaßten und gestalteten Gedanken, ist der sittliche Ernst der Motive, wie das Maßvolle und Keusche der Darstellung, ist der Adel der Gestalten und die Würde, die die Anmuth nicht ausschließt, so manchen über unsern Meister sich erhaben dünkenden Künstler der Jetztzeit zu beschämen geeignet. Fremd war dem Manne wie dem Künstler, zumal in der Periode seiner Blüthe und Kraft, das Weichliche; und wenn neuestens ein geistreicher aber einseitiger Beurtheiler aus Anlaß des Hiob,

welcher unserer Staatsgemäldesammlung zur hohen Zierde gereicht und in diesem Augenblicke die Münchner Ausstellung schmückt, sowohl dem Maler als der Zeit, in der das Werk geschaffen ward, die Darstellung eines Dulders zum Vorwurf macht, welcher thatlos in stummer Ergebung sitzt, und sich unter dem Drucke nicht muckst, so ist die Kraft und Energie des Leidens, deren Ausdruck der markigen, wenn auch abgehärmten Gestalt verliehen ist, und die in sich selbst auch die Kraft und Energie der That verbirgt, in jenem Urtheile völlig verkannt. Ein Gegenstück des Hiob ist das Bild des blinden Belisar, eine großartige Gestalt, welche Wächter wie jene zu Wien schuf. Von den zahlreichen andern Werken mögen noch genannt sein: der dichtende Homer in einer Grotte, dem die Muse zur Rechten steht, während andererseits und vom Hintergrunde Nymphen ihn umgeben; *) Odysseus, den Sirenen widerstehend; der singende Bacchus, nach der Ode des Horaz: Bacchum in remotis etc. (ein Eigenthum der Staatsgalerie); Andromache; Hekuba; der Tod des Sokrates; Cimon im Gefängniß; Julius Cäsar auf der Ebene von Troja; die trauernde Muse auf den Ruinen Griechenlands; von christlichen Gemälden: die in Schmerz versunkene Mutter Gottes vor dem Leichnam des Sohnes. Ein liebliches kleines Bild, das der Meister mit Aenderungen wiederholte, ist jenes, welches die Lebensalter vom Säugling bis zum lebensmüden Greise darstellt, bekannt unter dem Namen des „Schiffes des Lebens." Außer den zwei genannten Bildern besitzt unsere Sammlung noch den Herkules am Scheidewege aus der Spätzeit des Meisters, der die Kräfteabnahme nicht übersehen läßt; der Erwerb noch etlicher Werke aus der Blüthezeit bleibt ein berechtigter Wunsch. — Wer die Wächter'schen Werke auch nur nach ihren Gegenständen kennt, dem kann allerdings ein elegischer Zug nicht verborgen bleiben, der sich nicht sowohl aus der Naturanlage als aus dem Schicksal des Mannes begreift, der erfüllt mit idealen Erinnerungen an die Heimath der Schönheit und der Kunst, in einem Lande und in einer Stadt verkümmern mußte, wo — sagen wir es offen — der Künstler sich so wenig unterstützt, als verstanden und gewürdigt sah. Tragen wir den Manen des Geschiedenen und der Kunst die Schuld ab, deren reiner Priester er gewesen! —

Wenn die bisher besprochenen Zöglinge der Carlsschule unserem engeren Vaterlande angehörten, so ist nunmehr ein Tyroler von Geburt, **Josef Anton Koch**, zu nennen, der, geboren 1768, durch die Vorsorge des Weihbischofs von Augsburg, der die Kunst-Anlagen des Knaben erkannt, in seinem sechzehnten Jahre auf die Stuttgarter Schule gebracht ward. Ein derbes Naturkind aus den Bergen — als ihn einst, so wird erzählt, sein Vater durch einen Besuch in

---

*) Siehe Blatt 2 unserer Illustrationen.

der Carlsschule überraschte, so schrieen beide laut auf, und schlugen auf einander los, bevor sie sich umhalsten — war er freilich nicht geeignet, die Strenge der militärischen Zucht und vor Allem den Druck zu ertragen, unter dem die Zöglinge der Künste litten, und entzog sich dem Kerker, in den er sich gebannt sah, im J. 1791 durch die Flucht. Das kecke Wort, einem Offizier der Akademie gegenüber gesprochen: er wolle aus jedem Stocke einen Offizier schnitzen, hat ein neuerer Kunstgeschichtschreiber auf Koch übertragen, während freilich der Verfasser der Geschichte der Hohen Carlsschule, der ohne Zweifel aus sicheren Quellen schöpfte, dasselbe einem Zögling der Kupferstecherschule, Ketterlinus aus Stuttgart, beilegt. (Für den Herzog bezeichnend ist die Probe, die derselbe verlangte, indem er Messer und Pfahl in seiner Gegenwart dem Beklagten überreichen ließ. Als derselbe eine Weile geschnitzt hatte, sprach ein anderer Zögling trocken: „ich müßte doch lachen, wenn er einen 'raus brächte.“ Dieß erregte allgemeine Heiterkeit, worauf der Herzog sich entfernte.) Satyriker der Carlsakademie, wie später des akademischen Roms, hat Koch jener bitteren Stimmung, die ihn als Zögling der Carlsschule beherrschte, unter Anderem durch Spottzeichnungen Luft gemacht, die dem Tagebuche einer Ferienreise — mit geistreichem Text von seinem Freunde, dem späteren Conferenzrathe Christoph Heinrich Pfaff, versehen — neben landschaftlichen und Costümebildern angefügt, und vor etlichen Jahren mit der Reisebeschreibung selbst durch Schenkung in den Besitz der Kunstschule gelangt sind. Bei aller derben Satyre war indessen der Künstler Koch der Idealität nicht bar; und wenn er durch seine trefflichen, im Geiste eines Nicolas Poussin geschaffenen Landschaften später einen hohen Ruf sich erwarb, so bezeugen die Zeichnungen zu Dante's Hölle, die er theilweise in der Villa Massimi zu Rom al fresco ausführte, nicht allein das Studium eines Michel Angelo, sondern vielmehr einen schöpferischen, dem großen Meister verwandten Geist. Eine kleine Landschaft Koch's ward zu Anfang dieses Jahres für die Staatsgalerie erworben;*) und mit zwei Handzeichnungen zu Dante's Hölle hat in diesen Tagen Herr Dr. Menzel, dem der Meister sie zu Rom, im J. 1837, verehrte, unserem Kabinette von Kupferstichen und Handzeichnungen ein dankenswerthes Geschenk gemacht.

Von weiteren namhaften und berühmten Malern, die aus der Hohen Karlsschule hervorgingen, wäre Chr. Ferd. Hartmann, geb. 1774 zu Stuttgart, ein Schüler Hetsch's, der als Historienmaler zu wohlverdientem Rufe gelangte und als Akademiedirektor zu Dresden starb, wäre Joh. Baptist Seele, geb. 1775 zu Mößkirch, ein für das Genrefach in vorzüglichem

*) Eine zweite und größere (die „Friedenslandschaft“) neuerdings (im Sommer 1862) aus der Hinterlassenschaft des kgl. bayerischen Generallieutenants, Freiherrn v. Heideck.

Maße begabter Künstler, der am meisten durch seine Schlachtenbilder und militärischen Scenen, die das K. Schloß bewahrt, sich bekannt gemacht hat, und wäre vor Allem Chr. Gottlieb Schick, geb. 1777 zu Stuttgart, unter Schwabens Sternen der glänzendsten einer, zu erwähnen, und nicht zu erwähnen allein, sondern ausreichend zu würdigen. Doch dem letzteren zumal gerecht zu werden, und die kurze aber glänzende Laufbahn des genialen Künstlers, so wie sie es verdient, zu schildern, gestattet die Zeit nicht, und so mögen denn nur seine beiden Hauptwerke, das Opfer Noah's, im Besitze Sr. Maj. des Königs, und Apollo unter den Hirten, durch die Gnade Sr. Maj. der Staatsgemäldesammlung einverleibt, mit der hohen Achtung, die sie fordern, genannt sein. Neben dem letzteren Gemälde zeigt in diesem Augenblicke die Münchener Ausstellung ein zweites Werk aus der letzten Zeit des Meisters, eine ausgeführte Farbenskizze: Christus, im Traume das Kreuz schauend. Nach der sichern Mittheilung des Sohnes, der als Bürger Stuttgarts in unserer Mitte lebt, ist dieses Münchener Bild eine Copie nach dem Originale, das der Sohn besitzt, von dem Schwager des Meisters, dem englischen Maler Wallis, in dessen siebenzehntem Jahre zu Rom gemalt. Mögen die Schätze, die der Sohn aus dem Nachlaß des Vaters bewahrt, für die Zukunft dem Lande, dessen Stolz der Meister ist, erhalten bleiben!

Neben der Malerschule blühte in der Karlsakademie eine Schule von Bildhauern, vornemlich geleitet durch den tüchtigen, aus Belgien gebürtigen Künstler, Le Jeune. Wer von uns kennt und verehrt nicht den Namen Dannecker, dem an dem Ruhme der Hohen Karlsschule ein so reichlicher Antheil gebührt. In dankbarer Pietät sein Andenken zu feiern, wird der hundertjährige Geburtstag des Meisters, der am 15. Oktober dieses Jahres eintritt, den schicklichen Anlaß bieten.*) Nicht unterlassen aber darf ich an diesem Orte, dem Jugendfreunde und Kunstgenossen von Dannecker, Phil. Jak. Scheffauer, der geboren zu Stuttgart 1756, und mit jenem in der Karlsschule vorbereitet, zugleich mit ihm die Bildungsreise nach Paris antrat, und von hier mit dem Freunde zu Fuß nach Rom pilgerte, um daselbst gleich Dannecker die erfreulichsten Erfolge zu erringen, den verdienten Ehrentribut zu zollen. Der Name des einen der Dioskuren hat den des andern überstrahlt, und zu leugnen ist nicht, daß der fruchtbarere Scheffauer seinen Werken nicht durchaus dieselbe Vollendung angedeihen ließ, wie es Dannecker bei den seinigen that. Wer indessen die Statuen des Frühlings und des Winters kennt, die das K. Schloß bewahrt, und die Scheffauer als Pendants zu denen der

*) Ein Vortrag, am Tage des Festes von C. v. Grüneisen gehalten, kam im Morgenblatt 1858 Nr. 46 zum Abdruck. — Von derselben Hand rührt ein Aufsatz über Dannecker im christlichen Kunstblatt 1858, Nr. 2.

Ceres und des Bacchus von Dannecker, wie dieser die seinen zu Rom schuf, der wird Scheffauer das Zeugniß eines achtbaren Talents und einer tüchtigen künstlerischen Kraft nicht versagen. Neben den genannten Statuen sind von seiner Hand zwei Büsten der Herzoge Carl Eugen und Friedrich Eugen, und von Compositionen zwei Reliefs, mythologischen und historischen Inhalts, nemlich Theseus und Ariadne, und Pätus und Arria im Besitze Sr. Majestät. Einen geistvollen Kopf der Cleopatra nebst zwei Musenköpfen bewahrt der Neffe des Meisters, Herr Oberkriegsrath v. Landauer; einen äußerst lebendigen Porträtkopf hat in diesem Jahre die plastische Sammlung erworben.

Gerne, wenn die Zeit es gestattete, würde ich noch einige Worte der durch Joh. Gotthard Müller, den berühmten Vater des berühmten Sohnes Friedrich, eingerichteten und auch nach Aufhebung der Hohen Karlsschule noch Jahre lang geleiteten Kupferstecherschule widmen.

Was die von Herzog Carl gegründete Akademie der Künste für die Bildung junger Künstler geleistet, hat mein Vortrag, so weit möglich, Ihnen darzulegen versucht.

Für die Anlegung einer Sammlung von Werken der antiken und modernen Plastik, sowie einer Galerie von Gemälden aus älteren und neueren Schulen fehlte zu jener Zeit der historische Sinn, und erst der gnädigen Fürsorge und Munificenz Sr. Maj. des Königs Wilhelm ward die Gründung solcher Sammlungen verdankt. Einer herrschenden Theilnahmlosigkeit für die Kunst gegenüber hat König Wilhelm, wie diese Sammlungen, so auch die Schule gegründet, in der nunmehr die Jünger der Kunst, von jedem Drucke befreit, unter günstigen äußern und innern Bedingungen, für den Beruf, dem sie ihr Leben geweiht, sich zu bilden in den Stand gesetzt sind. Und wie könnte ich demnach anders als mit Worten des Danks und mit dem tiefgefühlten Wunsche schließen, daß Gott den geliebten Fürsten, wie seinem Volke und Lande und so vielen vaterländischen Anstalten, so auch der unsrigen noch Jahre lang gnädig erhalten möge!

II.

Ueber die Historienmaler

Ferdinand Hartmann und Gottlieb Schick.*)

Im verflossenen Jahre, an dem Tage, den uns heute in festlicher Freude zu begehen auf's Neue vergönnt ist, so wie heute zu der Ehre berufen, in meinem Theil zu der Feier des Festes beizutragen, wählte ich zum Gegenstand meines Festvortrags die von Herzog Carl Eugen gestiftete Akademie der Künste und die aus ihr hervorgegangenen bedeutendsten Künstler. Bei dem Reichthum des Stoffes und dem Maße der mir eingeräumten Zeit war ich damals meiner Aufgabe nur unvollständig zu genügen im Stande, und Namen eines guten, ja des besten Klanges konnten mehr nur genannt, als die Leistungen ihrer Träger gewürdigt werden. Und so mögen Sie mir denn, verehrte Anwesende, gestatten, den im vorigen Jahre abgerissenen Faden an dem heutigen Tage wieder aufzunehmen und einigen aus der Carlsakademie hervorgegangenen Künstlern, die, obwohl in den Jahrbüchern der Kunstgeschichte mit Ehren genannt, ja gepriesen und gefeiert, doch im letztjährigen Vortrag eine eingehende Würdigung nicht mehr finden konnten, heute eine ausführlichere Betrachtung zu widmen. Zwei vaterländische Maler sind es, die ich Ihrer Erinnerung vorzuführen mir erlaube, beide aus der Hauptstadt unseres Landes gebürtig, der eine der Träger eines hochgeachteten, der andere eines glänzenden Namens: Christ. Ferd. Hartmann und Gottlieb Schick. — Der Erstere, geb. zu Stuttgart im Jahr 1774, als Sohn des Hofdomänenraths Joh. Georg Hartmann und jüngster Bruder des späteren Geheimeraths Joh. Georg August v. Hartmann, erhielt zuerst eine für den wissenschaftlichen Beruf als Arzt berechnete Erziehung, und erst nachdem er schon mehrere Jahre Medicin studirt hatte, bestimmte er sich für die

---

*) Vortrag, gehalten in der K. Kunstschule zu Stuttgart, zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Wilhelm den 27. September 1859.

Kunst, einer Naturanlage nachgebend, die im elterlichen Hause selbst durch den Kunstsinn des Vaters und die Bildersammlung des letzteren geweckt und genährt war. Als der Dichter Matthison, der auf der Universität zu Heidelberg mit August Hartmann, dem älteren Bruder Ferdinands, sich befreundet hatte, im Jahr 1794 Stuttgart besuchte, lernte er auch den jüngeren Bruder kennen und schätzen, und schreibt von demselben im dritten Buch seiner Erinnerungen: „Einer der hoffnungsvollsten Jünglinge der Akademie ist Ferdinand Hartmann, der jüngste Bruder meines Freundes, der unter der Leitung des verdienstvollen Professors Hetsch sich zum Historienmaler bildet." Zu den günstigen Vorbedeutungen seiner Laufbahn rechnet Matthison die Copie einer schlafenden Venus in der Bildersammlung seines Vaters, die mehrere bewährte Kenner dem Tizian zuschrieben. „Bald," so lauten Matthison's Worte, „wird in den Hallen des Vatikans und Kapitols das Genie des jungen Künstlers sich dem Reisepunkte nähern." Nachdem Hartmann im Laufe des Jahres 1794 seine Bildungsreise angetreten, lebte er bis zum Jahr 1797 in Italien und vornemlich zu Rom, wo das Zusammentreffen mit Hirt, Carstens, Fernow und mit seinen Landsleuten Dannecker und Hetsch, welch Letzterer im Jahre 1796 seinem Schüler zu einer zweiten Reise nach Italien gefolgt war, von dem wichtigsten Einflusse auf seine künstlerische Entwicklung war. Schon im Jahre 1795 begrüßte ihn Matthison zu Rom, den inzwischen die Fürstin Louise von Anhalt-Dessau als Vorleser und Reisegeschäftsführer in ihren Dienst berufen und in seiner Begleitung eine Reise nach Italien angetreten hatte. In einem Abschnitte der oben erwähnten „Erinnerungen" (Umrisse aus Italien, 1795) schildert Matthison ein damals von ihm mitgebrachtes „romantisches Banket in den von immergrünen Eichen beschatteten Ruinen der Kaiserpaläste, im Angesicht des Kolisseums." Das Personal des fröhlichen Tafelvereins, sagt er, bestand lediglich aus Transalpinern, und neben Hirt, Zoega, Friedrike Brun, Reinhardt, Pfaff, Uhden, nennt er Hartmann „den hoffnungsvollsten unter den gegenwärtig in Rom studirenden Historienmalern." Durch den Freund lernte Hartmann die Fürstin Louise von Dessau kennen, eine preußische Prinzessin, hervorragend durch Geist und Bildung, von der Matthison rühmt, daß sie unter den Prinzessinnen des preußischen Hauses stets diejenige gewesen sey, welche Friedrich der Große durch die unverkennbarste Auszeichnung ehrte. Den nach Deutschland zurückgekehrten Künstler zog die Fürstin, wie sie auch zu seinem väterlichen Hause in genauere Beziehungen trat, in ihren engeren Kreis und beschäftigte ihn auf die anregendste Weise. Von dem Dessauer Hofe aus, wie es scheint, besuchte Hartmann wiederholt auch Weimar, wo er mit den großen Geistern, die am Hofe Karl August's sich gesammelt hatten, in vielfache geistige Beziehungen trat und auch der Herzogin Amalie nicht fremd blieb. Unter dem

gemeinsamen Einflusse Matthison's und der Fürstin Louise entstand jenes Gemälde Hartmann's, Eros und Anteros, das im Jahre 1803 durch Carl August Böttiger's Erklärung in der Jenaer Litteraturzeitung, wo die Zeichnung des Bildes sich beigegeben findet, großes Aufsehen machte. „Das Hauptgemälde" — um mir Böttiger's Worte anzueignen — „welches von einer bedeutenden Arabeske umkränzt wird, hat folgende Handlung: Eros, der Liebesgott, strebt den ihm enteilenden Anteros (Genius der Gegenliebe) zu erhaschen und mit einem Myrtenkranz zu schmücken. Der Künstler konnte sich hiebei einer zarten Hindeutung auf das verschiedene Geschlecht nicht entschlagen, und es wäre Pedanterie, ihn über eine Neuerung in der Genienwelt verantwortlich zu machen, die es nach Platonischen Ideen nicht einmal ist. Indeß verdiente es immer noch eine Untersuchung, ob nicht eine Psyche hier eben so gut an ihrer Stelle gewesen wäre? Ueber die Idee, die der Künstler sowohl durch die Handlung der Hauptfiguren, als einiger Beiwerke auszudrücken suchte, kann Niemand besser sprechen, als er selbst. „Anteros," so schreibt er hierüber, „entflieht den Armen seines Bruders mit einem Rückblick voll Liebe und Zärtlichkeit. Sein Ausweichen wird dadurch zwar nur zum unschuldigen Kinderspiel, deutet aber zugleich auf die zartere Weiblichkeit, die das Verlangen nährt und hebt. In den Ausdruck des verfolgenden Eros suchte ich Sehnsucht und Liebe, so wie in seine ganze Stellung Bitten und Flehen, als Huldigung gegen das feinere zartere Wesen, zu legen. In der Ferne zeigt sich die Mutter der Liebe von weißen Tauben" (dem uralten assyrischen Symbol der Brütung, das nur die Griechen, wie Böttiger meint, nicht zu deuten wußten) „auf ihrem Muschelwagen fortgezogen und von den Grazien, den Symbolen der zartesten Weiblichkeit, Anmuth und Holdseligkeit, umschwebt. Ruhig und gerade vorwärts zieht Venus Urania mit ihren Begleiterinnen im heitern, von ihr selbst mit Glanz erfüllten Aether ihres Weges, zu dessen Licht sich die Liebe und Gegenliebe aus den düstern Wolken (der Wirklichkeit) emporschwingt. Selbst das leicht fliegende Gewand des Anteros ist nicht ohne eine leise Bezeichnung geblieben. Es faltet sich oben, wo es von der Luft aus einander geweht wird, gleichsam zu einer Rose, der Blume der Liebe. Dieß ovale Bild beschließt also das ganze Reich der Liebe, ich möchte sagen das ganze Universum, weil alles Treiben und Streben, selbst das namenlose Sehnen in uns nur Streben der Liebe nach Gegenliebe ist. Die verwandten Kräfte wollen sich verbinden, die Mißlaute in Wohllaute auflösen." Man sieht, fügt Böttiger bei, daß dem allegorisirenden Künstler hier die uralten, bis auf die neueste Naturphilosophie fortgesponnenen Philosopheme des Streites und der Freundschaft, der zwieträchtigen Eintracht vorschweben mußten. Er umgab nun dieß Oval mit einer lebensvollen, deutungsreichen Arabeske (im Bilde selbst auf Goldgrund gemalt), die seiner

eigenen Erklärung nach gleichsam eine motivirte Melodie zum innern Gedichte und mit ihren 24 Figuren einen geschlossenen Cyclus der Liebe bilden sollte.“ Die Beschreibung und Deutung der einzelnen Figuren dieses Cyclus aus dem Munde des Künstlers selbst zu geben, muß ich mir versagen; aber zureichen wird die mitgetheilte Schilderung, um uns nicht allein lebhaft in jene Epoche zu versetzen, wo unter dem Einflusse der Zeitpoesie und der Zeitphilosophie auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst die Romantik, und zwar aus der Antike selbst, der ja keineswegs ein romantisches Element gebrach, sich entfaltete, sondern auch in dem Meister des Bildes selbst uns einen sinnigen und denkenden Künstler zu zeigen, in dem mit der Gabe der Phantasie sich ein Trieb zur Spekulation vereinte, der an die geistige Organisation unseres Schiller gemahnt. Brauche ich doch kaum erst an die Laura-Oden aus der Jugendperiode des Dichters zu erinnern, in denen er, vom Erlebniß eigener Liebe ausgehend und vom Fluge der Phantasie durch die Räume des Weltalls getragen, mit denselben Philosophemen endet, zu denen unser Künstler von der Anschauung seines idealen Liebespaares aus sich erhebt. — Als das Bild im Jahr 1803 in Dresden zur Ausstellung kam, war der Meister durch Verlegung seines Wohnsitzes ein Angehöriger dieser Kunststadt geworden, in der er auch, abgesehen von Reisen in die Heimath und in’s Ausland, bis zum Tode verblieb. Keine Störung erlitt durch den Wechsel des Wohnortes das Verhältniß zu seiner fürstlichen Gönnerin, in deren Besitz auch, nach Böttiger’s Aussage, das geschilderte Gemälde gelangte, und für die er noch ferner eine Anzahl von Werken schuf. In einem der Briefe von Hartmann, die der litterarische Nachlaß der Frau Karoline von Wolzogen, Schwägerin Schiller’s, enthält, schreibt derselbe, er habe seinen Eros und Anteros von Oerzen wieder an sich gekauft, und es scheint daher, daß der Meister das Bild auf Bestellung eines Privaten wiederholte.

Fanden wir bei dem näher besprochenen Gemälde eine freie und wir dürfen sagen romantische Behandlung des antiken Stoffes, so sollte dieses romantische Element, unter dem Einflusse des Tieck’schen Kreises, dem der Künstler zu Dresden nahe stund oder angehörte, sich noch weiter bei ihm entwickeln. Keineswegs jedoch in dem Grade, daß nicht auch in der Folgezeit antike Stoffe, und nicht etwa blos in allegorischer Behandlung, sondern Scenen aus dem Mythus und der Sage die vorwiegenden Gegenstände seiner Darstellung geblieben wären. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gab Göthe, wie bekannt, im Verein mit seinem Freunde Heinrich Meyer die Propyläen heraus, die vornemlich der bildenden Kunst, sowie früher die Horen der Dichtkunst geweiht waren. Bald nach der Gründung der Zeitschrift wurde mit derselben die Aussetzung eines Preises für die beste Darstellung eines jährlich von Goethe und Meyer zu wählenden Gegenstandes in Verbindung

gebracht. In der Wahl der Stoffe, wie in der Beurtheilung der einlaufenden Arbeiten gab sich, wie ein neuerer Kunstschriftsteller, vom Standpunkt der weimar'schen Kunstfreunde, sich ausdrückt, eine gegenstrebende Richtung zu erkennen gegen das Romantische, gegen die in Deutschland damals sich regende Hieroglyphik, gegen das Nebeln und gegen das Schwebeln, das in Dresden seinen Höhepunkt erreichte. Unter den im Jahr 1801 zu Weimar ausgestellten Preisstücken befand sich eine Zeichnung von Hartmann, die nebst einer andern, von Heinrich Kolbe, mit dem Preise gekrönt und in den Propyläen gestochen war. Wir sehen auf diesen Blättern die verschämte Helena, wie sie von einem unbekleideten Jünglinge, dem Verlangen, zu dem sehnsüchtigen Paris geführt wird. Fernere Schöpfungen Hartmann's vermochten nicht den gleichen Beifall von Seiten Goethe's zu gewinnen. „In Absicht auf Kunstgesinnung," urtheilt derselbe, „ist er auf dem rechten Felde, nur nicht immer auf dem rechten Wege." Nicht gering ist indessen die Anzahl der Werke Hartmann's, die dem „rechten Felde", dem der Antike angehören. — In der Schilderung der Reise, die Matthison im Jahre 1805 von Wörlitz, dem Dessauer Schlosse, aus nach dem nordischen Florenz unternahm, schreibt derselbe: „Wie vormals zu Rom, war ich auch jetzt zu Dresden von meinem Freunde, dem Historienmaler Hartmann, der hier als ausgezeichneter Künstler und als biederherziger Mensch der allgemeinsten Achtung genießt, fast immer unzertrennlich. Er arbeitet gerade an einer lebensgroßen Hebe, die dem Adler Jupiters die Nektarschale vorhält, bestimmt für die Sommerwohnung der Fürstin von Anhalt-Dessau." Wenn Hartmann um jene Zeit noch ohne ein Amt war, so wurde er fünf Jahre später, 1810, bei der Kunstakademie zu Dresden als Professor und Lehrer der Geschichtsmalerei angestellt, und erhielt nicht lange darauf das Direktorium im Innern der Akademie, sowie die Oberaufsicht über die Zeichnenschule in der Meißener Porcellanfabrik, als dortiger Obermalervorsteher. Wie ein lebender Kunstfreund aus Dresden mittheilt, verdankte er seine Anstellung vornemlich der Verwendung des Professors an der Akademie zu Dresden, Jakob Crescentius Seydelmann, der zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die trefflichen Zeichnungen, die er nach antiken Bildwerken und klassischen Gemälden, in der von ihm erfundenen Tuschart, der Sepiamanier, ausführte, Ruhm und Reichthum gewann und in Dresden bis zum Jahre 1829 in angesehener Stellung lebte. Hartmann wohnte im Seydelmannschen Hause, und stund, selbst unvermählt, mit dem Künstler und seiner Gattin fortwährend in den freundschaftlichsten Verhältnissen. — Von den zahlreichen Darstellungen aus der klassischen Sagengeschichte und Mythologie, die unser Meister im Laufe der folgenden Jahre schuf, nenne ich sofort ein großes Gemälde, zu dem die Aeneide den Stoff bot: Aeneas, aus den ilischen Thoren

zur Wahlstatt eilend. Mit diesem, ein tüchtiges Studium der antiken Kunst bezeugenden Werke zog er die Aufmerksamkeit des Kunstpublikums in einem Grade auf sich, daß sein Name, weiter getragen durch Schrift und Wort, bis zur Newa drang, wohin auch alsbald das Werk der vorausgeeilten Fama nachfolgte. Aus der troischen Heldengeschichte stellte er ferner den Hektor dar, sich verabschiedend von Weib und Kind, welches Bild im Jahre 1812 zu Dresden ausgestellt, in Bezug auf Ausdruck, Gruppirung und Gewandung der Gestalten, wie auf Färbung den glänzendsten Beifall erntete. Dem einen Bilde folgte ein anderes, die Rückkehr des Helden schildernd, das nicht mindere Lobsprüche erfuhr. Nach den Hektorgemälden sehen wir ihn weitere Griffe in die Heroengeschichte thun, indem er 1816 den attischen Heroen Theseus vorführte, wie er dem Oedipus seine von Kreon geraubte Tochter zurückführt. Einen Herkules, den nemeischen Löwen würgend, schuf er 1823, im Jahr seiner zweiten Rückkehr von Rom, wohin er 1820 zu neuen Studien gereist war. Zwei Jahre vor dieser Reise, 1818, war sein Hylas, den die Nymphen rauben, ausgestellt. Hören wir, um der Tradition des den Bildern zur Zeit ihrer Schöpfung und Ausstellung ertheilten öffentlichen Lobes ein Gegengewicht zu geben, über letzteres Bild das Urtheil eines H. persönlich befreundeten Dresdener Kunstfreundes*), das derselbe in sein Tagebuch eintrug. 29. August (1818) „Nachmittags. Auf der Ausstellung. Ein neues Bild von Hartmann. Hylas von den Nymphen geraubt. Der Jüngling kämpft gegen die Umschlingungen der zarten Gestalten, mit einer Kraft, die zu den leichten Berührungen derselben in keinem Verhältniß steht. Die eine der Nymphen ist wohl ganz verzeichnet, das Rückgrat wie zerbrochen. Die Färbung vorzüglich, der Wiederschein im Wasser und der Baumschlag trefflich.“ Ob in Betreff der Zeichnung der gewaltsam bewegten Figur vielleicht das Laienauge sich täuschte, muß dahin gestellt bleiben. — Wie schon angedeutet, blieb H. so wenig in Betreff der Stoffe als der Auffassung und Behandlung in dem Banne der Antike. Schon in der frühern Zeit seines Dresdener Aufenthalts (1807) trat er mit einer Leistung auf christlichem Kunstgebiet hervor, mit den drei Marien am Grabe des Herrn, welches Bild in den Besitz des Fürsten von Dessau überging. Die Art der Behandlung des Stoffes mögen am besten die Worte des Meisters selbst kennzeichnen, der in einem Briefe an Charlotte v. Wolzogen schreibt: „Herr v. Wolzogen war so gütig, mir vor einiger Zeit, als ich eben das Bild der Marien, die das Grab Christi besuchen, anfing, ein Kupfer von Caracci von demselben Gegenstand zuzuschicken; er glaubte, daß es Aehnlichkeit mit meiner Darstellung hat; der

---

*) Carl Förster. (Vergl. biographische und litterarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Carl Förster's. Herausgegeben von L(uise) Förster. Dresden. 1846. S. 87.)

schlechte beigefügte Umriß wird Sie in den Stand setzen, selbst darüber zu urtheilen. Uebrigens war mir die Caracci'sche Darstellung außerordentlich interessant, und besonders zog mich die große, edle, imposante Gestaltung der Figuren an. In meiner Darstellung tritt das plastische Element ganz zurück, und die Idee dämmert gleichsam nur aus der Farbe und dem clair obscur hervor." Aus demselben Kreise und in ähnlicher Richtung schuf er noch zwei andere Werke, einen Christus am Oelberge und eine dem Herrn die Füße waschende Magdalena. — Mit der Darstellung christlich religiöser Stoffe hängt zusammen der Sinn für mittelalterliche und altdeutsche Kunst, den er über der Antike nicht verlor, oder vielmehr, den er, als in den ersten Jahrzehenten des Jahrhunderts die Schätze der mittelalterlichen Kunst, gleichsam neu entdeckt, immer reicher sich aufthaten, mehr und mehr gewann. Er bekundete diesen Sinn auch durch Ansammlung einer bedeutenden Zahl von Bildern altdeutscher Kunst, die er später jedoch wieder zu veräußern sich veranlaßt sah. Wie jeder wahre Historienmaler auch tüchtig als Porträtist, malte Hartmann unter andern sein eigenes Bildniß, das ihn darstellt, in der Malung des heil. Georg begriffen. Vorgänge der altdeutschen Kunst veranlaßten, oder dürfen wir sagen, verleiteten ihn wohl auch zu dem Gedanken, den Tod als Kinderräuber darzustellen. Das Motiv der Ausführung gab eine Stelle des Propheten Jeremias, wo es heißt: Kap. 9, V. 21: Der Tod ist zu unsern Fenstern hereingefallen. Und so sehen wir eine mit ihren Kindern schlafende Mutter, am Fenster des Gemachs aber die Klappergestalt des raubseligen Todes, der, bereits ein Kind auf dem Rücken tragend, auch dieser Mutter ein Liebstes von der Seite nimmt. Außer diesem, in der Ausführung verdienstlichen, aber freilich im Gegenstand unerfreulichen Werke unseres Landsmanns ist der vaterländischen Gemäldesammlung eine andere, dem Gebiete der romantischen Sage angehörige und ein Göthe'sches Gedicht verkörpernde Schöpfung seines Pinsels einverleibt: Erlkönig, den Vater mit seinem Kinde verfolgend — ein Nachtstück, dessen Scene eine Schlucht, mit schroffen und gezackten Felsen; von den Wänden rieselt Wasser herab; den feuchten Grund füllen Weidenbäume; zur Seite gewahrt man einen Reigentanz der Elfen. Die in Nacht getauchten Töne des vielleicht auch nachgedunkelten Bildes schaden dem Eindruck; und die Freunde des Meisters sind immerhin zu dem Wunsche berechtigt, daß er noch durch andere Werke in der vaterländischen Sammlung vertreten seyn möchte. Die Familie des Verstorbenen in hiesiger Stadt bewahrt das erwähnte, von Kennern viel bewunderte Selbstbild des Künstlers, ein Bildniß Matthison's, den der Freund mit vielem Glücke dargestellt, sitzend und sinnend in den Heidelberger Schloßruinen, endlich die Skizze zu einem Gemälde, das die Psyche vorführt, und zu dem ein Matthison'sches Gedicht das Motiv geboten. Noch Ein Bild, dessen

Eigenthümer ich nicht zu nennen weiß, erwähne ich um des Gegenstandes willen: es ist der Tod auf falbem Rosse, wie solchen die Apokalypse schildert. Die Entstehung fällt schon in frühere Zeit; denn die Tage der Leipziger Völkerschlacht waren es, die in der Seele des Künstlers den Gedanken des Bildes erweckten. Wer freilich die apokalyptischen Reiter des Meisters Cornelius geschaut, der wird ängstlich seyn, die großartige Idee durch eine andere Hand, sey es irgend welchen Künstlers, verkörpert zu sehen. — Als nach Beendigung der Kriegsperiode die verpackt gewesenen Bilder der Dresdener Gemäldesammlung wieder geordnet wurden, so war Hartmann sehr thätig und führte unter Anderem die Restauration des schon bei früherem Anlaß sehr übel mitgenommenen heil. Georg von Correggio aus. Diese Restauration ward von Gegnern vielfach angegriffen; aber Ludwig Tieck vertheidigte sie lebhaft und behauptete, die hellen Stellen am Körper des Heil. Georg selbst seyen eben so hell schon zuvor gewesen, und nicht von dem Restaurator der Lasuren beraubt worden. — Nachdem Hartmann im Jahr 1823 Italien zum zweiten Male besucht, so ward ihm ihm Jahr 1828 das Glück zu Theil, als Begleiter des Prinzen und nachherigen Königs von Sachsen, Friedrich, zum dritten Mal den geliebten Boden zu betreten. Als im Jahr 1830 in Folge von Aeußerungen in der zweiten Kammer der ersten konstitutionellen Ständeversammlung in Sachsen, welche für die Kunstakademie nicht eben günstig lauteten, deren Aufhebung besprochen ward, so verfaßte er eine Schrift, in der er ihr Fortbestehen als nothwendig darzustellen suchte. Als Lehrer wirkte er selbst, durch seine wissenschaftliche Bildung unterstützt, zumal in früherer Zeit sehr anregend und wohlthätig, und mehr als ein bedeutender Künstler der heutigen Generation, wie beispielsweise Ernst Friedrich August Rietschel, jetzt unbestritten der Meister unter den Meistern der Bildhauerkunst, ehrt dankbar sein Andenken. Drei Jahre vor seinem Tode, der im Jahr 1842 erfolgte, unternahm er eine längere Reise nach den Niederlanden und Paris, konnte aber dadurch die gewünschte Kräftigung seiner Gesundheit nicht erlangen. Als Mensch stund Hartmann in allgemeiner und hoher Achtung, und sein Biograph im Nekrologen der Deutschen rühmt neben seinen Verdiensten als Lehrer und seiner wahrhaft universellen Bildung seinen heitern und belehrenden Umgang und seine ächte deutsche Biederkeit und Treue. Das Pseudonym der biographischen Skizze, Isidorus Orientalis, birgt den ihm befreundeten, dem Tieck'schen Kreise angehörigen Grafen von Löben. Meinerseits sah ich mich durch die Güte seines Nachfolgers in der akademischen Lehrstelle, des Historienmalers und Professors Jul. Hübner, unterstützt, der mich, abgesehen von eignen Notizen, durch briefliche Mittheilungen des hochgeachteten Arztes und geistreichen Malers, Geheimerath Carus, der im Jahr 1828 als Leibarzt des Prinzen Friedrich mit Hartmann die

Reise nach Italien machte, wie des Obristlieutenants Frhrn. v. Witzleben erfreute, welcher aus dem Munde seiner Schwiegermutter, Freifrau v. Zedlitz, die den Verstorbenen als treuen Freund ihrer Familie schätzte, mehrere werthvolle Beiträge spendete. Möge aus diesen noch erwähnt sein, daß Hartmann auch in vielfältiger Beziehung zu dem Prinzen Maximilian von Neuwied, dem berühmten Reisenden, stund, mit dem er einen ziemlich lebhaften Briefwechsel unterhielt, und der ihm sein Reisewerk gleich beim Erscheinen zuschickte.

Um fünf Jahre später geboren, als der Meister, dessen Leben und Werke wir betrachtet, ging der andere Maler, dessen Lebensbild ich heute in gedrängten Zügen vor Ihnen entwerfen möchte, Gottlieb Schick, jenem älteren doch um dreißig Jahre im Tode voran. Ein kurzes, aber desto reicheres Künstlerleben, innerlich reich, und auch reich an Erfolgen der Ehre. Eine flüchtig vorüberziehende Gestalt, aber glänzend umstrahlt von dem Lichte der Poesie, daß das Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruht und mit steigender Befriedigung zu dem Anblick zurückkehrt. — Als der Sohn eines schlichten Bürgersmannes, der aus gedrückter Lage durch beharrlichen Fleiß sich zu einigem Wohlstand emporgearbeitet, war Gottlieb Schick im J. 1779 zu Stuttgart geboren. Frühe regte sich im heranwachsenden Knaben der künstlerische Genius, und kein Widerstreben des Vaters, der gerne diesen Sohn, wie die andern beiden, für ein ehrbares und nahrhaftes bürgerliches Gewerbe bestimmt hätte, vermochte dessen unwiderstehliche Neigung zur Malerkunst zurückzudrängen. Als der Vater ein förmliches Probestück begehrte, und der Sohn, der bis jetzt keinen andern Lehrmeister als sich selbst gehabt, ein Bildniß des Vaters malte, das nicht nur das günstigste Urtheil des als Schiedsrichter angegangenen Professors Hetsch hervorrief, sondern heute noch — das Bild befindet sich im Besitze des Sohnes, Herrn Julius Schick — als das Werk eines fünfzehnjährigen Autodidakten gerechte Bewunderung erweckt, da war der Widerstand des Vaters besiegt, und der Sohn ward als Schüler der Carlsakademie dem Professor Hetsch in die Lehre übergeben. Vier Jahre genoß er als Malerzögling dessen Unterricht, und übte sich zugleich im Modelliren, unter Dannecker's Leitung, mit dem er noch in innigerem Verkehre stund, und dem er in späterer Zeit Alles, was er habe und wisse in der Kunst, zu verdanken bekannte. Wie äußerlich gefördert und wie innerlich reif er aus der heimathlichen Schule hervorging, das zeigte sich, als der neunzehnjährige Jüngling die hohe Schule zu Paris bezog. Die glänzende Entfaltung der dortigen Kunst vermochte ihm nicht zu imponiren; der theatralische Charakter, der stets den französischen Malern wie Bildhauern eigen war, und den auch die damals blühende, auf die Antike gebaute Schule Davids nicht zu verleugnen vermochte, widerstrebte dem auf Wahrheit und Innerlichkeit gerichteten Sinne des jungen Künstlers. Wie er später wieder-

holt gegen seine Freunde äußerte, glaubte er, daß der Aufenthalt in Paris ihm vielmehr schädlich als nützlich gewesen sei; und als er nach Verfluß von vier Jahren in die Heimath zurückgekehrt, seine früheren Arbeiten wieder zu Gesicht bekam, schien er sich in der langen Zeit seiner Abwesenheit eher zurückgekommen als weiter geschritten zu seyn. Auch seine Stoffe, so scheint es, trug er im Innern seines reichen, schon selbstständig entwickelten Geistes aus der Heimath nach Paris. Zu dem Nachlasse des Vaters, den der Sohn bewahrt, gehört ein lebensgroßes nacktes Frauenbild, zur Zeit des Pariser Aufenthalts gemalt. Man sieht die Eva im Garten Eden, an dem Saum eines klaren Wassers. Im Begriff hindurch zu schreiten, erblickt sie ihr Ebenbild im Wasserspiegel und hält in froher Ueberraschung inne, das blonde Haar an der einen Seite zurückstreichend. Offenbar, sagt der Verfasser eines Aufsatzes über Schick, den das deutsche Kunstblatt des vorigen Jahres brachte, kam es ihm darauf an, eine weibliche Aktfigur in anmuthig bewegter Stellung wiederzugeben, und sein künstlerischer Sinn machte ein Bild daraus. Meinerseits vermag ich in dem Bilde unseres Schick kein Produkt seiner Pariser Aktstudien, sondern glaube in demselben die Frucht eines Eindrucks zu erkennen, den der schwäbische Künstler von einem schwäbischen Dichter empfing. Schubart, der zur Jugendzeit Schick's viel gelesene, bemitleidete, gepriesene, besang in einer Reihe von Oden unter dem Namen Seraphina die noch mehr durch Geist als durch Schönheit ausgezeichnete Tochter eines württembergischen Offiziers, die er selbst, der musikalisch begabte Dichter, während seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg die Saiten meistern lehrte. In einer der Oden an Seraphina nun lesen wir:

— — „Dir floß das Haar
Wie Eva's Haar, als sie sich sanft belächelnd
Am Bischon stand, und mit den Rosenfingern
Die goldnen Locken kämmte!"

Wer vermöchte die Uebereinstimmung des Gedichtes und des Bildes, die sich Zug für Zug decken, zu verkennen? *) Während der kurzen Zeit, welche Schick nach der Rückkehr aus Paris in seiner Heimath verbrachte, malte er für den Frhrn. v. Cotta das Porträt von dessen Gemahlin: ein Bild, von welchem der Graf Raczinsky in seinem Werke über die neuere deutsche Kunst bemerkt, es bedürfe nicht weniger als ein so glaubwürdiges Zeugniß, wie das des Hrn. v. Cotta, um sich zu überzeugen, daß es von demselben Meister sei, wie Apoll unter den Hirten, und die später in Rom gemalten Bildnisse,

---

*) Ein noch heute vorhandenes Bildniß von Schubart's Schülerin (Regina Voßler), von der Hand ihrer Freundin Ludovike Simanoviz, zeigt die reichen, über Nacken und Schultern herabfließenden Locken. (Das Schick'sche Gemälde, im J. 1861 zu der Kölner Ausstellung gesandt, wurde Eigenthum des dortigen Museums.)

so tief stehe es unter dem letzteren: Zeugniß genug, daß das Urtheil des Künstlers über den Einfluß seines Pariser Aufenthalts keine Täuschung war. *)

Durch ein Jahrgeld des Herzogs, einen Kontrakt mit Herrn v. Cotta, dem er Zeichnungen für Taschenbücher zu liefern übernahm, und das eigene kleine Vermögen in den Stand gesetzt, trat Schick im Herbste des Jahres 1802 die Reise nach Rom an. Mit dem Aufenthalte daselbst beginnt erst die bedeutende Epoche seiner Laufbahn. Wunderbar schnell und kräftig wirkten die Einflüsse Roms auf die Belebung und Erhöhung seines Kunststrebens. Die Anschauung der südlichen Natur und des südländischen Volkes, die Einwirkung der classischen Werke der Kunst, von denen er sich umgeben sah, der Umgang mit hoch gebildeten Männern der eigenen Nation, wie sie damals durch glückliche Fügung in Rom sich zusammenfanden, der Verkehr mit Künstlern aller Nationen, unter denen die Herrschaft einer einseitigen Schule keinen Raum fand, der Verkehr mit solchen Künstlern, unter denen die Traditionen des vor wenigen Jahren verstorbenen Carstens, dieses ersten Wiedererweckers der neueren Kunst, lebendig waren, endlich der Wetteifer mit Meistern berühmten Namens, denen Schick sich ebenbürtig, ja bald überlegen fühlte: Alles dieses brachte seinen Genius im Laufe von wenigen Jahren zu so glücklicher Reife, daß die allgemeine Stimme der Einsichtigen in den Werken des jungen Künstlers die Morgenröthe eines neuen Zeitalters begrüßte. Sein erstes größeres Werk begann er im März 1803 und vollendete es im Laufe des Sommers: es ist David vor dem erzürnten Saul, welches Bild von dem Künstler von vorne herein für seinen Herzog aus Dankbarkeit für die gewährte Unterstützung bestimmt, durch die Gnade Sr. Majestät des Königs zugleich mit dem späteren Apoll unsere vaterländische Sammlung schmückt. David, vor Saul berufen, um durch Harfenspiel und Gesang den bösen Geist zu beschwichtigen, der vom Herrn über den König kam, steht diesem gegenüber, versunken in sein Spiel, das Auge aufwärts gerichtet, die Züge voll Gottesbegeisterung. Man würde glauben, daß der düstere Geist zu

---

*) Bei dem Urtheile des Grafen Raczinsky über das fragliche Porträt darf der Eindruck, den die unschöne, damals modische Haartracht hervorbringt, nicht außer Acht bleiben. „Merkwürdig ist es" — so lesen wir bei dem Verfasser des Werkes über „die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert". A. Hagen (I. S. 25) — „daß Wilhelm Schadow den von ihm hochgeehrten Schick fast um seine Pariser Lehrjahre beneidete, einerlei Meinung mit einem Schriftsteller, der früher auch sich den neukatholischen Malern anreihte (Ernst Platner), daß nämlich dem Schüler Davids die in Paris gemachten Naturstudien zu gute gekommen. Die Schule Davids, sagt er, der das Wissenschaftliche der Zeichnung sehr gründlich verstand, dürfte ihm vortheilhafter gewesen seyn, als er selbst glaubte, obgleich er sich über das allzu häufige Studium der Modelle, das er bei diesem mit Eifer üben mußte, mit Recht beklagen mochte." (Nachträglicher Zusatz.)

bannen seyn müßte, wenn nicht die krampfhaft geballten Hände des Königs und die finsteren Blicke zeigten, daß die Töne des vom Herrn Gesalbten nur mit Mühe die ausbrechende Wuth zurückhalten. Trefflich ist die Theilnahme der übrigen Zuhörer charakterisirt. Vor dem Könige sitzt Jonathan, der, die Hände gefaltet, mit dem Ausdrucke inniger Liebe und Andacht auf den singenden Freund blickt. Rührung nehmen wir im Antlitz eines Greisen wahr, welcher Jonathan zur Seite steht; zwei andere Greise, von denen einer neben Saul zur Rechten steht, und der andere zur Linken die Gruppe abrundet, beobachten ängstlich die Wirkung des Gesangs auf den König, und unheimliche Besorgniß erfüllt ihre Züge. Schon der Beginn dieses ersten größeren Bildes lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf Schick, und der Achtung, die er durch diese Probe seines künstlerischen Vermögens sich erwarb, wie seiner anziehenden, liebenswürdigen Persönlichkeit verdankte er den Eintritt in einen Kreis, der ihm fortan nicht Ehre allein, sondern Förderung jeder Art gewähren sollte. Das Haus Wilhelms v. Humboldt, der preußischer Ministerresident zu Rom war, bildete um jene Zeit, Dank dem hohen Sinn, der ihm selbst wie seiner geistreichen und liebenswürdigen Gemahlin, einer Freiin von Dacherröden, eigen war, den Mittelpunkt für eine gewählte Gesellschaft von Allem, was in Kunst oder Wissenschaft, ungeachtet den Stand oder Rang, hervorragte. Einmal eingeführt in das Humboldt'sche Haus, gehörte Schick in kurzer Zeit mit zur Familie, wurde allabendlich erwartet und freundschaftlich gescholten, wenn er einmal ausblieb. Auch zu andern Personen und Familien der vornehmen Welt, zum Theil fürstlichen Standes, gestaltete sich ein freundliches und engeres Verhältniß, und wie es einerseits den begabten und geistvollen jungen Mann bezeichnet, daß er schnell in die große Welt sich einlebte, mit Leichtigkeit in drei Sprachen conversirte, und lebhaft an den glänzenden Gesellschaften Roms sich betheiligte, so spricht es andererseits für die Stärke und Tiefe seiner Künstlernatur, daß er ungestört durch das bewegte äußere Leben mit voller Hingabe seines Geistes an die Arbeit des Berufes dem hochgesteckten Ziele zustrebte. — Schick war glücklich über den Erfolg seines Saul. Durch den Beifall der Einsichtigen gehoben und mehr als je vom Bewußtsein seiner hohen Berufung durchdrungen, fühlte er seine Seele zum Danke gegen Gott gestimmt, und das nächste größere Bild, das er unternahm: der dem Herrn das Dankopfer bringende Noah, war auch ein Dankopfer seiner Seele. Den Ideenreichthum, den der gewählte Stoff in sich birgt, und die treffliche Art, wie der Künstler ihn zur Anschauung gebracht, wüßte ich nicht treuer und glücklicher darzulegen, als mit den Worten A. W. v. Schlegels, der im Februar 1805 mit Frau v. Staël zu Rom erschienen, bald, gleich dem später eingetroffenen Ludwig Tieck, mit unserem Schick sich befreundete, und der in einem Schreiben an Goethe vom

Frühling 1805, artistische und literarische Nachrichten aus Rom enthaltend, das die Jenaische Literaturzeitung zum Abdruck brachte, also über das Bild sich vernehmen läßt: „Welch ein umfassendes und bedeutsames Bild stellt uns Noah's Austritt aus der Arche vor! Das Ende einer zerstörenden Naturrevolution, womit überall die Geschichte anhebt; das Familienleben, und darin der Staat im Keime; das väterliche Ansehen auf Erden, als der Widerschein des Göttlichen; ein Altar, das erste Gebäude; Gebet und Opfer, die Grundlage der Religion, und in der verheißenden Erscheinung der Gottheit das Sinnbild aller Offenbarung; auf der andern Seite das Verhältniß des Menschen zu der ihm zugeordneten Thierwelt, als überlegene Vorsorge und Herrschaft, aber ohne die Natur in der freudigen Freiheit und Manchfaltigkeit ihrer Hervorbringungen zu stören; endlich die weite Aussicht auf Land und Meer, als den künftigen Schauplatz menschlicher Thätigkeit. Ich kann den Künstler nicht stärker loben, als wenn ich sage, daß er diese Würde und sinnbildliche Fülle seines Stoffes gar wohl gefühlt, und Alles, ohne doch methodisch zu werden, gehörig angedeutet hat. Hier kommt auf einmal zur Erquickung des Gemüths die aus unsern heutigen Gemälden gänzlich verschwundene Andacht wieder zum Vorschein. Jedoch keineswegs einförmig. In den Engeln ist dieses Gefühl voll ätherischer Gluth; in den Menschen nach Maßgabe des Alters und Geschlechts inbrünstiger oder resiguirter, ehrerbietiger oder kindlich zutraulicher. Die zwei ältesten Söhne sind eben noch mit dem Schlachten des Widders beschäftigt, ein liebliches junges Weib reicht Früchte auf den Altar: diese sind noch nicht von der Erscheinung hinter ihnen getroffen worden; die zarteste von den Frauen, leichter als die andern bekleidet, kniet mit ihrem Gatten hinter ihr, von der Glorie geblendet; die älteste Tochter wird von ernsterem Entzücken gleichsam zum Himmel emporgehoben; die Mutter betet demüthig; Noah nimmt mit entgegengestreckten Armen die himmlische Verheißung in Empfang. Zu ihm wendet sich Gott Vater in ähnlicher Gestalt, aber durch Großheit der Formen und Majestät unterschieden. Die nach der Sitte der alten Maler bekleideten Engel, von denen Gott Vater in lichtem Gedränge umschwebt wird, schweben wirklich, wozu man freilich kein Modell sitzen oder stehen lassen kann. Einige Köpfe der Frauen und Engel sind mit sorgfältig ausgeführten Blumenkränzen geziert, wie sie der kindlichen Unschuld so lieblich stehen. Die aus der Arche wandelnden und fliegenden Thiere freuen sich nach ihrem verschiedenen Charakter ihrer neuen Freiheit und des wiederkehrenden Sonnenlichtes: Alles ist auch in dieser Gruppe voller Sinn. Doch es würde zu weit führen, wenn ich alle einzelnen Schönheiten entwickeln wollte. Ueberdieß wird das Gemälde bald in Deutschland beurtheilt werden können, da es der Kurfürst von Württemberg bestellt hat." Das Gemälde hat noch jetzt im königlichen

Schlosse seine Stelle, und indem ich von dem minder bekannten, aber für die Anschauung nicht unzugänglichen Bilde eine eingehende Schilderung mittheilte, glaubte ich diesem oder jenem Kunstfreund zu Danke zu handeln. — Das vollendete Bild konnte nicht verfehlen, den Namen des Meisters zu erhöhen. Als es am 10. Juli 1805 im Pantheon ausgestellt wurde, eilte ganz Rom, es zu sehen; der Platz vor der Kirche war mit Kutschen übersäet. — Um die Zeit, da der Interprete des besprochenen Gemäldes, A. W. v. Schlegel, in der Tiberstadt weilte, traf auch der Bruder des Ministers v. Humboldt, Alexander, der eben von seinen Reisen in Amerika zurückkehrte, zu Rom ein. In dem Hause des Bruders erzählte er von den Ländern und Völkern des fremden Welttheils; und während Alles an seinem Munde hing, pflegte Schick die Bilder, die der Erzähler vorführte, mit der Feder auf das Papier zu werfen. Mehrere dieser Skizzen befinden sich in den Mappen, die der Sohn bewahrt; eine derselben, eine Scene vom Orinocco darstellend, sandte der berühmte Reisende an den Herausgeber der Allg. geographischen Ephemeriden, und ein Stich darnach ist dem Jahrgang 1807 dieser Zeitschrift beigegeben. „Die Skizze," schreibt Humboldt, „von der Hand des braven Schick, eines sehr geistreichen deutschen Künstlers, den ich zu Rom fand, und den ich unter meine Freunde zählen darf, ist in der That sehr genialisch, und Jemand, der mit uns gewesen wäre, würde es nicht treuer haben machen können." — Mehrere Porträts, welche Schick gemalt hatte, erregten nicht geringeres Aufsehen, als die historischen Bilder. Auf den Ruf als Porträtmaler vermochte er den Gedanken einer häuslichen Niederlassung zu gründen; und nach langen und schweren Kämpfen, die der Ehrgeiz und die Liebe, die beiden Feinde in seinem Busen, kämpften, verlobte er sich im Jahre 1806 mit der Tochter seines Hauswirths, des englischen Landschaftsmalers Wallis, und feierte am Neujahrstage 1807, und zwar um seines protestantischen Glaubens willen zu Livorno, die Vermählung. In die beiden nächsten Jahre fällt, neben andern Gemälden, die Schöpfung seines Hauptwerks, des Apollo, und zu Ende des Jahres 1808 ward dasselbe mit einer Anzahl von andern Bildern im Palast des bayerischen Gesandten ausgestellt. Diese Ausstellung, welche vierzehn Tagen dauern sollte, ward bis zu zwei Monaten verlängert, da der Zulauf und der Beifall, den sie erhielt, mit jedem Tage sich steigerte. Das erste Zimmer enthielt das Porträt der Frau v. Humboldt mit ihrem Sohn auf dem Arme, aus der frühern Zeit des römischen Aufenthalts, sowie eine Landschaft, für dieselbe Dame gemalt oder von ihr erworben, eine bedeutende Naturscene, in großartigem Styl und Charakter dargestellt, und durch eine diesem Charakter angemessene Handlung menschlicher Wesen belebt. Auf dem Vorgrund erblickt man eine Höhle, welche die Centauren zu ihrem Wohnsitz gewählt haben; unweit derselben ist

Chiron sichtbar, zugleich mit dem jungen Achilles, auf der Jagd eines Löwen begriffen. In dem zweiten Zimmer war ein Christus ausgestellt, der den Kelch segnet, mit zwei hinter ihm zur Seite befindlichen Engeln; nach der Intention des Meisters eine symbolische Darstellung der Messe, als des christlichen Opfers, oder vielmehr der Uridee derselben. In dem dritten befand sich als Hauptbild das Porträt der Fräulein Caroline v. Humboldt, in ganzer Figur und natürlicher Größe, ein vielbewundertes Gemälde, über welches ein Beurtheiler jener Zeit sich äußert: „Dieses Bild macht ohne Zweifel, in Bezug auf das Porträt, Epoche in der Kunstgeschichte, weil sich nun nach langer Zeit zuerst wieder der herrliche, wahre Sinn zeigt, in welchem die großen Meister der schönen Zeit, ein Rafael, Tizian, Leonardo da Vinci und Holbein ihre Bildnisse gemalt haben. Das Bildniß des Hrn. Schick scheint idealisirt, ohne es doch im Geringsten zu sein. Denn was uns so scheinen möchte, ist nichts Anderes, als daß der Künstler die Eigenthümlichkeit der Person in ihrer höchsten Fülle und Tiefe zu ergreifen gewußt hat." Schick selbst pflegte sich auszudrücken, daß die Bildnisse in einem gewissen Sinne idealisirt werden müssen, aber nicht nach dem allgemeinen Ideal, sondern nach dem Ideal der bestimmten Person, die der Künstler darzustellen hat. Das vierte Zimmer endlich enthielt, nebst der Skizze zu einem Familiengemälde, den Apollo unter den Hirten. Apollo, wegen Tödtung der Cyclopen aus dem Göttersitz verbannt, begab sich nach der Sage zu den Sterblichen, und diente als Hirte bei Admet, dem Könige von Thessalien. Die übrigen Hirten, unter denen er weilte, lehrte er die Dichtkunst, die auf diese Weise vom Himmel zu der Erde herabstieg, um die Menschen zu beglücken. Diese erste Erscheinung der Poesie und den ersten sympathetischen Wiederhall derselben in den Herzen der Menschen hat der Künstler zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Gerne würde ich, wenn die Zeit es gestattete, die Scene und die Handlung, die manchfachen Motive, die der Künstler mit wunderbarer Wahrheit und Lebendigkeit uns vorführt, entwickeln, und gerne die Vorzüge der Anordnung, der Zeichnung und der Färbung darlegen, die dem Bilde, in Verbindung mit dem inneren Gehalte, den Charakter des classischen Kunstwerkes sichern. Glücklicherweise ist es unser Besitz und ist solcher geworden durch die Gnade des Königs, die wir heute mit erhöhter Freudigkeit verehren und feiern. Ursprünglich erwarb es der Freiherr v. Cotta, der es später Seiner Majestät dem Könige abtrat. Nicht ohne die Größe des Opfers zu erkennen, sagt der Graf Raczynski, hat Herr v. Cotta sich hiezu entschlossen; er that es zum Besten der Familie Schick, welcher der Tod ihr Haupt und ihre Stütze entrissen hatte. — Und so neigen wir zu dem Ende der glänzenden, aber kurzen Laufbahn unseres Meisters. Durch die Ausstellung im Palaste des bayerischen Gesandten im Jahre 1808 sah sich Schick

auf die Höhe seines Ruhmes gehoben. Nach der allgemeinen Gemäldeausstellung auf dem Capitole vom Jahr 1809, auf der die Werke seines Pinsels neben den Werken anderer Künstler erschienen, kamen nach einander zwei Deputationen zu ihm, eine italienische und eine französische, um ihm im Namen ihrer Landsleute, der Künstler, Kenner und Liebhaber, den Preis und die Krone zu überreichen. Zu historischen Gemälden gingen indessen keine weitern Bestellungen ein, und der hochgefeierte Meister war genöthigt, in der letzten Zeit seines Lebens sich allein mit Bildnissen zu beschäftigen. Welcher Schöpfungen sein Pinsel noch fähig war, wer vermag es zu sagen? Doch ein chronisches Leiden stellte sich ein, das im Herzen seinen Sitz hatte, und machte in Kurzem seinen Zustand bedenklich. Da ergriff ihn eine große Sehnsucht nach der Heimath, wo er sicher die Genesung zu finden hoffte. Im Herbste 1811 machte er sich mit Frau und Kindern auf. Seine Reise glich einem Triumphzuge, und wo er verweilte, ward er, seinem Rufe entsprechend, mit künstlerischen Ehren empfangen. Langsam erreichte er die Vaterstadt, wo die sorgsamste Pflege der Seinigen ihn aufnahm. Aber keine Kunst noch Sorgfalt vermochte die schwindenden Kräfte zu erneuern, und schon im Monat April des folgenden Jahres ward die sterbliche Hülle seines Geistes der heimathlichen Erde übergeben. Der heimathlichen Erde — und wie Viele aus seinem Volke, so frage ich, kennen den Mann und vermögen ihn zu würdigen, der der Stolz seines Vaterlandes zu sein verdiente? Wie oft wird sein Name genannt? Wer kennt seine Grabesstätte? — Einen reichen Schatz besitzt der in unserer Mitte lebende Sohn an dem künstlerischen, einen reichen an dem handschriftlichen Nachlaß. Proben aus dem letzteren sind im Laufe des gegenwärtigen Jahrzehnts von D. Fr. Strauß und von Fr. Eggers (in Aufsätzen, die die Allg. Zeitung und das deutsche Kunstblatt brachten) geboten worden.*) Aber lange nicht ist die reichfließende Quelle erschöpft; und aus den Briefen Schick's an die Seinen in die Heimath, zu denen Briefe an Dannecker sich gesellen, den liebenswürdigen Menschen wie

---

*) Die Strauß'sche Skizze (aus der Allg. Zeitung 1854) ist jetzt in die „Kleinen Schriften" des Verf., Leipzig 1862, aufgenommen. — Neben den erwähnten beiden Aufsätzen, von denen insbesondere der im Kunstblatt (1858, Mai) enthaltene von Seite des Verf. der Rede an mehreren Stellen dankbar benützt wurde, mag als Quelle eine ältere Abhandlung über unsern Meister, in Fr. Schlegel's deutschem Museum (1812) erwähnt werden. Mit der Chiffre P. unterzeichnet, rührt dieselbe von dem mit Schick während seines römischen Aufenthalts nahe befreundeten (vor wenigen Jahren verstorbenen) E. Platner, welcher auch in dem kunstgeschichtlichen Exkurs, den er der von ihm selbst mit Bunsen, Gerhard u. A. herausgegebenen „Beschreibung der Stadt Rom" (Bd. I. 1830) einverleibt, das Verdienst und die Bedeutung seines Freundes mit Wärme und Nachdruck hervorhebt. Mehrere (italienisch geschriebene) Briefe desselben an die Wittwe Schick's sind im Nachlaß erhalten.

den genialen Künstler kennen zu lernen, und hinwiederum aus Briefen einer Frau v. Humboldt, eines Schelling, eines Ch. Rauch, eines Fr. Tieck u. A. die Schätzung und Verehrung zu entnehmen, die die edelsten Geister, die bedeutendsten Künstler dem Lebenden und Verstorbenen weihten, muß dem, der des Genusses gewürdigt wird, eine hohe Befriedigung gewähren.*) Uns, den Angehörigen seiner Heimath, bleibt eine Schuld gegen den edeln Sohn unseres Vaterlandes abzutragen!

*) Siehe die unten folgenden Briefe von Schick, nebst dem Anhange von Briefen an denselben.

III.

Joh. Gotthard v. Müller,

der Kupferstecher. *)

Verehrte Anwesende! — Den vaterländischen Malern, deren Bild ich aus gleichem Anlaß, wie derjenige, der uns heute zu unserer Freude von Neuem in diesen Räumen zusammengeführt, in den beiden letztverflossenen Jahren Ihnen vorzuführen mir erlaubt habe, lassen Sie heute einen Mann mich anreihen, der, gleich jenen Malern ein Zögling der gefeierten Carlsakademie, in einem anderen Fache der zeichnenden Künste zu einer Höhe sich erhob, die seinen ruhmvollen Namen weit über die vaterländischen Grenzen hinaus getragen hat: ich meine den Kupferstecher Joh. Gotthard v. Müller.

Wenn gleich nicht schöpferisch, sondern nur nachbildend, verdient dennoch die Kunst, welcher Müller seine Kräfte mit so glänzendem Erfolge gewidmet, bei der Selbstständigkeit der Mittel, die sie anwendet, und die wirksam zu handhaben, nimmermehr dem mechanischen Arbeiter, sondern nur dem empfindenden und denkenden Künstler gelingen kann, nicht unter, sondern neben die übrigen zeichnenden Künste gestellt zu werden. Wohl ist in unseren Tagen die auf glänzenden Erfindungen ruhende Mechanik der Vervielfältigung der Kunst der Nachbildung scheinbar bedrohlich an die Seite getreten, aber sicher nur scheinbar; denn so hoch wir auch den Werth einer Mechanik stellen, die mit dem Vortheil der Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Vervielfältigung den Vorzug absoluter Treue verbindet, so bleibt dennoch, selbst abgesehen von den Schwierigkeiten bei der Wiedergabe von Gemälden, die der Photographie zu überwinden noch nicht gelungen ist, dem Werke des Geistes gegenüber dem Produkte der Maschine nicht blos ein selbstständiger, sondern unbedingt ein höherer Werth.

Immerhin verdankt der Bilddruck selbst, dem der Kupferstich, als die

*) Vortrag, gehalten in der Königl. Kunstschule zu Stuttgart, zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Wilhelm am 27. September 1860.

schwierigste und am meisten künstlerische Gattung, angehört, seine hohe praktische Bedeutung wesentlich der Eigenschaft als Mittel der Vervielfältigung. Wie der Bücherdruck auf dem Boden der Literatur und der Wissenschaft, so dient er seinerseits auf dem Boden der Kunst, um die weiteste Verbreitung der geistigen Erzeugnisse zu vermitteln und die Theilnahme an denselben zu verallgemeinern. Und so geht denn in der Kunstgeschichte die Kupferstecherei, obwohl berechtigt, eine Genossin und Schwester der Malerei zu heißen, ihr fortwährend dienend zur Seite. Niemals ihren Einflüssen, wie den Einflüssen des Geistes einer Kunstperiode überhaupt sich entziehend, bleibt sie doch bei der Selbstständigkeit ihrer Technik bald hinter den Fortschritten der Malerei zurück, bald gelingt es ihr, dieselbe zu überholen. Ohne Frage hat die Kupferstecherkunst in der letzten Periode des verflossenen Jahrhunderts eine Stufe errungen, auf der sie die Malerei jener Epoche überragt. Und wenn unser Joh. Gotthard Müller es war, dem in Deutschlands Grenzen das Hauptverdienst bei dieser ruhmvollen Entwickelung seiner Kunst gebührt, so wird ein näheres Eingehen auf die Laufbahn des Meisters, wie auf seine Leistungen desto mehr als gerechtfertigt erscheinen.

Verfolgen wir zunächst den äußeren Gang seines Künstlerlebens. — Unweit Stuttgart, zu Bernhausen auf den Fildern als ein Sohn des dortigen Schultheißen im J. 1747 geboren, und bis zu seinem 14. Jahre von zwei Oheimen geistlichen Standes, dem Pfarrer seines Geburtsorts und dem von Rieth, welchem er später nach Nußdorf folgte, unterrichtet, trat er in erwähntem Alter in das hiesige Gymnasium ein, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Gleichzeitig besuchte er indessen die Zeichnungsschule der eben im J. 1761 von dem Herzog Carl Eugen gegründeten Academie des Arts. Hier wurde der Herzog durch die schnellen Fortschritte, die der künstlerisch begabte Jüngling im freien Handzeichnen machte, auf ihn aufmerksam, und obwohl der Vater Anfangs nicht einwilligen wollte, so kam es doch hauptsächlich durch die Vermittlung des damaligen Gymnasialrektors Volz dahin, daß Müller, nur wenige Tage, bevor er in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen werden sollte, für das Fach der Kunst bestimmt wurde. Nach einem herzoglichen Dekret vom 4. Septbr. 1764, das mir vorlag, sollte er die Civilbaukunst und Malerei erlernen und wurde „dahero dem Oberstlieutenant und Baudirektor de la Guepière, wie auch Galeriedirektor Guibal zur ohnentgeltlichen Information übergeben.“ In wie weit er auch für das Fach der Baukunst sich ausbildete, muß dahin gestellt bleiben; sicher aber ist, daß er sechs Jahre, bis zum Jahre 1770, in Guibal's Schule zu Ludwigsburg, wohin die Akademie der Künste um jene Zeit verlegt war, mit Eifer und Erfolg der Malerei sich befließ. Einige Erzeugnisse seines Pinsels, die dem jungen Künstler alle Ehre machen, bewahrt

der noch lebende Sohn und dessen Schwester: die Bildnisse seiner Eltern, und ein ziemlich großes historisches Gemälde, das in Rücksicht seines Gegenstandes für die Zeit seiner Entstehung von doppeltem Interesse ist: die „Weiber von Weinsberg". Ein weibliches Bildniß, in Pastell gemalt, und zwei Miniaturporträts von Müller's Hand besitzt Herr Obertribunalprokurator Schott. Erst vor seiner Abreise nach Paris, wohin er sich mit herzoglicher Unterstützung im J. 1770 begab, ließ sich Müller von seinem fürstlichen Gönner bewegen, der Kupferstecherkunst sich zu widmen, welche damals im Vaterlande nur höchst unvollkommen betrieben wurde. Sechs Jahre lang, bis 1776, genoß er zu Paris den Unterricht und Umgang des gefeierten Johann Georg Wille, der, ein geborener Deutscher, aus der Gegend von Gießen, damals in der Seine-Stadt die Kunst des Kupferstichs ruhmvoll vertrat und eine neue und glänzende Epoche desselben herbeiführte. In dem Lehrer Müller's den verdienstvollen Künstler, wie den liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen, dient uns ein Werk, das vor drei Jahren zu Paris erschien: Mémoires et Journal de J. G. Wille, graveur du Roi, publiés d'après les manuscrits autographes de la Bibliothèque Impériale, ein Werk, dem wir auch für Müller's Biographie nicht unwichtige Beiträge verdanken.

Welches hohe Ansehen Wille in der damaligen Kunstwelt genoß, davon mag die in seinem Tagebuch entworfene, unbefangene Schilderung des Antrittsbesuches dienen, den der Wiener Kupferstecher Schmutzer, der spätere Direktor der Klasse der Kupferstecherei an der k. k. Akademie, bei ihm machte. „Gegen Abend," so schreibt Wille unter dem 19. Nov. 1762, „erschien bei mir Herr Schmutzer, Kupferstecher aus Wien. Er brachte mir sieben oder acht Empfehlungsbriefe, sowohl von Personen, die mir bekannt, als die mir unbekannt sind. Bei seinem Eintritte machte er mir viele gothische Complimente, indem er mir den Zipfel meines Hausrockes küssen wollte, und mich bald Euer Excellenz, bald Ihro Gnaden (Monseigneur) nannte. Ich war beschämt von allen seinen Höflichkeiten. — Schmutzer ist verheirathet und hat eine Frau und vier Kinder zu Hause gelassen, soll aber ein paar Jahre unter mir studiren. Zu diesem Zwecke hat der Großkanzler, Graf von Kaunitz, ihn nach Paris gesandt rc."

Zu unserem Müller faßte Wille eine besondere Zuneigung, sah ihn viel in seiner Familie, nahm ihn zu Ausflügen mit sich, die er mit seinen Söhnen, mit andern Zöglingen und Kunstgenossen in die Umgegend von Paris, zumal nach Longjumeau, machte, um die Landschaft daselbst nach der Natur zu zeichnen. Gerne ruht der Blick auf dem heiteren Gemälde, das Wille von diesen Ausflügen entwirft: wahrhaft rührende Idyllen, jenen Scenen gegenüber, die der weitere Lebensgang des Künstlers uns vor Augen führt; denn

während der Revolution verlor derselbe sein ganzes Vermögen, hatte überdieß das Unglück, fast blind zu werden, und auf der Titelvignette einer Sammlung von älteren Stichen seiner Hand, die er herausgab, um für die dringendsten Bedürfnisse die Mittel zu finden, sehen wir den armen Wille als blinden Bettler, von einem Hunde an der Leine geführt; er begegnet einem ehemals reichen Freunde und Kunstbeschützer, der selbst zum blinden Bettler geworden war, von einem Hunde an der Leine sich führen läßt, und dem Freunde die leere Mütze zeigt.

In den noch ruhigen Zeiten seines Aufenthalts zu Paris mit dem unverdrossensten Fleiße seiner Kunst sich hingebend, erwarb sich Müller verschiedene akademische Preise, und bald einen ehrenvollen Namen, wie er denn im J. 1776 als Mitglied der K. Akademie der Künste aufgenommen wurde. Hören wir über den Akt der Aufnahme den Meister Wille: „Ich begab mich," schreibt derselbe, am 30. Mai des genannten Jahres, „in die Akademie, wo mein Zögling, Joh. Gotthard Müller, zwei Bildnisse hatte ausstellen lassen, die er für seine Aufnahme gestochen hatte: das eine ist dasjenige des Bildhauers Leramberg und das andere des Malers Galoche. Ich hatte die Genugthuung, meinen Zögling mit Beifall aufgenommen zu sehen; er hatte nicht eine Stimme gegen sich, und nach den gebräuchlichen Ceremonien, und nachdem er den Eid in die Hände des Sekretärs geleistet, nahm er seinen Platz in der Versammlung. Herr Müller ist ein schöner und großer Mann, sehr regelmäßig in seiner Aufführung (très régulier dans sa conduite). Er hat reißende Fortschritte gemacht, weil er, als er zu mir kam, noch nie den Grabstichel geführt hatte. Er ist Unterthan des Herzogs von Württemberg und dessen Pensionär. Dieses Jahr soll er nach Stuttgart zurückkehren, was ich sehr bedaure; er wäre zu Paris sehr nützlich gewesen, wo er die gute Manier (la bonne manière), die man anwenden muß, um Porträts zu stechen, hätte aufleben machen." Das Diplom als Mitglied der Königl. Akademie, mit dem angehängten großen Wachssiegel dieser Körperschaft, das auf der Hauptseite das Bildniß Ludwigs XVI. zeigt, bewahrt der Sohn unter den Reliquien des Vaters. Wenn der Lehrer Müller's in den angeführten Worten das persönliche Bedauern über den Abgang seines Zöglings ausspricht, so erhellt aus einem Schreiben Müller's an Se. Herzogliche Durchlaucht aus dem Jahr 1777, dessen Entwurf mir vorlag, daß demselben, als er Paris zu verlassen im Begriffe war, die vortheilhaftesten Anerbieten im Namen des Königs gemacht worden waren, um ihn länger daselbst festzuhalten.

Der einen aus Wille's Tagebuch mitgetheilten Stelle erlauben Sie mir eine andere, auf Müller's Abschied bezügliche anzufügen: „29. Okt. Herr Müller aus Stuttgart, Pensionär des Herzogs von Württemberg, hat bei uns soupirt, indem er Abschied nahm, um nach Deutschland zurückzukehren,

nachdem der Herzog, sein Herr, ihn in die Heimath zurückberufen. Wir hatten zu diesem Abendessen die Herren Weißbrodt (gleichfalls ein Württemberger), Baader, Kimli, Pariseau (u. A.) eingeladen. Die ganze Gesellschaft war sehr heiter. Nach dem Souper, gegen 11½ Uhr, umarmte Herr Müller einen Jeden mit Thränen im Auge, und dankte mir noch besonders für das, was ich an ihm gethan hätte, und bat mich, ihm meine Freundschaft zu erhalten; er richtete dieselbe Bitte an Madame Wille und ging ab, um sich auf die Diligence zu begeben und den Weg nach Mannheim zu nehmen, aus Neugierde, daselbst die neue deutsche Oper „die Pfalzgrafen" zu sehen, die am 4. des nächsten Monats gegeben werden soll. Herr Müller nimmt meine ganze Achtung mit sich, da er eben so brav und gebildet, als geschickt in der Kunst ist; er hat ein anziehendes Aeußere und ist sehr groß von Person. Einige Tage vorher habe ich ihm noch ein Geschenk mit einigen Stichen von mir gemacht, die ihm fehlten. Ich habe ihm einen Brief an Herrn Guibal, premier peintre des Herzogs von Württemberg, gegeben, in dem ich ihm Rechenschaft über alle Manieren gebe ꝛc." Einen Brief Wille's an Müller aus dem folgenden Jahre bewahrt die Familie; derselbe fließt über von Scherz und Humor; seine Ueberschrift lautet: „Mein werthgeschätzter Herr Sohn!" und die Unterschrift: „meines edeln und achtbaren Herrn und Sohnes unterthäniger Diener Wille." Ein zweiter noch erhaltener Brief ist vom Jahr 1791 datirt.

Nach Stuttgart zurückgekehrt erhielt Müller den Auftrag, eine Kupferstecherschule zu gründen, deren Leitung ihm mit dem Titel und der Stellung eines Professors an der Akademie übertragen wurde. Welche mühsame Aufgabe er bei der Gründung und Leitung dieser Schule zu erfüllen, welche Schwierigkeiten er zumal bei der Einrichtung und Beaufsichtigung der Kupferdruckerei zu überwinden hatte, davon gibt ein Promemoria Zeugniß, das er selbst im Jahre 1794, aus Anlaß der über ihn verhängten Entziehung seines Gehalts, zu entwerfen und worin er seine Leistungen in den herzoglichen Diensten darzulegen sich genöthigt sah. Auf seine Vorstellung, wie unendlich schwer es sei, vorzügliche Werke in seiner Kunst zu Stande zu bringen, ohne einen kunstverständigen Kupferdrucker zur Hand zu haben, hatte ihm der Herzog Carl Eugen erlaubt, einen solchen auf Kosten des Instituts aus Paris kommen zu lassen. Aber vorzügliche Männer in diesem Fache wollten entweder Paris nicht verlassen, oder wurde der Erfolg durch überspannte Forderungen vereitelt. Behufs seiner Erleichterung war ihm ferner von Anfang der gnädigste Auftrag ertheilt worden, noch einen Künstler seines Fachs aus Paris mitzubringen, der unter seiner Oberaufsicht bei den zu bildenden Kupferstechern den gröbern ersten Unterricht im mechanischen Theil dieser Kunst übernehmen sollte, und bezüglich des Eintritts in diese Lehrstelle hatte

Müller mit einem deutschen Kupferstecher zu Paris, Carl Guttenberg, gebürtig aus Nürnberg, unterhandelt, der indessen bei Vorlegung des Dienstvertrags die Unterschrift verweigerte.

Trotz aller Schwierigkeiten, mit denen der Gründer der Schule zu kämpfen hatte, war indessen seine Anstalt nach Verlauf von fünf Jahren schon dahin gediehen, daß zwei seiner Zöglinge, Leybold und Necker, am 15. Dezember 1781 zu Hofkupferstechern mit Gehalt ernannt werden konnten, welchen beiden noch im Laufe desselben Jahrzehnts vier weitere, Schlotterbeck, Abel, Ketterlinus, Morace sich anreihten. Die der Anstalt gesetzte ökonomische Aufgabe war, durch den industriellen Absatz ihrer Erzeugnisse die Kosten der Besoldungen und sonstigen Erfordernisse nicht nur zu decken, sondern auch einen Nettogewinn für die Akademiekasse zu gewähren. Neben ihren kleinen Gehalten waren die angestellten Kupferstecher durch Theilgebühren am Reinerlös aus ihren Produkten belohnt.

Die erste größere Arbeit, die Müller selbst in der Heimath ausführte, war der Stich eines historischen Gemäldes aus der herzogl. Galerie, von Govart Flinck, aus der Schule Rembrandt's: Alexandre vainqueur de soi-même — die Großmuth des macedonischen Königs gegenüber dem Maler Apelles darstellend, dem er seine Geliebte Kampaspe überließ, die des Künstlers Liebe, als derselbe sie malte, entzündet hatte. Um die Platte drucken zu lassen, unternahm Müller im J. 1781 eine zweite Reise nach Paris, der im J. 1785 eine dritte folgte, letztere veranlaßt durch den ehrenvollen Ruf, der ihm geworden war, das Bildniß des Königs Ludwig XIV. zu stechen. Ueber seine Heimkehr von dieser Reise hören wir seinen ehemaligen Lehrer Wille, der in seinem Tagebuch unter dem 2. Sept. 1785 schreibt: „Herr Müller aus Stuttgart, mein alter Zögling, den der Hof aus Deutschland hatte kommen lassen, um das Bild in ganzer Figur zu stechen, erschien, nachdem er seine Zeichnung vollendet, um Abschied von uns zu nehmen. Er kehrt in seine Heimath über Flandern, Holland und Düsseldorf zurück, um daselbst, wie überall sonst, zu sehen, was es Sehenswürdiges gibt. Er geht selbst bis Arolsen, um dort unsern alten Freund, den geschickten Maler Tischbein zu besuchen, der in Diensten des Fürsten von Waldeck steht. Von da beabsichtigt er über Kassel zu reisen, um die dortigen Sammlungen und sonstigen Merkwürdigkeiten zu sehen und dann an den Hof von Württemberg zurückzukehren. Er ist Professor der Akademie, mit 1000 fl. jährlichem Gehalt."

Mit dem ebengenannten Tischbein, Johann Friedrich August, dem späteren Direktor der Akademie in Leipzig, einem Vetter des Neapolitaners, genauer befreundet, hat Müller im Laufe der nächsten Jahre verschiedene, von dem Freunde gemalte Bildnisse durch die Kunst seines Grabstichels verherrlicht: vor Allem das Bild seiner eigenen ersten Gattin, von Tischbein im J. 1780,

wahrscheinlich bei einem Besuche zu Stuttgart, gemalt und von Müller im Jahr 1784 gestochen und herausgegeben unter dem Titel: la tendre mère; sodann das Bild des Coadjutors Carl Theodor Anton Maria v. Dalberg und dasjenige des Geheimen Raths v. Loder, Professors der Medicin zu Jena. Unsern Meister selbst malte Tischbein gleichzeitig mit der ersten Gattin, und das Bildniß Müller's ward von einem seiner Zöglinge, Morace, gestochen. Beide Porträts, wie auch jenes der zweiten Gattin, von Tischbein 1782 gemalt, werden in diesen Tagen*) eine Zierde der Ausstellung von Geräthschaften und Kunstwerken aus der Zeit vom 15—18. Jahrhundert bilden, die die Künstlergesellschaft „das Bergwerk" im Königsbau veranstaltet.

Wenige Jahre nach der Gründung der hiesigen Kupferstecherschule, im Jahre 1779, hatte Müller von Wien aus, durch Vermittlung des Kunsthändlers Artaria, einen Ruf nach Mailand erhalten, um daselbst eine ähnliche Schule in's Leben zu rufen und zu leiten, welchem Rufe zu folgen und dem Vaterlande und der heimischen, eben jetzt in der ersten Blüthe stehenden Anstalt den Rücken zu kehren er nicht über sich vermochte. Auch im Jahr 1796, als die hohe Carlsschule aufgehoben und die Kupferstecheranstalt in ihrer Existenz bedroht war, beantwortete er eine durch den Geheimen Rath v. Massenbach aus Berlin an ihn ergangene Anfrage, ob er nicht in die letztere Stadt sich überzusiedeln und daselbst in eine seinen Verdiensten entsprechende Stellung einzutreten geneigt wäre, ablehnend. Als im folgenden Jahre Müller seines Gehaltes sich beraubt sah, erfolgte alsbald ein Ruf aus Dresden, an die dortige kurfürstliche Akademie, dem er gleichfalls, da der Erbprinz Friedrich seinen gnädigen Schutz ihm zusicherte, Folge zu leisten unterließ. Noch im Jahr 1802, während seines letzten kurzen Aufenthalts zu Paris, versuchte der Kais. österreichische Minister, Graf v. Cobenzl, ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen für die Akademie in Wien zu gewinnen, und er wäre diesem Rufe gefolgt, wenn nicht sein Landesherr durch Verbesserung seiner Lage ihn in der Heimath zu erhalten gewußt hätte. So behielt unser Künstler auch ferner seinen Wohnsitz zu Stuttgart, führte hier seine Schule, den einzigen Rest der hohen Carlsschule, fort und erwarb unserer Nation den Ruhm, daß die Kunst des Grabstichels gerade zu der Zeit, wo ihr durch andere, zum Theil neu erfundene Arten der Reproduktion beinahe völliger Untergang drohte, auf's Neue von verschiedenen deutschen Künstlern mit Erfolg geübt und gepflegt ward. Anerkannt wurden Müller's Verdienste durch die Aufnahme in die Akademieen von Berlin, von Wien, von München, von Kopenhagen. In der Heimath selbst erhob ihn König Friedrich im Jahr 1809 zum Ritter des Civilverdienstordens, und König Wilhelm im Jahr 1819 zum Ritter des Ordens der württemb. Krone.

*) September 1860. (Vgl. die Note, S. 32).

Zeugnisse der Hochachtung und Bewunderung, mit der unser Künstler seine Zeitgenossen erfüllte, enthalten ferner in reichem Maße die Briefe, welche seine Familie bewahrt, und deren Durchsicht mir gestattet wurde. Noch in die Zeit von Müller's erstem Aufenthalt in Paris gehört ein Brief seines Gönners und Beschützers, des durch Geist und Bildung hervorragenden und um der Tugenden willen, die er zumal in seiner Stellung als Staatsdiener übte, in weiten Kreisen verehrten Präsidenten Eberhard Friedrich Freiherrn v. Gemmingen. Für eine zugesandte Arbeit des jungen Künstlers dankt derselbe und schreibt: „Schon jetzt übertreffen Sie unsere Augsburger und Nürnberger Kupferstecher und verrathen sichtbare Kennzeichen Ihres großen Lehrmeisters; mit der Zeit hoffe ich die Ehre unseres Vaterlandes an ihnen zu erleben.“ Ebenfalls noch in die Pariser Lehrzeit, in das Jahr 1774, fällt ein Brief des Theologen, Dichters und Physiognomikers Lavater, welcher also beginnt: „Nicht so unbekannt sind Sie mir, als ich's vermuthlich Ihnen bin. Ich habe unvergleichliche Arbeiten von Ihnen gesehen. Von der Meisterhand, von der diese Arbeiten herrühren, wünsch' ich in ein Werk, das mich izt beschäftigt, wenigstens auch ein Paar Stücke. Es ist ein physiognomisches ꝛc.“ Zwei weitere Briefe Lavater's sind vom Jahre 1778. — Aus der späteren Zeit, der Zeit der Meisterjahre, sind sodann nicht wenige Briefe von fürstlichen Personen, von Staatsmännern, Künstlern, Gelehrten, Dichtern erhalten. Fürstliche Personen, die den Meister durch Handschreiben ehrten, sind die Erbprinzen Ludwig Eugen und Friedrich Wilhelm Carl (der hochselige König), Franziska, Herzogin zu Württemberg, der Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg. Mit der Schwester des hochseligen Königs, der russischen Großfürstin und seit 1796 Kaiserin, Maria Feodorowna, jener Frau, deren hohe Eigenschaften, in schweren Verhältnissen erprobt, die Geschichte preist, und die als Beschützerin der Künste unserem Meister, einem Sohne ihres Heimathlandes, ein doppeltes Recht auf ihre Schätzung zugestand, vermittelte den Verkehr der kais. russische Geheimerath und Direktor der Akademie der Wissenschaften, ursprünglich Lehrer des Großfürsten Paul, Baron Heinrich Ludwig v. Nicolay, der, ein Deutscher von Geburt und Genosse des deutschen Parnasses, da er fast in allen Gattungen der Dichtkunst, meist nach Wieland's Vorbild, nicht ohne Glück sich versuchte, auch der bildenden Kunst eine rege Theilnahme schenkte und den Werth unseres Künstlers in vollem Maße zu schätzen verstund. Von dem russischen Minister und späteren Reichskanzler, Nikolai Petrowitsch, Grafen v. Romanzow, dem hochgebildeten Freunde der Wissenschaften und Künste, liegt ein Schreiben vom Jahr 1783 vor, in dem derselbe für die Widmung eines Stiches dankt. Aus welchem Anlasse Müller von dem preußischen Geheimen Rathe v. Massenbach und dem österreichischen Minister Grafen Cobenzl Briefe empfing,

wurde oben erwähnt. Von dem preußischen Staatsmanne, dem Grafen und späteren Fürsten v. Hardenberg, sind zwei offizielle Schreiben erhalten, deren eines sich auf die Unterstützung eines Zöglings von Müller, Ulmer, aus dem Fürstenthum Anspach, bezieht, während das andere, von Hardenberg als Kurator der preußischen Akademie der Künste geschrieben, die Zusendung des Diploms dieser Körperschaft begleitete.

Von besonderem Interesse sind die Briefe von Künstlern, zunächst von französischen. Nehmen wir an dieser Stelle Umgang von Wille, dem Lehrmeister Müller's, so äußert der Maler Jean Baptiste Pierre, Direktor der königlichen Akademie, in einem Schreiben vom Jahr 1779: „Wann werden die Umstände Ihnen gestatten, hieher zu kommen und uns zu besuchen und selbst in Frankreich sich niederzulassen? Wir haben Ihrer nöthig.“ Ferner schreibt Charles Clement Bervic, gleich Müller ein Schüler Wille's und in Frankreich als Kupferstecher hochgefeiert, dem mitstrebenden Kunstgenossen Briefe voll neidloser Anerkennung. Die Malerin Louise Elisabethe Vigée le Brun, eine namhafte Künstlerin und zugleich eine schöne und liebenswürdige Frau, die in der Zeit vor der Revolution einen der interessantesten Mittelpunkte des höheren geistigen Lebens in der Hauptstadt Frankreichs bildete, sendet unserem Meister, der ihr Bild nach ihrem eigenen Gemälde stach, eine eingehende und für den Fachmann lehrreiche Kritik des ersten Probedrucks. Aus dem gegenwärtigen Jahrhundert, den Jahren 1811 und 1812, sind verschiedene Briefe des Chevaliers Denon, Generaldirektors des Musée Napoleon, erhalten, der aus Anlaß eines Gemäldes, das Napoleon ihm ausführen zu lassen befahl, und das die Ankunft des Kaisers zu Ludwigsburg, und die Aufnahme, die Se. Maj. der König von Württemberg daselbst ihm bereitete, darstellen sollte, mit verschiedenen Fragen und Bitten an unsern Künstler sich wendet. Dem Jahr 1815 gehört ein Brief des nordamerikanischen, in England gebildeten Malers Trumbull an, dessen Schlacht von Bunkershill Müller zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestochen hatte, und der jetzt seinem alten Freunde die Frage vorlegt, ob er nicht mit der Hoffnung sich schmeicheln dürfe, daß Müller selbst und sein Sohn Friedrich weiteren Bildern aus dem nordamerikanischen Befreiungskrieg seinen Grabstichel widmen werde?

Von deutschen Künstlern ist in Müller's handschriftlichem Nachlaß der Maler Anton Graff vertreten, der im Jahr 1787 anfragt, ob Müller das von ihm gemalte Bildniß des Bischofs der Brüdergemeinde, August Gottlieb Spangenberg, zu stechen sich entschließen könnte. Unser Meister führte den Stich im folgenden Jahre aus, so wie er im Jahr 1793 das von Graff gemalte Bildniß Schiller's, der zum Vortheil des Stechers um dieselbe Zeit zu Besuch in der Heimath war, und im Jahr 1795 das Selbstbildniß Graff's

in zwei vielgerühmten Blättern stach. Mehrere Briefe des zu seiner Zeit als Geschichtsmaler hochgefeierten Direktors der Wiener Gallerie, Friedrich Heinrich Füger, der, gebürtig aus Heilbronn a. N., gleich Müller zuerst in Guibal's Schule sich gebildet hatte, und von dem unser Meister ein historisches Gemälde zu stechen wünschte, sind zumal für die Wiener Kunstzustände zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts von Interesse. Zu den Briefen von Künstlern kommen endlich solche von Schriftstellern, wie von Johann Ludwig Weckherlin, dem Journalisten und Herausgeber der Zeitschrift „das graue Ungeheuer", der im Jahr 1786 seinem schwäbischen Landsmanne einen Hymnus der Bewunderung weiht; sodann mehrere in den Jahren 1800 und 1801 geschriebene Briefe des geistvollen Professors der Medizin, Geheimen Raths Loder, dessen Bild in ganzer Figur Müller nach Tischbein stach; ein Brief Schiller's vom Jahre 1802, in dem er dem Dichter für die zugesandte Schlacht von Bunkershill seinen warmen Dank ausspricht und als Gegengabe seine eben erschienene Maria Stuart sendet; ein Schreiben des Dresdener Archäologen Karl August Böttiger vom Jahre 1805, der dem Freunde für sein gütiges Andenken, „von dem schönen Geschenk aus dem Schmuckkästchen der Grazien begleitet" (der Madonna della Sedia), dankt.

Versuchen wir nun aber, unseren Johann Gotthard als Künstler, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, zu charakterisiren, und die Stellung desselben in der Kunstgeschichte darzulegen, so nehmen wir unseren Ausgang von dem niederländischen Kupferstecher des 16. und 17. Jahrhunderts, Heinrich Goltzius, der im Gegensatz gegen die älteren italienischen Kupferstecher des 16. Jahrhunderts, die die Plastik der Formen nur andeutend behandelt hatten, durch die sorgfältige Führung seiner Linien nach den Formen des Körpers, durch ihr Anschwellen und Verdünnen, wie durch die verschiedene Weise ihrer Durchschneidung den Gesetzen der Modellirung auf's Genaueste zu folgen wußte. Seit Heinrich Goltzius ward die Kupferstecherkunst zu einer selbstständigen Kunstgattung; und während im 16. Jahrhundert Künstler wie Albrecht Dürer den Pinsel und den Grabstichel zugleich geführt hatten, so ergriffen nunmehr die Maler eine andere Weise der Vervielfältigung, nämlich das Radiren, und überließen den Grabstichel denjenigen, die sich ihn zum ausschließlichen Werkzeug erkoren hatten. Einen wichtigen Fortschritt verdankte die Kunst des Kupferstichs zu Ende des 17. Jahrhunderts einem französischen Stecher, Masson, der innerhalb der Schranken seiner Technik die Mittel fand, auch das Stoffliche der Gegenstände mit überraschender Natürlichkeit wiederzugeben, und Metall, Holz oder Glas, Wolle, Sammet, Seide, Pelz u. s. w. bis zur Täuschung zu unterscheiden; ein Fortschritt, der durch andere französische Stecher bis zur Nachahmung der

Farbe gesteigert ward. Alle seine Vorgänger übertraf aber der 1640 zu Antwerpen geborene, zu Paris gebildete Gerard Edelinck, der die sonst getrennten Vorzüge sämmtlich zu vereinigen wußte. Edelink, sagt ein neuerer Kunsthistoriker, erreichte die höchstmögliche Fertigkeit im Gebrauche des Grabstichels, und alle angewandten Mittel seiner Kunst stehen bei ihm in voller Harmonie, so daß weder der Umriß über die Modellirung hervorragt, noch die Nachahmung des Stofflichen den geistigen Gehalt beeinträchtigt, daß über der Virtuosität des Vortrags der Charakter des Vorgetragenen nicht verloren geht, und die Farbe nicht weiter verfolgt ist, als es ohne Gefahr für die Form geschehen konnte.

Auf die alten Meister zurückgehend, führte der bereits von uns gewürdigte Wille um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche der Kupferstecherkunst herbei. In der Geschicklichkeit, die Stoffe auf das Täuschendste nachzuahmen, kam er einem Masson gleich, ja übertraf ihn, wie denn überhaupt die technische Durchbildung des Stiches seine Stärke bildet. Mit den Vorzügen seines Meisters vereinigte aber unser Johann Gotthard eine geistreichere Auffassung; und wenn bei Wille's Schöpfungen nicht durchaus sich behaupten läßt, daß der Künstler selbst und seine Technik hinter den Gegenstand zurücktreten, so ist die Darstellungsweise Müller's durch die Unabsichtlichkeit und Lauterkeit, durch die Objektivität, welche auf dem Durchdrungenseyn des Subjekts von dem Gegenstand beruht, durch die Tiefe und Innigkeit, die dem deutschen Geiste und dem deutschen Gemüthe eigen ist, auf das ehrenvollste charakterisirt.

Seine Werke im Einzelnen zu schildern gebricht die Zeit. Von den Bildnissen, die bei Weitem die Mehrzahl derselben ausmachen, sind die meisten im Verlaufe des Vortrags erwähnt; aus der früheren Zeit des Meisters fügen wir noch die Porträts Pierre's und Wille's (1776), aus der mittleren Zeit die des Philosophen Mendelssohn (1786), aus der späteren die des Grafen Friedrich Leopold Stollberg (1810) und des Königs Jerome Napoleon (1813) hinzu. Sichere und korrekte Zeichnung, wirksame und naturtreue Behandlung des Lichtes und Schattens, Feinheit der Modellirung, und Kraft und Wahrheit des geistigen Ausdrucks, kennzeichnen sie alle. Das größte unter den Bildnissen ist dasjenige Ludwigs XVI., ein Blatt, in dem Müller, wie durch andere Vorzüge, so auch durch die Behandlung der Stoffe glänzt. Der Erwähnung werth ist das Schicksal des Werkes. Es erschien im Jahr 1793, nachdem es schon drei Jahre zuvor vollendet war; die Unruhen in Frankreich hatten nicht gestattet, die Platte in Paris zu übergeben. Im Jahr 1793, nicht lange vor seinem unglücklichen Ende, überließ der König dem Künstler, nachdem dieser die Hälfte des bedungenen Honorares im Betrag von 9000 Livres schon erhalten, seine Arbeit zu freier Verfügung, wor-

auf die Frauenholz'sche Kunsthandlung zu Nürnberg die Platte käuflich erwarb. Als mehrere Jahrzehnte später der Verlag dieser Handlung aufgelöst wurde, so erkaufte ein französischer Kunsthändler die Platte, enthauptete den armen König zum zweiten Mal im Bilde, setzte den Kopf Ludwigs XVIII. auf, und verkaufte den Stich als ein Bildniß des Letzteren.

Zu bedauern ist, daß Müller in seiner früheren Zeit die Gelegenheit und Aufmunterung fehlte, historische Gemälde nach großen und edlen Meistern zu stechen. Auf seinen Stich nach dem Niederländer Flinck ließ er im folgenden Jahre (1783) einen zweiten, der gleichfalls das Gemälde eines Niederländers, Honthorst (Loth mit seinen Töchtern), wiedergab, folgen. Was er in der Nachbildung historischer Gemälde zu leisten vermochte, bewies er in der Schlacht von Bunkershill, mit dem Tod des amerikanischen Generals Warren, nach Trumbull (1798): ein Stich, der als das Meisterwerk des Meisters gelten darf. Erst in der zweiten Hälfte seiner Laufbahn unternahm er die Wiedergabe religiöser Bilder, nach altitalienischen Malern, wie im Jahr 1803 der heiligen Katharina, nach Leonardo da Vinci, im folgenden Jahre der Madonna della Sedia, nach Raphael; eine Arbeit, über welche sein Freund, der Archäologe Böttiger, schreibt: „Welch' eine himmlische Anmuth strahlt aus Ihrer Bearbeitung der Königin unter den sitzenden Madonnen! Wie freut man sich, nach allen geschabten, getipfelten und gekleckSten Mißgeburten, die sich als Kupferstiche schelten lassen, einmal ein solches Werk zu sehen! Innigsten Dank für dieß Augen- und Geisteslabsal! Es ist Ihrer ganz würdig."

Mit der Mater Sancta nach Lionello Spada legte er 1819, im 72. Lebensjahre, den Grabstichel für öffentliche Arbeiten nieder, blieb indessen bis in sein letztes Lebensjahr (1830), und selbst auf dem Kranken- und Sterbelager noch künstlerisch thätig, indem er sich theils mit Lithographieen und Kreidezeichnungen, theils mit der Johannesplatte seines schon im Jahr 1816 nach kurzer und glänzender Laufbahn verstorbenen Sohnes Friedrich beschäftigte.

Welche Verdienste er durch die Heranbildung tüchtiger Schüler und vor Allem des eben erwähnten Sohnes sich erwarb, vermag ich heute nicht auszuführen. — Wenn uns neuestens die Hoffnung nahe gerückt ist, daß verbunden mit unserer Anstalt eine Kupferstecherschule von Neuem in's Leben trete, so ist vor Allem der Wunsch gerechtfertigt, daß der Geist des großen Meisters, dessen Andenken ich Ihnen zu erneuern versucht, in ihr lebendig werden möchte. Unser Anliegen aber stellen wir mit Vertrauen der Huld und Fürsorge des Fürsten anheim, dem unsere Anstalt ihre Gründung und fortdauernde Blüthe verdankt, und dem am heutigen festlichen Tage, da er rüstig an Körper und Geist in sein achtzigstes Lebensjahr eingetreten, in freudig dankbarer Rührung unsere Herzen entgegenschlagen.

VI.

Die Königliche Kunstschule zu Stuttgart

und

die Staatskunstsammlungen,

mit besonderem Bezug auf die hohen Verdienste

Sr. Maj. des Königs Wilhelm

um das Institut im Allgemeinen und die Sammlungen insbesondere.*)

Verehrte Versammlung! — Abermals zu der Ehre berufen, den auf's Neue wiedergekehrten, uns beglückenden Tag durch einen Festvortrag zu bezeichnen, wählte ich unter Gutheißung meiner verehrten Amtsgenossen einen Gegenstand, der sich auf natürliche Weise an denjenigen anknüpft, der den Inhalt der in den drei letzten Jahren aus gleichem Anlaß in diesen festlichen Räumen gehaltenen Vorträge bildete.

Wenn die letzteren die im vorigen Jahrhundert durch den Herzog Carl Eugen gegründete Akademie der Künste, sowie einzelne aus derselben hervorgegangene bedeutende Meister behandelten, so möge es heute gestattet sein, von der jetzt bestehenden Kunstschule und den Staatskunstsammlungen, mit besonderem Bezug auf die hohen Verdienste Sr. Majestät des Königs um die Anstalt im Allgemeinen und die Sammlungen insbesondere zu sprechen.

Welcher Gegenstand könnte auch näher liegen, welcher erwünschter sein, um heute, an dem Tage, an dem der Königliche Gründer und Beschützer, der unermüdete Wohlthäter unserer Anstalt nach 45jähriger, in allen Richtungen segensreich sich erweisenden Regierung, durch Gottes Gnade noch immer rüstigen Körpers und kräftigen Geistes, in sein einundachtzigstes Lebensjahr eintritt, den das Innere durchdringenden Gefühlen der Dankbarkeit einen freudigen Ausdruck zu verleihen.

---

*) Rede, gehalten in der Kunstschule zur Feier des Königl. Geburtsfestes am 27. September 1861.

Wenn wir heute ein Schaar von hoffnungsvollen Jünglingen, denen in dieser heitern Stätte der Kunst die von Gott ihnen verliehenen Anlagen zu pflegen und auszubilden vergönnt ist, um uns versammelt erblicken, wenn wir selbst mit diesen Jüngern der Kunst in den Räumen eines Gebäudes vereinigt sind, das in den Schätzen, die es einschließt, in den zahlreichsten und edelsten Werken der bildenden Künste, sowohl aus den alten, als den mittleren und neueren Zeiten, die reichste Quelle des Genusses und die trefflichste Gelegenheit zur Belehrung bietet, wenn wir dieses Besitzes mit freudigem Stolz uns bewußt sind, was könnte schicklicher und würdiger in dieser festlichen Stunde uns beschäftigen, als auf den Weg, der vor Erreichung dieses Zieles zurückzulegen war, auf die großen und manchfaltigen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, ernsten Sinnes zurückzublicken, und sofort, mit der Ungunst früherer Zeiten die Gunst der Gegenwart vergleichend, vor allem Andern den Verdiensten des geliebten Herrschers, ohne dessen erhabenen Schutz und wahrhaft Königliche Freigebigkeit wir nimmermehr des herrlichen Besitzes uns erfreuen würden, heute, an dem Tage seiner Ehre, die gerechte Huldigung darzubringen? —

Als der Herzog Carl Eugen, der hohe Begründer der Carlsschule und der mit ihr verbundenen Akademie der Künste, am 24. Okt. 1793 aus dem Leben geschieden war, so verflossen nur wenige Monate, bis auch die ruhmvolle Schöpfung seines Geistes ihr beklagenswerthes Ende erreichte. Finanzielle Rücksichten einerseits und Motive der Eifersucht von Seiten der Landesuniversität Tübingen, welche längst schon vorhanden, nunmehr laut und erfolgreich sich geltend machten, andrerseits, führten zu Anfang des folgenden Jahres die Aufhebung der hohen Carlsschule herbei. Daß der Nachfolger ihres Gründers, der Herzog Ludwig Eugen, nicht aus Ungunst gegen die Kunstakademie die hohe Carlsschule aufhob, geht aus der ausgesprochenen Intention hervor, eine Kunstakademie neu errichten zu wollen. In dem Widerstreben der herzoglichen Rentkammer und im Mangel am Schutz von Seiten des herzoglichen Geheimrathscollegiums lagen die Ursachen, welche diese Intention nicht zu ihrer Erfüllung gelangen ließen. Nur die früher mit der Akademie verbundene Kupferstecheranstalt fristete ein kümmerliches Dasein; und wenn der verdienstvolle Gründer und Leiter derselben, Johann Gotthard Müller, für die Anstalt, wie für seine persönliche Stellung einen nur zum Theil von Erfolg begleiteten Kampf kämpfte, so verband er damit unter drei auf einander folgenden Regierungen ein ebenso eifriges, als leider erfolgloses Bemühen, daß mindestens eine Zeichnenschule zur Vorbildung junger Künstler auch anderer Fächer wiederhergestellt würde. Als am 20. Mai 1795 der dritte Sohn des Herzogs Carl Alexander, der Herzog Friedrich Eugen, seinem Bruder Ludwig Eugen gefolgt war, so bereiteten unter dessen gleich=

falls nur kurzer Regierung (bis zum 23. Dec. 1797) die schon früher begonnenen Stürme der französischen Revolution dem Hause und dem Lande widrige Schicksale, und unter dem Lärmen des Krieges verstummten die Künste des Friedens. Etwas günstiger war der Zustand der letzteren in Württemberg unter der nachfolgenden Regierung des Herzogs, Kurfürsten, Königs Friedrich, an dessen Prachtliebe die bildenden Künste nicht unbetheiligt blieben. Auch die Wiedererrichtung einer Kunstakademie beabsichtigte der Churfürst und König Friedrich im Jahre 1802 und wiederholt im Jahre 1808; aber auch in dieser Epoche traten die ungünstigen politischen Verhältnisse und die Kriegsereignisse der Ausführung solcher Absicht hindernd entgegen. Ein hoch zu schätzendes Verdienst um die Pflege der Kunst und die Weckung des Kunstsinns auch in weiteren Kreisen erwarb sich indessen Se. Majestät der jetzt regierende König schon im Jahre 1811 als Kronprinz, indem er eine auf seine Kosten aus Paris bezogene und zuerst in seinem eigenen Palais aufgestellte Sammlung von Gypsabgüssen der bedeutendsten, damals in der französischen Kaiserstadt vereinigten antiken Kunstwerke, um sie dem ungestörten und freien Gebrauche der Kunstfreunde anheimzugeben, in die hiefür gemietheten Säle des Wohnhauses von dem Hofbildhauer, Professor v. Dannecker versetzen ließ, wo sie dem Schutze des verwandten Genius anvertraut, unter dem belehrenden Worte des trefflichen Künstlers gesehen und benützt ward.

Bald nach dem Antritte Höchst Ihrer Regierung, im Jahr 1817, ließen sich Se. Maj. der König durch das Organ des damaligen Cultus-Ministers von Wangenheim, von einer eigens bestellten Künstlercommission, an deren Spitze Dannecker stund, zu einer wieder zu errichtenden Künstlerakademie einen ausführlichen Plan vorlegen, und für die zu gründende Anstalt ward im folgenden Jahre ein Lokal in dem vormaligen sogenannten Offiziers-Pavillon in der Königsstraße, welchen jetzt noch die polytechnische Schule einnimmt, bestimmt. Bei der Ausscheidung der K. Civilliste im Jahr 1817 wurden auf den Etat der neuen Kunst-Anstalt die Pensionen und Wartgelder aller derjenigen Künstler, die zum Theil noch von der hohen Carlsschule her und zum Theil aus den Zeiten der Regierung des Königs Friedrichs solche genoßen, mit der ausgedrückten Absicht überwiesen, daß die tauglichen derselben bei der zu errichtenden Lehranstalt sollten verwendet werden. Leider keine glückliche Erbschaft aus vergangener Zeit! Für die Gründung eines Neubaues theils widerstrebende, theils nicht zu verwerthende Elemente! Daher es denn nicht zu verwundern, daß der Plan der Errichtung einer Kunst-Akademie in's Stocken gerieth, oder in der Ausführung auf ein sehr bescheidenes Minimum reducirt wurde. Die von Direktor Dannecker geleitete Kunstschule war bis zum Jahre 1829 nichts weiter, als eine anfänglich im eigenen Atelier errichtete Privatanstalt für Kunstzöglinge zum Zeichnen nach

dem lebendem Modell, die sodann vom Staate durch Einräumung freien Lokals und durch Uebernahme der Kosten des Modellstehers, des Brennholzes ꝛc. unterstützt ward. Das im Jahr 1818 für die neu zu errichtende Kunstakademie bestimmte Gebäude ward im folgenden Jahre, als die Ausführung auf nicht zu überwindende Hindernisse stieß, der im Besitze der Brüder Boisserée befindlichen Galerie von altdeutschen Bildern, welche Galerie auf Staatskosten mit einem jährlichen Aufwande von ungefähr 1200 fl. gleichsam als Surrogat einer Kunstanstalt unterhalten ward, überlassen, bis im Jahr 1827 die Galerie, von des Königs Ludwigs von Bayern Majestät angekauft, das Gebäude wieder räumte.

Eine von dem Staate selbst unterhaltene Kunstschule trat erst in dem Jahre 1829 in's Leben. Ihre Bestimmung umfaßte den Unterricht im Freihandzeichnen von den Anfangsgründen an bis zum Zeichnen nach der Natur, und sie hatte daher die Eigenschaft einer Vorschule für Malerei und Sculptur, Lithographie und Kupferstecherei, so wie, da auch das Bauzeichnen zu ihren Unterrichtsfächern gehörte, für die schöne Baukunst. Von selbst verband sich hiemit die weitere Bestimmung einer höhern Zeichnungsschule für verschiedene industrielle Gewerbe. Sowohl in Hinsicht auf ihre Lokalität, in dem später der polytechnischen Schule allein zugewiesenen Gebäude, als in Hinsicht auf ihre organischen Einrichtungen stand sie in vielfacher Verbindung mit der gleichzeitig errichteten Gewerbeschule.

Die wachsende Frequenz beider Unterrichtsanstalten und der sich allmälig erweiternde Plan der Gewerbeschule führte im Jahr 1833 eine Trennung der bisherigen Verbindung herbei, in Folge welcher die Anfangsgründe des Zeichnungsunterrichts, so wie das Bauzeichnen von der Bestimmung der Kunstschule ausgeschieden wurden. Die Gemeinschaft des Wohngelasses mit der Gewerbeschule dauerte unter immer empfindlicheren Beschränkungen für die Kunstschule fort, bis die letztere im Spätjahre 1842 das für sie errichtete neue Staatsgebäude in der Neckarstraße beziehen konnte.

Durch den Besitz dieses nach dem Plane des Oberbauraths v. Barth mit einem Kostenaufwande von etwa 300,000 fl. ausgeführten Gebäudes, das vom Hintergebäude abgesehen, im Erdgeschoß der beiden Flügel sieben Säle und drei Galerien, und in dem des Mittelbau's sieben Zimmer, im obern Stock der Flügel vier mit Oberlicht versehene Eck-Säle, nebst elf Cabinetten und zwei Galerien, und in dem des Mittelbau's einen Fest-Saal, zwei weitere Säle und vier Cabinette zählt, war für die gedeihliche Entwicklung unserer Anstalt eine Grundbedingung erfüllt. In italienischem Style, einfach, doch nicht ungefällig erbaut, zeigt dasselbe schon von Außen durch die beiden Hochreliefs im Fries der zwei vorderen Pavillons, die in allegorischen Bildern die geschichtliche Entwicklung der Malerei und Sculptur

versinnlichen, die Bestimmung an, der es dienen soll. Beide Reliefs sind dem Meisel des Lehrers der Bildhauerei an unserer Schule, Professors von Wagner, der das eine nach eigener Composition, und das andere nach der des Malers Eberhard von Wächter ausführte, zu verdanken, und wünschenswerth bleibt es, daß durch Ausführung weiterer Reliefs an den vorgesehenen Stellen, wie durch Ausstattung der vorhandenen Nischen mit Statuen der plastische Schmuck des Gebäudes vervollständigt würde. Auch der Farbenschmuck unseres Festsaales erwartet in zwei weiteren Wandgemälden, zu den beiden von Alexander Bruckmann componirten und ausgeführten, von denen das eine die Entstehung der classischen Kunst, in der dem Meere entsteigenden und von Nereiden und Tritonen umgebenen Aphrodite, und das andere die Entstehung der romantisch-christlichen Kunst, in dem Evangelisten Lukas, der die heilige Jungfrau malend, von Farben reibenden Engeln bedient wird, dem äußern und innern Sinn des Beschauers vorzuführen bestimmt ist, die kaum zu vermissende Ergänzung.

Fragen wir, wem die Wohlthat zu verdanken sei, die unserer Anstalt durch Errichtung eines eigenen Gebäudes zu Theil ward, so ging der Antrag auf Erbauung eines solchen aus der hohen Kammer der Abgeordneten hervor, in welcher Kunstfreunde, wie v. Jaumann, v. Rommel, Schott und Andere die Pflicht des Staates, auch die schönen Künste als wesentliches Moment der geistigen Bildung zu schützen und zu pflegen, in kräftiger und dankenswerther Weise vertraten. Leider blieb der schon zu Anfang der dreißiger Jahre gestellte Antrag bis zum Ende des Jahres 1835 ohne alle Wirkung; und wenn damals das K. Ministerium eine Aufforderung zu Vorschlägen in besagter Richtung erließ, so beschränkte es, ohne eingehende Prüfung des Raumbedürfnisses, den Baufonds auf höchstens 50,000 fl., und zwar mit der Erklärung, daß jeder, diese Summe übersteigende Antrag erfolglos bleiben müßte. Wenn unter einem Ministerium, das auch sonst von dem engen, für die Kunstbedürfnisse angelegten Maßstab die sprechendsten Proben gab, gleichwohl der Bau eines Museums der bildenden Künste mit dem eben erwähnten Aufwand zur Ausführung kam, so ist der Dank für solche Wohlthat, unter vollkommener Anerkennung der Liberalität der hohen Stände des Landes, wesentlich dem gnädigen Schutze Sr. Majestät des Königs zu zollen, welcher auch bei diesem Anlasse kräftig sich erprobte.

Mit vollem Rechte ist die Staatskunstalt, wie sie heute besteht, als eine Schöpfung Sr. Majestät des Königs zu betrachten; und wenn Höchstdieselben, bei einem schon vor Jahren gemachten gnädigen Besuche sie als Höchst Ihr Kind bezeichneten, welchem wohlzuthun Pflicht und Freude sei, so wird die Darlegung der glänzenden Wohlthaten, welche unsere Anstalt der nie ermüdenden königlichen Freigebigkeit verdankt, auf's Beste erkennen

lassen, in wie reichlichem Maße die gnädigst ausgesprochene väterliche Fürsorge durch die That sich bewährt hat.

Ehe wir jedoch die Sammlungen unserer Anstalt und die Ausstattung derselben, vornemlich durch die Municifenz Sr. Majestät des Königs, schildern, möge es gestattet sein, die weitere Entwicklung der Schule, seit der Beziehung des neuen Gebäudes, zu verfolgen.

Die erweiterten räumlichen und vermehrten artistischen Mittel gestatteten nunmehr, eine längst gewünschte und als Bedürfniß gefühlte Ausdehnung des Unterrichts eintreten zu lassen. Die Schranken einer blosen Zeichnungsschule, deren Zöglinge nach vollendetem Zeichnungsunterricht ihre weitere Ausbildung für die Kunst der Malerei oder der Plastik in Anstalten des Auslands suchen mußten, wurden überschritten, und im Jahre 1844 gewann die Schule eine weitere Abtheilung, welche eine Klasse für den Unterricht in der Plastik, eine solche für den allgemeinen Unterricht in der Malerei, und drei besondere Malerklassen für Landschaft, Genre und Historie in sich begreift. Für den erforderlichen hilfswissenschaftlichen Unterricht, dessen Bedürfnisse durch die polytechnische Schule bei der räumlichen Trennung beider Anstalten, den Collisionen der Stundenplane und der Verschiedenheit der zu verfolgenden Richtungen nicht gehörig befriedigt werden konnten, wurde durch die Einrichtung besonderer Lektionen für die Kunstschule in der Perspektive und Schattenlehre und in der Kunstgeschichte gesorgt, zu welcher ein den Zöglingen in dem militär-chirurgischen Institut ertheilter Unterricht in der Anatomie hinzugefügt ist.

Die neue Einrichtung durfte sich erfreulicher Erfolge rühmen, und seit die Prüfungsarbeiten der Zöglinge, wie es erstmals im J. 1852 geschehen, am königlichen Geburtsfeste jährlich zur Ausstellung gelangen, gibt die Schule ihre Leistungen dem öffentlichen Urtheil anheim.

In der Ausbildung von Zöglingen der höhern Kunst besteht indeß nur die eine Seite der Wirksamkeit der Kunstschule. Fortdauernd bildet sich ein beträchtlicher Theil ihrer Schüler aus Candidaten anderer Berufsarten, zu welchen neben Architekten und Lithographen oder Kupferstechern auch Zöglinge von Industriegewerben, welche für ihre Erzeugnisse die Hilfe der Kunst bedürfen, gehören. Die Schüler aus der Kategorie dieser Gewerbe machten insbesondere zu der Zeit, da verwandte Anstalten noch nicht bestunden, mindestens ein Dritttheil der Gesammtzahl aus; und so leistete denn die Kunstschule und leistet noch heute einen Beitrag auch zur Ausbildung der Landesindustrie, in der das künstlerische Element eine immer mehr sich erhöhende Bedeutung gewinnt.

Von den Sammlungen unseres Museums fassen wir zunächst die plastische Abtheilung, die am frühesten zu größerem Umfang und zu größerer Be-

deutung gelangte, in's Auge. Ihren Grundstock bildete jene Sammlung von Antiken-Abgüssen, welche Se. Majestät der König als Kronprinz erworben und durch die Aufstellung im Dannecker'schen Hause zu erfreulichem Gemeingute gemacht hatte. Nach dem Regierungsantritt des Königs, im J. 1817, in das Eigenthum der Krondotation übergegangen, wurden sie durch die Gnade Sr. Majestät der Staatskunstanstalt zum Gebrauche für den Unterricht der Schule und zum Genusse der Kunstfreunde überlassen, und im Laufe der folgenden Jahre theils durch Ankäufe auf Kosten des Staates, theils durch weitere Geschenke Sr. Majestät, sowie verschiedener Künstler und Privaten auf's ansehnlichste vermehrt. Zu den auf Kosten des Staats gemachten Erwerbungen gehören nicht nur Abgüsse von Antiken, worunter die Aegineten, die Gruppe der Niobe, die Hauptwerke der Lord Elgin'schen Sammlung, sondern auch Werke der modernen Plastik. Die bedeutendste Vermehrung an neueren Werken erhielt aber die Sammlung durch das von dem Heros der neueren Bildhauerkunst Sr. Königl. Majestät gemachte und von Höchstdemselben der Kunstschule überlassene Geschenk von 54 verschiedenen, aus Modellen und Abgüssen Thorwaldsen'scher Werke bestehender Gegenstände, die in den Jahren 1837—40 von Rom hieher geliefert und bis zur Erbauung des Museums in einer hiefür errichteten Bretterhütte aufbewahrt wurden. Ueber die Vollziehung des Thorwaldsen'schen Testamentes, das zu Gunsten unserer Sammlung die Großmuth des Meisters neu bewährte, fanden eine Reihe von Jahren hindurch mit dem Königl. dänischen Museum zu Kopenhagen Verhandlungen Statt, in deren Folge vor etlichen Jahren 77 weitere Thorwaldsen'sche Werke, worunter 69 meist kleinere Basreliefs, durch Tausch gegen das Modell der Schillerstatue für die vaterländische Sammlung erworben wurden. Ein ansehnlicher Zuwachs war der letzteren bei ihrem Einzug in das Kunstgebäude durch ein Geschenk Sr. Majestät des Königs zu Theil geworden, welches 48 Abgüsse von ausgezeichneten Denkmalen griechischer Bildhauerkunst und darunter von solchen Originalen umfaßte, deren sonst nicht zugelassener Abguß von ihren Besitzern nur der persönlichen Verwendung des Königs und als Ehrenbezeugung gegen den letzteren zugestanden worden war. Wie Se. Majestät schon früher die kolossale Büste des vaterländischen Dichters Schiller, von dem vaterländischen Meister Dannecker modellirt und in carrarischem Marmor ausgeführt, und außer derselben das Modell der Statue des Evangelisten Johannes, von demselben Meister für die Grab-Kapelle auf dem rothen Berge gearbeitet, gnädigst geschenkt, so ließen Höchstdieselben noch in den letzten Jahren das lebensgroße Modell der in Stein kolossal ausgeführten Nymphengruppe im Königl. Schloßgarten, gleichfalls von Dannecker, der Sammlung einverleiben. Von dem obengenannten Meister selbst wurden 15 verschiedene plastische Werke, von Chr. Rauch 5 Werke,

von L. Schwanthaler eines, von dem vaterländischen Bildhauer v. Hofer 7 als Geschenke übergeben. Gerne, wenn die Zeit es gestattete, würden wir die Geschenke verschiedener Kunstfreunde namhaft machen. Von neueren Ankäufen auf Kosten des Staates möge nur der im vorigen Jahre erworbene Moses von Michel Angelo erwähnt sein.

Mit einer Sammlung von Gemälden wurde der Anfang erst gemacht, nachdem durch die beschlossene Herstellung des Kunstgebäudes die Gewinnung eines angemessenen Raumes, an dem es früher gänzlich gebrach, gesichert war. Bei der Unzulänglichkeit der Anschaffungsmittel konnten indessen in der Periode von 1835—51 nur 66 Gemälde auf Kosten des Staates erworben werden. Auch bei dieser Abtheilung trat indessen die gnädige Fürsorge und Munificenz Sr. Majestät des Königs in das Mittel. Ein bedeutender Zuwachs ergab sich für die Bildergalerie zunächst durch die von Sr. Majestät dem Könige gnädigst gestattete Auswahl aus den im Königl. Residenzschloß zu Ludwigsburg aufbewahrten, theils zur Krondotation, theils zum Apanage-Departement gehörigen Gemälden, in Folge welcher Auswahl 233 Bilder an die Staatsgalerie, mit dem Vorbehalt des früheren Eigenthumsrechtes, übergingen. Mit dem gleichen Vorbehalt wurde durch die Gnade des Königs das berühmte Gemälde von Gottlieb Schick, Apoll unter den Hirten, aus dem hiesigen Königl. Residenzschlosse in unsere Sammlung übertragen. 14 weitere werthvolle Gemälde schenkte Se. Majestät der König bis zum J. 1852; ein eben solches stiftete Ihre Majestät die Königin der Niederlande, und mehrere andere waren Gaben von Gemeinden und Privaten, wie beispielsweise ein Bild von Hetsch der Stadt Stuttgart, ein altdeutsches Altarwerk mit 5 Bildern der Stadt Nürtingen, ein Gemälde von Salvator Rosa dem Commercienrath Jobst zu danken ist, von welchen Schenkungen die beiden letzteren zum Gedächtniß der Jubiläumsfeier Sr. Majestät des Königs zu dienen bestimmt waren. Im Ganzen zählte die Sammlung zu Anfang des Jahres 1852 343 Gemälde, unter welchen neben zahlreichen Werken mittleren Rangs doch auch manche Vertreter der edelsten Blüthe der Kunst aus der altdeutschen Schule, aus den italienischen Schulen des 16. und aus den niederländischen Schulen des 17. Jahrhunderts, sowie aus der neuesten Entwicklungsperiode der deutschen Kunst sich vorfanden.

Eine Epoche in der Geschichte unserer Staatskunstsammlungen macht aber das J. 1852; denn nicht nur eine ansehnliche Vermehrung der bestehenden Galerie, eine eigene neue Galerie war es, was die Kunstanstalt des Staates bei Gelegenheit des Königlichen Geburtsfestes in jenem Jahre aus der freigebigen Hand ihres erhabenen Wohlthäters empfing. Es ist jene unter dem Namen Barbini-Breganze bekannte, eine Anzahl von 244 Gemälden, meist aus den italienischen Schulen, und zumal aus der von

Venedig, umfassende Sammlung, die durch die Gnade Sr. Majestät aus den Mauern eines Palastes der Lagunenstadt in die Räume unseres vaterländischen Museums versetzt ward. Nach einer Tradition, deren Glaubwürdigkeit zu prüfen uns zureichende Mittel fehlen, stammt die Gemäldesammlung ursprünglich aus dem Besitze der edeln Familie Manin, die der Republik Venedig ihren letzten Dogen gab, und der auch der Diktator des Jahres 1848, Daniel Manin, zwar nicht durch Verwandtschaft des Blutes, aber durch ein Clientel-Verhältniß angehört, indem sein Großvater, isrealitischer Abkunft, bei dem Uebertritt zur christlichen Kirche von seinem Taufpathen, einem Bruder jenes letzten Dogen, den Namen sich beilegte. Einer Schrift über Venedig von A. Quadri aus dem Jahre 1845 (Otto Giorni a Venezia) entnehmen wir nur die Notiz, daß um jene Zeit das obere Stockwerk des Palastes Manin von einem Herrn Barbini bewohnt war, der in demselben eine reiche und bedeutende Sammlung von Gemälden der berühmtesten Meister verschiedener italienischer und fremder Schulen unterhalte, und neuerdings mit seiner Sammlung auch diejenige des unsterblichen Canova vereinigt habe. Einige weitere Kunde gibt jenes stattliche Werk über Venedig und seine Lagunen, das vom Rathe der Stadt auf das Jahr 1847 zur Vertheilung als Ehrengeschenk an die Mitglieder des in jenem Jahre zu Venedig gehaltenen Congresses italienischer Gelehrten herausgegeben, in dem zweiten Theil seines zweiten Bandes eine Beschreibung der Paläste und Kunstschätze der einst so reichen und mächtigen Lagunenstadt enthält. Ein Abschnitt daselbst beginnt also: „Galleria Barbini-Breganze, im Quartier San Salvatore, im Palaste Manin. Der verstorbene Michel Angelo Barbini, ein ausgezeichneter Maler, geleitet von dem brennendsten Eifer für die Kunst, die er ausübte, brachte mit der größten Sorgfalt und dem größten Aufwand eine Sammlung von Gemälden zusammen, so reich und so selten, daß sie jetzt ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Sammlungen Venedigs gehört. Nach seinem Tode ward sie Eigenthum seiner Tochter, welche später mit dem Herrn Giambattista Breganze, Sekretär der Ferdinandischen Eisenbahn, sich vermählte." Diese Sammlung, fügt der Verfasser bei, ist von uns besonders erläutert, und wir werden daher nur wenige Worte von ihr machen, indem wir auf die Schrift, die von ihr handelt (Venezia 1847), verwiesen. — Gemeint ist der räsonnirende Katalog, dessen zweite Ausgabe, in französischer Uebersetzung (Venedig 1850) sich in unsern Händen befindet. Verfasser des Katalogen, auf den auch das gedruckte Verzeichniß unserer Sammlung sich wesentlich stützt, sowie Verfasser jener Beschreibung ist Francesco Zanotto, Mitglied des Athenäums von Venedig und mehrerer anderer Akademieen, den die wissenschaftliche Kommission für jenes Werk über Venedig nicht allein für die Beschreibung der Stadt und ihrer Kunstschätze, sondern auch für die

Bearbeitung des Abschnittes über die Geschichte der Malerei in Venedig als berufenen Fachgelehrten gewonnen hatte. *)

Wie bereits bemerkt, und wie der Ort, der die Sammlung entstehen sah, erklärlich macht, ist vor Allem die farbenprächtige, großartige Schule der Venetianer, und zwar durch die verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, auf das Anziehendste und Reichste vertreten. Gleichwohl fehlen auch die andern italienischen Schulen nicht, und charakteristische Werke aus der florentinischen, römischen, bolognesischen Schule füllen in, neben und unter den Venetianern ihre Plätze auf würdige Weise aus. Auch Niederländer und Franzosen haben ihr Kontingent gestellt, und unser deutscher Altmeister Dürer zeigt sich in der überaus fein ausgeführten Darstellung des ersten Menschenpaares, welche, abgesehen von geringen Abweichungen des landschaftlichen Hintergrundes und abgesehen von der fehlenden Tafel mit dem Monogramme, genau mit dem berühmten Kupferstiche des Meisters vom J. 1504 übereinkommt. Merkwürdigerweise befindet sich eine unseres Wissens gleichfalls aus Italien stammende zweite Ausführung des Kupferstichs durch den Pinsel in hiesigem Privatbesitz, und das zweite Gemälde zeigt eine Tafel mit dem Monogramm und mit der Jahreszahl 1512. Daß das Fehlen oder Vorhandensein des Monogramms weder für noch gegen die Aechtheit entscheide, ist außer Frage; nach dem inneren Werthe wird dem einen wie dem andern Bilde die Möglichkeit der Aechtheit zugestanden.

Auf weitere einzelne Bilder einzugehen verbietet die Zeit. Der hohe Werth der Sammlung für Genuß und Studium liegt am Tage, und wird künftighin zu desto lebhafterer Anerkennung gelangen, je mehr der Sinn für Kunst und für historische Kunst, welcher innerhalb unserer engeren Heimath bei sonst Gebildeten, ja wissenschaftlich Gebildeten, noch vielfach vermißt wird, in weiteren Kreisen wird geweckt sein.

Mit der großartigen fideikommissarischen Stiftung war indessen die Freigebigkeit Sr. Majestät des Königs nicht erschöpft; denn seit dem J. 1852 verdankt die Staatsgalerie Höchst Ihrer Municicenz 10 weitere Oelgemälde, welche theils aus Anlaß des Höchsten Geburtsfestes oder der Weihnachtsfeier, theils, wenn sich sonst eine Gelegenheit werthvollen Erwerbs oder ein Anlaß, den beschränkten Etatsmitteln der Kunstschule zu Hilfe zu kommen, für die Königliche Großmuth darbot, der Sammlung huldreichst überwiesen wurden. Unter diesen Gemälden befinden sich Werke von hohem Kunstwerth, wie ein Exemplar der Mona Lisa Leonardo da Vinci's, ein Ecce Homo des spanischen

---

*) Der mehrfach gehörten Verdächtigung gegenüber, als wäre der Katalog der Barbini'schen Galerie nur ein Werk industrieller Spekulation, schien die Aufnahme obiger Bemerkungen in den Vortrag nicht unmotivirt.

Meisters Morales (genannt el divino), die Madonna di Loreto, nach Raphaelscher Komposition, aus dem 16. Jahrhundert, und das neuestens, auf das heutige Höchste Geburtsfest geschenkte, und schon heute, zur Bewunderung dankbarer Beschauer, im Saale der Galerie Barbini aufgestellte prachtvolle Thierstück von Jakob van der Does.

Aus Staatsmitteln wurde seit dem Jahre 1852 troß der beschränkten ordentlichen Anschaffungsmittel eine nicht ganz geringe Anzahl theils älterer werthvoller Werke, wo sich günstige Gelegenheit zum Ankauf von solchen darbot, theils moderner, von berufenen Meistern rührender Gemälde erworben, während vaterländische Künstler auch Aufträge zu Ausführung von Bildern, nach vorgelegten Skizzen, erhielten. Auf Bereicherung der Galerie durch Werke der Gegenwart wird jetzt desto eifriger Bedacht genommen, nachdem im Laufe der verflossenen Finanzperiode eine größere Sammlung von altdeutschen Bildern der schwäbischen Schule aus hiesigem Privatbesitz, welche Sammlung durch Verkauf in das Ausland überzugehen drohte, mittelst außerordentlichen Aufwands, den die Königl. Regierung aus den Fonds der Restverwaltung bestritt, für die Staatsgalerie erworben worden. Die werthvolle Sammlung bietet erwünschten, wenn gleich nicht vollständigen Ersatz für die berühmte Galerie der Brüder Boisserée, welche unserem engeren Vaterland entging; und auf die nachträgliche Verwilligung des gemachten außerordentlichen Aufwands durch die hohe Kammer der Abgeordneten vertrauen wir desto sicherer*), da das patriotive Motiv der Erwerbung dieser vaterländischen Denkmale zu Tage liegt, und da für die Vertreter des Volkes das von selbst zu dankbarer Nacheiferung ermunternde Beispiel der Königlichen Freigebigkeit nicht verloren sein wird.

Eine dritte bedeutende Abtheilung des artistischen Besitzes der Kunstschule bildet die Kupferstichsammlung, zusammengesetzt aus zwei Bestandtheilen, wovon der eine, bei weitem größere, der Krondotation gehört, und der andere die mit den eigenen Mitteln der Kunstschule gemachten Erwerbungen in sich begreift.

Die der Krondotation gehörige Sammlung verdankt ihre Begründung dem Könige Friedrich, und besteht nach ihren wesentlichen Theilen aus zwei Privatsammlungen, des Hauptmanns v. Rotter und des Konsistorialdirektors Ruoff in Stuttgart, welche König Friedrich käuflich erwarb. Se. Majestät König Wilhelm ließ die Sammlung im J. 1818 in den damals der neuzugründenden Kunstanstalt bestimmten Offiziers-Pavillon, und als dieser im folgenden Jahre der Galerie der Gebrüder Boisserée eingeräumt wurde, in die Oeffentliche Bibliothek, Behufs der allgemeinen Benützung und des allgemeinen Ge-

---

*) Sie ist inzwischen erfolgt.

nusses, versetzen, und nachdem sie in einer Reihe von Jahren durch Aufwand aus Königlichen Privatmitteln den ansehnlichsten Zuwachs gewonnen hatte, wurde sie im J. 1843 der Kunstschule zur Aufbewahrung und Benutzung, sowie zu fernerer Ergänzung aus Staatsmitteln übergeben. Leider sind die jetzt zu verwendenden Mittel um Vieles bescheidener als die früher verwandten; und für die Bereicherung des Kabinettes wurde seit dem J. 1843 nur einmal ein außerordentlicher Aufwand gemacht, indem im J. 1851 der Ankauf eines größeren Theils der vorzüglichen Sammlung des Geheimen-Raths Kirschbaum zu München um die Summe von 2097 fl. erfolgte. Erweise der Königlichen Munificenz wurden indessen auch dieser Sammlung seit ihrem Uebergang an die Kunstschule zu Theil; denn nicht nur gestatteten Se. Majestät im J. 1859 über 100 Kupferstiche und Lithographieen, worunter mehrere sehr werthvolle neue Stiche, aus den in der Königl. Handbibliothek befindlichen Blättern auszuwählen, sondern übernahmen auch im vorigen Jahre die Ankaufssumme für etwa 1500 aus mehreren Privatsammlungen angebotene Blätter auf Höchst Ihre Privatkasse. Einige werthvolle Schenkungen verdankt das Kabinet auch der Freigebigkeit verschiedener Privaten.

Nach dem vor einigen Jahren erfolgten Amtsantritt des jetzigen Inspektors wurden auf dessen Antrag die als nothwendig erkannte Fertigung eines neuen, vollständigen Katalogen der auf etwa 115,000 Blätter geschätzten Sammlung genehmigt; und wenn erst diese Arbeit, die bei dem hingebenden Eifer des Inspektors bereits ihrer Vollendung sich nähert, zum Abschluß gebracht ist, wird der werthvolle Besitz in ganz anderer Weise als bisher dem Gebrauche und Genusse zugänglich gemacht sein; und regelmäßig wiederkehrende, methodisch eingerichtete Ausstellungen dürften dann für Freunde der Kunst eine erfreuliche Quelle der Belehrung werden.

Noch sind unter dem Kunstbesitze der Anstalt die Cartons mehrerer in dem hiesigen Residenzschlosse von dem Hofmaler v. Gegenbauer ausgeführten Freskogemälde, sowie zahlreiche Nachbildungen pompejanischer Wandgemälde in Aquarellen — auch diese Gegenstände gnädige Geschenke Sr. Majestät des Königs — zu erwähnen. Dank dem unermüdlichen Wohlthun des erhabenen Beschützers unserer Anstalt sind die Räume derselben gefüllt, und eine ansehnliche Erweiterung des Gebäudes ergibt sich als dringendes Bedürfniß.

Blicken wir zurück auf alle Gnadenerweisungen, die während einer 45jährigen Regierung aus der Fülle der Königlichen Großmuth für uns ausgeflossen, wie sollten nicht heute, da das Volk der Württemberger einmüthig dem Allmächtigen für den Segen dankt, der in dem Besitze eines solchen Herrschers ihm geworden, wir vor Allen freudig bewegten und dankbar gerührten Herzens in den Ruf einstimmen:

Gott erhalte, Gott segne den König!

Zweite Abtheilung.

Künstler-Briefe.

I.

Briefe von Gottlieb Schick. *)

1. An Dannecker.

(Adresse: Herrn Herrn Lips, berühmten Kupferstecher; abzugeben an Herrn Professor Dannecker aus Stuttgardt, dermalen in Zürich.)

Stuttgardt, den 7. April 1802.

Mit Vergnügen habe ich gehört, daß Sie sich in Zürich gefallen. Es ließ sich auch nicht anders erwarten, als daß Sie nach so langem zu Hause Sitzen und Arbeiten den Frühling mit Freuden in so schöner Gegend zubringen müßten. Ich wünschte Ihnen einen längern Aufenthalt daselbst, obschon ich mich selbst dabey bedauern würde. Diese 13 Tage, die ich jetzt ohne Sie gelebt habe, sind mir ziemlich lang vorgekommen, und ich befinde mich hier ohne Sie, wie in der Fremde. Als Ihr Herr Schwager **) Ihren Brief bekam, sprang ich gleich hinüber, weil ich mir schmeichelte, daß vielleicht auch ein paar Worte für mich da wären. — Ich hatte mich betrogen; das Regele konnte sich höherer Gunst rühmen; diß that mir ein wenig wehe, und — um Ihnen meine Schwachheit zu gestehen, ich wollte zu Herrn Professor Hetsch gehen und ihn bitten, mich mit sich nach Rom zu nehmen, nur allein um Sie nicht mehr zu sehen! Zum Glück für mich war der Weg lang; ich wurde, während ich ging, kälter, und mußte am Ende beynahe über mich selbst lachen. Ruhig kehrt' ich auch wieder zurück. Meine Liebe zu Ihnen muß mich für diese Schwachheit entschuldigen; ich war wie ein Mädchen, das ihren Geliebten untreu glaubt, ich war eifersüchtig.

— — — Mack wird einen Ausguß Ihrer Figur fertig haben, bis Sie zu uns zurückkehren. Ich selbst habe in dieser Zeit, da Sie entfernt sind, fleißig gearbeitet, das Portrait von Herrn Degen und von meiner Schwester und Schwager ***)

---

*) Vergl. oben S. 31, nebst der Vorrede.

*) Siehe die Anmerkung zum zweiten Brief.

***) Vergl. die Anmerkung zum dritten Brief. — Das erwähnte Porträt besitzt der Sohn des Meisters.

untermahlt, und noch eine Landschafft angefangen. Sie sehen, daß ich auch ohne das (schaffet se au ebbes) fleißig seyn kann, auch ohngeachtet des schönen Wetters, das mich immer so zu sich hinaus lockt. Das Mahlen wird immer meine größte Freude seyn; aber wenn ich die Mahlerey liebe, muß ich nicht nothwendig ihre Mutter, ihr Urbild, die Natur lieben? Ich glaube, daß der ein schlechter Maler ist, der die Natur nur in seiner Werkstatt sieht. Das sitzende Modell ist nur halb die Natur, das Leben ist halb aus ihm geflohen, in Bewegung ist allein das Leben, und diesen Moment der Bewegung muß der Mahler festhalten. Auf Spaziergängen, in Schauspielen, in Wirthshäusern, kann ich Formen und Charaktere studieren, kein Plätzchen in der Welt ist, das mich vom Studium der Mahlerey entfernen könnte, wenn sie recht meiner Seele eingepflanzt ist. Doch wozu dieses alles, warum sage ich Ihnen das, was Sie so gut als ich wissen, und worüber wir nie gestritten haben — ich glaube, blos des wirklichen schönen Wetters wegen, weil ich gerne wieder spazieren gienge, und doch dabey eine Ausrede haben möchte. Uebermorgen werde ich auf ein paar Tage nach Tübingen gehen, um die Eltern meines Schwagers kennen zu lernen; sie nehmen es mir sehr übel, daß ich sie noch nicht besucht habe; diese Reise macht eine Pause von 4 Tagen in meinen Geschäfften, aber ich bin Ihnen auch 4 Tage um 7 Stunden näher.

Ich wäre sehr neugierig zu wissen, wie Sie sich in Zürich in die Zeit theilen, ich nähme so viel Antheil daran, doch bin ich zu bescheiden zu fordern, daß Sie mir es mittheilen. Ich weiß wohl daß, wenn ich an Ihrer Stelle eine Reise in die Schweitz gemacht hätte, ich Ihnen sehr bald Nachricht von mir gegeben haben würde, doch — kann ich das nehmliche an Sie fordern? Ich kann Ihnen ja unmöglich so bedeutend seyn, als Sie mir es seyn müssen. Sie haben mir schon so viel gutes gethan, und ich habe es nie vergelten können. Sie haben meine Liebe verdient; ich könnte die meinige gegen Sie durch nichts an den Tag legen, ich muß wie ein Bettler den Himmel bitten, daß er Ihnen einen gesunden Leib, den Frieden, Segen, und den heil. Geist dafür schenken möge.

G. Schick.

Darf ich Sie bitten, mich Ihrer lieben Frau zu empfehlen?

2. An Frau Dannecker.*)

(Gleich dem ersten Briefe nach Zürich geschrieben.)

Stuttgardt, den . . April 1802.

Vielen schönen Dank für Ihr liebes Briefchen. Ich empfing es, als ich von Tübingen zurückkehrte, und verschlang es mehr, als ich es las. — Erst beym zweiten Durchlesen wußt' ich ganz seinen Inhalt, und das angenehmste was mir darinnen auffiel war, daß Sie bald wieder zu uns zurückkehren. Ich werde nun in aller Eile mein oder vielmehr Ihr Portrait zu Ihrem Empfang richten, damit Sie sich gleich an der Wand Ihres Zimmers wie in Ihrem Spiegel besehen können. Vielleicht ist aber nach Ihrer Zurückkunft das Bild nicht mehr so ähnlich, das Reisen kann Sie ein wenig braun und die Bergluft in Zürich fetter gemacht haben! Die gute Aufnahme, die Herr Proffessor in Zürich empfangen, erwartete ich im voraus, und wurde also damit nicht überrascht: ich werde sie (so viel durch mich geschehen kann) bekannt zu machen suchen. — — — Meinen ersten Brief wünscht' ich, daß Sie ihn nicht bekommen hätten; ich habe darinn manches geschrieben, was wohl hätte wegbleiben können; meine Herzens-Meinung war zu plump darinn herausgesagt — Herr Professor vergibt mir das! und will er das nicht gleich thun, so bitten Sie für mich, liebe Frau Professorin.

Ich möchte Ihnen gerne auch mit ein paar Neuigkeiten aufwarten, weiß Ihnen aber nur das wenige zu sagen, daß — — — ich eine Bestellung auf ein Gemälde von Goethe für den Herzog von Weimar bekommen habe; er ließ mich in einem Briefe an Ihren Herrn Bruder fragen, wie viel ich für ein Gemälde verlangte, das aus 3 Figuren, die Figur ohngefähr 2 Schuhe hoch, bestünde. Ich besann mich lange auf einen Preis, und sagte endlich 12 Louisd'or; Ihr Herr Bruder fand diß bescheiden gefordert, und ich will nun sehen ob Goethe das auch findet.

Herr Cotta in Tübingen, bey dem ich gestern Nacht gespeist habe, läßt sich Ihnen beyden empfehlen! Er wird mir ein Tuch für das Portrait seiner Frau aus Dresden verschreiben.

Und nun leben Sie wohl, der Himmel lasse Sie gesund wieder in unsere Mauern zurückkehren!

Ich bin mit Achtung und Liebe

Ihr

ergebenster Schick.

NB. Darf ich Sie bitten, mich Herrn Professor vielmahl zu empfehlen?

---

*) Schwester des geistvollen und kunstsinnigen, mit Goethe und Schiller befreundeten Kaufmanns Heinrich Rapp.

3. An die Geschwister in der Heimath. *)

München den 12. Sept. 1802.

Gestern Abend kam ich hier an, und das mit dem nehmlichen Kutscher, der uns von Stuttgard nach Augsburg fuhr, welche Stadt uns in Rücksicht ihrer Häuser, aber nicht ihrer Menschen gefallen hat. Augsburg ist nicht mit dem Zeitalter fortgerückt, es ist in seiner alten Reichsstädtischen Form stecken geblieben. In München trafen wir das schon anders. Diese Stadt ist so schön, daß ich immer in steter Verwunderung in ihren Straßen umher lief; jedes Bürgerhaus ist ein Pallast, und ich traf es nicht selten, daß das Portal des Hauses von glänzendem Marmor war. Die Kirchen übertreffen an Pracht alles, was ich in meinem Leben gesehen habe, und da ich zum Glücke gestern am Samstag Abends ankam, so habe ich heute Gelegenheit, den sonntäglichen Gottesdienst begehen zu sehen. In jeder von den vielen Kirchen, die hier sind, hörte ich Musik, und das keine [Stuttgarter] Stiftskirchen-Musik, sondern eine solche, die vermögend wäre, Engel vom Himmel herabzuziehen. Was die hiesige Menschenart betrifft, so gefällt sie mir auch nicht sonderlich. Versteht sich, daß ich vom Aeussern rede, wer könnte in einem Tag den Karakter eines Volkes kennen lernen! Die bayrische Sprache gefällt mir weit besser, als unsere breitschwäbische. Die Bilder-Gallerie hat mir sehr wohl gefallen, ich hatte sie nicht so vollständig gedacht; der Kurfürst kauft wirklich immer mehr Gemälde vom König von Neapel. Ueberhaupt ist der Kurfürst **) ein vortrefflicher Mann, dem es recht zu thun ist, sein Land emporzubringen. Die Gegend um München, die kaum noch mit Wäldern bedeckt war, wird wirklich urbar gemacht; er läßt am Wege auf seine Kosten äußerst hübsche Bauernhäuschen bauen und schenkt sie mit dem Bezirk herum den Landleuten, damit diese Gegend schön angebaut werden soll. Die Pfaffen schafft er ab, damit den Leuten Zeit gegeben wird, zu arbeiten. Denn ich kann mir wohl vorstellen, warum das Land so wenig kultivirt ist; die Leute sitzen den ganzen Tag in der Kirche, und glauben, daß mit Beten alles zu thun sey. Wirklich noch tönen die Glocken ewig

*) Eine Schwester Schicks, Christiane, war verheirathet an Heinrich Erbe, Weinwirth und Weinhändler, später Senator (Stadtrath) zu Stuttgart, unter dessen Adresse die Briefe laufen. Von den Brüdern, Heinrich und Gottlob, lebte der erstere gleichfalls in der Vaterstadt, als Konditor, während Gottlob, der die Musik zu seinem Berufe gewählt hatte, im J. 1802 noch Behufs seiner Ausbildung in Paris weilte, wo er längere Zeit mit dem Bruder Maler zugleich sich aufgehalten, und von wo er im J. 1804 nach Stuttgart zurückkehrte.

**) Maximilian Joseph, der Nachfolger Karl Theodors (seit 1799).

fort, und das Läuten hindert mich, daß ich in keinem rechten Zusammenhang schreiben kann. Wie wir weiter von hier fortkommen wollen, weiß ich noch nicht — es wird aber schon Rath werden. Auf den Postwagen können wir nicht, weil dieser den Weg über Augsburg nimmt. Von Venedig werde ich wieder schreiben, — Du guter Gott! ob ich wohl dahin komme? Es scheint mir beinahe ohnmöglich. Und wenn ich vollends denke, daß ich dann erst halbwegs bin, so möchte ich lieber gleich sitzen bleiben, als mich so weit in die Welt hinein wagen. Glaubt das nicht! mir ist bey dem Reisen im Grund ewig wohl, und wenn ich in die Tiroler Berge hineinschaue, so thut mir der Gedanke wohl, daß ich sie bald so nahe sehen werde. Lebet wohl und grüßt mir (die ganze Familie versteht sich) aber ohne diese den Herrn Professor Dannecker, Benedict*), Heinrich Rapp und die Frau Phillipine Rapp. Ich bin mit der Empfindung einer ewigen Dankbarkeit

Euer treuer Bruder Gottlieb.

Das Theater habe ich noch nicht gesehen. Denn in dem Augenblick, da ich euch schreibe, ist es 3 Uhr, und um 6 Uhr geht es erst auf; ich werde es also im nächsten Briefe nachholen. Ist nicht nöthig! wird Erbe ausrufen!!!

---

4. An dieselben.

Venedig den 24. Sept. 1802.

Ich habe Euch in meinem lezten Briefe von München aus versprochen, Nachricht vom dortigen Theater zu geben, und halte mich verpflichtet, Euch nun (wenn es auch gegen euren Willen wäre) mein Wort als ehrlicher Mensch zu halten. Das Theater in München ist inwendig sehr schön. Vom Orchester kann ich nicht ganz urtheilen, weil ein Lustspiel (für den Geist der Zeit eingerichtet) gegeben wurde, worin fürchterlich über das Klosterleben losgezogen ward. Die Schauspieler schienen mir mittelmässig. Der Kurfürst, der dem Lustspiel beywohnte, schien nicht damit zufrieden zu seyn, und ging mit seiner Familie fort, ehe das Stück halb zu Ende war. Ich selbst, der ich doch nicht die Ehre habe Kurfürst zu seyn, war recht froh, daß ich nach meinem Wirthshaus zum Essen gehen konnte. Ich traf es wirklich auch so angenehm da, als ich mir es nur immer hätte wünschen können. Während der Abend-Mahlzeit ließen sich 2 Mädchen auf der Guitarre, von ihrer Stimme begleitet, hören, die wirkliche Virtuosen auf diesem Instrument

---

*) Ein Jugend-Freund unseres Schick, in der Karls-Akademie für die Kunst erzogen (später Banquier zu Stuttgart).

hätten heißen können. Diese Musik versetzte mich in die Mitte von Italien, wo dieses Instrument zu Hause ist. — Den andern Morgen wollten wir weiter reisen, wußten aber noch nicht wie! Man rieth uns allgemein, die Extrapost zu nehmen, welche uns, da wir zu 2 wären, nicht theurer als der Postwagen kommen würde. Wir entschloßen uns auch am Ende dazu, und bestellten wirklich den andern Morgen um 7 Uhr die Extrapost mit Wagen und Pferden auf 8 Uhr, als man uns sagte, daß wir einen neuen Paß nöthig hätten, um durch die kaiserlichen Staaten zu reisen. Wir giengen sogleich zum kaiserlichen Minister, wo wir aber durch die Bedienten mit der Antwort, daß der Sekretär vor 10 Uhr nicht zu sprechen wäre, zurückgewiesen wurden. Wir mußten also nach Hause zurückkehren, die Pferde abspannen lassen, dem Postillon für sein Warten ein Glas Wein einschenken, und uns um 10 Uhr wieder bey dem Minister einfinden. Glücklicher Weise wurden wir alsdann auch gleich abgefertigt, und wir rasselten sodann von München weg den ganzen Tag über Stock und Stein unabläßig fort, so daß wir am Abend den Tirolergebürgen sehr nahe kamen. In einem einsamen Dörfchen, bey herzigen Leuten, blieben wir über Nacht, und Morgens um drey Uhr waren wir schon wieder auf den Beinen, und ehe noch der Tag erschien, waren wir am Fuße der Gebürge. Vor uns lag ein herrlicher See, und den See begränzten die Gebürge auf die schönste Art. Ich stieg aus dem Wagen und zeichnete die Gegend in der Morgensonne; ich hatte Zeit genug dazu, denn die Pferde vermochten kaum den leeren Wagen diese ungeheuren Berge hinaufzuziehen. Gegen 2 Stunden mußten wir auf diese Art immer höher hinaufsteigen, welche uns aber schnell verstrichen, weil so eine Gegend ganz neu für uns war. Hier war nicht die Spur von einem lebendigen Geschöpf; es war die Natur in ihrer Wildheit; unendliche Tannenwälder mit Abgründen, in denen wilde Waldströme rauschten; in der Ferne sahen wir die höhern Tiroler Alpen, deren Häupter in Wolken versteckt waren. An diesem Tage machten wir 28 Stunden Wegs; am Abend kamen wir nach Inspruck. Es war schon volle Dämmerung, als wir wieder von dort abreisten, und uns bald gehend, bald im Wagen fahrend, durch die Klippen durchwanden. Dieser Paß war der beschwerlichste, und mein guter Keller *), der überhaupt ängstlicher Natur ist, und nur auf mein anhaltendes Zureden in die Nacht hineinfuhr, gieng mir schier zu Grund; es war auch kein Wunder, der Weg gieng immer steil an Abgründen weg, die der Mond nur schwach beleuchten konnte, da die Felsenmassen über uns sein Licht abhielten. Doch ward mir bey dieser Szene herrlich wohl. Es war alles hier auf

*) Dieser Reisegefährte Schicks war ein Kunst-Genosse und Landsmann desselben, Sohn des im fünften Briefe genannten Stiftspredigers (und Prälaten) Keller.

einen Punkt vereinigt; jede Kleinigkeit mußte dazu beytragen, um diese Gegend zur fürchterlichsten zu machen. Die beschneiten Gipfel der Alpen, vom Monde beleuchtet, die wie Riesen über alle andern Gegenstände wegsahen, der unendliche Abgrund an unserm Weg, der zu tief war, als daß man den Strom (der unten hohl rauschte) hätte noch sehen können, und der rauhe Wind, der die Tannen aneinander stieß und uns selbst halb erstarren machte — dieses alles erregte ein Gefühl in mir, das ich mir selbst nicht zergliedern kann. Ich war sehr ergriffen. Der Weg wurde endlich besser, und mein guter Keller und auch mein guter Postillon fiengen beyde an zu schlafen; ich allein war der Mensch auf viele Meilen weit, der noch wachte. Spät in der Nacht erreichten wir ein Dorf, wo wir übernachten konnten; doch waren wir den andern Morgen um 3 Uhr schon wieder bey der Hand und kamen an diesem Tag über Brixen bis auf 8 Stunden gegen Botzen an, wo wir des andern Tags (nachdem wir wieder eben so früh aufgestanden) bey Zeiten anlangten. Die Gegend um diese Stadt ist schon sanfter, die Menschen schöner, die Bauart der Häuser italienischer; dort wachsen schon die schönsten Früchte und ein herrlicher Wein. Es war gerade Markt, als wir in Botzen ankamen, und alle Wirthshäuser waren mit italienischen Kaufleuten angefüllt. Wir rasteten hier den Tag und sahen Abends eine italienische Opera; es war die Molinara (die schöne Müllerin). Den andern Morgen fuhren wir mit einem italienischen Fuhrmann nach Trient, welches gerade eine Tagreise ausmachte. Von dort nahmen wir abermals Extrapost mit einem Venetianer, der mit uns reisen wollte. Dieser Mann kam uns recht zu gut. Wir allein wären mit diesen betrügerischen Italienern nicht fertig geworden, denen nichts lieber ist, als Geld da zu bekommen, wo sie keins verdient haben. Nach 2 Tagreisen, die in einem wahren Paradiese fortgiengen, kamen wir 4 Stunden von Venedig an dem Canal Brenta an. Diese 4 Stunden fuhren wir hernach in einer Gondel bis nach Venedig. Hier war ich nun auf dem Meere und sah in einer großen Entfernung die Stadt auf dem Meere schwimmen. — Welcher Anblick für mich; ich konnte mich beynahe für großem Vergnügen nimmer in meinem Schiff erhalten; ich glaubte, ich müßte über die weite Meeresfläche hinweg der Stadt zueilen. Ich versuchte das Meerwasser und mußte mich wundern, daß es so gar übermässig versalzen ist. Es war beynahe Nacht, und wir konnten das Wasser nimmer von der Luft unterscheiden, als die Häuser der Stadt nach und nach beleuchtet wurden. Dann vernahmen wir das Läuten der Glocken, hernach das Getümmel der Leute, und am Ende fuhren wir selbst in den großen Stadt-Canal ein. Das ganze Wasser war mit Gondeln angefüllt, worinn man hier wie in andern Orten in der Kutsche fährt. Wir fuhren mit unsrem Venetianer in sein Haus, von wo er uns in ein Wirthshaus weisen ließ, wo wir die Nacht zu-

brachten. Am andern Morgen gingen wir zusammen zu einem Kaufmann im teutschen Hause, an den Keller adressirt war, dieser nahm uns mit ungemeiner Höflichkeit auf, bot uns seine Wohnung und Tisch an, was wir recht gerne annahmen. Wir hatten damals Lust, nach Verfluß von 2 Tagen zu Schiffe nach Bologna zu gehen, und baten diesen Kaufmann (Hartmann) dabey um seinen Rath. Derselbe sagte uns aber, daß nur alle 8 Tage ein Schiff nach Bologna abginge und daß, wenn wir ein eigenes nehmen wollten, uns dieses sehr hoch kommen würde, daß wir also lieber diese 8 Tage bey ihm bleiben sollten, und dann am Samstag mit dem gewöhnlichen Postschiffe (das er ganz für uns besorgen wollte) gehen möchten. Wir fanden diesen Rath für gut, und haben nun diese Zeit über in seinem Hause jeden Tag ein Fest. Ein Jedes aus der Familie beeifert sich, uns Vergnügen zu machen. Wir sind jezt 4 Tage hier, und bis diesen Augenblick, den ich habe stehlen müssen, um Euch zu schreiben, sind wir immer auf der Strasse, um die Herrlichkeiten Venedigs zu sehen. Herr Hartmann hat drei Töchter und zwei Söhne. Eine von den drei Mädchen ist so schön, als ich je ein Ideal von Schönheit in meiner lebhaftesten Einbildungskraft habe fassen können. Ich mag mich darüber in keine Beschreibung einlassen, denn ihr würdet sie vermutlich übertrieben finden, und wenn ich sie auch mit der einfachsten Wahrheit niedergeschrieben hätte. Kurz, ich kann nicht satt werden, sie zu betrachten, und ich würde es für die größte Glückseligkeit halten, wenn ich sie mahlen könnte. Unglücklicherweise liegen meine Mahler-Geräthschafften tief unten im Koffer, daß mir dieses also ohnmöglich wird. Sie redet ein wenig deutsch, und das mit einer Anmuth — doch davon werdet Ihr nichts wollen. Ich habe hier nun sehr vieles gesehen, und doch bleibt mir noch vieles übrig. Besonders merkwürdig war mir der Pallast des Dogen auf dem Marcusplatze. Der Platz selbst ist von der größten Schönheit; Marmor ist hier mehr verschwendet, als bey uns Holz. Der Pallast enthält herrliche Gemälde von Tintoret, Titian, Bassano, Pietro della Testa, welches große Meister waren. Hernach die Kirchen sind wieder eine große Fundgrube der besten Mahlereyen; auch giebt es mehrere gute Privatsammlungen, die den vornehmsten Edelleuten zugehören, und deren ich 2 gesehen habe. In einer von diesen sah ich 2 marmorne Figuren von Canova, die mir bis auf das Gewand sehr wohl gefallen haben. Das Arsenal enthält auch ein Grabmal in halberhabener Arbeit von ihm, das in einem schönen Stil ausgeführt ist, aber woran wieder die Gewänder auf eine ganz besonders geschmacklose Art ausgeführt sind. Im Arsenal habe ich den Schiffsbau gesehen, der wirklich stark betrieben wird, weil der Kaiser eine venetianische Marine errichten will. Auch sah ich das Schiff (der Bucentaurus genannt), worinn sich ehmals der Doge alle Jahre mit dem adriatischen Meere vermählte. Hier sah ich den Fang

von einer Art Austern (Meerläusen) und aß sie gleich auf dem Plaze, wo sie gefangen wurden. Gestern hielten wir auf dem weiten Meere in einem Kauffarthey-Schiff Abend-Mahlzeit, und ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch alles sagen wollte, was ich in Venedig Neues sah und that. In Rom, wenn ich von der Reise ausgeruht haben werde, soll noch ein Nachtrag folgen. Ich wäre aufgelegt genug, Euch jetzt stehenden Fußes noch Vieles zu erzählen, aber man erwartet mich zur Gesellschaft, und so schließe ich für diesesmal. Fragen kann ich keine an Euch thun, weil Ihr mir diesen Brief nicht beantworten werdet; ich werde im nächsten Briefe an das Fragen kommen. Morgen Abend um 10 Uhr gehen wir zu Schiffe, und am Dienstag Morgens werden wir in Bologna ankommen. Wenn das Glück will, so bin ich in Rom, bis Ihr diesen Brief empfangen habt. Lebt wohl und empfangt noch einmal meinen lebhaftesten Dank für Eure Liebe.

Gottlieb.

Grüßt mir Hrn. Professor Danneckers, den Benedict, die Frau Rappin und Hrn. Heinrich Rapp. Ihr könntet Hrn. Professor Dannecker und Benedict diesen Brief zu lesen geben, weil ich glaube, daß sie sich für mich interessiren.

---

5. An dieselben.

Rom den 8. October 1802.

Bey Venedig habe ich Euch, liebe Leute, verlassen, und will Euch nun den weitern Fortgang meiner mühseeligen Reise berichten. Am 25. Sept. Abends 9 Uhr gingen wir in Venedig zu Schiffe, und trieben die ganze Nacht auf dem Meere herum, welches gerade ziemlich unruhig war. Das Schiff schwankte stark, und dem Keller und mir wurde zum Erbrechen übel: zum guten Glück kamen wir bey anbrechendem Morgen in einen Fluß, in die Adige, die sich in das Meer stürzt. Der Wind blies so gewaltsam in die Seegel, daß er das Schiff in großer Schnelligkeit gegen den Fluß hinaufzog. Ich saß immer auf dem Verdeck, und betrachtete die angränzenden Ufer, die zum Theil sehr schön waren. Gegen Abend gelangten wir durch einen Canal in einen andern Fluß (den Po), welcher ungefähr so breit seyn mag, als der Rhein bey Straßburg. Hier ließ der starke Wind nach, und das Schiff mußte durch Pferde den Fluß hinaufgezogen werden. Die ganze Nacht verstrich darüber, und wir gelangten erst am andern Mittag durch einen andern Canal in Ferrara an. Ich freute mich sehr, die liebe Erde wieder zu betreten, und trank ein gut Glas Wein zu ihren Ehren. In Ferrara spannte

man zuerst Maulesel an unsere Kutsche, die (ausgenommen die Hirschhörner) gerade wie unsre Schlitten-Pferde geziert sind, und auch wie diese die Schellen angehängt haben. Nur ist der große Unterschied, daß unsre Schlitten-Pferde in starkem Trott springen, und hingegen die Maulesel jeden Schritt mit Bedenklichkeit machen, als läsen sie die Zeitung im Gehen. Mit vieler Mühe brachten sie uns in 2 Tagen nach Bologna, einer prächtig erbauten Stadt, wo ein großer Theil der Häuser auf Säulen ruht, welche für den Neuling ein überraschender Anblick sind. Wir blieben nur über das Mittag-Essen hier, und fuhren sodann gleich Florentz zu, durch die Apenninen, eine lange Gebirgskette, die sich weit durch Italien zieht, und mir (da sie keine mahlerischen Schönheiten darbietet) große Langeweile machte. Zwey Tage fuhren wir durch diese wüste Gegend; am dritten dehnte sich die Aussicht, und wir sahen Florentz mit seinen umgebenden Villen und Landhäusern wie das Kind in seiner Wiege liegen. Wirklich ist diese Landschaft bezaubernd schön. Oliven-Wälder wechseln mit Castanien-Wäldern ab, an den Obstbäumen ranken sich die Wein-Reben hinauf, und die Trauben hängen mit der Frucht vom Baum herunter. Das Welschkorn ist hier, wie bey uns Dinkel, Haber u. s. w. ausgesät, und man erntet es zweymal des Jahrs. Rosmarin und Beimenten wachsen hier wie bei uns die Gänseblümchen, und von Feigengebüsche und Weinreben sind die Garten-Gehege gemacht. Mit einem Wort, Adam und Eva können nicht schöner gewohnt haben.

In Florentz machten wir Halt. Der Courier, mit dem wir von Venedig aus hierher reisten, war der erste Mensch in Italien, der kein Trinkgeld annehmen wollte, das wir ihm für sein ordentliches Benehmen gegen uns gern gegeben hätten. Nachher trafen wir keine solche bescheidene Menschen mehr an; alle andere folgende hätten das Trinkgeld lieber doppelt genommen. Wir genossen hier einer guten Kost, so ziemlich nach deutscher Manier. Die hiesige Gallerie zog mich so an, daß ich mich entschloß, ein paar Tage zu verweilen. Auch das anatomische Cabinet und eine große Sammlung von Naturalien sind merkwürdig zu sehen. Die Stadt selbst ist sehr schön; das Pflaster ist von großen steinernen Platten, so daß man auf der Straße wie in der Stube geht. Von den Kirchen sind einige ganz, sammt den Thürmen, mit Marmor von den seltensten Arten ausgelegt. Ueberhaupt ist Marmor hier wie bey uns das Holz. — — — Nach Verfluß von 3 Tagen reisten wir mit einem florentinischen Fuhrmann (mit dem wir, zugleich mit ein paar Italienern, um 6 Ducaten die Person Fuhrlohn einig wurden) von Florentz ab. Das Land bot unterwegs dem Auge die schönste Fruchtbarkeit dar. Bis Siena fuhren wir wie in einem bezauberten Garten, und wir spürten es recht, wie wir uns immer weiter dem Süden näherten, und jede Stunde weiter hin wurde es immer wärmer; von Siena an, wo die

Gegend an Schönheit wieder abnahm, schliefen wir die halbe Zeit vor Hize in unserm Wagen. Fünf Tage brauchten wir nach Rom; am dritten kamen wir auf die Gränze von Toskana; wie freute ich mich, als ich einmal so weit gekommen war. Es war mir, als führe ich schon durch die Thore von Rom, da ich nur in den Kirchenstaat hineinfuhr. Der Weg war hier vernachläßigt, die Gegend ausgestorben, die Felder wüste, und auf Meilenweite sah man keinen Baum. Der erste Mensch, der uns begegnete, war ein Bettler, und das erste Thier ein ausgehungerter Hund. Mir wurde bange bey diesen schönen Aussichten, in die Hauptstadt eines Landes zu treten, das solchen Wohlstand von aussen zeigte. Doch wurde meine Betrübniß nach und nach gemildert, als ich es besser kommen sah, welches zwar nicht bälder als ohngefähr 3 Stunden vor Rom erfolgte. Lange schon, 6 Stunden noch davon, hatte ich in der Entferuung die Riesenkuppel der Peterskirche gesehen. Nun aber, 3 Stunden davon, lag sie wie ein Gebirge da. Immer sahen wir mehr Gebäude; es hob sich das Capitolium, eine Menge Kuppeln von Kirchen, die schönen Villa's, mit Pinien und Cypressen bewachsen, hoben sich herrlich in die Höhe, so wie wir von den Bergen vor Rom hinabkamen. Eine Stunde noch davon sahen wir die ganze ungeheure Stadt auf ihren 7 Hügeln liegen; es wurde mir enge, als schnürte man mir den Hals zusammen, und ich wußte nicht mehr, wie ich meine Freude bezeugen sollte. Wenn ich allein gewesen wäre, so hätte ich weiß nicht welche tolle Streiche gemacht; da ich mich aber wegen meiner seriösen Begleiter zürückhalten mußte, so versagte mir diese zurückgehaltene Freude den Athem, welches in dem Maße zunahm, als ich Rom näher rückte. Endlich konnt' ich nimmer; meine Freude wurde wider meinen Willen laut, und ich schrie und jauchzte wie ein Kind am Christtage; da wurde mir auch wieder wohl. Ich machte hier an mir selbst die Bemerkung, daß zurückgehaltene Freude so übel wirken kann, als zurückgehaltener Zorn. Wir fuhren endlich durch eine lange Vorstadt zu dem Thor Porta del Popolo hinein, und — doch das will ich Euch morgen sagen; es ist 12 Uhr Nachts, und mein Licht brennt in den Leuchter hinein. — So sah ich mich endlich innerhalb der Mauern von Rom, am 7. October, Abends 4 Uhr. Wir mußten gleich in die Douane fahren, wo man unsre Koffer visitirte. Nachher führte uns unser Kutscher in ein deutsches Wirthshaus, wo wir nun, bis wir ein eigenes Logis haben, ziemlich gut bedient sind. Am nehmlichen Abend sah ich noch das Capitolium, die Fontana di Trevi, den Monte di Trinità und das Colosseum mit dem Campo Vaccino, alles Orte, die wegen ihrer schönen Alterthümer Rom zu der schönsten Stadt der Welt machen. Die ganze Nacht schwebten mir diese gesehenen Dinge vor Augen, und beym Erwachen war ich froh, daß ich mein Nachsuchen fortsetzen konnte. Gleich, als ich

aus dem Hause ging, begegnete mir ein Deutscher, den ich in Paris kennen gelernt habe; dieser wies mich an den Kaz *), der in der Nachbarschafft frühstückte. Wir trafen ihn sogleich, und er erbot sich, uns überall hinzuführen. Wir suchten Hrn. Professor Hetsch auf, und dieser empfing mich über mein Erwarten freundschaftlich, er lud uns zum Mittag-Essen, und gieng mit uns nachher an verschiedene Orte. Auch sah ich den Koch, den Landschafts-Mahler Müller, und mehrere andere Deutsche. Heute als am 9. October suchen wir eine Wohnung, und sehen noch verschiedene Merkwürdigkeiten.

Und nun, ihr lieben Leute, bedankt Euch, daß ich in einer Zeit, wo ich nicht weiß wo mir der Kopf steht so entsetzlich Vieles schreibe. Ich gehe dahin und dorthin und kann mich nirgends satt sehen. Ihr werdet von Hrn. Stifts-Prediger Keller ein Billet bekommen haben oder noch bekommen, wonach Ihr ihm 7 Ducaten zu bezahlen habt; es ist für die Reise von Venedig nach Florentz, die der Kaufmann von Venedig für mich bezahlte. Meine Adresse: Al Signor Schick al Caffé Greco nella Strada Condotti a Roma.

---

6. An Dannecker.

Rom den 22. October 1802.

Es macht mir viel Freude, lieber Herr Professor, daß ich Ihnen nun einmal einen Brief von Rom aus schreiben kann. Es sind jetzt schon zehn Tage, daß ich hier angekommen bin, und ich glaube erst einen Tag hier verlebt zu haben. Der Kopf schwindelt mir durch das Anschauen der vielen Schönheiten, die mir mit jedem Schritt, den ich vorwärts mache, aufstoßen. Rom hat für den Künstler nicht viel verloren; die Museums und Gallerien sind noch vollgepfropft von Kunstwerken aller Art, und die lebendige und todte Natur wetteifern an Schönheit mit einander. Ehe ich nach Italien kam, konnte ich nicht begreifen, wie Raphael so schöne Köpfe habe mahlen können; jetzt, da ich in Rom bin, ist es mir unbegreiflich, wie andere Mahler

*) Karl Kaaz, Landschaftsmaler, nach Meusel's „Teutschem Künstlerlexikon", 2. A., Bd. I. (Lemgo 1808) geboren „im Württembergischen", nach Nagler's „Neuem allgemeinem Künstlerlexikon", Bd. VI. (München 1838), im Badischen, zu Pforzheim oder Karlsruhe (1776), lebte (nach Meusel) um das J. 1808 zu Dresden. — Vergl. das Gedicht: „An Freund Kaaz in Subiaco, am 30. August 1802", in der Nachlese zu Schillers Werken, herausgegeben von Karl Hoffmeister, Bd. 3, Stuttgart und Tübingen 1858, S. 358—363, mit den dort über ihn gegebenen Notizen.

nach ihm nicht eben so schöne Köpfe mahlen konnten. Alle Gesichter, auch die der Bettler (die die größte Volksklasse ausmachen), tragen eine tiefe Bedeutung, und stechen gegen die häufig runden, nichtssagenden Gesichter der Deutschen entsetzlich ab. Unter den Weibern kann man bald die Juno, die Minerva, und dann die Venus sehen; sie sind alle, alle schön. Von den Theatern habe ich — noch keines gesehen! Können Sie das glauben? und doch ist es wahr. Es locken mich so viele andere Schauspiele, das Museum Capitolinum und Clementinum, die Stanzen und Logen, die Gallerie vom Vatican und von Doria u. s. w., daß ich das Theater im Geringsten nicht vermisse. Wenn ich vollends mit Ihnen alles dieses sehen könnte, so würde ich diesen meinen Wohnsitz in Rom für den Aufenthalt der seligen Götter nicht vertauschen. Ich habe hier zwar schon manche Bekanntschaft von Künstlern gemacht, aber noch keinen gefunden, den ich mir zu meinem Kunstfreunde wählen möchte. Hr. Professor Hetsch hat mich sehr freundlich empfangen; er lud mich zum Mittag-Essen und opferte mir ein paar Nachmittage auf, um mich mit mehreren Gemälden bekannt zu machen; auch war ich mit ihm zum erstenmal in der Villa Borghese, ohne daß ich den Fechter dort gesehen hätte; es überfiel uns nehmlich die Nacht. Den närrischen Koch habe ich auch noch in seiner alten Haut getroffen. Er ist, seit er die Hölle von Dante gelesen, vollends ganz und gar zum Teufel geworden; aus jedem Worte dieses Dichters will er ein Gemälde machen, und zum Ganzen einen geometrischen Plan von der Hölle entwerfen. Landschafts-Mahler Müller hat den Wasserfall von Tivoli zu mahlen angefangen. Von Kaz habe ich einige Studien, die er in der Gegend von Rom, vornehmlich in Subiaco gemacht*), gesehen; sie schienen mir so gut, daß ich nicht glauben könnte, daß er sie selbst gemacht hätte, wenn ich ihn nicht vor einigen Tagen eine Landschaft eben so gut hätte mahlen sehen. — — — Die Eltern von Isopi**) habe ich auch gesprochen; ich trank die Chocolade mit ihnen; sie wünschten sehnlich, ihren Sohn wieder zu sehen. Das Portrait, das ich in Stuttgart von Isopi machte, lachte mich gleich beym Hineintretten in die Stube an; es ist recht gut conservirt. Von Canova habe ich mehrere Figuren in Marmor gesehen. In Venedig sah ich eine Hebe, in fliegendem Gewand, auf Wolken einhergehend; das Gewand schlecht, aber das Fleisch sehr schön. Daselbst sah ich auch eine Psyche von ihm, die mir noch besser gefiel; der Kopf ist daran so schön wie die Antike, auch die Brust und die

---

*) Vergl. oben S. 70 die Note zum vorigen Brief.

**) Der von dem Herzog Karl noch kurz vor seinem Tode aus Rom nach Württemberg berufene Bildhauer. (Vergl. D. F. Strauß' „kleine Schriften", Leipzig 1862. S. 397 ff., und die Nachträge zu unserer Schrift.)

Arme, aber das Gewand hat wieder keinen Geschmack und keine Natur, auch hat er an den beyden Figuren die Füße manierirt gemacht. In Venedig ist auch noch eine schöne Gruppe von ihm, ich glaube, sie stellt Venus und Adonis vor, und Gipsabgüsse von den Basreliefs, die Sie aus den Kupfern kennen werden. In Rom selbst sah ich in der Peterskirche das Grabmahl eines Papsts von ihm, welches sehr schöne Parthien enthält. Hernach stehen im Museo Clementino von ihm ein Perseus, mit dem Kopfe der Medusa, und ein Ringer, beydes mittelmäßige Figuren, ob sie schon auch ihre Bewunderer haben. Die Figur des Perseus ist an den Platz gestellt, wo Apoll in schönerer Zeit prangte; jetzt ist dem Perseus gegenüber ein Gipsabguß von Apoll gesezt, ordentlich, als sollt' er den großen Unterschied zwischen Apoll und Perseus anzeigen. Canova ist ein Mensch von großen Talenten, aber wie weit bleibt er nicht hinter der guten Antike! Wenn ich die Colossen von Monte Cavallo betrachte, so weiß ich nicht, ob ich glauben soll, daß wir Sprößlinge des nehmlichen Geschlechts sind, aus dem diese großen Männer, Phidias und Praxiteles, entstanden. Und gehe ich dann wieder in die Stanzen von Raphael, so weiß ich nicht, ob ich schnell nach Hause gehen und über Hals und Kopf anfangen mahlen, oder Palet und Pinsel auf ewig von mir weg werfen soll. Der schmale Raum verbietet mir, weiter mit Ihnen zu reden. Leben Sie denn wohl, und vergessen Sie nicht, mir bald Nachricht von Ihnen zu geben. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, wie auch Herrn Rapp auf das Beste.

Ihr Freund Schick.

---

7. An die Geschwister.

Rom den 17. November 1802.

Mit jedem Tage erwarte ich Briefe von Euch, und jeden Tag werde ich in meiner Erwartung betrogen. Zwey und einen halben Monat lang bin ich nun von Euch entfernt, und habe in dieser langen Zeit nur ein paar eingeschlossene Linien von der Christiane erhalten, die man uns von Venedig aus nachgeschickt hat. Ihr werdet doch gesund zusammen seyn? Schreibt mir nur so viel, und ich bin zufrieden. Ich bin schon so daran gewöhnt, Schreckens-Nachrichten zu erhalten, daß ich immer in Furcht bin. Seyd so gut, und schreibt mir nur alle 14 Tage bestimmt einmal, ich werde Euch keine Antwort schuldig bleiben. Es ist mir meine liebste Nebenbeschäftigung, mich mit Euch in Briefen zu unterhalten, so ungern ich sonst zum Schreiben komme. — Hier in Rom ist es noch Sommer; die Bäume und das Gras,

die durch die fürchterliche Hitze dieses Sommers versengt wurden, leben nun wieder auf, und die Felder prangen mit dem schönsten Grün; man pflanzt alle Garten-Gewächse wie bey uns im August, und alle Blumen, womit die Wiesen im Frühling geziert sind, keimen hier in der Mitte des Novembers auf dem frischen Grase. Welch' ein herrliches Land das ist, könnt ihr Euch nicht denken. Jeden Morgen, wenn ich erwache, höre ich den Gesang der Vögel, wie bey uns im May, und kaum kann ich mir selbst begreiflich machen, daß das Jahr bald zu Ende ist. Dieß und die Kunstwerke, die man hier beysammen trifft, sind aber auch die einzigen Vorzüge, die dieses Land vor andern besitzt. Ausser diesen beyden Sachen müßte es höchst unangenehm seyn, in Italien zu leben; keine von allen Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens ist hier anzutreffen. Die Bürger, besonders die von Rom, lieben es mehr, zu betteln, als mit Hände-Arbeit ihr Brod zu erwerben. Die Regierung des Papstes ist die schlechteste, die sich nur finden läßt. Die Prinzen vom Hofe haben das ganze Land in Pacht, und lassen die Hälfte davon aus der verfluchten Ursache wüst liegen, daß das Korn immer im Preise bleibe. Das gemeine Volk geht darüber zu Grunde. Sie essen das Brod, wie man bey uns das Confekt ißt; ein Stück Brod in der Größe eines Kreutzer-Weckens kostet nach unserm Geld 3 Kreutzer. Das Pfund Butter 1 fl. und etliche Kreutzer; daher schmelzen die Leute mit allerley unreinlichem Fett, das ihnen das Fieber zuzieht. Die Armuth, die unter dem gemeinen Volke herrscht, geht über alle Beschreibung. Der Hunger treibt sie zum Aeussersten; sie wühlen in Misthaufen, und was sie da finden, das nur einigermaßen zu essen ist, verschlingen sie mit dem größten Appetit. Wenn sie abgenagte Knochen finden, so nagen sie sie noch einmal ab; verdorrte Stücke Brod, die vielleicht schon ein paar Monate auf der Straße liegen mögen, sind ihnen noch nicht zu schlecht zu essen. Es ist auch gar nicht selten, daß Menschen hier Hunger sterben. Die Italiener achten nicht darauf, sie sind an diese Auftritte gewöhnt. Es sind auch der Leute zu viel, die Hunger sterben wollen, als daß man ihnen allen helfen könnte. Ich selbst bin hartherzig geworden und mußt' es auch werden, wenn ich nicht alles mein Geld in einem Monat hätte an Arme geben wollen. Wenn die Regierung diesem Elende nicht abhilft, so ist dieses Volk, das ehmals die höchste Rolle in der Welt spielte, verloren. Wenn man die Ruinen der alten Tempel und Palläste von Rom sieht, und diese elende Menschenrace, die man auch Ruinen nennen kann, so möchte man weinen, daß man nicht früher gelebt hat. — Vor ein paar Tagen habe ich das Gefängniß besucht, worinnen Petrus und Paulus geschmachtet haben; es war mir ganz besonders zu Muthe, an diesem Orte zu stehen, wo diese beyden berühmten Apostel gelitten haben. In der Peterskirche liegt Petrus begraben; über seiner Grufft

brennen immerwährend hundert Lampen. Ueber der Gruft steht der Hochaltar, der allein mehr als die Höhe unsres Hauses hat, aber in dieser unermeßlichen Kirche nur ein kleiner Punkt ist. 20,000 Menschen sind in dieser Kirche kein großer Haufen. Sie bewegen sich darinnen wie ein Haufen Ameisen; sie erscheinen außerordentlich klein durch die unermeßliche Höhe des Gebäudes. Heute sah ich auch den Leichenzug eines Mönchs, welcher mit vielem Pomp verknüpft war; der ganze Orden (aus dem der Verstorbene ein Glied war) gieng feierlich vor der Leiche her, und sie sangen mit brennenden Kerzen in den Händen Seelen-Messen; dann kam die Leiche, von vermummten Brüdern offen auf einem alten hölzernen Schragen getragen; hinten folgte noch ein Zug Mönche von einem andern Orden der Leiche nach; diese sangen mit den vorderen wechselsweise; zusammen machten sie einen Zug von einer Viertelstunde aus, zu welchem sich noch vieles Volk von den Strassen gesellte, um den Todten anzugaffen. — Morgen ein Mehreres; ich mache mir alle Abende vor Schlafengehen die Freude mit Euch zu reden, und so will ich nun etwas auf morgen ersparen.

— — — 19. Nov. Ich mache nun über Hals und Kopf Skizzen zu dem Gemälde, das ich für den Herzog bestimme; ich werde den jungen David mahlen, wie er vor Saul (der vom bösen Geist geplagt wird) auf der Harfe spielt, um in diesem den Dämon zum Schweigen zu bringen. Für Cotta habe ich auch schon einige Compositionen gemacht, die ich nächster Tage ausführen werde. Auf das nächste Jahr um diese Zeit soll schon ein Gemälde von mir im Schlosse hängen. Ich werde (wenn ich dem Herzog dieses erste Gemälde schicke) fragen, ob ich ihm nicht ein anderes machen dürfe, und erlaubt er mir das, so fange ich gleich ein Stück von Bedeutung an, das mir schon einen Rahmen machen soll. Ich suche, Gott weiß es, blos aus der einzigen Ursache bey dem wirtembergischen Hofe engagirt zu seyn, um bey Euch und mit Euch leben zu können. Ausserdem ist mir gar nicht bange, in jedem Winkel der Erde mein gutes Auskommen zu finden. Es sind von verschiedenen Höfen Deutschlands Professoren hier, die mir gewiß (ohne Unbescheidenheit gesagt) die Schuhriemen nicht auflösen dürfen, und die indessen an ihren Höfen in großem Rufe als geschickte Maler stehen. Wenn ich hier in Rom in dem Grade in meiner Kunst fortwachse, als es bis auf diesen Augenblick geschehen (und ich denke, meine Fortschritte sollen hier stärker als an irgend einem andern Orte der Welt seyn, da Rom die Wiege der Kunst ist), so muß einmal mein Ruhm an die Sterne reichen, so werde ich unter die ersten Künstler gerechnet werden, die Deutschland je hervorgebracht hat — Dixi — ja lacht nur, es ist doch wahr! — Unter diesen schmeichelhaften Gedanken will ich auch zu Bette gehen. —

Heute als am 20. November mache ich den Brief gar, weil heute die

Post abgeht; ich wünsche ihm von Herzen gute Reise, und daß er Euch gesund bey einander antreffen möge. Tragt nun Eure Scherflein zusammen, und schickt mir einen doppelt so großen, damit ich auch einen halben Tag daran zu lesen habe, vergeßt keine Kleinigkeit, denn mir ist alles wichtig, was von Euch kommt. Auch wie der Wein ausgefallen. — — — Noch einmal lebt wohl!

Ich bin ewig Euer Gottlieb.

---

8. An dieselben.

Rom den 25. Decbr. 1802.

Es ist früh 6 Uhr, daß ich diesen Brief beym dunklen Schimmer meiner Lampe an Euch zu schreiben anfange. Ich wollte einige Kirchen besuchen, in denen in dieser heil. Nacht große Feierlichkeiten begangen werden; der unaufhörliche Regen hält mich aber zurück, und ich fülle nun die müßige Zeit damit aus, an Euch unnatürliche Verwandten einen Brief zu schreiben! Werth seyd Ihr es wahrhaftig nicht, und wenn ich ein Mensch wie Ihr wäre, so würde ich mich wieder in das warme Bett legen. Aber! ich heiße Gottlieb, und Gottlieb bricht den Schlaf, sitzt im kühlen Zimmer (ohne Ofen) und schreibt einen grundehrlichen Brief nach Hause. Wie muß ich den Keller beneiden, der immer von 14 zu 14 Tagen einen Brief bekommt; ich glaube am Ende noch, daß, da Euch Gottlob nicht schreibt, Ihr Euch dafür an mir Rache nehmen wollt, aber seyd nicht so ungerecht, mich in Gottlob zu strafen. Auch Dannecker und Benedict antworten mir nicht. — Nun ist endlich auch trübes Wetter eingefallen; die Morgen und Abende sind frisch wie bey uns zu Anfang Herbst. An Einheizen denke ich aber nicht; ich habe mir ein Paar Pelzschuhe gekauft, die mir hinlänglich warm geben. Die Bäume bleiben grün, und von meinem Fenster, welches einen Balcon hat, habe ich die Aussicht in einen Klostergarten, wo viele Orangenbäume mit Früchten in schönster Blüthe dastehen. Die Gemüse pflanzt man durch das ganze Jahr, und in den Winter-Monaten gedeihen sie noch schneller, denn der Sommer ist zu heiß dazu. Ich habe dem preußischen Gesandten, Herrn v. Uhden, einen Brief an Uexküll *) mitgegeben, worinn sich ein Einschluß an Euch befindet. Gerne wollte ich Euch noch gute Feyertage und

---

*) Den öfters in diesen Briefen erwähnten, aus Stuttgart gebürtigen Kunstfreund, Baron v. Uexküll. (Vergl. D. F. Strauß, kleine Schriften &c., Leipzig 1862, S. 274—302: „Der Freiherr K. F. E. v. Uexküll und seine Gemäldesammlung".)

zum neuen Jahre den Frieden, Seegen u. s. w. wünschen, aber bis dieser Brief an Euch kommt, ist diese Zeit längst vorüber. Doch ein gutes Jahr kann ich Euch immer wünschen, und diß wünscht Euch von Grund seiner Seele Euer

Gottlieb.

---

9. An dieselben.

Rom den 7. Januar 1803.

[Nach ausführlicher Besprechung des Inhalts der von Seiten der Geschwister empfangenen Briefe fährt der Bruder, an die Schwester gewendet, fort:] — und schließlich freut es mich, daß Du Dich auf die Heimkunft der beiden herumirrenden Brüder *) freuest; die beyden Brüder freuen sich gewiß nicht weniger auf Euch. Ich für mich weiß nun erst den Werth guter Menschen zu schätzen, da ich unter so viel schlechten zu leben gezwungen bin. Ich sehne mich, das Land wieder zu sehen, das überall Spuren des Fleißes seiner Bewohner trägt, wo der gemeine Mann vom rechtlichen Gewinn durch seiner Hände Arbeit lebt, und der undankbaren Erde (gegen Italien gerechnet) die besten Erzeugnisse abzwingt. Seyd nur immer vergnügt unter Euch, Ihr kennt das menschliche Elend nicht. Lobt die glückliche Verfassung, in der Ihr lebt, die Euch wahrhaftig wie ihre Kinder beschützt. Wenn ich anfangen wollte, Euch von den hiesigen schlimmen Verordnungen, Mißbräuchen und Schlechtigkeiten der Regierung zu reden, so hätte ich 8 Tage an diesem Briefe zu schreiben. Eben in diesem Augenblick zieht ein Bettler durch meine Strasse, der die Leute (um der armen Seelen willen, die im Fegfeuer schmachten) bittet, ihm einen halben Bajocho (ohngefähr einen Kreutzer) zu geben, damit er nicht vor Hunger sterben müßte — er ist vielleicht reich, denn eben gestern hörte ich von einem Bettler reden, der einem ordentlichen Bürger 80 Ducaten in Gold auf schwere Zinsen geliehen hat. Das Geld ist im Werthe gestiegen, vom 1. Januar an gerechnet, ich brauche nun mehr wie vorher. Ich habe Euch, glaube ich, schon geschrieben, daß hier zweyerley Münzen im Cours sind, feine und grobe; die grobe ist nun aufgehoben, und bereits geschah deswegen eine Mordthat, neben meiner Strasse. Ein Weib fragte bey einem Gemüsehändler um den Preiß seiner Waare, der Händler forderte ihr so viel in feiner wie sonst in grober Münze ab, worauf ihn das Weib wie wüthend verließ. Sie rannte zu ihrem Manne nach Hause

---

*) Vergl. die Anmerkung zur Ueberschrift des dritten Briefes.

und brachte diesen durch ihre Erzählung dahin, daß er ein Messer ergriff, und damit bewaffnet den Gemüsehändler aufsuchte. Als er ihn endlich antraf, fragte er ihn ganz trocken um den Preis seiner Waare, worauf ihm dieser eben so viel wie seinem Weibe absorderte. Der Mann, vor Wuth ausser sich über diesen Preis, stieß ihm sogleich das Messer in die Brust. Er geht vielleicht frei umher, und hat auch schon einige Mordthaten auf sich liegen. Auf dem Spanischen Platze kann er frey leben; dort darf ihn kein Mensch anrühren. Ich verliere mich in meinem Capitel; ich sehe schon, ich darf nicht von diesen Dingen anfangen; der Fond von Schlechtigkeiten ist hier so reichhaltig, daß man sich in der Erzählung davon nicht so leicht erschöpfen kann. — — — [Nachdem Schick wiederholt auf die Mittheilungen der Geschwister eingegangen, schreibt er weiter:] Einen Brief von Herrn Professor Dannecker habe ich erhalten, der mich einen ganzen Tag in vollem Jubel erhalten hat. Wie liebe ich diesen Mann! Wenn es der Himmel will, daß ich ein geschickter Mahler werden soll, so habe ich ihm einen großen Theil davon zu verdanken. Grüßt ihn vielmal von mir; ich werde ihm mit dem nächsten Posttag schreiben. Eine traurige Nachricht für mich war es, zu hören, daß dem Erbe von meinem Gelde weder Capital noch Zinse eingehen; er bittet mich am Ende um Vollmacht in diesen Angelegenheiten — es ist sehr bescheiden von ihm, mich da zu bitten, wo das Bitten an mir wäre — ich bitte ihn, gerade so darinn zu handeln, wie er es nach seiner eigenen Ueberlegung am besten hält; ich habe keine Einsicht in diese Sachen und überlasse mich ganz ihm, überzeugt, daß ihn mein eigenes Interesse leiten wird. Auch glaube ich nicht, daß ich so bald von meinem Geld nöthig haben werde. Ein Jahr lang reiche ich mit dem, das ich mitgenommen, gewiß aus; bis dahin liefere ich dem Herzog ein Gemälde und bitte ihn zugleich um ein zweytes Reisegeld, welches mir ja wie versprochen ist, auch ohne daß ich ihm ein Gemälde schicke; sodann die Zeichnungen für Cotta, wovon ich schon eine gemacht habe, und noch andre 5 sollen bis zum 1. Merz geendigt seyn; von diesen ziehe ich denn auch bis zu Ende dieses Jahrs 22 Louisdors; nach diesem habe ich das Familien-Gemälde vom Grafen Humboldt bestellt, was mir auch ein Gutes abtragen wird, und so hoffe ich nicht allzuviel von dem meinigen zu gebrauchen. Das Haus von Graf Humboldt ist mir recht erwünscht hier; ich wüßte sonst nicht, was ich mit meinen Abenden anfangen sollte. Jeden Abend bin ich dort und trinke meinen Thee; es scheint auch, ich sey recht gern dort gesehen, weil ich, wenn ich nur ein einzig Mal fehle, gleich von ihnen gezankt werde. Es thut mir nur leid, daß sie bis nächsten Sommer auf ihr Land-Gut, 4 Stunden von Rom, ziehen, wo ich sie hernach nimmer so oft sehen kann. — Ich werde nächstens Gelegenheit bekommen, dem Gottlob in Paris ein Paquet Briefe zuzuschicken — ein gewisser Baron

v. Hammerstein, der schon einmal in Paris war, hernach eine Reise durch Italien gemacht, und nun hier ist, wird in 2 Monaten oder noch bälder seine Reise über Paris nach Hause nehmen. Er will Briefe an Gottlob mitnehmen. Ausserdem kann er dem Gottlob auch genauen Bericht von meinem hiesigen Wesen und Leben abstatten, da wir alle Tage einander sehen, und viel mit einander durchgemacht haben. — — — Erbe schreibt mir auch, daß meine Jungfer Braut nun verheirathet ist, daß sie nach ihren Briefen glücklich lebe. Warum will man ihren Briefen nicht glauben? Wäre es denn nicht möglich, daß sie wirklich vergnügt lebt? Nur alsdann, wenn sie mich aufrichtig geliebt hätte, müßte sie jezt in ihrer Ehe unglücklich seyn; dieses schien ja aber nicht der Fall zu seyn; die schnell auflodernde Flamme fiel bald zusammen — und ich freue mich recht, daß ich nicht die Asche davon haben muß. Ich bin bis jezt noch immer mit meinen Schicksalen zufrieden gewesen; auch hier mußte der Himmel für das Beste sorgen, wenigstens habe ich keine Ursache, das Gegentheil zu glauben. — — — Den Kostgänger, den ihr angenommen habt, kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben. Ich denke, er muß sich manchmal inspirirt fühlen, wenn er auf dem Plaze sizt, wo ich beym Essen gesessen. Er tritt gewiß zu Zeiten aus seiner Substituten-Natur heraus und spricht wie ein freyer Mensch. — Da schüttelt Erbe den Kopf; ich sehe ihn, wie er in Eifer entbrannt ausruft: O ihr elenden Künstler! Ich bin recht froh, daß ich es nicht bis hier höre; der Schall kann doch höchstens bis nach Venedig gehen, und diese Stadt ist nur halbwegs. Und nun adieu, Ihr lieben Leute, und vergeßt den Schreibtag nicht; ich für mich will an dem 14tägigen Posttag wie an meinem Glauben halten. Grüßt Hrn. Professor Dannecker und Hrn. Heinrich Rapp, Frau Philippine Rappin, die Verwandschaft versteht sich von selbst.

Gottlieb.

---

10. An Dannecker.

Rom den 29. Januar 1803.

Liebster Herr Professor!

Ihren Brief vom 5. December habe ich erhalten. Die Freude, die er mir machte, würde ich umsonst suchen zu beschreiben. Ob ich schon im voraus überzeugt war, daß Ihre Büste von Lavater in Paris gefallen müßte, so konnte ich doch nicht voraussehen, daß sie das Glück haben würde, mit den andern Werken der jetzigen dort lebenden Künstler ausgestellt zu werden

und bey dem Vorurtheil, welches französische Künstler gegen deutsche Kunst hegen, auch noch in diesem Grade zu gefallen. Ich gratulire Ihnen von Herzen zu Ihrem Triumph, und danke Ihnen zugleich, daß Sie diesen von ihrer vaterländischen Kunst eingenommenen Franzosen gezeigt haben, daß doch auch etwas Gutes von jenseits ihres gelobten Landes kommen kann. Sie schrieben mir einige frappante Neuigkeiten von Ihrer Figur zu dem Grabmahl von Zeppelin. Wie könnten Sie so spät noch auf solche Gedanken kommen? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nicht begreifen kann, wo Sie den Marmor zu Ihrer Abänderung hernehmen wollen. Die Figur soll nach Ihrem Urtheil freier, simpler, und doch reicher geworden seyn — ich möchte sie wohl sehen! Haben Sie indessen einige von Ihren Büsten gemacht, oder haben Sie Amor und Psyche angefangen? Wenn es noch nicht geschehen seyn sollte, so thun Sie es doch bald; die Gruppe ist so schön componirt, daß es schade wäre, wenn sie nicht ausgeführt werden sollte, und diß wäre denn doch ein klassisches Werk von Ihnen, was Ihren Ruhm auf ew'ge Zeiten gründen müßte. Ich habe vor ein paar Tagen eine Gruppe von Amor und Psyche von Canova gesehen, die sehr berühmt, und an Madame Buonaparte verkauft ist. Auch den Kopf von Buonaparte, mit dem er seit einer Woche hier angekommen ist, habe ich gesehen. Sie werden ohne Zweifel in den Zeitungen gelesen haben, welche Ehre man ihm in Paris selbst und auf seiner Reise dahin und wieder zurück erwiesen hat, daß er überall gleich einem König empfangen wurde. Welche Belohnungen erwarten den Künstler von Talent und Fleiß! Welche Kraft gibt mir das, meinen Weg mit Anstrengung weiter zu gehen, wenn ich sehe, daß der Preis für meine Mühe die Hochachtung aller Menschen ist.

Ich muß Ihnen doch eine Geschichte erzählen, die mir selbst vor ein paar Tagen begegnet, und die bald sehr tragisch für mich hätte ausfallen können. Es war am lezten Sonntag, daß ich Abends mit einigen guten Freunden an der Ecke des Spanischen Plazes stand, um mich über verschiedene Dinge mit ihnen zu verabreden, als plözlich von hinten zu ein Reuter auf mich zugeritten kam, und mich, ehe ich Zeit hatte, noch auszuweichen, über den Haufen rannte. Ich schlug durch meinen Fall noch einen Andern zu Boden, denn das Pferd schlug mich mit einer unglaublichen Kraft nieder; das Glück war nur, daß es nachher einen großen Sprung über mich hinaus machte, daß ich doch nicht getretten wurde. Meine guten Freunde verfolgten sogleich den schändlichen Ritter, und einer unter ihnen (Graf Hammerstein, der einmal Rittmeister unter den Husaren war) wurde mein Rächer; er sprang an ihm hinauf, und riß ihn an den Haaren vom Pferde, welches sogleich die Flucht ergriff und in allen Straßen herumrannte. Den Kerl selbst nahm Hammerstein in eine Ecke und schlug ihn

so zusammen, daß der ganze Kopf im Blute stand. Ich selbst raffte mich bald wieder vom Boden auf, ohne weiteren Schaden genommen zu haben; nur beyde Ellbogen und die eine Hüfte that mir wehe — ich dankte Gott, daß ich so leicht davon gekommen war. Der Vorgang machte einen schrecklichen Lärm; es versammelte sich nach und nach eine solche Menge von Menschen um mich, die sehen wollten, ob ich noch ganz wäre, daß ich völlig betäubt von ihrem Fragen und Lärmen wurde. Ich will mich doch recht glücklich schätzen, wenn ich nicht mehr gezwungen seyn werde, unter diesen Bestien von Italienern zu leben; ich habe sie so satt wie möglich. — Es ist wieder viel theurer hier geworden; die Lebensmittel steigen immerwährend im Preise. Keine Sache hat hier ihren bestimmten Preis; so viel jeder braucht, so viel fordert er für seine Waare. Täglich verhungern Leute, und es achtet niemand darauf; ich glaube es werden nicht mehr 10 Jahre vergehen, bis der letzte vom römischen Stamme verhungert seyn wird. — Wie befindet sich die Frau Professorin? Denkt sie auch noch an mich, und an meine scheckiche Narrheit? wie vergnügt war ich nicht, als ich ihr Portrait mahlte! Hier in Rom ist mir auch ein Familiengemälde bestellt — Frau Gräfin Humboldt mit 5 Kindern, die alle sehr hübsch sind. Ich gehe gleich nachdem ich diesen Brief geendigt haben werde, dorthin zum Mittag-Essen, und will Ihre Gesundheit in gutem Florentiner trinken. Dem Briefe muß ich den Abschied geben, denn ich bin mit dem Papier zu Ende. — Grüßen Sie Herrn Rapp viel 100mal, und bitten Sie ihn, daß er mir auch einmal ein paar Worte schreibe, damit ich ihn doch auch wieder reden höre; seine Unterhaltung hat mir immer so viel Vergnügen gemacht. Leben Sie recht wohl! Schreiben Sie bald! haben Sie gehört?

Ihr Ergebener

Schick.

---

10. An die Geschwister.

Rom den 22. Januar 1803.

Ohne eine Antwort auf meinen letzten Brief vom 7. Januar abzuwarten, setze ich mich, wie vor 14 Tagen, an die nehmliche Stelle, um mich nach Stuttgardt zu Euch hinzuträumen, und mit Euch wieder ein paar Worte zu reden. Ich erfreue mich oft recht im Stillen über die Einrichtung des Postwesens, die mir es so leicht macht, Euch über viele hundert Berge und Thäler hinweg meine Wünsche und Gedanken mitzutheilen. Heute hätte ich eigentlich einen Brief von Euch erwartet — er kam nicht — und ich mache

mich nun auf die nächste Woche dazu gefaßt. Statt meiner erhielt Keller Nachrichten von Haus; auch war in seinem Briefe ein Einschluß von Benedict für mich, und noch spät am Abend erhielt ich einen Brief von einem guten Freunde aus Weimar, und so hätte ich also Nachrichten genug gehabt, aber es fehlen mir die Eurigen, die mir die liebsten gewesen wären. Eure Briefe sind meine Nahrung; sie erhalten meinen Geist aufrecht, der so oft durch die Ansicht des hiesigen menschlichen Elends niedergeschlagen wird. Auch habe ich hier noch keinen Menschen gefunden, den ich recht lieben könnte, und mein vertrautester Umgang ist mit der todten Natur, die mich über alles Widerwärtige trösten muß. Der Frühling ist in vollem Anzuge; schon den 6. Januar konnte man Veilchen an den Wegen pflücken, die Wiesen sind ins schönste Grün gekleidet und mit Blumen geschmückt, die Bäume treiben Knospen, da kaum das vorige Laub abgefallen. Ich ging gestern Abend vor ein Thor, um in einiger Entfernung davon eine besonders schöne Kirche zu sehen, da brannte mich die Sonne so heiß, daß ich beinahe die Kleider nicht ertragen konnte. Seitdem ich Euch das leztemal geschrieben, ist es wieder theurer hier geworden, und ich werde ziemlich sparen müssen, um, wie ich gesagt habe, bis zum Ende des andern Jahrs genug zu haben. Es ist nun wirklich theurer hier als in Paris zu leben, und Hr. Professor Hetsch versichert mich, daß er bey seinem vorlezten Aufenthalt in Rom, mit seiner Frau und einer Magd, nicht mehr jährlich verzehrt, als er jezt ganz allein verzehre, ohne im Geringsten besser zu leben. Er wird deswegen auch seinen Aufenthalt in Rom abkürzen und die andre Hälfte der Zeit seines Urlaubs in Wien verleben. Die übrigen deutschen Künstler, die noch hier sind, gehen auch auf den Sommer oder schon im nächsten Monat, theils nach Paris, theils in ihr Vaterland zurück, und ich werde also, von der ganzen deutschen Welt abgeschnitten, allein hier aushalten, welches ich auch als Künstler gern thue; ich werde dann erst recht meiner Kunst allein leben, wenn nichts von Zerstreuung sich mir mehr darbietet. Uebrigens bin ich auch jezt sehr fleißig und Nichts hält mich vom Mahlen ab, es sey denn, daß ich ausgehe, um entweder eine Gallerie, Museum, Bibliothek oder Kirche zu sehen. Morgens ohngefähr 8 Uhr gehe ich zum Frühstück, welches in einer Mischung aus Chocolade und Kaffee besteht, und Misticanza genannt wird; Nachmittag um 1 Uhr gehe ich zum Mittag-Essen, wo ich mir 4, höchstens 5 Platten geben lasse. Mein Essen besteht gewöhnlich aus Suppe (öfters mit Oel geschmelzt, und mit Käse oben bestreut), Rindfleisch, Gemüse und Braten, manchmal noch einen Nachtisch. Nach diesem Küchenzettel zu urtheilen wäre diß ziemlich viel; allein wenn Ihr die Portionen sehen solltet, so würdet Ihr Euch wundern, wie ich davon satt werden kann. Abends geh' ich noch zu dem preußischen Minister — und so lebe ich meistens einen Tag wie den andern. 4 Monate

sind es nun bald, daß ich hier in Rom lebe; wie schnell werden es 4 Jahre seyn! Wenn es nach meinem Wunsche geht, bin ich bis dorthin wieder in Eurem Zirkel, aus welchem mich hernach nur der Tod abrufen kann. Der Mensch lebt doch nirgend so vergnügt, wie in seinem Vaterlande; an dem Orte, der uns das Leben gab, lieben wir auch es zu endigen, und es ist auch billig, der heimischen Erde diese Schuld abzuzahlen. — — — [Nach Erwähnung verschiedener, aus der Heimath empfangener Nachrichten heißt es weiter:] Ich sehe schon, bis ich wieder nach Stuttgardt komme, wird sich der dortige Schauplaz ziemlich verändert haben; es ist mir schon das leztemal bey meiner Zuhausekunft von Paris so aufgefallen, wie sich in 3 und einem halben Jahre so viel verändert. Der Himmel erhalte inzwischen nur immer Euer Wohlseyn, damit ich doch meine Liebsten in Freude wieder umarmen könne. Amen.

Euer Gottlieb.

---

12. An dieselben.

Rom den 3. Februar 1803.

[Klagen über ausbleibende Briefe, in deren Verfolg es heißt:] Seht mich gegen Euch! Meine ganze hiesige Bekanntschaft ist diesen Abend in ein Theater gegangen; sie unterließen nicht, mich auch zu der Parthie zu ziehen, ich schlug sie rund aus, gieng nach Hause und sezte mich an meinen kleinen Tisch, um an Euch zu schreiben. Ich bin ganz allein, aber doch in lieblicher Gesellschaft — in Gedanken bey Euch, bey guten Leuten, die mich lieben, und die ich dagegen wieder über alles liebe. Was ist mir die fremde Täuschung der Bühne gegen meine eigene Phantasie, die mich zu Euch hin zu zaubern im Stande ist; hier wähle ich mir meine eigenen Erscheinungen, lasse bald den Heinrich, bald die Luise [dessen Frau], dann die Christiane und den Erbe nach der Reihe auftreten, und was der Hauptspaß dabey ist, ich spiele auch mit. — — — Schreibt mir doch auch, ob man schon angefangen hat, den Schloßgarten anzulegen, und ob der Brunnen auf dem Postplaze schon steht. Ich bekümmre mich sehr um diese Kleinigkeiten; Keller und ich spazieren oft ganz gravitätisch Abends das Zimmer auf und nieder, und reden von nichts Kleinerem als von diesen Dingen. Morgen ist Freitag, morgen könnte ich noch Briefe von Euch erhalten — der Himmel gebe, daß sich wirklich einer für mich finde — wie sehr sollte er mir nicht willkommen seyn! — Schlaft wohl!

Ueber den ganzen Freitag ließ ich diesen Brief liegen, und 3mal war

ich auf dem Café, in Hoffnung, Briefe von Euch dort anzutreffen; immer war meine Bemühung vergeblich, die Post war noch nicht angekommen. — Heute Samstag Mittag kam sie wirklich, aber hatte Nichts für mich mitgebracht. Ich kann nicht läugnen, daß ich darüber in eine laute Wuth gegen Euch ausbrach; ich resignirte mich aber bald wieder, ging still nach Hause, und fing an zu zeichnen. Während dem überlegte ich nun bey mir selbst, ob ich den angefangenen Brief vollends ausschreiben, Euch noch ein paar tüchtige Lectionen geben, oder ob ich ihn dem Flammentode übergeben solle! Meine Liebe für Euch trug endlich den Sieg davon; ich beschloß den Brief vollends auszuschreiben, und verbot mir zugleich selbst, auch nur das geringste Bittere gegen Euch darin einzumischen. — — — In 8 Tagen fängt der Carneval an; nach hergekommenem Gebrauch wird ein paar Stunden vorher ein Missethäter auf der Piazza del Popolo gehenkt, um durch dieses Memento mori dem Volk, das sonst während dieser Festlichkeiten morden und stehlen würde, eine gewisse Furcht einzujagen. Wenn der Gehenkte ausgebaumelt hat, so tritt plötzlich Hanswurst auf und kündigt mit hellem Geschrey den Carneval durch alle Straßen von Rom an. — Es kommen jezt viele Fremde an, um das Fest mitbegehen zu helfen. Seit vielen Jahren her war es verboten, und da nun dieses Jahr die Masqueraden erlaubt sind, so geht jeder mit doppeltem Eifer daran, und man prophezeit den glänzendsten Carneval, der je in Rom gewesen. — — — Habe ich in 8 Tagen einen Brief von Euch, so sollt Ihr auch gleich die Beschreibung haben. Wie steht es mit dem Bruder Gottleb? Habt Ihr indessen Nachrichten von ihm erhalten? Schreibt er nicht, wann er nach Hause kommen will?. Es wäre gar hübsch, wenn wir zu gleicher Zeit in Stuttgart eintreffen könnten. Wenn ich es nur machen kann, daß ich meinen Weg nach Hause über Wien nehmen könnte, der Umweg ist so groß nicht, und es wäre doch wichtig für mich, diese Stadt zu sehen. — Indessen ist es noch Zeit von diesen Dingen zu reden; ich bin erst ein halb Jahr von Hause entfernt. Jezt erscheint es mir wie ein Traum, daß ich einmal in Paris gewesen, sodann nach Stuttgardt gekommen, da drey Vierteljahre zugebracht, und diese weite Reise hieher gemacht habe. Wie oft seit meiner frühen Kindheit an sehnte ich mich hieher, wie herrlich sah ich in meiner Phantasie das schöne Rom mit seinen Tempeln, Obelisken und Triumphbögen im Sonnenglanze liegen. — Nun seh' ich es alles wirklich, und der Anblick der vielen elenden Menschen, die diese vormalige Pracht umgeben, raubt mir allen Genuß davon. Ich befinde mich auch deswegen die meiste Zeit auf meinem Zimmer, und mahle und plage mich fast zu Tod, um auch etwas recht Gutes zur Welt zu fördern. Meiner Ehrsucht ist kein Opfer zu groß, was durch meinen Fleiß errungen werden kann. Um einmal den Namen eines

recht geschickten Künstlers mit Recht zu verdienen — will ich es mir auch in diesen 3 Jahren, die ich hier noch zuzubringen habe, recht sauer werden lassen, überzeugt, daß die Fortschritte, die ich hier machen werde, die in Paris in Proportion weit übersteigen sollen. Ich gehe hier fleißig in die Kirchen (deren sich hier 350 befinden), und der Himmel wird sich dagegen gütig gegen mich erzeigen. Hier ist der Kunst nicht auszuweichen; wo man auch nur hinkömmt, stößt man auf sie; in diesem Betracht allein wird es mir einmal leid thun, Rom verlassen zu müssen. Doch Ihr werdet mich dafür zu Hause entschädigen. Lebt wohl.

Euer Gottlieb.

Grüßt Hrn. Professor Dannecker.

---

13. An dieselben.

Rom den 18. Februar 1803.

Ich habe Euren Brief vom 24. Januar erhalten. Wegen wirklich schlechter Witterung war er 20 Tage unterwegs. Wie ein Hungriger verschlang ich ihn; denn ich hatte ja lange an dieser Nahrung Mangel gelitten; vier- oder fünfmal habe ich ihn schon durchlesen, bis ihn ein neuer Ankömmling verdrängt. Wenn Schwager Erbe Wort hält, so habe ich in 14 Tagen das Vergnügen schon wieder. — — — [Nach eingehender Erwiederung der Briefe, welche Schwester Christiane und Bruder Heinrich geschrieben, fährt Gottlieb fort:] Ich wollte gern die Feyerlichkeiten des Carnevals beschreiben, werde aber schwerlich Raum genug dazu in diesem Briefe haben, weil noch der Brief von Erbe zu beantworten ist. Dieser gibt mir Nachricht von Herrn v. Uhdens Ankunft, die sehr spät erfolgt ist. — — — Mit politischen Neuigkeiten, die ihm von der Christiane und nachher auch von Heinrich auf den Nacken geworfen wurden, wollte sich Erbe auch nicht befassen; und es freut mich, daß er es nicht gethan hat, denn ich lese hier die Allgemeine und noch mehrere andere deutsche Zeitungen, woraus ich in dieser Hinsicht Licht genug erhalte. Ich weiß auch schon, wie die dem Herzog zugetheilten Länder regiert werden sollen, auch das, was mir Erbe von Geheimerath Normann schreibt, aber was mir weder die Allgemeine Zeitung noch irgend eine andere gesagt hat — nehmlich — daß Du Deine Sau verkauft, daß Dein Goll sein Stückchen nicht vergißt, und Deine Lerche so göttlich singt, das ist's, was mir neu ist, und mich unendlich freut — wirklich freut, ohne Spaß zu treiben. Auch die Nachricht von der Wiederverbindung

der ** mit einem jungen **, und Deine Anmerkung à la Erbe darüber freut mich sehr, so wie es mich freut, daß Du in dem Couvert alle Winkel überschrieben hast. Gott soll Dich dafür segnen und Deine Nachkommen, wenn Du noch deren bekommen solltest. Meine Carnevals-Neuigkeiten will ich auf das nächstemal sparen, weil sie doch ein eigenes Blatt ausfüllen werden. Die nächsten 14 Tage werde ich keinen Brief von Euch zu beantworten haben, und dann kann ich mich weitläufig über diese Materie auslassen. Lebt wohl und vergnügt!

Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

14. An dieselben.

Rom den 5. Merz 1803.

Brav, Ihr lieben Leute! Vielen großen Dank, daß Ihr mir so bald wieder geschrieben habt. Ich werde mir nun alle Mühe geben, Euch durch diesen meinen Brief einen Theil der Freude wieder zu geben, die ich in so vollem Maße durch den Eurigen genossen habe. Der verflossene Carneval soll mir den Stoff dazu geben. Dieser nahm den 12. Februar seinen Anfang, aber nicht, wie gewöhnlich, mit dem Hängen. Diese Execution unterblieb dißmal; statt dessen aber wurde ein Missethäter an dem Schnellgalgen in die Höhe gezogen — eine Strafe, die in die barbarischen Zeiten gehört. Dem Missethäter werden die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt mit einem starken Seile, das an den Galgen hinaufläuft, oben über ein Rad geht, und auf der andern Seite wieder herunter fällt. Er wird dreymal an diesem Seile hinaufgezogen, und wieder (doch nicht ganz auf den Boden) herabgelassen. Meistens werden sie durch diese Execution Krüppel; denn die Arme werden ihnen ganz aus den Angeln gedreht. Ich habe eine Zeichnung davon auf den Rand des Papiers gemacht, befürchte aber, daß sie nicht deutlich genug ist. Das Hochgericht steht in der schönsten, bevölkertsten Straße von Rom, die wegen des Pferderennens zur Carnevals-Zeit il Corso genannt ist, und daher hat auch diese Execution stets eine zahllose Menge von Zuschauern. Ich selbst habe sie nicht gesehen, weil ich mir diese Marter nur allzu lebhaft vorstellen kann. Nachdem dieser schreckliche Prolog zum Schauspiel des Carnevals geendigt war, sollte bald die scheckigste Narrheit das Feld einnehmen — man schmückte zunächst die Häuser mit seidenen Tapeten, die man aus den Fenstern hing, man pflanzte Stühle auf den Trottoirs auf, die an den Häusern hinlaufen, man überschüttete die lange

Straße mit Sand, damit das Pflaster den rennenden Pferden nicht wehe thun sollte — und hie und da erschienen schon Masken. Um Unfug zu verhüten, waren die strengsten Maßregeln ergriffen; das ganze Militär wurde dazu gebraucht, um sie in Ausübung zu bringen. Wirklich ging auch alles ohne die geringste Unordnung ab. Um Mittag fingen die Maskeraden an, die Hauptstraße in Rom (il Corso) war mit Menschen und Wagen ganz angefüllt, nur mit der größten Mühe konnte man in dieser Straße, die eine gute halbe Stunde lang ist, fortkommen, der größte Theil Menschen war maskirt. Um 5 Uhr wurde durch ein paar Kanonenschüsse das Signal gegeben, daß sich die Wagen in die Nebenstraßen zerstreuen sollten, damit die Bahn für die rennenden Pferde offen bliebe. Diese wurden sodann vor die Schranken geführt, welches für die Stallknechte eine wirklich halsbrechende Arbeit ist; denn die Pferde, die man zu diesem Wettlauf mit Wein, den man ihnen zu saufen giebt, berauscht, sind wie toll — sie werden mit der größten Mühe und Gefahr in eine Reihe gestellt, und auf ein zweytes Signal auf einmal losgelassen. — Wüthend rennen sie nun 15 oder 20 die Straße il Corso hinauf, welche sie in 2 Minuten zurücklegen, obgleich sie, wie ich schon gesagt, eine halbe Stunde lang ist. Diese Feyerlichkeit beschließt das Fest für den Tag. Euch die Masken zu schildern, die man hier in unzähliger Menge sieht, wäre für Euch langweilig zu lesen, für mich langweilig zu schreiben. Noch sieben solche Tage folgen auf den ersten, welche die Italiener gli otto giorni del Paradiso, die ächt paradiesischen Tage nennen. In der That überläßt sich hier Alles insgesammt der Lustigkeit; Alles athmet Freude, selbst die Bettler maskiren sich, und schreien vor Freude in den Straßen umher. Der lezte Tag des Carnevals ist der glänzendste; ich will nicht anfangen, ihn zu beschreiben, weil ich mit diesem allein einen Bogen anfüllen müßte. Nur den Ursprung des Pferderennens muß ich Euch noch erzählen. Als Jerusalem von den Römern zerstört wurde und das unglückliche jüdische Volk in die Sclaverei seiner Ueberwinder gerieth, mißbrauchten sie dieselben unter Anderm auch dazu, sie zu fürchterlichen Wettläufen zu verwenden; sie mußten die nehmliche Straße durchrennen, und man machte große Wetten auf die Schnelligkeit ihres Laufs. In neueren Zeiten thaten die Juden den Vorschlag, große Preise auf den Wettlauf von Pferden zu bestimmen, wenn man ihnen selbst den Wettlauf erlassen wolle. Dieser Vorschlag wurde genehmigt, und noch jezt geben die armen Juden die Preise für den Wettlauf der Pferde, die aus Stücken von Damast mit Silber gestickt bestehen. Ein italienischer Prinz schämt sich nicht, den Preis, den ihm sein Pferd im Laufe gewonnen, von armen Juden anzunehmen. Ueberhaupt ist dieses Volk von den Christen sehr gedrückt. Sie haben ihr eigenes Viertel in Rom, wo sie alle zusammen

wohnen müssen; das Stadtviertel hat seine Thore, wie eine kleine Stadt, die Abends geschlossen werden. Die Gassen darinnen sind enge, kothig und trübe. Alle Einwohner sind Trödler, die es sich recht sauer werden lassen, ihren Unterhalt zu gewinnen. Wenn man in dieses Bethlehem tritt, so thut es einem wohl, daß man wenigstens die Leute beschäftigt sieht, was im übrigen Rom so gar nicht der Fall ist. Genug von diesen Sachen, es bleibt mir noch eine Seite übrig, um auf Eure Briefe zu antworten. — — — Bis auf den Julius wird Keller bey Euch in Stuttgardt ankommen und fünf Zeichnungen, für Cotta bestimmt, mitbringen. Das Gemälde für den Herzog habe ich wirklich unter den Händen; ich bringe mich schier um's Leben, so gebe ich mir Mühe, etwas besonders Gutes hervorzubringen. Gott gebe, daß es nach meinem Wunsch und zu Herrn Professor Danneckers Zufriedenheit ausfalle! An meiner Mühe soll es gewiß nicht fehlen. Lebt jezt wohl, Ihr lieben Leute, und habt noch vielen Dank für Euren Brief!

Euer Gottlieb.

---

15. An dieselben.

Rom vom 18. Merz 1803.

Wieder vierzehn Tage vorübergeeilt! Wo kamen sie hin? — ich erschrecke ordentlich, wenn ich an dieses (im Ganzen genommen) schnelle Hinwegschwinden der Zeit denke, während man oft Stunden hinbringt, die einem durch dumme Langeweile Jahre dünken. — Ich bin nun ganz allein; Keller ist in Neapel und wird erst nach zwey Wochen wieder in Rom eintreffen, wo er auch nicht mehr lange bleiben wird; im Monat Julius wird er sich schon wieder innerhalb Eurer Mauren befinden. Keller ist ein guter Mensch, ein ächtes Schwabenblut! — ich lebte gerne mit ihm zusammen; er ermunterte mich öfters, wenn zu düsteres Nachdenken über meine Arbeit hypochondrische Launen in mir erzeugte, die jezt, da er nicht bey mir ist, durch nichts gestört werden. So bin ich wirklich bey trüber Witterung oft so schwer- und mißmuthig, daß ich mich manchmal zwinge, meine Geschäfte und mein Zimmer zu verlassen, um durch starke Bewegung im Gehen mein Blut wieder fließend zu machen. — In diesen lezten Tagen gab es in Rom viele schreckliche Auftritte; Dieberey und Mord gehen herrlich im Schwang; lezten Sonntag kam ich nur um ein paar Minuten zu spät, um einen Menschen niederstechen zu sehen; wie ich anlangte, war er noch nicht völlig todt, und ein Capuciner bemühte sich, ihm noch Vieles von der allerheiligsten Madonna in's taube Ohr zu schreien. Wie ich nachher hörte, so hatte der Ermordete

seinem Gegner vor ein paar Jahren seinen Vater nebst zwey Brüdern in einer Stunde umgebracht. In einem andern Stadtviertel haben zwey Brüder einander erstochen, und ein Sbirre, der den einen vom Morde zurückhalten wollte, wurde von ihm zum Danke durchbohrt. — Es gehört zur Charakteristik der Italiener, daß bey solchen blutigen Scenen ihr Mitleiden nie auf den Ermordeten, sondern immer auf den Mörder fällt, den sie auf's Höchste bedauern, und indem sie jenen ruhig in seinem Blute schwimmen lassen, diesem allen möglichen Vorschub leisten, damit er hübsch ordentlich entkomme. In unserm Hause wurden aus den Fensteröffnungen auf der Treppe alle eisernen Geländer herausgehoben und fortgeschleppt ;— und in der folgenden Nacht in der übrigen Nachbarschaft alle eisernen Bande und Schlösser von Haus- und Kellerthüren gestohlen. Kein Mensch denkt daran, auf die Thäter Jagd zu machen, die vielleicht uns gegenüber wohnen. Viele schändliche Geschichten haben sich noch außer diesen erwähnten zugetragen, die ich von einem Sbirren-General erzählen hörte, und die mir die Haut schaudern machten; ich will sie Euch aber nicht mittheilen, weil Ihr an dieser Ladung genug haben werdet — wozu soll ich Euch den Kopf mit traurigen Geschichten anfüllen! Lieber gehe ich in's Bette, da doch schon eilf Uhr vorüber ist. — Adieu! — Gestern Abend fing ich an diesen Brief zu schreiben, es war sehr schlecht Wetter! Heute früh ging die Sonne wieder im herrlichsten Glanze auf! Aus meinem Fenster sehe ich die hohe Peterskuppel sich strahlend wie ein ungeheurer Luftballon über die niedrigen Wohnungen der Menschen erheben. Wie ganz anders ist einem doch bey schönem Wetter zu Muthe! Ich möchte nun hüpfen und springen, mich unter die Vögel mischen können und mit ihnen die weite Luft durchziehen. — Dem Gottlob habe ich vor ein paar Tagen geschrieben; dem Hrn. v. Uexküll habe ich seinen Brief beantwortet, und vor zwey Tagen — freut Euch mit mir! habe ich endlich den durch Euch und Uexküll verkündigten Brief von Hrn. Professor Dannecker erhalten. Ein lieber Familien-Brief, wie ich sie von Euch bekomme; er wurde von Hrn. Professor Dannecker, seiner Frau und Hrn. H. Rapp zusammengetragen, und machte mir ein Vergnügen, das ich ihnen nicht belohnen — nicht einmal wiedergeben kann. Seyd inzwischen so gut, Euch dafür in meinem Namen recht schön bey ihnen zu bedanken, bis ich ihnen selbst schreibe. — Bis nächsten Monat werde ich mein jeziges Logis verlassen. Ich habe auf dem spanischen Plaze eine bequeme Wohnung, ganz für einen Mahler eingerichtet, gefunden, die mich jedoch ziemlich hoch kommen wird. Ich muß monatlich 5 Piaster (ohngefähr 12 Gulden nach unserm Gelde) Hausmiethe geben. Die Wohnung ist aber sehr hübsch, so daß ich ehrliche Leute bey mir empfangen kann, und nur eine Treppe hoch. Dort werde ich erst mein großes Gemälde zu mahlen anfangen, und inzwischen in meinem

jezigen Logis die Zeichnungen für Hrn. Cotta vollends zu Ende bringen. Ich möchte wohl wissen, ob Hr. Cotta nicht schon früher Zeichnungen von mir erwartet hat. Diejenigen, die ich ihm jezt durch Keller schicke, können doch erst nach zwey Jahren im Kalender*) herauskommen. Fünf Zeichnungen schicke ich ihm jezt, welches die Hälfte von der Anzahl ist, die ich ihm jährlich abliefern will: ich glaube, Hr. Cotta kann damit zufrieden seyn. Zu Hrn. Direktor Hetsch gehe ich öfters, meist aber, ohne ihn zu Hause zu treffen. Ich gebe mir alle Mühe, mich mit diesem Manne in gutem Vernehmen zu erhalten; es wird mir aber bey aller Mühe und Geduld sehr schwer, diß zu bewerkstelligen. Hr. Hetsch ist zwar immer sehr höflich und freundlich gegen mich, weil ich ihm keine Ursache gebe, anders gegen mich zu seyn; doch zwingt er sich dazu, ich merke leicht, daß ihm nicht recht wohl bey meinem Anblick ist — und ob ich schon allem aufbiete, ihn zutraulicher gegen mich zu machen, so kann ich doch nicht dahin kommen, ihm die zähe Rinde von seinem Herzen zu nehmen. Er hält sich auch von allen übrigen deutschen Künstlern entfernt, und spielt recht im Ernst den Misanthropen. Was für ein Unterschied zwischen ihm und Hrn. Professor Dannecker! Sie verhalten sich beyde zusammen, wie die Kunst zur Natur, wie die Seele zum Verstand! — — — Lebt wohl, ihr Lieben! in vierzehn Tagen sehen wir uns gewiß wieder; bis dahin Euer ehrlicher

Gottlieb.

---

16. An dieselben.

Rom vom 1. April 1803.

Seyd mir vielmal gegrüßt, meine Lieben! und nehmt meinen vollen Dank für Eure trostreichen Briefe! Ich lese sie und lese sie wieder, und kann mich nicht satt an ihnen lesen. Ueberall trage ich sie mit mir herum, und wenn ich Nachts ins Bett gestiegen bin, so lese ich sie noch einmal als den Abendsegen, und lasse sie neben mir auf dem Stuhle schlafen. Wenn Schwager Erbe sein Wort als ein Mann hält (woran ich auch gar nicht zweifle), mir alle drey Wochen gewiß einen Brief zuzuschicken, so schäze ich mich glücklich. Wie sehr wünschte ich, daß Euch die meinigen eben dieses Vergnügen verursachen, um Euch einigermaßen für die Eurigen belohnen zu können. Christiane soll ja nicht glauben, daß die Ursache, warum ich Euch

*) Dem „Taschenbuch für Damen."

öfters von Rom als ehemals von Paris geschrieben, darinnen besteht, daß ich mich in ersterer Stadt auf keine andre Weise zu unterhalten weiß. — Im Gegentheil bin ich in Rom viel lieber, weil ich einsehe, wie viel nützlicher es für meine Kunst ist. Auch genieße ich hier des Umgangs der geistreichsten Leute; das Haus des preußischen Ministers ist der Sammelplaz aller verdienstvollen Männer von Rom. Unter allen Menschen, die sich in der dortigen Gesellschaft versammeln, bin ich es allein, der keinen hohen Titel hat und von geringem Herkommen ist; doch bin ich durch hundert Proben schon überzeugt worden, daß ich nicht der am wenigsten geliebte bin — diesem Hause verdanke ich es, wenn sich meine Geistesfähigkeiten um einige Grade heben. — Vorgestern habe ich mein Gemälde für den Herzog zu mahlen angefangen, und das Wenige, was ich daran gemahlt, übertrifft so weit alles mein Voriges, daß ich mich kaum selbst überzeugen kann, daß ich der Verfasser davon bin. Künstler, denen ich diesen Anfang zeigte, verwunderten sich sehr über die Fortschritte, die ich in dem halbjährigen Aufenthalt in Rom schon gemacht hätte. Dieses Urtheil macht mich ganz glücklich, so daß ich Augenblicke habe, wo ich laut vor Freuden zu schreyen anfange; nicht wenig trägt dazu das wirklich schöne Wetter bey, das ich Euch umsonst zu beschreiben versuchen würde — ich fühle mich so wohl, so stark, so muthvoll, daß ich Unmöglichkeiten unternehmen könnte. — [Auf den Inhalt der von den Geschwistern empfangenen Briefe eingehend, schreibt der Bruder unter Anderm:] Schwager Erbe rühmt sich, daß er bei den Herrn vom Magistrat in gutem Andenken stehe, und Hoffnung habe, von ihnen zu seiner Zeit in ihre Mitte aufgenommen zu werden. Sehr schmeichelhaft war es aber für mich, daß er mich um meine Meinung bittet, wenn sich der Fall ereignen sollte, daß er unter dem Posten eines freien Bürgers oder einer hohen Magistrats-Person zu wählen hätte. Ich sage meine Meinung auf folgende Weise: Freiheit, Unabhängigkeit! Sind die Senatoren brave, einsichtsvolle Menschen, so brauchen sie und die Stadt Dich nicht! Sind sie beydes nicht, oder das Gegentheil, so hast Du gegen einen Strom zu schwimmen, und Dein Amt wird Dich bey Deiner heftigen Gemüthsart krank machen. Reizt Dich der Titel? Was ist an einem Titel! Der Titel eines braven Bürgers ist sehr schön. Gewinne Dein Vermögen auf rechtmäßige Art durch Arbeit, und hast Du es erlangt, so genieße es frei, unabhängig; um Gutes zu thun, braucht man keinen äußerlichen Titel, dazu bleiben Dir noch tausend Wege offen. Diß ist, was ich über diesen Gegenstand denke. — Ueber die Neuigkeit, daß Gottlob schon in 18 Monaten nach Stuttgardt zurückkehren wird, war ich sehr erfreut; er kommt mir doch um ein hundert Stunden näher. Ich habe ihm schon vor 10 Tagen geschrieben; der Brief wartet aber noch auf die Abfahrt, ich gebe ihn einer Gesellschaft mit, die von hier

nach Paris reist. — — — Lebt wohl, lieben Leute, und schreibt mir fein pünktlich in drei Wochen. Wollt Ihr?

Euer Gottlieb.

---

17. An Dannecker.

Rom vom 15. April 1803.

Wie soll ich es anfangen, um Ihnen, allerbester Herr Professor! die Freude zu beschreiben, die mir Ihre Briefe auf lange Zeit verursachten. Noch lese ich sie immer und werde sie so lange fortlesen, bis sie von neuen verdrängt werden. Ich bitte Sie, mir dieses Vergnügen recht oft zu machen, und in Gesellschaft Ihrer liebenswürdigen Frau und des Hrn. Rapp, bey dem ich mich in einem kleinen Briefchen selbst bedanken werde. — Sie geben mir von den Schicksalen Ihres Lavaters in Paris Nachricht, der den dortigen Concurrenten den Preis entrissen, Ihnen selbst aber nichts Gutes verschafft hat, wenn es nicht noch die Ehre ist: in das Nationalinstitut als Mitglied aufgenommen zu werden. Doch denke ich darüber wie Sie, daß dieser Ehrentitel Ihr Glück nicht vergrößern werde — Ehre und Ansehn haben Sie ohne diesen kleinen Zusatz genug! Geliebt werden Sie wie Niemand, von Ihrer Frau und auch (wenn ich es sagen darf) von mir! Wie ich aus Ihrem Briefe sehe, so sind nun Ihre gröbsten Arbeiten aus dem Wege, ich meine die Büsten, auf die Ihnen immer so bange war. Ich habe Hoffnung, daß Sie jezt die Gruppe von Amor und Psyche anfangen werden, um doch auch ein klassisches Werk zu liefern, worin Sie die Nachwelt bewundern kann. — Ihre Skizze von Achill muß schön seyn, wenigstens ist der Augenblick schön gewählt. Wenn Sie es beym Herzog durchsetzen, daß er Ihnen den Distelbarth als Gehülfen zugibt, so werden Sie viele Geschäfte auf einmal unternehmen können. — Distelbarth wird gerade das Mittel zwischen Ihnen und Frohmeyer halten, und so muß man in Ihrem Atelier das Verdienst stufenweise sehen können. — Nur einmal möchte ich wieder hineinblicken in diese Wiege meiner Kunst! — Denn Ihnen, Herr Professor, habe ich Alles zu danken, was ich in der Kunst habe und weiß. Ich lebe hier viel zufriedener als in Paris, weil es gar zu auffallend ist, wie viel größer meine Fortschritte hier als in Paris sind. Abends, wenn ich nicht genug mehr zum Mahlen sehe, mache ich Spaziergänge gegen das Colosseum oder in die Villa Borghese, und denke so nach, was ich heute gemacht und morgen machen werde. An diese Orte kommt Abends selten ein Mensch, und nichts stört mich als der Gesang der Nachtigallen. Wie ist Italien so schön! —

und wenn man die römische Geschichte von Titus Livius, Plutarch, Tacitus liest, wie merkwürdig wird nicht jeder Fleck Erde, den man betritt! Könnte doch Hr. Rapp hier einen Sonnenuntergang mit mir sehen, er müßte ihm bey seiner Liebe zur Natur ein unendliches Vergnügen gewähren. Von den Contouren der Berge im Hintergrund und ihrem Ton hat man doch in Deutschland keine Idee; eben so wenig von der geschmackvollen Bauart der Häuser, die in der Landschaft doch auch einen Theil ausmachen. Sodann die mancherley Arten schöner Bäume, Lorbeeren, Oliven, Kastanien, Pinien, Grün-Eichen, Feigen u. s. w. Diß Alles und der schöne ewig blaue Himmel darüber sind uns Deutschen fremde Dinge, die wir nicht müde werden anzustaunen. Keller, der zu meinem Verdruß morgen abreist und Ihnen diesen Brief überbringen wird, hat auch 5 Zeichnungen für Hrn. Cotta bey sich; es soll die Hälfte seyn von denen, die ich ihm jährlich schicken will. Ich wünsche sehr, daß Sie sie sehen, um Ihre Meinung darüber zu hören. Vorzüglich begierig wäre ich zu wissen, in welche Rang-Ordnung Sie sie stellen würden. Mehrere Künstler, denen ich sie hier gezeigt habe, ohne ihnen zu sagen, in welcher Zeit ich sie gemacht, haben meine erste Zeichnung für die schlechtere, und so fort die lezte für die beste erklärt — nun möchte ich auch Sie rathen lassen. Wenn Sie die Zeichnungen sehen sollten, so seyen Sie so gütig, sie nach ihrem Verdienst auf diese Art zu ordnen, und mir das Resultat davon zu schreiben. — Mein großes Gemälde habe ich nun auch angefangen, und das Wenige, was ich davon gemacht, ist mit meinen vorigen Arbeiten in keine Vergleichung zu bringen! Wirklich genieße ich deswegen so ruhige Augenblicke, wie nie in meinem Leben, da ich sehe, daß mein mühsames Ringen nicht vergeblich ist. In dieser ruhigen Stimmung setze ich mich zum Mahlen hin, und erwarte das Beste. Modelle hatte ich noch nicht, so lange ich hier bin, ich mahle Alles aus meiner Phantasie, und befinde mich unendlich besser dabey. Wenn ich nach der Natur mahle, denke ich nur an das Stück Fleisch, das ich eben in diesem Augenblick nachmahle, und nicht an den Charakter des Menschen, den ich darstellen will. Bey dieser Manier geht vielleicht ein wenig Individualität zu Grunde, auf der andern Seite gewinne ich mehr Ideal und weit mehr Gefühl. Ich will mir ein Modell kommen lassen, blos um das Ensemble der Figur zu zeichnen, die Möglichkeit der Bewegung und den Plaz der Muskeln und Knochen zu sehen, im Uebrigen muß ich die Schönheit nach Beschaffenheit des Charakters, den die Figur ausdrücken soll, die Natürlichkeit der Bewegung, die keinem Modell möglich ist, und die Grazie derselben ganz selbst hinzuthun. Für die Draperie mache ich mir nur einen ganz kleinen Mannequin von Erde, und zeichne das darauf gelegte Gewand fleißig nach, das ich aber wieder nach meiner bessern Einsicht im Mahlen durch Hinzuthun und Hinwegnehmen ändere.

Keller hat hier zu seiner Reise Geld aufgenommen, und, weil er nur die Hälfte davon braucht, mir die andere Hälfte überlassen. Da ich nun dem Hrn. Cotta 5 Zeichnungen schicke, die ich ihm halbjährlich zugedacht habe, so wird es ihm einerley seyn, ob er mir die eine Hälfte der Summe am Ende des Jahrs oder jezt gibt, wo ich sie auf eine so bequeme Weise ohne Abzug des Banquiers empfangen kann. Die Summe, die Keller aufnahm, betrug 250 fl., davon ich ihm 125 fl. abnahm. Hr. Cotta will mir fürs Jahr 20 Louisdor geben, und so wäre mir nun sehr geholfen, wenn er Kellern die Hälfte dieses jährlichen Vignetten-Gehaltes, 10 Louisdor auszubezahlen wollte; die noch übrigen 15 fl. wird sodann mein Schwager hinzuthun — es findet sich nicht immer so gute Gelegenheit, mir Geld zu überschicken. Doch wenn Sie glauben sollten, daß ich Hrn. Cotta mit dieser Forderung (die mir übrigens für ihn und mich gut scheint) beschwerlich fiele, so möchte ich lieber diese Summe von meinem Schwager aufnehmen.

Bey Canova bin ich jezt schon zweimal gewesen, ohne ihn selbst sehen zu können; sobald ich ihn sehen werde, will ich ihm Ihre Grüße ausrichten. Dafür komme ich zu der Angelika Kauffmann, ein altes, doch noch liebenswürdiges Weib, die mich sehr schön aufgenommen. — Und nun leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht, daß ein Schick in Rom lebt, der nach Ihren Briefen schmachtet.

Ewig Ihr treuer Schüler Schick.

---

18. An die Geschwister.

Rom vom 15. April 1803.

In zwey Tagen muß ich einen Brief von Euch erhalten, wenn der Briefwechsel in Ordnung seyn soll! Ich freue mich recht sehr auf ihn, und wehe Euch, wenn er nicht richtig eintrifft! Die Wege sind jezt vortrefflich, und die Briefe kommen sehr geschwind von einem Orte zum andern, Ihr habt also in dieser Hinsicht keine Ausrede. Uebermorgen muß der Brief erscheinen, oder Ihr bekommt einen langen Brief voller Jeremiaden und noch etwas Schlimmeres. Diesen Brief hier schreibe ich in meiner neuen Wohnung, die mir so wohl gefällt, daß ich gar nicht mehr ausgehen mag. Das Zimmer, worinnen ich mahle, hat ein vortreffliches Licht, und ist überhaupt ganz für einen Mahler eingerichtet. Mein Schlafzimmerchen ist äußerst niedlich, und hat ein prächtiges Bett, das Couvert von rothem Atlas mit goldenen Franzen, die Kissen schön weiß mit grünen seidenen Bändern geziert. — — —

Die Fenster beyder Zimmer haben schöne Vorhänge, und die Aussicht aus den Fenstern geht auf den spanischen Plaz. Ich bin darüber so vergnügt wie ein Prinz; ich habe nun nicht nöthig, mich meiner Hütte zu schämen. Was mich vorzüglich bestimmt hat, diese Wohnung zu miethen, war das Zimmer zum Mahlen, da sich nicht leicht ein besseres in ganz Rom finden wird.

Die Feyerlichkeiten der heiligen Woche sind nun vorüber; sie kosteten mich, da ich sie doch auch einmal sehen wollte, gegen fünf Tage Zeitverlust. Ich will versuchen, sie Euch ein wenig zu beschreiben. Am Palmtag war Gottesdienst in einer Kapelle des päpstlichen Quirinalischen Pallasts, wobey ich Nichts sehen und verstehen konnte, als daß die Cardinäle, deren hier 70 sind, schöngeschmückte Palmzweige in der Hand hielten, daß sie dem Papste einmal die Bischofsmütze, ein andermal die dreyfache Krone auf's Haupt setzen; mitunter hörte ich schöne Chöre, von Castraten gesungen. Das Fest war sehr langweilig, und ich hielt es nicht lange aus. Am grünen Donnerstag darauf wurde Abends in der Sixtinischen Kapelle im Vaticanischen Pallast das Miserere gesungen, das ich seiner Schönheit und Harmonie wegen in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. In der Peterskirche, die an diesen Pallast stößt, war in der Nacht die Kreutzbeleuchtung. Alle Lichter, die gewöhnlich in dieser Kirche brennen, sind ausgelöscht, und nur ein 15 Schuh hohes Kreutz, das von der Kuppel aus vor dem Hochaltar hängt und durch seine starke Illumination wie von lauterem Feuer aussieht, beleuchtet die ganze ungeheure Kirche. Das Schauspiel ist himmlisch und muß es besonders für rechtgläubige Katholiken seyn. Am Charfreitag wiederholt sich alles dieses, nur daß an diesem Tage die Fußwaschung vorgeht, wobey der Papst allen Cardinälen die Füße wascht, und nach diesem mehreren armen Geistlichen ein Gastmahl giebt, wobey er den Bedienten spielen und diesen Armen am Tische aufwarten muß. Um Mittag ist die große Benediction. Der Papst, auf einem Balcon der Peterskirche, giebt dem Volk, das unzählig auf dem Petersplaze umherkniet, unter dem Donner der Kanonen und Geläute aller Glocken den Segen. Am Ostertag hat das Volk sein eigenes religiöses Fest: sie tragen nehmlich alle Gefässe, in denen sie Fastenspeisen gekocht, auf die Straße, stellen sie nachbarlich zusammen; unter jedes dieser Gefässe stecken sie einen Schwärmer und streuen einen Faden von Pulver von einem zum andern; so gehen diese Batterien durch alle Straßen. Um Mittag werden sie angezündet, und so springen alle Gefässe der ganzen Stadt, in denen Fastenspeisen gekocht wurden, in einer halben Viertelstunde in die Luft. Am Mittag ist wieder Benediction, und somit sind diese Festlichkeiten beschlossen. Der Oster-Montag und Dienstag werden, ohngeachtet daß es untersagt ist, doch vom Volke gefeyert, während am grünen Donnerstag

und Charfreitag überall gearbeitet wird. — — — Lebt nun wohl — — —
Ein andermal ein Mehreres!

Euer Bruder Gottlieb.

---

19. An dieselben.

Rom den 30. April 1803.

— — — Euren Brief vom 9. April erhielt ich; er kam um eine ganze Woche später, als Ihr ihn mir versprochen habt, und doch giebt sich Erbe im Anfang des Briefs ein großes Ansehen, als ob er besonders Wort gehalten hätte. Der vorlezte Brief wurde von Heinrich den 4. Merz angefangen und am 11. Merz von Erbe geendigt; er brauchte also sieben Tage Arbeit, als in welcher Zeit Gott Vater die ganze Welt sammt allen Kreaturen erschaffen, und noch einen Tag von seiner Arbeit ausgeruhet hatte. — — — Auf die Zurückkunft des Gottlob nach Stuttgardt freue ich mich so sehr, als ob ich ihn mit Euch in Stuttgardt empfangen könnte. Es ist auch sonst noch ein kleiner Vortheil dabey. Erstlich bekomme ich in Euren Briefen auch eine halbe Seite voll von Gottlob zu lesen, der hoffentlich in Stuttgardt fleißiger mit Schreiben seyn wird, da die Post so nahe gelegen ist; und dann zweitens habt Ihr selbst hernach nur eine einfache Correspondenz, und könnt mich alsdann wie ein einziges Kind mit Briefen verpflegen. Hernach hoffe ich dann wenigstens gewiß alle drey Wochen einen Brief zu haben, was mir jezt so sauer gemacht wird — und ich Armer darf nicht einmal zanken, sonst schreiben sie mir gar nicht mehr! Bekommt vollends Schwager Erbe die Senatorswürde, dann wehe mir; alsdann hat er andre Sachen zu schreiben, Sachen, die das Wohl des ganzen Wirtembergischen Staats betreffen; mit einem Einzelnen kann er sich dann nicht mehr abgeben, und ich werde dem strengen Senator nicht mehr als jeder andre Bürger seyn. Lebt wohl! Ich küsse Euch freundbrüderlich und bleibe unverändert

Euer Gottlieb.

Wäre die Wirtembergische Staatsverfassung eine Art von altrömischer Republik, dann wäre es eine unüberschwengliche Ehre, ein Mitglied des Senats zu werden. Erbe könnte alsdann noch das Glück haben, aus ihrem Mittel zum Consul gewählt zu werden, wie zum Beispiel Buonaparte Consul von Frankreich ist, nur mit dem Unterschied, daß er nach Art der altrömischen Republik seine Stelle nur ein Jahr begleiten könnte, die nach

Verschluß desselben wieder einem andern Mitglied des Senats übertragen werden müßte.

Horaz sagt in einem seiner Briefe: „Wer ist ein ehrlicher Mann? Jener, der über die Schlüsse des Rathes, der über die Gesetze und Rechte hält, durch dessen richterlichen Ausspruch viele und große Streithändel entschieden, durch dessen Rath, durch dessen Zeugschaft die Processe gewonnen werden.“ Horaz zielt mit dieser Schilderung eines ehrlichen Mannes gewiß auf den Erbe.

---

20. An dieselben.

Rom vom 14. May 1803.

Ich komme eben von einer kleinen Landreise nach Rom zurück; ich war drey Tage in Tivoli, einem Städtchen, das auf 6 Stunden von Rom entfernt, und wegen seiner schönen Wasserfälle sehr berühmt ist. Jeder Fremde, der in Rom ankommt, macht es zu seinem ersten Geschäfte, Tivoli zu sehen, da diese Stadt auch noch außer den schönen Wasserfällen durch ihre Ueberbleibsel von Tempeln, Grabmälern und altrömischen Villas sehr merkwürdig ist. Ich mache Euch keine weitläufige Beschreibung von Allem, was ich dort und unterwegs dahin gesehen habe, da ihr Mosen und die Propheten in Keller bei Euch habt. Nur einen kleinen Vorfall, den ich in Tivoli gehabt, muß ich Euch mittheilen. Als ich Abends nach Besichtigung der Villa des Mäcenas den Rückweg in mein Wirthshaus machte, hörte ich aus einem alten Gemäuer eine ächzende menschliche Stimme. Ich ging gleich auf den Ort zu, woher die Stimme schallte, und bemerkte eine enge Oeffnung, durch welche ich hineinkroch, und einen Anblick hatte, den ich mein ganzes Leben hindurch nicht vergessen werde. Zuerst sah ich ein nacktes Kind, das in Verzweiflung in der Höhle herumsprang; sodann die Mutter mit noch zwey andern, die mich mit schwacher Stimme um ein Almosen bat. So eisern mein Herz durch den Anblick so vieler elenden Menschen geworden ist, denen ich doch nicht allen helfen könnte, so war ich doch durch den gräßlichen Zustand dieser Menschen so erschüttert, daß ich stark zitterte. Ich gab der Frau ohngefähr einen Gulden nach unserm Gelde, welches Almosen sie so außer sich brachte, daß sie sich mit Anstrengung von der Erde aufriß, mit beyden Händen ihren Rosenkranz in die Höhe hielt, und Gott für die unverhoffte Hülfe dankte. Als ich sie verließ, rief sie mir noch nach, daß sie viele viele Rosenkränze für mich beten wollte. Meine Wohlthätigkeit wurde von den zwey andern Künstlern, die mit mir waren, sehr gepriesen;

sie selbst aber gaben nichts. Auch in Rom haben sie an einigen Orten die Geschichte von meiner Großmuth erzählt, was mir eigentlich lächerlich oder unmenschlich vorkommt, da ich glaube, daß ich mich bey dieser Gelegenheit nicht wohlthätig und großmüthig, sondern blos menschlich betragen habe. Auch auf eine andere Weise habe ich mich in Tivoli über meine Reisegefährten erhaben gezeigt. Keller wie auch Hr. Professor Dannecker werden sich erinnern, daß sich in dem Felsen, über den der Strom herabfällt, verschiedene Höhlungen befinden, die theils durch Kunst, theils durch den ehemals verschiedenen Sturz des Wassers eingegraben sind. In eine von diesen Höhlen nun wollten wir drei Mahler hinabsteigen. Von unten wurde eine Leiter an die Mauer gelehnt, die aber nicht bis zu uns heraufreichte, so daß man also ein wenig an der Mauer hinab klettern mußte, um auf die erste Sprosse der Leiter zu kommen. Ich hatte mich schon bey den vorigen Excursionen unerschrocken gezeigt, und so redeten mir die Andern zu, den Anfang zu diesem Wagstück zu machen. Diß that ich auch sogleich, und gelangte ganz glücklich unter den Felsen. Müller, ein Landschaftsmahler, wollte den Weg nach mir antreten. Er probirte es auf alle Weise, um hinunter zu steigen; mitten unter seinen Bemühungen ergriff ihn aber die Furcht, und er kletterte wieder hinauf. Mein zweiter Gefährte, Graf, ein Sohn des berühmten Mahlers von Dresden, probirte es gar nicht, und so sah ich allein dieses Schauspiel. Ich sah, den fallenden Strom zur Seite, von oben in den Wasserschlund hinein. Der ganze schreckliche Felsen, in dem ich stack, zitterte von dem gewaltigen Sturz des Wassers, das aus mehreren Felsen-Oeffnungen donnernd hervorbrach; bis zu mir herauf spritzte der Schaum des Wassers, und vom Geräusche ganz betäubt und von Wasserstaub ganz benetzt kam ich wie ein anderer Orpheus wieder oben bey den Andern an, die mir zu meiner glücklichen Rückkehr aus der Unterwelt Glück wünschten. Diß sind meine Tivolesischen Erlebnisse, mit denen ich selbst wohl zufrieden bin. Rom war mir nach meiner Zurückkunft wieder neu und dadurch doppelt angenehm.

Hr. Professor Hetsch, der während meiner Abwesenheit von Rom mich mehrere Male besuchen wollte, empfing mich bey meiner Ankunft sehr freundschaftlich. — — — Er wird bis nächsten Samstag von Rom abreisen und so das zweite Jahr seines Urlaubs in Wien verleben. Wir stehen jezt so gut wie möglich zusammen; wie das kommt, weiß ich selbst nicht. Von Wien aus wird er mir schreiben und das (wie er sagt) so bald er dort aus dem Wagen gestiegen seyn werde, und ich, um das gute Einverständniß zu erhalten, werde ihm die Briefe beantworten, sowie ich die seinigen durchlesen habe. — Ich werde jezt durch die Humboldt'sche Familie recht in die große Welt eingeführt, und komme nicht selten in Gesellschaften, in welchen sich Männer und Frauen vom allerersten Rang befinden, so daß mir oft

schwindelt, mich in einem solchen Cirkel zu sehen. Ich lege aber noch von Tage zu Tage von meiner Schüchternheit ab, und erst vor ein paar Tagen habe ich gewiß gute Proben von meiner Fassung gegeben. Ich unterhielt eine Herzogin über drey Stunden, und das in französischer Sprache. Wenn ich nur mit allen diesen Leuten in meiner Muttersprache reden könnte, so wäre alles gut; aber so muß ich immer meine Sentenzen entweder französisch oder (Gott sey bei uns) italienisch vortragen, was mich sauer ankömmt. Mit dem Herzoge von Mecklenburg-Strelitz, einem Bruder der Königin von Preußen, der sich ohngefähr anderthalb Monate hier aufhielt, war ich ordentlich vertraut, und wir machten viele Spässe zusammen. Kurz, ich bin durch die Humboldt'sche Familie sehr in die Höhe gerückt worden, und betrachte mich ordentlich als ein Glied dieser Familie. Der Umgang junger Künstler, worunter sich nur ein einziger durch Talent auszeichnet, ist mir durch den Verkehr mit dieser geistreichen Familie fade geworden; und statt mit ihnen zu seyn, bringe ich meine Erholungsstunden mit Lesen zu. — Hr. Professor Hetsch hat dem Gottlob Rapp *) einen Platz als Rechnungsführer bey einer dänischen Dame verschafft, mit welcher er auch die Reise nach Kopenhagen machen wird. Die Dame ist die bekannte Friederike Brunn; ihr Mann ist einer der reichsten Bankiers in Kopenhagen, bey dem sich Gottlob Rapp noch (wenn er sich Mühe giebt) aufrichten kann. In drey Tagen werden sie abreisen. — Ich bitte Euch, liebe Kinder! stärkt mich doch recht oft mit Briefen; ich will gewiß recht dankbar dafür seyn. Ich habe bis jezt noch pünktlich in Ansehung meines Briefwechsels mit Euch eingehalten und jeden vierzehnten Tag geschrieben; Ihr aber seyd, wenn ich es sagen darf, immer ein wenig nachläßig in Beantwortung meiner Briefe gewesen. Bessert Euch und schreibt mir öfter! Einen Brief von Uexküll habe ich noch nicht erhalten. Nach meiner Ausrechnung muß Keller heute seinen triumphirenden Einzug in Stuttgardt gehalten haben. Bis Ihr diesen Brief erhaltet, wird er schon wieder dort eingerichtet seyn. Grüßt ihn vielmal von mir, sowie auch Hrn. Professor Dannecker, Hrn. Rapp und Benedict. Ich küsse Euch tausendmal und bin

Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

*) Bruder Heinrichs (S. 61, Anmerk.), der als Kaufmann fallirt und sofort sich aus der Heimath nach Rom gewandt hatte.

21. An dieselben.

Rom vom 28. May 1803.

[Voraus gehen Klagen über ausbleibende Briefe, die mit den Worten schließen:] Am Ende muß ich gar glauben, daß ich Euch mit meinem öfteren Schreiben beschwerlich falle, weil ich Euch durch meine Briefe die Pflicht auflege, sie zu beantworten. Vorwürfe will ich Euch von diesem Augenblick an keine mehr machen; Ihr mögt mir schreiben, wann Ihr wollt, ich will es ruhig ertragen; auch erbiete ich mich, Euch weniger zu schreiben, wenn Ihr es so haben wollt — diß ist alles, was ich thun kann. —

Hr. Professor Hetsch ist vor acht Tagen, als am Samstag, von Rom nach Wien abgereist. — — — In Rom herrscht wirklich eine epidemische Krankheit, das Faulfieber, welches schon viele Menschen weggerafft hat; wenn es in dem Grade, wie seit vierzehn Tagen, zunimmt, so sieht man sich gezwungen, die Stadt zu verlassen. — — — Gestern erfuhr ich, daß in Folge einer Ansteckung, die von einem einzigen Kinde ausging, schon achtzehn Personen gestorben sind. Unter Andern, die an dieser Krankheit gestorben, befindet sich auch ein Todtengräber. Die Leichen werden hier im offenen Sarge in die Kirche getragen. Der besagte Todtengräber sah während eines Leichenzugs das schöne feine Hemde, daß der Todte an hatte, und nahm sich vor, wenn er mit dem Leichnam allein in der Kirche wäre, ihm sein Hemde auszuziehen. Er mußte schwer für den Raub büßen; in fünf oder sechs Tagen war er selbst todt, durch das Hemde angesteckt. Es wird neuerdings in Vorschlag gebracht, Gottesäcker anzulegen, weil man bey der Art, die Todten in die Gewölbe der Kirchen zu werfen, befürchten muß (wenn diese Seuche noch allgemeiner werden sollte), die Andächtigen in der Kirche durch die Ausdünstungen der Leichname in den Gewölben anzustecken. Wirklich dringt oft in manchen Kirchen der Leichengeruch durch den Weihrauch hindurch.

Vor drey Tagen geschah hier ein großes Wunder. Eine Nonne, die sich in sehr kränklichen Umständen befand und mehrere Male des Tags Blut spie, ging mit bedrängtem Herzen in eine Kirche, welche ein besonders wunderthätiges Marienbild enthielt. Sie fiel hier auf ihre Knie, und bat diese Madonna inbrünstig, ihr ihre vorige Gesundheit wieder zu schenken. Ihre Bitte wurde im Augenblick erhört, und sie ging gesund nach Hause. So erzählt man sich hier die Geschichte, die von Mund zu Mund in Rom herum geht, und wieder neues Oel in die erlöschende Lampe ihres Glaubens gießt. Es geschahen Prozessionen aus Anlaß dieses Wunders; ja sogar der Papst selbst hielt eine Funktion in dieser Kirche.

An meinem Gemälde bin ich wirklich sehr fleißig, und ich denke, wenn

es so fortgeht, in vierzehn Tagen die Hälfte der Figuren meines Gemäldes fertig zu bringen. Ich genieße Gottlob einer standhaften Gesundheit. Meine Lebensart ist sehr einfach. Einen Tag esse und trinke ich das nehmliche wie den andern. Die italienische Kost, so schlecht sie ist, behagt mir doch wohl, weil ich nie esse, ohne Hunger zu haben. Meine Leckerey ist das Eis, das hier sehr sehr gut, und zugleich sehr wohlfeil ist. Meine Wohnung gewinne ich von Tag zu Tag lieber, und halte sie so reinlich wie eine Kirche. Hier habt Ihr in ein paar Worten den Abriß meiner wirklichen Existenz. Zu meiner Zufriedenheit fehlen mir Eure Briefe, die ich, wie eine Mutter ihr Kind, an dem Herzen trage. Ich wiederhole hier zum leztenmal meine Bitte: schreibt mir des Jahrs nur zweimal oder auch gar nur einmal, aber betrügt mich nicht, daß Ihr mir sagt, daß Ihr mir öfters schreiben wollet, und es doch hernach nicht thut; das vergebliche Warten sezt mich immer in Furcht. — — — Schreibt mir auch, ob Ihr nicht wißt, ob es wahr ist, daß Mahler Hartmann bey der neuerrichteten Akademie zu Prag Professor geworden ist. Auch möchte ich wissen, ob das neue Trauerspiel von Schiller (die Braut von Messina) schon bey Euch aufgeführt worden ist. Grüßt meine beyden Schwägerinnen, Hrn. Professor Dannecker, Hrn. Rapp rc. — und liebt doch *nur ein wenig* Euren *Euch so sehr* liebenden Bruder

Gottlieb.

---

22. An dieselben.

Rom vom 10. Junius 1803.

Auf einmal wurde ich mit vielen Briefen überschüttet; zwei erhielt ich durch die Mailänder Post von Euch und Hrn. Professor Dannecker, und einen dritten von Gottlob aus Paris. Wäre mein dürres Erdreich länger ohne diesen wohlthätigen Regen geblieben, so hättet Ihr noch einen Brief voller Jeremiaden von mir erhalten; so bin ich nun zufrieden, besonders durch das neue Versprechen von Erbe, mir alle drey Wochen zu schreiben. — Ich will gleich nach meiner alten guten Gewohnheit einem jeden von Euch Correspondenten Eure paar Worte insbesondere beantworten; so fange ich denn bey Bruder Heinrich an, weil mir dieser dadurch, daß er das Papier so an allen Enden und Orten überschrieben, sehr viel Freude gemacht hat. Zuerst antworte ich auf sein *großes Erstaunen*, das er bezeigt, daß ich, nachdem ich im Anfange so schöne Dinge von meinem Gemälde gesagt, in der Folge meiner Briefe so kleinlaut davon gesprochen hätte, woraus er nun den Schluß zieht, mein Gemälde müsse den Krebsgang nehmen;

diß sind beynahe seine eigenen Worte. — Lieber Bruder Heinrich! Mein Gemälde, statt den Krebsgang zu nehmen, gehet immer auf gesunden Beinen vorwärts; ich erinnere mich auch nicht, daß ich einmal kleinlaut davon gesprochen hätte. Drey Figuren habe ich beynahe fertig, und drey bleiben mir noch zu machen übrig; daß ich schweige — die Ursache davon ist, daß ich selbst in banger gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, bin. — Sobald das Kind zur Welt gebracht seyn wird, will ich Euch von seinen Gliedmaßen schreiben. — — —

Der Christiane, als Frauenzimmer, gebührt der Platz zwischen den beyden Herrn, und so muß sich auch die Beantwortung ihres Briefs zwischen diesen beyden befinden. — Gute Christiane (so rede ich sie an, und niemand soll mir das verbieten), Du hast mir durch die wirklich recht systematisch vorgetragene Erzählung der Salbung unsers Herrn zum Churfürsten vielen Spaß gemacht; ich habe sie mehrmals gelesen, weil sie in der That so gut geschrieben ist, als ich nie vorher etwas von Dir gelesen habe. Schreibe mir nur recht fleißig fort, und Du wirst Deinen Styl immer mehr bilden, und so, wie Du Dein Talent in der edlen Kochkunst entwickelt, legst Du auch noch das der Schriftstellerei an den Tag. — In diesem Augenblick treten Hausleute in mein Zimmer und hängen atlassene Tapeten vor mein Fenster, weil eine prächtige Procession daran vorbey ziehen soll; ich mache eine Pause, um diese Festlichkeit mit anzusehen. — — — Sie war sehr schön; ein wahrer Opern-Aufzug; zuerst das Militär mit Trommeln, sodann eine große Menge weißgekleideter Knaben, alle mit Kerzen in den Händen, hernach Priester, und hinter diesen türkische Musik; die Priester einen düstern Chor singend, und die Musikanten Menuette, Märsche und Walzer aufspielend — zwischen ihnen waren Kreutzträger, Fahnenträger und Leuchterträger; den Schluß machte ein Priester, unter einem Thronhimmel gehend und das Allerheiligste, die Monstranz, in den Händen haltend, welchem das müßige Volk singend nachfolgte. Auf der Mitte des Platzes war ein Altar aufgeschlagen; dahin ging der Zug; der Priester trat auf die Stufen des Altars, und gab von da dem versammelten Volke den Segen, welches rings auf dem Platze auf den Knien lag. Diß waren die Reste vom gestrigen Frohnleichnamsfest, welches mit großer Pracht in der Peterskirche gefeiert wurde. Ich komme nun wieder zur Beantwortung Eurer Briefe. — — — Schwager Erbe ist es immer, dem es von Euch überlassen bleibt, auf meine Briefe zu antworten; Ihr übrigen thut das nie! Da also sein Brief an mich schon eine Antwort, so kann ich diese Antwort nicht wieder beantworten. Auf was ich mich eigentlich gefreut in seinem Briefe, ist noch nicht einmal erfolgt, nehmlich daß er Senator geworden. Sollte er es in der Zwischenzeit, bis ich einen Brief von Euch erhalte, werden, so seyd so gut, gleich nach

einer Aufnahme in den hohen Rath, sechs Kreutzer für mich in das Waisenhaus mit der Bitte zu schicken, gesammte Waisenkinder die drey Lieder für ihn absingen zu lassen — Womit soll ich Dich wohl loben? Warum sollt' ich mich denn grämen? und: Allein Gott in der Höh' sey Ehr, Und Dank für seine Gnade, Darum, daß nun und nimmermehr Mich rühren kann ein Schade 2c. 2c. — Gottlob schreibt, daß er in 16 bis 18 Monaten nach Haus zurückkehren würde; er bleibt immer bey diesen 18 Monaten stehen, die Zeit muß bey ihm in Paris stille stehen. — — — Herrn v. Uexküll habe ich mit Eurem Brief auch den früher von ihm erhaltenen beantwortet, und meine Finger sind nun vom vielen Schreiben ganz krumm geworden, und es ist Zeit, daß ich zu schreiben aufhöre; die Fortsetzung folgt in 14 Tagen. — — — Lebt wohl!

Euer Gottlieb.

---

23. An Dannecker.

Rom vom 18. Junius 1803.

Ich habe Ihnen, liebster Herr Professor, so Vieles zu sagen, daß ich kaum weiß, mit was ich den Anfang machen soll — doch sage ich zuerst das, was mir am nächsten am Herzen liegt. Es sind vor ein paar Tagen ein paar Dresdner Künstler hier angekommen, die ich, nachdem ich sie kaum gesehen, gleich nach den Schicksalen Ihres Lavaters befragte, und die mir denn eine detaillirte Beschreibung von der herrlichen Aufnahme dieser Büste in dem dortigen Museum machten. Sie versicherten mich, daß Ihr Namen in dem Munde eines jeden französischen Künstlers wäre, und daß sie mit Enthusiasmus von diesem Ihrem Werke sprächen. Welches Vergnügen mir das Zeugniß dieser beyden Künstler als Augenzeugen auf die erste Nachricht von Distelbarth (welcher ich doch noch nicht so ganz traute) verursachte, werden Sie glauben, da Sie hinlänglich überzeugt seyn müssen, welch' lebhaften Antheil ich an allem, was Sie betreffen kann, nehme! Ich freute mich recht, diesen Dresdnern sagen zu können, daß ich dieses geschickten Danneckers Schüler wäre, daß er mich aber nicht wie seinen Schüler, sondern wie seinen Freund behandle, kurz! ich that mir bey denselben auf Ihre genauere Bekanntschaft etwas zu gut, sowie ich mich selbst oft im Stillen freue, daß ich unter allen deutschen Künstlern gerade Sie — wie ich überzeugt bin, den besten jezt lebenden gefunden habe, dabey noch einen Mann, den ich, außer seiner Kunst, seines lieben Charakters wegen hochschätzen und lieben muß. — Glauben Sie nicht, bester Herr Professor, daß ich dieses so hin-

schreibe, wie öfters ein Mensch dem andern in Briefen Schmeicheleien sagt, ohne daß sein Herz das Mindeste davon empfindet! Alles, was ich Ihnen hier sage, steht tief in meiner Seele geschrieben, und es drängte mich — ich mußt' es Ihnen sagen. Ich versichere Sie noch, daß ich jene Augenblicke, in denen sich meine Phantasie ganz mit Ihnen beschäftigt, zu den glücklichsten zähle, die ich in Rom erlebe. Kellern beneide ich nur um eine Sache, um seine Nachbarschaft. — Ihr Urtheil über meine Zeichnungen für Hrn. Cotta hat mich über meine Fortschritte in Rom getröstet; nur will ich Sie bitten, lieber Herr Professor! nicht mehr so gelinde in Ihren Urtheilen zu seyn, sondern mich ein wenig strenger mitzunehmen, mich in meinen Werken zu beurtheilen, als hätte sie eine fremde unbekannte Hand gemacht. Wenn Sie mich loben, so werde ich zu stolz. In dem Gegenstand der fünften Skizze haben Sie sich ein wenig geirrt. Es sollte nicht der Vater seyn, der seinen Kindern einen Baum pflanzt, sondern der Großvater. Wäre es der Vater, so könnte der Baum noch für ihn Früchte tragen, und das Bild der uneigennützigen Liebe, welche ich in dieser Zeichnung versinnlichen wollte, ginge alsdann verloren. — An meinem großen Gemälde habe ich drei Figuren so ziemlich fertig; die Figur des David habe ich gestern angefangen aufzuzeichnen — und — bald gefällt sie mir, bald nicht, sowie überhaupt mein Werklein bald hoch oben und bald tief unten schwimmt. Jezt glaube ich, daß ich wirklich etwas Gutes mache; eine halbe Stunde darauf möchte ich es mit Füßen treten. Ein Künstler führt doch ein recht unglückliches Leben, oder bin ich allein so gemacht? — Ihre Skizze von Paris möchte ich gerne sehen; diese Figur machen Sie wohl zum Gegenstück für Ihren Hektor.

Es freut mich recht, daß Sie nun Distelbarth zu Ihrem Gehülfen erhalten werden. Sie allein hätten alle die Arbeiten, die Sie in Marmor auszuführen haben, in langer Zeit nicht zu Stande bringen können. Canova hat seine Figur von Bonaparte in Erde fertig gebracht, und ganz Rom wallfahrtet zu ihm in sein Atelier, um sie zu betrachten. Ich selbst habe sie an einem Abende gesehen, und kann also nur von ihrer Form im Allgemeinen, aber nichts von der Ausarbeitung der verschiedenen Theile sagen. Die Figur ist ganz nackend vorgestellt, ohngefähr 9 bis 10 Schuh hoch, gehend, und in der einen Hand eine Lanze, in der andern eine Viktoria haltend. — Mir, wenn ich es sagen darf, hat sie (als eine Figur von Canova) gar nicht besonders gefallen, und ich bin gewiß, daß Sie eine bessere Figur gemacht hätten. Leider haben Sie, lieber Herr Professor, noch keine so großen Arbeiten in Marmor, als Canova, der Welt überliefert, aber auch nur diese Menge seiner Werke kann seinen Ruf ausgebreiteter als den Ihrigen gemacht haben. Canova ist so gut mit Arbeitern versehen, daß er, um eine seiner lebensgroßen Figuren in Marmor auszuführen, kaum

zwei Monate Zeit dazu braucht, und doch gewinnen alle seine Figuren sehr durch seine Ausarbeitung in Marmor. — Hr. Professor Hetsch ist nun bald einen Monat von hier nach Wien abgereist. Wir sind recht gut auseinander gekommen. Er besuchte mich in den lezten Tagen seines Hierseyns sehr häufig und sagte mir öfters Lobsprüche über mein Gemälde. Von Wien aus wird er mir schreiben. Daß seine Cäcilia unserm Churfürsten nicht ganz gefallen, thut mir wahrhaftig leid. Wie sehr gefallen Sie mir dadurch, daß Sie, indem Andre das Bild scharf kritisirten, das einzelne Gute darinnen aufsuchten und es lobten. Fernow, von dem Sie wohl schon gehört haben werden, wird in drei Wochen von hier nach Jena abreisen und seinen Weg über Stuttgardt nehmen; ich werde ihm auch einen Brief an Sie mitgeben. — Frau v. Wolzogen wird bis nächsten Herbst nach Rom kommen. — Das große Gemälde von Hrn. Professor Hetsch und ein andres von Müller (die Grotte des Neptun zu Tivoli) sind auf dem Wege nach Stuttgardt. Wenn Sie das große Bild von Hetsch gesehen haben, bitte ich Sie um Ihr weitläufiges Urtheil darüber. — Daß Schiller nach Stuttgardt kommt, freut mich recht, und zwar erstlich für Sie, daß Sie einen geistreichen Freund zu sehen bekommen, und dann für mich, weil er von meiner Kunst etwas zu sehen bekommt. — Goethe hat Frau v. Humboldt gebeten, ihr etwas von einem jungen geschickten Maler aus Stuttgardt zu schreiben, der sich wirklich in Rom befinden soll. Da Frau v. Humboldt nun nicht weiß, ob Hr. Professor Hetsch oder ich damit gemeint bin, so hat sie ihm von uns beyden geschrieben. Frau v. Humboldt glaubt aber eher, daß ich damit gemeint sey. Ihr Herr Schwager, Gottlob Rapp, ist mit der bekannten Friederike Brunn nach Copenhagen abgereist; er besorgt ihre Angelegenheiten auf der Reise, und wird, wenn er sich während derselben gut benimmt, von ihrem Manne (der ein reicher Bankier ist) auf einem seiner Comptoirs als Commis angestellt werden. Ich bin mit meinem Papier am Ende, und es ist auch Zeit, wenn dieser Brief noch vor Abgang der Post besorgt werden soll. Sagen Sie Grüße und Empfehlungen Ihrer lieben Frau, wie auch Hrn. Rapp, Hrn. Keller. Ich bin wie immer

Ihr ergebener Schick.

In drei Wochen schreibe ich Ihnen wieder. Leben Sie Millionenmal wohl. Hr. Geheimerath v. Uexküll muß auch einen Brief von mir erhalten haben.

---

24. An die Geschwister.

Rom vom 25. Junius 1803.

Dißmal fehlt es mir wirklich an Stoff zum Schreiben, so daß, wenn ich mir es nicht zum strengsten Gesetz gemacht hätte, Euch alle vierzehn Tage regelmäßig einen Brief zuzuschicken, ich diesesmal die Correspondenz auf weiter hinaus geschoben haben würde. Wenn Ihr also in diesem Brief viel unbedeutende Sachen antreffet, so haltet mir das zu gut. Wenn ich mit Euch von Alterthümern und Kunstsachen reden könnte, so wollt' ich Euch gut genug unterhalten, so würde es Euch wichtig seyn, wenn ich sagte, daß man hier bey dem Triumphbogen des Septimius Severus anfängt das ganze ehemalige Forum Romanum (römischen Marktplatz) auszugraben; täglich arbeiten fünfzig Galeerensklaven daran, und dieser Triumphbogen, der gegen 8 bis 10 Schuh im Schutt steckte, steht nun schon ziemlich entblößt da. Die Sache ist von der größten Wichtigkeit für Künstler und Antiquare, und wenn Ihr diese Nachricht Hrn. Professor Dannecker mittheilen wollt, so wird sich dieser mit vielen Andern darüber freuen, wenn anders nicht die Zeitungen es ihnen schon früher gesagt haben. Das ganze Forum Romanum steckt durchaus wenigstens 12 Schuh unter dem Schutt der ehemaligen Tempel und anderer Gebäude. Denkt Euch die gräßliche Verwüstung, bis ein großer Platz, der mit den schönsten Tempeln geziert war, die durch ihre dauerhafte Bauart viele Jahrhunderte hätten stehen können, so in Staub zusammenfällt. Es ist nicht zu zweifeln, daß man bey dem wirklichen Nachgraben nicht mehrere antike Figuren finde; es wäre sogar möglich, daß man hier mehr findet, als alles das ausmacht, was die Franzosen von Rom weggeschleppt haben.

An meinem Gemälde habe ich nun bereits die vierte Figur (den König selbst) angefangen zu mahlen. Wie ich Euch schon gesagt haben werde, besteht mein Gemälde aus sechs Figuren, wovon ich drei bis auf ganz kleine Abänderungen fertig habe. — Hr. Professor Dannecker hat mir freundschaftlich gerathen, das Bild recht fein und zierlich zu mahlen, damit es dem Churfürsten, der darauf ganz besonders sieht, auch recht gefallen möge; ich will sehen, wie weit ich in dieser Hinsicht damit zu Stande komme. — — — Gottlob schreibt mir in seinem Briefe, nachdem er lange davon gesprochen, daß die Kinder von Stuttgardt eine große Vorliebe für ihre Vaterstadt hätten, daß die zweite Tochter der Madame Abel und die jüngste Tochter der Gräfin Wittgenstein, jezt Madame de Rastignac, welche sich wirklich beyde in Paris befinden, sich auch so sehr nach Stuttgardt zurücksehnten, daß er einen gewissen Gottlieb Schick kenne, der auch nichts anders im Sinne hätte, als

sich einmal als Bürger in Stuttgardt niederzulassen, und dort hoffe, eine Professors-Stelle zu erhalten. Ihr lieben Kinder werdet dem Gottlob doch nicht geschrieben haben, daß ich eine Professors-Stelle hoffte, und überhaupt auch andern Leuten solche Vermuthungen nicht mittheilen. Ich könnte in keinem Falle diesen Titel erhalten, als wenn wieder eine Akademie zu Stande käme und ich dabey als Lehrer angestellt würde. Ohne Akademie existirt kein Professor; die Stelle eines solchen müßte ich aber anderwärts erhalten, in Stuttgardt wird es nie geschehen, weil schwerlich dort wieder eine Akademie seyn wird. — Ich weiß auch nicht einmal, ob mir eine solche Stelle lieb seyn könnte, da ich doch gewissermaßen an den bestimmten Ort gebunden wäre und so die Flügel hängen lassen müßte. Ich gehe zwar sehr gern wieder nach Stuttgardt; aber wenn ich zum Voraus gewiß wüßte, daß ich, einmal in seinen Mauern angekommen, nicht wieder herausgehen dürfte, so weiß ich nicht, ob ich nicht beinahe vorziehen würde, dasselbe nie wieder zu betreten. Das Einzige, was mir Stuttgardt werth macht, seyd Ihr mit noch ein paar Freunden, die ich etwa dort noch habe. Könnt' Ihr wohl glauben, daß ich zuweilen Gewissensbisse habe, daß ich die Gräber unserer Verwandten, unseres Vaters und unserer guten Schwägerin in der langen Zeit, die ich in Stuttgardt zubrachte, nie besucht habe. Als ich noch in Paris war, sehnte ich mich ordentlich darnach, und als ich hernach so nahe dabey war, ging ich nicht hin, aus Furcht vor dem Eindruck, den der Ort auf mich machen würde. Jezt, wieder entfernt davon, da es mir unmöglich ist, das Unrecht wieder gut zu machen, ärgere ich mich im Innern darüber und schelte mich einen undankbaren Sohn.

Ein Wort von dem wirklichen schönen Wetter muß ich doch sagen; denn da Ihr ächt schönes Wetter gar nicht kennt und nur so im halben Nebel lebt, so müssen Euch das Neuigkeiten seyn. Der Himmel hat sich diesen ganzen Monat nicht geändert, die Häuser und überhaupt alle Gegenstände, die von der Sonne beleuchtet werden, schimmern so stark aus der dunkelblauen Luft heraus, daß ihr Glanz für das Auge beynahe nicht zu ertragen ist. — — — Könnte ich Euch doch sämmtlich auf ein paar Tage zu mir herzaubern, um Euch von den Zinnen des Tempels die Reichthümer der Welt zu zeigen, Euch an Orte zu führen, von denen Euer Ohr nichts vernommen und Euer Auge nichts gesehen — aber vielleicht wäre Euch nicht so wohl dabey als ich mir denke! Ich für mich lebe recht glücklich hier. Alle Morgen, die ich erwache, bescheint die Sonne meines Nachbars Haus, und ich athme die kühle Morgenluft ein. Den Tag über arbeite ich, und Abends gehe ich mit guten Freunden oder auch allein in eine von jenen Villas, die alle ihren besondern Reiz haben. Wie glücklich fühle ich mich, wenn ich von der Cypressen-Allee in den Lorbeer-Wald, von da zu einem See, von diesem

hinweg unter einsam versteckten Grabmälern zu einem Tempel gelange, den eine weite Aussicht begrenzt, und ich die Sonne untergehen sehen kann. Wenn mir mein Leben nur so lange gefristet wird, als ich diese Erde so schön finde, wenn ich nur nicht eher in eine bessere Welt müßte, als bis ich diese irdische häßlich fände — ich wollte es lange in dieser irdischen aushalten. — — — Lebt nun wohl und verzeiht mir diesen inhaltslosen Brief. Ich küsse Euch alle freundbrüderlich und bin

Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

25. An dieselben.

Rom vom 9. Julius 1803.

Dafür, daß ich Euren lezten Brief vom 10. Junius so auf die Minute nach meiner Rechnung erhalten habe, möchte ich Euch alle der Reihe nach umarmen und küssen! Ich las ihn mit dem größten Vergnügen. Außer Eurem Brief habe ich mit der nehmlichen Post auch noch einen von Keller und Cotta erhalten. In dem früheren Brief von Keller, der in den Eurigen eingeschlossen war, theilte mir Keller die Begebenheiten seiner Reise mit; in dem zweiten aber gibt er mir den Auftrag, seine bei Bankier Litto stehenden 160 Scudi für mich aufzunehmen.*) — — — In dem Brief von Keller erhielt ich auch einen von Hrn. Professor Dannecker. Sein Name stand zwar nicht unter dem Briefe, aber ich errieth den Verfasser gleich an der Herzlichkeit seines Vortrags. Ich würde ihn auch jezt gleich beantworten, wenn mir Zeit genug übrig bliebe. — Grüßt ihn inzwischen vielmal von mir und sagt ihm, daß ich Fernow, der in zwei Tagen von hier abreist, einen Brief an ihn mitgeben werde. — Dem Schwager wünsche ich zu seinem Antritt des Regenten-Amts folgende zwei Eigenschaften: Gerechtigkeit und Mäßigung; die erste besitzt er ziemlich, die zweite hat er sich noch zu erwerben. Ich wünsche ihm alles Glück dazu. — — — Die Familie des preußischen Ministers wird in drei Tagen ihr Landgut l'Aricia, vier Stunden von hier, beziehen, und ich werde also in dieser Zwischenzeit wieder mehr in das ruhige Leben zurückkehren, was mir eigentlich ein wenig Noth thut.

*) Folgt eine ausführliche Rechenschaft über die Bemühungen, die sich Schick in dieser Angelegenheit gegeben, und die vorläufig, da Litto inzwischen fallirt hatte, und da überdieß Schick eine Obligation von demselben nicht vorzulegen im Stande war, ohne Erfolg blieben.

Heute noch bin ich dahin zum Essen eingeladen, und nach dem Essen zu einer Spazierfahrt. — — — Die Geldgeschichte bleibt ein erzhäßlicher Zufall; ich hätte so gerne Kellern geschrieben, daß ich dieses Geld für ihn bezogen hätte, und nun ich ihm diese traurige Nachricht geben soll, sträubt sich meine Feder ordentlich dagegen. Lebt wohl, Ihr Lieben! Der Himmel erhalte Euch mir gesund!

Euer Gottlieb.

Cotta schrieb mir, daß er mit meinen Zeichnungen wie auch mit dem billigen Preise sehr zufrieden wäre. Das ist mir lieb!

---

26. An dieselben.

Rom vom 20. Julius 1803.

Euren lezten Brief vom 1. Julius habe ich wieder auf die Stunde, da ich ihn erwartete, erhalten, und ich lasse nun Eurer Pünktlichkeit die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Laßt nur nie von diesem edlen Eifer nach, damit Ihr meine Klaglieder (die Euch so verhaßt sind) nicht wieder hören dürft. Ich fange diesen Brief zwei Tage vor dem Posttag an zu schreiben, weil ich nur die Nacht und nicht den Tag mehr zum Schreiben nehmen will. Denn wenn ich nicht meine ganze Zeit zum Mahlen benutze, so wird mein Gemälde (das ich bis Ende Octobers geendigt haben möchte) nicht fertig werden. — — — Mein Fleiß kennt wirklich keine Grenzen; so lange der Tag nur währt, mahle ich in Einem fort; ich habe keinen andern Sinn, keinen andern Gedanken als an mein Gemälde; Nachts im Traum mahle ich oft daran. — Wenn diesem Fleiß und Eifer der Erfolg nicht entspricht, so bin ich — unglücklich. Oft kommt es mir vor, daß es ganz besonders gut wird; öfter wird mir bange, daß man die Fortschritte, die ich in diesem Bilde gemacht, nicht stark genug finden möchte — und so führe ich ein eigentlich unglücklich-glückliches Leben. Wer mich von Künstlern hier besucht, lobt mein Bild und sagt mir, daß es etwas besonders Gutes werden würde. — Währte nur das Leben eines Menschen wenigstens 300 Jahre, daß es sich doch auch der Mühe verlohnte, etwas recht Großes zu erlernen; mit dieser kurzen Zeit, da die grauen Haare schon wachsen, ehe das ABC recht erlernt ist, was ist da zu machen! — Morgen schreibe ich weiter.

Heute will ich Eure Briefe ein wenig beantworten; Erbe's Brief enthält Vieles, worüber ich weiter keine Antwort zu geben habe; nur daß er glaubt, daß Wirtemberg Italien nicht viel an Fruchtbarkeit des Bodens

nachgeben werde, darinn irrt er weit, und da kann ich nicht unterlassen, ihm zu sagen, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen beyden Ländern ist, besonders wenn wir vom Wein reden. Der Weinstock ist ja kein Produkt unseres Landes, und wird nur durch große Sorgfalt und Pflege dem rauheren Boden abgerungen. Hier wächst der Weinstock wild; man läßt ihn fortwachsen und bekümmert sich das ganze Jahr nicht um ihn; er ist den Unfällen von Hagel und Frost nie unterworfen und geräth alle Jahre gleich gut. Ich sah heute früh einen kleinen Weinberg und mußte mich über die ungeheure Menge von Trauben, die schon jezt in ihrer natürlichen Größe dastehen und sich nur noch zu färben haben, fast zu Tode wundern. Die Landleute haben auf ihren Gütern des ganze Jahr Nichts zu thun, als zu säen und zu ernten. Deswegen sieht man auch, wenn man durch ein Dorf geht, die Einwohner alle im Mantel oder im Hemde unverrückt in der Straße stehen und wie Maulaffen in's Blaue hineinsehen, dahingegen unsere Landleute sich in ihren Feldern todt arbeiten müssen, um nur existiren zu können.

Schwager Erbe (Herr Senator Erbe hätt' ich sagen sollen) spricht mit mir von der Keller'schen Geld-Affaire, und ich habe ihm und nachher auch Keller über diese Sache Bericht abgestattet; wenn mir aber das Geld nicht auf diese Weise zukommen sollte, so muß ich den Schwager bitten, mir auf irgend eine andere Art Geld nach Rom zu übermachen. Mit dem, was ich jezt noch habe, werde ich bis zur Mitte Novembers auslangen; es hat also noch Zeit, doch denke ich, ist es besser sich bey Zeiten umzuthun. — — —

Eben komme ich mit einem Briefe in der Hand nach Hause, er ist von Hrn. Direktor Hetsch aus Wien; er schrieb mir ihn mit kranker Hand, denn er leidet an der nehmlichen Krankheit, von der auch Gottlob geschrieben, an der Grippe, die sich von Paris nach Wien verpflanzt hat. — — —

Heute muß ich den Brief schließen; es thut mir leid, ich hätte gerne noch so fortgeplaudert. Wenn Ihr Gottlob schreibt, so grüßt ihn von mir und sagt ihm, daß ich mit einem Franzosen, Namens Descamps *), den Gottlob auch in Paris gekannt hat, öfters spazieren gehe, und viel von ihm spreche. Sagt ihm auch, daß er jezt nur noch ein Jahr auszubleiben hätte, und daß er mit seinem Heimzug Wort halten sollte. — Ich muß meinen Brief mit einer kleinen Geschichte endigen. Vor einigen Tagen, als ich Modell brauchte, um einige nackte Theile zu mahlen, sah ich an dem Kerl, der mir dazu hielt, mehrere Narben an Brust, Armen und Beinen. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen wäre, und nun erzählte er von jeder Narbe, wie sie ihm

*) Wilh. Desiré Joseph D., Historien-Maler, 1781 zu Lille geboren, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts den großen Preis, und dadurch die Mittel zum Besuche von Rom erwarb. (Ist zu unterscheiden von dem unter die Häupter der modernen französischen Schule gezählten, im J. 1803 zu Paris geborenen Alex. Gabriel Descamps.)

entweder mit dem Messer oder mit dem Pistol oder mit dem Dolche im Zweikampf wäre beigebracht worden. Er rühmte sich dessen und trug sich mir zu gleicher Zeit an, wenn mich Jemand nur im mindesten beleidigen sollte, ihn zum Rächer zu nehmen; er stünde mir mit seiner Faust, mit Stock oder Dolch allzeit zu Befehl. Dabei kam er so in die Hitze, daß er von seinem Sitz auffuhr, mein Messer (das ich zum Palet-Absetzen gebrauche) ergriff, und damit auf mich zufuhr. „Sehen Sie," schrie er; „wenn in diesem Augenblick sieben bewaffnete Männer in Ihr Zimmer drängen, um Sie zu bestehlen, mit diesem Palet-Messer wollt' ich sie alle sieben ermorden."

Mein Geldbedürfniß ist jezt beynahe alle Monate 20 Piaster, was gerade 50 Gulden ausmacht; daraus folgt, daß ich das Jahr 600 Gulden brauche. Im Anfang meines Hierseyns war noch die grobe Münze im Gang, und da kam ich weit wohlfeiler zu. Dabei kostet mich das Modell jezt sehr viel, das ich im Anfang zu meinen Skizzen nicht nöthig hatte. Grüßt meinen Keller. Den Brief, den mir Schwager Erbe von Keller angekündigt, habe ich noch nicht erhalten. Empfehlt mich Hrn. Professor Dannecker und Hrn. Rapp und lebt wohl!

Euer Gottlieb.

---

27. An dieselben.

Rom vom 6. August 1803.

Ganz unversehens erhielt ich Euren Brief vom 12. Julius, der mir Eure oder wenigstens der Christiane schwache Seite zeigte. — — — Ich hatte Unrecht, Euch in meinem vorigen Briefe gar nicht geschrieben zu haben, ob die Krankheit (die die gute Christiane noch für mich befürchtet) ihr Ende erreicht hätte oder nicht und muß mir deshalb Vorwürfe machen. — — —

Da jezt mein Gemälde so weit vorgerückt, daß man sehen kann, was ich in der Mahlerei zu leisten im Stande bin, kommen viele Künstler von allen Nationen zu mir, die mich mit Lobsprüchen überhäufen, und mich fragen, wie es doch möglich gewesen wäre, daß ich Professor Hetsch hätte so vertheidigen können, indem ich ihm selbst in der Kunst weit überlegen wäre? Ich antworte darauf: Hetsch sey mein Lehrer gewesen, dem ich Dank schuldig sey, und diß lassen sie sich gefallen. Ich genieße also jezt schon einen Theil der Ehre, die ich einmal in der Welt zu ernten hoffte. Künstler, die selbst viele Geschicklichkeit besitzen, begegnen mir mit großer Achtung, suchen mich auf und schätzen mein Urtheil in Kunstwerken. Andre alte Künstler, die in Deutschland schon Ruf hatten, hassen mich insgeheim, daß ich höher wie

sie geachtet werden soll. Darunter ist einer, der in Wien großes Aufsehen machte, aber freilich jezt in Rom, wo es schwerer ist, unter den Künstlern aller Nationen, die hier sich vereinigen, irgend einen gewissen Rang einzunehmen, ziemlich gleichgültig behandelt wird. Diesem wie dem Hetsch bin ich ziemlich überlegen, und was wird es erst seyn, wenn ich noch drei Jahre hier zugebracht haben werde. Aber nun muß ich auch ein paar Worte zur Antwort auf Eure Briefe sagen. — — — Daß das heurige Jahr im Wirtembergischen so ergiebig an allen Erzeugnissen ist, freut mich gewiß so sehr als Euch. Hier sind außer dem Wein alle Produkte des Landes eingeerntet; auch Trauben hatte man schon vor 10 bis 12 Tagen feil. Die Hitze ist jezt schrecklich, so daß, wenn ich den Kopf um Mittag nur ein paar Sekunden zum Fenster hinausstrecke, ich gleich Kopfschmerzen fühle. Deswegen sieht man auch um Mittag keinen Menschen auf der Straße; sie stecken da in ihren Häusern und essen oder schlafen. Des Abends aber werden die Straßen volkreich; alle Café's sind vollgesteckt von Menschen, die Erfrischungen nehmen; an allen Ecken sind Banden von Musik, Guitarrespieler mit Sängerinnen, was in den heitern, kühlen Nächten einen wunderherrlichen Effekt macht. Bis lange nach Mitternacht ziehen die Menschen so in den Straßen herum und erholen sich von der Hitze des Tages. Der Bildhauer, der bei Gottlob in Paris über Rom schimpfte, hatte keine Empfänglichkeit für dieses Schöne; er ist ein Mensch, der in seiner Jugend schon alt ist, schon halb ausgelebt hat, und dazu in einer unangenehmen Jahrszeit hier war. Bedauert mich deswegen gar nicht, daß ich in Rom seyn muß, ob ich schon erst heute, als an einem Fasttage, eine Suppe von Kohlstengeln mit Oel gekocht und Käse darauf gestreut, wie auch grüne harte Bohnen mit Oel habe zu Mittag essen müssen. Glücklicherweise vermag ich nicht blos zu genießen, sondern auch zu entbehren. Für die schlechte Mittagskost werde ich hier auf eine andere Weise entschädigt; ich werde mit Ehre und Achtung gesättigt und bin von der schönsten Natur und den edelsten Kunstwerken wie ringsum eingeschlossen. — — —

Heute Abend ist ein kleines Volksfest. Es wird nehmlich in einen großen Platz, der ehemals ein römischer Circus war, die Tiber geleitet, so daß man auf diesem Platze (auf dem man sonst Eßwaaren verkauft) im Schiffe fahren kann. Es mag einen schönen Anblick ausmachen: ein See, aus dem die Häuser hervorragen; es mag aussehen wie ein Stück von Venedig.

Schwager Erbe schließt Eure Briefe mit einem philosophischen Diskurs über das menschliche Leben und hält so dem Briefe seine eigentliche Abdankung. Ich legte mich auch gleich darauf zu Bette und schlief die ganze Nacht hindurch ganz herrlich — schlaft auch Ihr wohl, nachdem Ihr meinen

Brief gelesen habt. Schreibt mir auch bald; denn Eure Worte sind eine starke Quelle der angenehmsten Empfindungen für

Euren ehrlichen Gottlieb.

---

28. An dieselben.

Rom vom 20. August 1803.

Ich muß sehr gedrängt schreiben, wenn ich alles das, was ich Euch zu sagen jezt im Sinne habe, auf den kleinen Raum von einem halben Bogen bringen will. Wie ein Wochenblatt kann ich diesen Brief mit Sterbfällen anfüllen. In dem Hause v. Humboldt's, in das ich öfters komme, wie Ihr wißt, ist zuerst ihr deutscher Bedienter und vier Tage darauf ihr ältester Sohn gestorben, beide wie man glaubt ein Opfer der fürchterlichen Hitze. — — — Zwei Tage nach dem Tode des Bedienten, als die Kinder v. Humboldt's auf ihr Landgut zogen, klagte der ältere Sohn auch über Kopfschmerzen; dazu kam das Fieber, ein Nasenbluten, zuletzt erbrach er Blut, was ihn so schwächte, daß er einige Stunden darauf ganz leise verschied. Der jüngere Sohn wurde während dieser Zeit auch krank, und noch vor zwei Tagen fürchtete man für sein Leben. Die Mutter, aus Schmerz über den Verlust ihres Sohnes, lag selbst krank im Bette, und so könnt Ihr Euch den Zustand dieser Familie denken, und den Vater, über den alles Unglück auf einmal hereinstürzte. Alle Deutsche, die erst voriges Jahr hier ankamen, und so den ersten Sommer hier durchmachten, waren mehr oder weniger krank; ich aber, Dank den ewigen Göttern, bin immer gesund geblieben. — — —

An meinem Gemälde mahle ich immer fleißig fort, und die fünfte Figur davon ist jezt angelegt. Ich hätte nicht gedacht, daß ich mit meinem ersten Gemälde in Rom so gefallen würde; es war mir halb bange auf meine Aufnahme unter den hiesigen Künstlern, und so ist meine Freude um so größer, je unerwarteter sie gekommen. Freilich ist das, was ich hier mache, mit dem, was ich in Paris und nachher in Stuttgardt hervorgebracht, nicht zu vergleichen. Wenn ich den hiesigen Künstlern den Franzosenkopf und die nackte weibliche Figur*) vorzeige, so wundern sie sich über die Riesenschritte, die ich während meines hiesigen Aufenthalts schon gemacht habe. Gebe der Himmel, daß es so fortgehe und mein heißer Wunsch noch erfüllt werde, meine Mühe und Anstrengung mit Ruhm und Ehre belohnt zu sehen. — — —

---

*) Ohne Zweifel die oben (S. 24) besprochene Eva.

Ich werde so oft in meinem Briefschreiben gestört, daß ich nicht mehr weiß, was ich schon gesagt habe, und was ich noch sagen wollte. Ich wollte mich so gern in der Stille mit Euch unterhalten, mich so ganz mit Leib und Seele zu Euch versetzen; aber da kommt von da und dorther Einer, der mich aus dieser angenehmen Träumerei reißt. Es schmeichelt mir sehr, daß man mich aufsucht; aber wenn sie nur das heute nicht thun wollten. Hrn. Professor Dannecker habe ich schon lange geschrieben und noch keine Antwort erhalten, auch von Uexküll nicht. Ihr habt vermuthlich davon gehört, daß ein Künstler in Rom, Namens Koch, einige Landschaften an den Herzog verkauft hat. Dieser Koch, der ehemals auch in der Akademie in Stuttgardt war, und dessen Name vielleicht der Christiane bekannt seyn wird, kommt sehr oft zu mir; er ist ein geschickter Mensch, dabei aber ein armer Teufel, der sich nicht in die Welt schicken kann; er erwartet das Geld für seine Landschaften mit der größten Ungeduld, weil er in dieser Zeit beinahe Nichts zu leben hat. Er lernt wirklich bei mir das Oelmahlen, und ich habe ihm einiges Geld geliehen, bis er welches vom Herzog erhalten wird; er ist bei seiner Armuth doch ein ehrlicher Mann und wird es mir gewiß so bald wie möglich wieder heimgeben.

Es ist ein eigener Triumph für mich, zu bemerken, wie diejenigen deutschen Künstler, die bei meiner Ankunft in Rom nicht viel aus mir machten, sich nun so geschmeidig gegen mich bezeigen, mich überall in die Mitte nehmen, und meine Urtheile über Mahlerei und über die Gegenstände der Mahlerei für eben so viele Orakelsprüche aufnehmen. Im Anfange, da sie nicht viel aus mir machen wollten, verdroß es mich, und ich gab mir Mühe, sie mit meiner Zunge zu überzeugen, daß doch auch etwas an mir wäre — sie glaubten mir nicht. Mein Gemälde ist nun weit beredter, und seitdem dieses so glücklich für mich spricht, schweigt meine Zunge, und so heiße ich ein geschickter und ein bescheidener Künstler. — — —

Wißt Ihr auch, daß es bald ein Jahr seyn wird, daß ich wieder von Euch entfernt lebe? Es ist mir fast unglaublich; Ihr steht alle noch so lebhaft vor mir, als ob ich Euch erst gestern verlassen hätte, eben so lebhaft das Andenken an Eure brüderliche Liebe und Freundschaft, die Ihr mir während meines Aufenthalts in Stuttgardt erwiesen, und wenn ich Euch nie wieder in meinem Leben zu sehen hätte, wird doch meine größte Theilnahme an Allem, was Euch nur betreffen kann, durch die lange Abwesenheit nicht geschwächt werden können; ich werde immer der nehmliche für Euch bleiben. Amen.

Euer Bruder Gottlieb.

———

29. An dieselben.

Rom den 3. September 1803.

Ich erkenne es mit dankbarem Herzen, daß Ihr in Beantwortung meiner Briefe so genau die Zeit beobachtet. Ich erhielt Euren lezten Brief vom 8. August wieder auf die Minute, da ich darnach fragte. — — —

[In der ausführlichen Erwiederung des Briefes heißt es unter Anderem:] Das Gewitter, das ihr vom 3. auf den 4. August hattet, hat mich wieder recht an das nordische Clima gemahnt. Hier in Rom sind keine Gewitter oder doch nur solche, daß man vier- bis fünfmal in der Ferne donnern hört. Italien ist in jedem Betracht das herrlichste Land; man sollte das Volk daraus vertreiben, und es zum Wohnplatz denjenigen Menschen, die sich unter allen andern übrigen Völkern als gut und rechtschaffen auszeichnen, zur Belohnung anweisen. Täglich freue ich mich, auf diesem schönen Boden zu wandeln und diesen schönen Himmel über mir zu haben. Italien ist mir nicht zur Gewohnheit geworden; ich habe es mit dem Reiz der gespannten Erwartung betreten, und mit dem wehmüthigsten Gefühl der Trennung werde ich es verlassen, und so wird es immer meine Phantasie erfüllen und beschäftigen. — — — Ich bin

Euer liebender Bruder Gottlieb.

Der Huldigung in Heilbronn*) hätte ich mit Heinrich und Erbe wohl beiwohnen mögen.

---

30. An dieselben.

Rom vom 16. September 1803.

Vorgestern habe ich Euren Brief vom 25. August erhalten. — — — Es ist nun schon über ein Jahr, daß ich wieder von Euch entfernt lebe. Ich lasse oft in Gedanken die vorige Zeit an mir vorübergehen, und es fällt mir dabei manchmal meine Reise von Paris nach Stuttgardt ein, und besonders der Weg, den ich in Wind und Wetter von Straßburg bis Vaihingen machte: wie ich in Carlsruhe ganz naß und aufgeschwollen ankam, meine Kleider auszog, um den Ofen hing, und selbst unbekleidet dabei saß. Wie ich hernach bei Pforzheim einem Kuhtreiber begegnete, der, da ich durch Zufall ihm ein wenig vorausging, mich bat: doch ja immer so vorauszugehen, weil

*) Der bisherigen, jezt mit Württemberg vereinigten Reichsstadt.

seine Kuh mir sehr gerne nachfolgte, die mich wahrscheinlich für einen Stier angesehen haben muß. Wie ich endlich bei Vaihingen im Koth ausglitschte und fiel, und mich in einem Steinbruch wusch und trocknete, und nachdem ich noch weiter als Vaihingen gehen wollte, unterm Thor angehalten wurde. — Wie ich Euch dann wieder sah, Heinrich und Erbe, mit Euch nach Stuttgardt im Wagen fuhr, in Stuttgardt wieder die Verwandten und Freunde antraf. — Dieses sind Erinnerungen, die mir oft um die Seele schweben und mich in eine angenehm-wehmüthige Stimmung setzen. — Nie bin ich auch in der Gegenwart so glücklich, als ich es öfters im Andenken an das Vergangene oder in Planen auf die Zukunft bin — meine Phantasie setzt da so Vieles hinzu, was in der Gegenwart sich nicht zusammenfinden kann.

Ihr schreibt mir, daß das Gemälde von Hetsch in Stuttgardt angekommen sey und allgemeines Lob erhalten habe. Das Nehmliche schrieb mir auch Hr. Professor Dannecker, von dem ich acht Tage zuvor einen Brief erhalten hatte. Die gute Aufnahme dieses Bildes setzt mich nicht in Verwunderung; denn wo ist denn in Stuttgardt etwas Besseres, mit dem sie es vergleichen könnten? Folglich, so lange sie keine Gemälde vom ersten Range kennen, so lange ist ihnen alles gut; dazu hat Hetsch einen Vortrag, der in die Augen fällt, und beinahe in ganz Deutschland ist Schönfärberei auf Unkosten der Wahrheit adoptirt. Nur daß Hr. Professor Dannecker es lobt, hat mich überrascht. Uebrigens wenn man aus Kenntniß der Sache das Bild schön gefunden hat, so kann ich zufrieden seyn; denn so muß man das meinige noch besser finden. Hat man es aber nur wegen seines großen Umfangs bewundert, so habe ich freilich Nichts zu hoffen. Es ist, so wahr Gott lebt, kein Eigendünkel von mir, daß ich glaube, daß mein Bild besser als jenes von Hetsch ist. Ich müßte mich selbst vorher blind machen, wenn ich dieß nicht glauben sollte. Es ist schön vom Schwager, daß er mich warnt, mich auf das Lob der andern Künstler nicht zu verlassen. Ich kann mich aber wohl darauf verlassen, denn kein Einziger hat ja ein Interesse, wenn er mich lobt; er muß ja nicht zu mir kommen und es sehen, wenn es ihm nicht gefällt, und zudem herrscht so viel Freiheitssinn unter den hiesigen Künstlern, daß sie gewiß Nichts loben, was ihnen nicht gefällt. Ich glaube auch, daß mein Bild in Stuttgardt gefallen wird, denn ich führe es nach dem Rath von Hrn. Professor Dannecker sehr *fein* aus. — — —

Graf Fries von Wien, der sich in Stuttgardt einige Zeit aufgehalten oder vielleicht noch aufhält, hat mir durch Hrn. Professor Dannecker eine Bestellung zu einem Gemälde gemacht; auch Direktor Nuoff will eine Zeichnung von mir haben. — Wenn das so fortgeht, so habe ich in Rom nicht einen einzigen Strich für mich zu machen. Desto besser! es wäre mir lieb, wenn meine ganze Zeit, die ich in Rom zu bleiben habe, durch Geschäfte für

Andere ausgefüllt werden könnte. Ich werde von jezt an noch drei Jahre in Rom bleiben. Die Christiane glaubte, ich wollte im Ganzen nur drei Jahre von Hause wegbleiben; für diese kleine Zeit hätte es kaum der Mühe verlohnt, diese weite Reise zu machen. Freilich thut es mir selbst wehe, so lange von meiner Heimath und von Euch getrennt zu seyn; aber mein Bestes will es so, ich habe nichts Kleineres im Sinn, als der erste Mahler von Deutschland zu werden, und das wird mir mit Mühe und Fleiß nicht fehlen. Bekomme ich nur meine Nahrung immer zur rechten Zeit (das sind Eure Briefe), so tröste ich mich damit, da ich Euren Anblick nicht genießen kann. — — — Lebt wohl!

Euer liebender Bruder.

---

31. An dieselben.

Rom vom 1. October 1803.

Ich muß Euch bitten, dißmal mit diesem Wenigen vorlieb zu nehmen. Mein Geschäft erlaubt mir nicht viel Zeit zum Schreiben zu verwenden; ich fange wirklich an der letzten Figur in meinem Gemälde an, und hoffe sie den Monat fertig zu bringen, wenn ich recht fleißig bin. — — —

[Im Verfolge des gleichwohl ausführlichern Briefes heißt es:]

Wenn ich doch nur in diesem Monat noch Geld bekäme; bis zu Ende des andern Monats werde ich sonst keinen Heller mehr haben. Ich werde wohl diesen Winter etwas verdienen; aber ich kann doch das Geld nicht zum voraus dafür begehren. — So hoffe ich auch, von unserem Churfürsten noch etwas über die bestimmte Unterstützung zu erhalten; denn bis er das Gemälde erhält, so werden beinahe zwei Jahre verflossen seyn, daß mir die erste Summe bezahlt wurde, und es war mir ja erlaubt, schon in einem Jahre um dieselbe wieder einkommen zu dürfen. Wie ich noch in Stuttgardt war, machte mir Geh.-Rath Fromann den Antrag: wenn ich dem Herzog etwas schicken wollte, ein Gemälde oder einen Brief, so sollte ich beides durch seine Hände gehen lassen. Es wäre mir nun lieb, wenn ich ihn jezt beim Worte nehmen könnte. Ich will mit Hrn. Professor Dannecker davon reden. Wenn Ihr es aber sehen wolltet, oder wenn es Hr. Professor Dannecker irgendwo ausstellen wollte, daß es das Stuttgardter Publikum zu sehen bekäme, so würde ich es gerade an Euch adressiren. Lieb wäre es mir, wenn es allgemein gesehen würde, *denn ich habe mich nicht daran zu schämen*. Wenn nur die letzte Figur so gut ausfällt, wie die übrigen alle in ihrer Art, so darf ich keck sagen, daß von keinem Stuttgardter

Mahler so etwas in Stuttgardt gesehen worden ist. Von Gottlob werdet Ihr wohl indessen auch wieder Nachricht erhalten haben; er hat jezt nicht mehr lange in Paris zu bleiben, in eilf Monaten muß er in Stuttgardt seyn!

In meinem Haus befindet sich ein wirklich sehr hübsches Mädchen, die mir öfters Besuche machte, und mir viel von Freundschaft und Sympathie schwatzte. Ich stellte mich dumm, als verstünde ich das nicht. Sie ging darauf weiter; sie lud mich zu ihrer Mutter zur Chocolade, und bat mich, mit ihr spazieren zu gehen. Ich that das alles nicht. So wurde das Mädchen ganz still, die sonst immer lachte und sprang; sie sagte mir auch Nichts mehr. Ich glaubte die Sache schon geendigt, als ich heute Vormittag einen Brief von ihr erhielt, der ziemlich verliebt abgefaßt ist. Ich werde ihn nun so beantworten, daß sie mir nicht wieder schreibt. Wenn ich überzeugt seyn könnte, daß irgend etwas an mir wäre, was ein Mädchen an mich fesseln könnte, so würde ich Mitleid mit ihr haben, und den Antheil, den sie an mir nimmt, für wirkliche Liebe halten. So aber, mit dem lebhaften Bewußtseyn des Gegentheils, nehme ich ihre Liebe nur für eine Larve, mit der sie mich in ihr Netz locken will. Lebt wohl und liebt Euren Gottlieb; Eurer Liebe vertrau' ich, und so muß sie mich für die eines Mädchens schadlos halten.

32. An dieselben.

Rom den 15. November 1803.*)

Auch dießmal muß ich Euch nur auf der Flucht schreiben; denn bis mein Gemälde außer dem Hause seyn wird, ist keine Ruhe bei mir.

Morgen laß ich es auf das Allerpünktlichste einpacken, und es an Professor Hetsch in Stuttgardt adressiren. Dieser bekommt es ja doch auf alle Fälle zu sehen, und der Churfürst wird dem Urtheil, das Jener darüber fällt, allen Glauben schenken. — — — Den Brief an den Churfürsten (den mir Herr Baron v. Humboldt schreiben will) werde ich in einen andern an den [Minister] Grafen Winzingerode einschließen. — — — Seit acht Tagen, daß mein Bild fertig dasteht, habe ich von früh Morgens bis in die Nacht einen Besuch nach dem andern, und besäße ich nur einen geringen Grad von Ehrgeiz, so würde ich bei den Glückwünschen, die mir Jeder über meine Arbeit macht, in den Fortschritten der Kunst gehemmt werden. — — —

*) Wie die Briefe überhaupt nicht vollständig erhalten sind, so sind ohne Zweifel zwischen diesem und dem vorigen zwei andere verloren.

Die Christiane gibt mir in ihrem Briefe einen andern von Gottlob auszugsweise zu lesen. — — — Gottlob sagt, daß die Witterung im September in Paris so gelind gewesen wäre, und ich schreibe Euch heute vom 6. November, daß hier in Rom noch an keine Annäherung des Winters zu denken ist. Meine Hausfrau hat in einigen Blumenbeeten Erdbeeren gepflanzt, die sie das ganze Jahr im Freien hält. Diese treiben Früchte auf Früchte; ein Theil blüht, ein Theil reift, es welken Blätter und kommen neue hervor. Die Pomeranzenbäume stehen dicht und goldgelb mit Früchten, und jetzt fängt man an, wie bei uns im Frühling, Gartengemüse zu pflanzen; man sieht die Leute im Hemde Blumen und Pflanzen begießen. Welchen Reiz dieser Anblick für mich hat, kann ich nicht beschreiben, — gewohnt, um diese Zeit in unserm rauhen Clima beschneite Dächer zu sehen, und Frost in allen Gliedern zu fühlen.

Ich habe das Portrait der Frau v. Humboldt und ihres Sohnes angefangen zu mahlen; es soll bis Weihnachten fertig seyn, weil sie es bis dahin Jemanden zum Weihnachtsgeschenk geben will. Nachher fange ich ein kleines Gemälde für den Grafen Fries in Wien an, und dann, wenn es mein guter Genius will, werde ich (wenn dieß mein erstes Bild von unserem Fürsten gut aufgenommen wird) ein Gemälde, wenigstens eben so groß, als das von Professor Hetsch, gleichfalls für unsern Churfürsten mahlen — worauf ich dann, wenn alles dieses gut abgelaufen ist, nach Haus gehe, um mich in den ordentlichen Erwerb- und Nährstand zu begeben. Gefällt mein Gemälde aber dem Churfürsten nicht, oder sehe ich, daß mir sonst Hindernisse in den Weg gelegt werden, so gehe ich zwar immer nach Stuttgardt, um Euch liebe Kinder wieder zu sehen; aber ich bleibe nicht dort, sondern werde mich noch weiter in der Welt umsehen, bis ich einen Fleck finde, der für mein Vergnügen und meine Ruhe am zuträglichsten ist. Wenn ich mich manchmal recht allein fühle, so scheint es mir ein wünschenswerthes Glück zu seyn, ein gutes liebes Weib und Kinder zu haben, die man von ganzer Seele liebt, und von denen man eben so sehr geliebt wird. Sehe ich aber das gewöhnliche Verhältniß zwischen Mann und Weib und Kind, wie eines dem andern nur zu Beschwerden und Unlust dient, so zerrinnt das Ideal, das sich meine Phantasie von jenem glücklichen Zustand machte — und ich preise mich glücklich, daß ich allein bin — — —

Euer Gottlieb.

---

33. An Dannecker.

Rom den 20. November 1803.

Nun kann ich mich endlich dem Vergnügen überlassen, mit Ihnen, liebster Herr Professor, ein wenig zu sprechen. Mein Gemälde ist vollendet, und auch so weit eingepackt, daß es seine weite Reise antreten kann. Morgen früh geht es mit dem Fuhrmanne ab. — — —

Wie gut mein Bild in Rom aufgenommen wurde, und was für Schmeicheleien man mir darüber sagte, wie allgemein es gesehen wurde, und wie angesehen ich nun selbst unter den Künstlern bin — alles dieses darf ich nicht einmal ganz simpel wiedersagen, ohne mich bei Ihnen in den Verdacht einer unbescheidenen Ruhmredigkeit zu setzen. Ich will lieber erst wissen, was man in Stuttgardt und was besonders Sie, liebster Herr Professor, darüber sagen, eh' ich Ihnen das detaillirte Urtheil der hiesigen Künstler und Kenner berichte.

Sie schreiben mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie den jungen Grafen Fries veranlaßt haben, sich ein kleines Bild von mir mahlen zu lassen; diese Bestellung ehrt mich! Graf Fries ist als Kunstfreund berühmt, und alle Künstler von einiger Bedeutung haben schon irgend etwas für ihn gemahlt; es freut mich, daß die Reihe nun auch an mich kommt, und ich werde auch (sobald ich ein schon angefangenes Portrait vollendet haben werde) sogleich den Anfang daran machen. Schade nur, daß es so klein wird! Auch auf eine Zeichnung für Herrn Direktor Ruoff werde ich denken. Was ich mir wirklich unablässig wünsche, was mich oft des Nachts nicht schlafen läßt — ist — ich möchte gar gern ein großes Bild mahlen, wenigstens eben so groß, als das von Herrn Professor Hetsch! Wenn nur unser Fürst ein *solches* bestellte, so wäre ich der glücklichste Mensch! Ich würde mir einen Gegenstand aus dem alten Testament wählen, um die Erlaubniß zu haben, es im Pantheon aufstellen zu können. Wenn ich *nur wenig* Ehrgeiz besäße, so könnte dieser durch die vielen Lobeserhebungen, die man meinem Bilde machte, hinlänglich befriedigt seyn; so aber spornt mich dieses Lob zu desto größerer Anstrengung an, und ich werde alle meine Kräfte in Bewegung setzen, um mein nächstes Bild um eben so viel besser zu machen, als mein letztes besser, als alle übrigen ist.

Herr von Uexküll, von welchem ich erst kurz einen Brief erhalten, rühmt mir Ihre reitende Ariadne sehr in demselben; was gäbe ich darum, sie auch selbst zu sehen! — So hat der Mensch immer etwas zu vermissen. Ich sehe zwar jetzt alle Herrlichkeiten der Kunst wie in einem Centrum vereiniget; aber dafür fehlen mir Menschen, denen ich mich mittheilen, und

an denen ich so mit ganzer Seele hängen könnte, und deren ich in Stuttgardt mehrere kannte.

An Graf v. Winzingerode werde ich nun auch schreiben und in den Brief einen andern an unsern Churfürsten einlegen, wobei ich den Grafen bitten werde, denselben unserm Fürsten eigenhändig zu überreichen. Ich glaube, es wird auf diese Art nicht übel gehen; zudem, da auch noch ein Arzt aus Hannover, dem mein Bild besonders gefallen, und welcher Graf v. Winzingerode sehr genau kennt, demselben von dem allgemeinen Beifall, den das Bild hier erhielt, ziemlich weitläufig schreiben wird. — — — Wie mir mein Schwager schreibt, so hatten Sie dieses Jahr schon im October Schnee! Wie weit bin ich hier entfernt, an Schnee zu denken! Die Witterung ist noch heute am 20. November sehr gelinde; der Pomeranzenbaum steht im dunklen Grün, aus dem die goldenen Früchte herausglänzen, und überall pflanzt man Gartengewächse. — Welch ein schönes Land — wie hell von der Sonne beschienen! — Schwer wird es mir werden, mich wieder an das trübe rauhe Climat zu gewöhnen, da ich jetzt das schönere kennen gelernt habe! Lebten nicht in diesem nordischen Lande meine Anverwandten und Freunde, ich würde hier leben und sterben. Leben Sie wohl, Herr Professor, und schreiben Sie mir bald wieder! Ich bitte Sie recht sehr um eine recht detaillirte Kritik meines Bildes, auch daß Sie mir sagen, was Ihr Herr Schwager Heinrich Rapp darüber geurtheilt.

---

34. An die Geschwister.

Rom den 17. Dezember 1803.

Heinrich schreibt mir in dem letzten Brief vom 24. November, daß er, nachdem er schon die Hälfte der Nacht gearbeitet hätte, doch noch bis ein Uhr an mich geschrieben hätte. Ich sage ihm dagegen, daß ich heute bis gegen 5 Uhr Abends gearbeitet habe, und jetzt, statt wie andere honnette Leute zum Mittagessen zu gehen, an Euch schreibe und das Mittagessen bis auf den morgenden Tag verschiebe. Das Portrait von der Frau v. Humboldt und ihrem Kinde soll bis auf den 5. Januar fertig seyn, weil sie es Jemand, der bis dahin von hier abreist, zum Andenken mitgeben will. Daher habe ich jetzt alle Hände voll zu thun, und muß mir das große Vergnügen, mich mit Euch in Briefen zu unterhalten, abbrechen. Bin ich aber einmal wieder in einer ruhigeren Beschäftigung, so sollt Ihr auch einen recht

dichten Brief von mir haben. Inzwischen gebe ich Euch jetzt die Abschrift meines Briefs an den Herzog:

„Ew. Churfürstliche Durchlaucht werden gnädigst zu verzeihen geruhen, wenn ich mich mit einigen Zeilen an Höchstdieselben zu wenden wage.

Allein aufgemuntert durch die großmüthige Unterstützung, welche Ew. Churfürstliche Durchlaucht mir vor beinahe zwei Jahren gnädigst angedeihen ließen, setzte ich seitdem das Studium meiner Kunst ununterbrochen fort und bestrebte mich nach allen meinen Kräften, Höchstdenselben auf irgend eine Weise Rechenschaft von der Anwendung meiner Zeit ablegen zu können. Erst im jetzigen Augenblick sehe ich mich indeß einigermaßen dazu im Stande, und indem ich es wage, Ew. Churfürstlichen Durchlaucht das beigefügte Gemälde ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen, bitte ich Ew. Churfürstliche Durchlaucht unterthänig, hierin bloß den heißen Wunsch zu erkennen, Höchstdenselben wenigstens einen schwachen Beweis meiner tiefen und aufrichtigen Dankbarkeit darzubringen. Zwar würde ich mich auf dem Gipfel aller meiner Wünsche glauben und es für meine ganze künftige Laufbahn hier als entscheidend ansehen, wenn es Ew. Churfürstlichen Durchlaucht gefiele, mich in Stand zu setzen, noch einige Zeit hier zuzubringen und mir zu erlauben, die Früchte meines Fleißes Höchst Ihnen zu widmen.

Wie indeß auch immer Ew. Churfürstliche Durchlaucht über die Erfüllung dieser Bitte (die ich nie zu thun wagen würde, wenn mich nicht Höchstdero eigenes, bei der ersten großmüthigen Unterstützung huldreich gegebenes Versprechen eine nachsichtsvolle Beurtheilung derselben hoffen ließe) zu entscheiden geruhen möchten, so werden immer den ersten Platz in meinem Herzen allein die Empfindungen der tiefsten und ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit einnehmen, mit welcher ich ersterbe, Ew. Churfürstlichen Durchlaucht u. s. w.“

Ich habe noch einen andern Brief an Graf v. Winzingerode geschrieben,*) davon ich Euch die Abschrift das nächstemal schicken werde. —

Ich werde Euch wohl vor dem 5. Januar nicht wieder schreiben, aber hernach desto mehr und wieder in der alten Ordnung fort.

Euer Gottlieb.

*) Auch das Schreiben an den Churfürsten ist demnach von Schick selbst (und nicht von Humboldt; vgl. oben den Brief Nr. 32) verfaßt.

35. An dieselben.

Rom den 23. Dezember 1803.

Diesen Morgen habe ich von Neapel die Nachricht erhalten, daß die Anweisung für die 600 fl. bei Heigelin angelangt wäre. — — — [Weiterhin enthält der Brief eine Abschrift des Schreibens an den Grafen v. Winzingerode. — Gegen den Schluß des ersteren heißt es: Ich bin der ** schon lange einen Brief schuldig; bis nächsten Sonntag werde ich ihn ganz gewiß schreiben. Bis jetzt hat mich immer das schmerzliche Gefühl des Andenkens an das Mädchen von —ingen (das mich stärker einnimmt, wenn ich mich mit irgend einem Glied des Rapp'schen Hauses beschäftige) abgehalten. Es will mir nicht gelingen, diese Erinnerungen in meiner Seele zu verwischen; sie trüben mir die reinsten Freuden und machen einen Fleck in meinem Leben. Wäre ich wenigstens näher bei Euch, daß mich Freundschaft für Liebe schadlos halten könnte. Hier in Rom lebe ich wie am Hofe; der Kopf hat hier wohl Nahrung, aber das Herz bleibt leer. Ich wünschte mir sonst, ein wenig in die große Welt zu treten. Jetzt bin ich mitten darin, und bin unbefriedigt.

---

36. An dieselben.

Rom den 3. Februar 1804.

Ich komme eben von einer kleinen Landreise, die ich in den Gegenden um Rom herum machte, wieder hier an, und bin, als ob mich die freie Luft von innen heraus gereinigt hätte, wieder heiteren Geistes. Ich fühlte schon lange die Nothwendigkeit einer solchen Erholung, mußte sie mir aber (durch Arbeiten gedrängt) bis jetzt versagen. Meine Geisteskräfte erschlafften durch diese starke Anstrengung; meiner kranken Phantasie erschien Alles schwarz und düster, so daß ich mir öfters wünschte, recht weinen zu können, damit meinem gepreßtem Herzen doch leichter würde. — Von allen diesen Uebeln bin ich durch diese Reise erlöst! Ich habe viele Gegenden durchstreift, habe Berge, Wälder, Seen und das Meer gesehen, und bei dem Anblicke dieser herrlichen Natur (die nie das Winterkleid anzieht) sehr oft an Euch gedacht! Sechs Tage brachte ich unter freiem Himmel zu, wo ich abwechselnd zu Fuße ging und auf einem Esel ritt. Euch eine Beschreibung dieser Reise zu machen, lohnt der Mühe nicht! Nur etwas, was mir selbst sehr merkwürdig war, muß ich Euch sagen. Fünf Stunden von Rom liegt ein sehr

hoher Berg, wo ehemals ein Tempel des Jupiter gestanden. Hinauf führt ein Weg, von großen Quadersteinen gepflastert, noch aus der schönen Zeit der alten Römer; oben auf dem Gipfel, wo auf den Ruinen des Jupitertempels ein Kloster steht, ist eine Aussicht, die Alles übertrifft, was ich sonst in meinem Leben von Naturschönheit gesehen. Hier sah ich (noch auf vier Stunden entfernt) das Meer Wellen schlagen und hörte es dumpf rauschen, als käme der Schall von der Wurzel des Berges herauf. Es war nehmlich ein ziemlich stürmisches Wetter. — Als ich von meiner Wanderschaft wieder in Rom anlangte, wurde ich durch Euren lieben Brief freudig überrascht. Schon so lange mußte ich Eure Nachrichten entbehren; Ihr könnt also denken, wie groß mein Vergnügen war, wieder die bekannten Charaktere Eurer Hand zu finden. Mit dem größten Eifer las ich die Briefe drei bis vier Mal durch. Die Nachricht, daß der Churfürst meine Bitte so schnell bewilligt und mir auf den blosen Brief, ohne nur mein Gemälde abzuwarten, ein neues Reisegeld angedeihen ließ, kam mir sehr unverhofft. Möchte jetzt auch mein Gemälde so viel Glück machen, als mein bloser Brief gemacht hat! Mit der größten Ungeduld erwarte ich die Nachricht von dem Schicksal meines Bildes; denn dieses bestimmt mich alsdann, ob ich für den Churfürsten ein großes Bild zu machen anfange oder nicht. Inzwischen habe ich eine Zeichnung für Herrn Direktor Ruoff und eine andere für Cotta unter den Händen. Für das Portrait der Frau v. Humboldt mit ihrem Kinde habe ich bis jetzt noch Nichts erhalten, und es wäre mir wirklich auch lieb, wenn sie mir Nichts dafür geben wollten; denn ich habe diesem Hause viele angenehme Stunden und noch sonst viele Gefälligkeiten zu verdanken und bin überzeugt, daß wenn sie mir für dieses Portrait kein Geld geben, sie es blos aus Delicatesse nicht thun.*) Uebrigens kann ich versichert sein, daß sie mich nicht unbelohnt lassen; und belohnten sie mich auch nur durch die Fortdauer ihrer freundschaftlichen Theilnahme an mir, so wäre ich mehr als zufrieden. Heinrichs Nachrichten von seiner Familie haben mich recht erfreut. — — — Die Zeichnung vom neuen Theater in Stuttgart erwarte ich noch. — — — Daß unser Churfürst mit der Einrichtung des Theaters von Thouret so zufrieden war, macht mir Hoffnung, daß wir doch diesen geschickten Künstler bei uns behalten werden.

Die Christiane glaubt, daß ich jetzt die Hälfte meiner Zeit in Rom zugebracht hätte. Ich selbst bin nicht dieser Meinung; ich muß wenigstens noch zwei Jahre hier seyn, um mich zum vollendeten Künstler auszubilden. Wenn ich ein sehr großes Bild für den Churfürsten mahle, so habe ich an

---

*) Vergl. unten die Briefe Nr. 38 und 41.

diesem allein gegen anderthalb Jahren zu thun; wenn ich nach Stuttgardt zurückkomme, will ich mit Ehre erscheinen!

Heute Nachmittag nehmen die Carnevalslustbarkeiten wieder ihren Anfang. — Dabei fällt mir eine Geschichte ein, die ich gestern von einem Neapolitaner erzählen hörte. Auf dem Molo in Neapel trifft es sich nehmlich sehr oft, daß an der einen Ecke ein Hanswurst dem Volke seine Farcen vormacht, indeß an dem andern ein Pfaffe mit dem Crucifix die ewige Verdammniß predigt. Hier hörte nun dieser Neapolitaner, wie ein solcher Pfaffe, der nur drei alte Weiber zu Zuhörern hatte, dem Volke, das um den Hanswurst versammelt war, zurief (indem er sein Crucifix hoch in die Höhe hielt): hierher, ihr Gottlosen, hier seht den wahren Hanswurst, der Euch die Seele aus dem Fegfeuer errettet! Der ganze Schwall des Volkes verließ den unächten Hanswursten und betete den wahren, gekreuzigten an. Diese Geschichte kann Euch zu einem kleinen Beispiel dienen, wie man im südlichen Theil Italiens die Religion treibt. — — — Grüßt alle meine Bekannte, die mich grüßen ließen, und empfangt die Versicherung der aufrichtigsten Liebe von Eurem Bruder

Gottlieb.

Die Narrheit läßt wieder alle Zügel schießen; die Masquen machen auf meinem Platz ein Geschrei zum Taubwerden. Der Carneval scheint dieses Jahr glänzender zu werden, als das vorige.

---

37. An dieselben.

Rom vom 24. Februar 1804.

Der Ordnung nach hätte ich Euch schon vor acht Tagen schreiben müssen. Damals war ich aber durch eine Unpäßlichkeit daran gehindert. Ich bekam nehmlich eine starke Halsentzündung, die mich 4 Tage im Bette hielt. Es kam so weit damit, daß ich nicht mehr schlucken und nur mit Mühe athmen konnte; der ganze Gaumen sammt dem Zäpfchen und den Mandeln war auf's Stärkste geschwollen und entzündet. Der deutsche Arzt gab sich alle Mühe mit mir, und Humboldt's schickten mir Essen und Trinken in's Haus, so daß ich in meiner Krankheit recht gut versorgt war. Damals hätte ich, nach dem Versprechen von Erbe, einen Brief erhalten sollen; ich erwartete ihn mit Ungeduld, er wäre mein einziger Trost gewesen — er kam aber nicht, und erst acht Tage nach der Zeit (vor drei Tagen) erhielt ich Euren Brief vom 30. Januar. — — — Der Brief von Schwager Erbe

hat mir zum Theil Freude, zum Theil aber auch Unruhe verursacht. Die letzten Worte an seinem Brief, wie angeflickt, und von deren Bedeutung für mich er gar keine Ahnung zu haben scheint, machten mir bis diesen Augenblick viel Kummer und Unruhe. Es ist die Nachricht von Mahler Seele.*) — — Wirklich! Herr Professor Hetsch dauert mich; die Kränkung ist zu tief für ihn, daß man ihm einen Nürnberger Soldatenmahler an die Seite setzt. — Doch, wenn er diese Beschimpfung ertragen kann, so verdient er sie auch. Ich, als ein freier Mensch, den kein Weib und keine Kinder verzagt machen, der lieber mit Wenig in Ehren, als mit Vielem in Schande lebt, würde mich, da ich mir meines Uebergewichts über ihn zu sehr bewußt bin, nie mit ihm in einen Rang begeben. O, der Barbarei! So habe ich nun den Beweis, was ich so oft in Frankreich und Italien bestritten habe: daß die Deutschen in den schönen Künsten noch Barbaren sind, daß in Deutschland nur Hofkünste und Kabalen dem Mahler zum Brod helfen, daß das bescheidene Verdienst bei Seite stehen und hungern muß. — Wächter, ein vortrefflicher Künstler, konnte sich nicht in seiner Vaterstadt erhalten, auch Hartmann nicht; aber ein solcher Mensch, der den schmutzigsten Canal nicht verachtet, um zu seinem Zweck zu gelangen — trägt den Kranz davon. — — — Finde ich in Italien nur mein leidliches Auskommen, so will ich in diesem vom Himmel begünstigten Lande bleiben und nicht mehr an diese Hottentotten in der Kunst denken — ich sage unrecht Hottentotten; diese sind eine südliche Nation, die vielleicht noch vielen Kunstsinn besitzt; Samojeden, Kamtschadalen, Lappländer und Isländer sollte ich sagen, deren Herz im Eise steckt, die Nichts kennen, als die Spitzberge am Nordpol, und kein lebendiges Wesen als sich selbst und die weißen Bären. Ich bin nun überzeugt, daß mein Gemälde nicht gefallen wird, und es müßte mir halb zur Schande gereichen, wenn es gefiele. Könnte ich nur hören, was Herr Professor Dannecker über diese lustige Geschichte sagt — zwei Gallerie-Directoren und keine Gallerie! denn diese paar Gemälde, die in Ludwigsburg in einem Saale hängen, kann man doch gewiß noch lange keine Gallerie nennen! Es thut mir leid, Euch lieben Leute das Alles zu sagen, Euch macht es

*) Ueber diesen ehemaligen Zögling der hohen Carlsschule vergl. oben S. 12 f., wo ihm allerdings zu viel Ehre erwiesen scheint. Sein Talent für das Genre-Fach hebt indessen auch Baron v. Uexküll in der oben S. 6 (und in den „Kleinen Schriften“ von D. F. Strauß, S. 297) erwähnten kunsthistorischen Skizze, aber nicht ohne zugleich seine Unfähigkeit für Aufgaben der Historien-Malerei zu bezeugen, hervor. Die im K. Residenzschlosse zu Stuttgart befindlichen und neben Werken von Hetsch erscheinenden „historischen“ Gemälde von Seele (wie ein Abschied Hektors, ein Orest und Pylades) zeigen eine Kluft zwischen den beiden Meistern und machen die Aufregung begreiflich, die sich unseres Schick bei der fraglichen Nachricht bemächtigte.

mißmuthig, und Ihr könnt' es nicht ändern; ich wünschte von Herzen, das Alles dem Churfürsten selbst sagen zu können.

Der Carneval ist dieses Jahr recht lustig vorübergegangen; er war viel glänzender als das vorige Jahr. Von Keller habe ich auch einen Brief erhalten und erwarte nach seinem Versprechen einen andern auf den nächsten Posttag; er wird seine Reisebeschreibung mit einigen radirten Blättern herausgeben. — — —

Als ich in meiner Unpäßlichkeit nahe daran war, nicht mehr athmen zu können, gingen mir immer folgende Gedanken durch den Kopf. Wenn mein mahlerisches Talent nicht groß genug wäre, mir (nachdem ich es mit allem Fleiß cultivirt hätte) zu Ehre und Ansehen zu verhelfen, wenn ich dazu verdammt wäre, mit dem Ehrgeiz, den ich habe, nur so eine Bedientenrolle in der Welt zu spielen, so wäre es mir besser, in diesem Augenblick, da der Tod so nahe vor mir, zu ersticken. Als ich mich nachher wieder erholte, nahm ich dieß ordentlich für eine gute Weissagung an, und ging mit neuem Muth an mein Studium; ich sah froh in die Zukunft, die mich einmal für meine Anstrengung belohnen sollte — da erhielt ich den Brief mit der fatalen Nachricht, die wie ein giftiger Nebel mir die reizende Aussicht bedeckte. Die gute liebe Christiane fordert mich in ihrem letzten Briefe auf, heiter und guter Dinge zu seyn, verspricht mir bei meiner Zurückkunft durch Herrn Professor Danneckers Vermittlung ein gutes Weib. — Ich kann mir das häusliche Leben als das höchste Gut der Menschen denken; doch ist es nicht für mich! Ich komme mir vor, wie ein alter Mann, der schon viele Erfahrungen in der Welt gemacht hat, und nun zu Allem sagt: es ist eitel! Je länger ich lebe, je fader wird mir das, was man gemeinhin die Vergnügungen des Lebens nennt. Was ich von Freude und Vergnügen genieße, liegt mehr in meinem Innern. Durch die hohen Ideale, die ich von Jugend, von Schönheit in mir trage, verschwindet das, was ich in der Realität erblicke. Wie unglücklich müßte mich deßwegen ein Weib machen, von der ich mir zum Voraus dächte, daß sie sittsam, sanft, häuslich wäre, daß sie mich liebte, mir treu wäre, doch nach und nach sehen müßte, daß sie mich nicht liebte, daß sie mir allenfalls noch aus ehelicher Pflicht treu wäre, daß sie mürrisch, zänkisch, geizig oder verschwenderisch wäre. Und welch' ein Recht habe ich, von einem Weibe zu fordern, daß sie mich liebe, da die Liebe nur freiwillig seyn kann, und ich durch meine Person gar nicht gemacht bin, bei Weibern Liebe einzuflößen. Es werden wohl viele sagen, daß sie mich heirathen wollen; aber welche wird mich lieben? welche wird nur die Hälfte der Bedingungen erfüllen, die man von einem wahrhaft guten Weib macht? Keine, keine! — Wenn ich dem Gottlob schreibe, will ich ihn an die Heimkehr mahnen. Lebt wohl! Euer ehrlicher Gottlieb.

[Auf die Kunde von dem „Gallerie-Direktor Seele" kommt eine Nachschrift des Briefes zurück, in der Schick unter Anderem sich äußert:] Hätte ich die Nachricht erhalten, daß Wächter mit dieser Besoldung angestellt wäre, so würde ich hoch vor Freude gesprungen seyn; denn dieser hätte das schon lange verdient. Ich bin gottlob in meiner Kunst so weit, daß ich frei seyn kann; in der ganzen Welt will ich mein gutes Auskommen finden — und deßwegen gerade gehen. Was liegt mir daran, ob ich einmal besser esse, schlafe, logire. Die Hauptsache ist, daß ich ein Ehrenmann seye, der Niemand an seinem verdienten Lohne hinderlich, keinem in seiner Ungerechtigkeit beförderlich sey. Unausstehlich wäre mir der Gedanke, wenn Ihr allenfalls glauben solltet, daß Neid und Eifersucht aus mir spräche! Wenn Ihr keine bessere, edlere Idee von mir habt, so macht Ihr mich unglücklich. Gewiß ist mein Herz von dieser niedrigen Leidenschaft rein; bloß daß man das höhere Verdienst nicht höher achtet, als das gemeine, bringt mich auf. Daß Professor Dannecker 800 fl. Besoldung, und Seele 1000 hat, bringt mich in Verzweiflung. — Freude macht es mir, daß Thouret nun wieder in Stuttgardt bleibt, und besonders, daß er eine seinen Verdiensten angemessene Besoldung erhalten hat.

---

38. An dieselben.

Rom vom 24. März 1804.

Wenn ich mir nicht selbst die Pflicht auferlegt hätte, Euch regelmäßig alle vierzehn Tage zu schreiben, so würde ich es heute nicht thun. Ich habe mich wieder so tief in Geschäfte gesteckt, daß ich kaum den Kopf herausheben kann. Den ganzen langen Tag sitze ich zu Haus und brüte über meinem neuen Gemälde, suche die innerste Empfindung meiner Seele zu erforschen, damit mein jetziges Gemälde um so viel besser werde, als mein letztes besser, als alle übrigen. Abends sehr müde, verlasse ich (öfters mit Kopfschmerzen) mein Zimmer und gehe an der Tiber spazieren — ganz allein; es wäre mir unausstehlich, Jemand bei mir zu haben, der mich in meinen Kunstgedanken stören könnte. —

Vor ohngefähr zehn Tagen erhielt ich nicht mehr als vier Briefe von Stuttgardt; sie waren von den Herren Professor Dannecker, Hetsch, v. Uexküll und Keller. Von Allen erhielt ich die Versicherung ihrer Zufriedenheit mit meinem Gemälde; sie lobten mich so stark, daß ich gewiß bei Durchlesung ihrer Briefe manchmal roth geworden bin. Dieß ist die Belohnung,

die mir mehr gilt, als des Churfürsten Unterstützung. Was sie mir kritisirten, hat guten Grund, und von den Fehlern, die sie in diesem Gemälde fanden, werden sie gewiß in dem nächsten keinen antreffen. Der Gegenstand, den ich jetzt bearbeite, ist wieder aus dem alten Testament; es ist das Opfer des Noah. Das Gemälde wird ohngefähr dreimal so groß, als das letzte werden, und noch einmal so viel Figuren enthalten.

Seit der Zeit, daß ich Euch das letztemal schrieb, ist mir manches Unangenehme begegnet. — — — Unter Anderem daß mir vorgestern von dem Gelde, das ich für das Portrait erhielt, vierzehn Ducaten in Gold aus der Commode gestohlen worden sind. — — — Doch das Leben ist ja so unvollkommen, und es ist noch der kleinste Verlust, den man am Gelde erleidet. Erhalte ich nur immer gute Nachrichten von Euch zu Hause und bleibe selbst gesund, so will ich nicht klagen. — — — Bis den elften des andern Monats werde ich aus meiner jetzigen Wohnung ausziehen. Die Zimmer, die ich gemiethet habe, sind mehr als noch so groß, als die ich jetzt bewohne, und doch gebe ich einen ganzen Piaster weniger Hausmiethe. Freilich sind auch die Meubles nicht so schön; aber das muß ja auch nicht seyn, ich werde in einem Bette mit gewöhnlichem Ueberzuge auch gut schlafen. In demselben Hause wohnen noch drei andere Mahler, zwei Franzosen und ein Engländer, mit dem ich besonders gut bekannt bin.

In dieser Fastenzeit, wo in allen Kirchen Rom's Abends gepredigt wird, kam ich einmal Abends in eine Kirche, um einige Gemälde zu sehen. Nachdem ich dieselben betrachtet, hörte ich auch ein wenig dem Pfaffen zu; er war gerade daran, daß er auf die römischen Frauen schimpfte, weil sie anfingen, so tolerante Gesinnungen zu hegen, schlecht beichteten und, obgleich im katholischen Glauben erzogen, doch Lutheraner und Calvinisten im Herzen wären. Einige Tage darauf ging ich in eine andere Kirche, um einen Pfaffen zu hören, der in ganz Rom als ein vortrefflicher Redner ausgerufen wurde. Ich traf ihn in der Kirche statt auf der Canzel auf einem sehr langen und breiten Tisch, worauf ein anderer Tisch und ein paar Stühle gestellt waren. Die Tabaksdose lag auf dem Tisch, und das Schnupftuch hielt er in der Hand; auf dem großen Tisch ging er wie auf einer Wiese auf und ab, und predigte so lustig, daß die ganze versammelte Gemeinde einmal über das andere, wie aus einem Halse lachte. Wie ich gerade da war, predigte er von der Ehe; sie wäre einem Instrument, z. E. einer Geige zu vergleichen, die, wenn sie gut gestimmt wäre, gute angenehme Töne von sich gäbe, aber ungestimmt lauter Dissonanzen machte. Dabei ahmte er das Kreischen einer schlecht gestimmten Geige nach, so daß die ganze gottversammelte Gemeinde aus vollem Halse lachte. So eine Kirche ist wie eine Schenke; einer geht hinein, ein anderer geht hinaus; hier ein Paar Verliebte,

liebte, die sich zuwinken, und dort ein paar Männer, die sich in der Stille zanken — alles während der Pfaffe predigt. — Die nächste Woche ist die Charwoche, wo das Miserere und Stabat Mater in der sixtinischen Kapelle gesungen wird. Diese Vocal-Musik ist mir das Liebste, was ich noch in Rom von Musik gehört habe, und ich freue mich unendlich, sie wieder zu hören.

Seit ein paar Wochen besuche ich ein neues Haus, wo ich sehr gut aufgenommen bin, und wo ich jetzt öfters meine Abende zubringe; es ist die Graf Moltke'sche Familie aus Kopenhagen.

Die Gesellschaft, die sich dort zusammenfindet, ist nicht so gemischt, wie bei Humboldt's; es sind meistens nur Gelehrte und Künstler.

Herr Professor Dannecker und Hetsch schreiben mir Beide, daß der Churfürst mein Gemälde sehr gut aufgenommen und mit Vergnügen gesehen habe — desto besser! da macht er mir vielleicht auch ein Geschenk, oder gibt mir das nächstemal um so lieber das Reisegeld, das ich bis nächstes Spätjahr begehren werde.

Nächsten Dienstag hoffe ich Briefe von Euch zu erhalten; bekomme ich keine, so werde ich böse auf Euch. Hier ist wieder völlig Sommer; alle Bäume im jungen Laub, die Sonne brennt schon heftig um Mittag, die Bettler liegen überall halb nackt herum, und halten die Jagd auf ihren Köpfen und in ihren Lumpen. —. — —

Lebt wohl und glücklich und schreibt ordentlich alle drei Wochen nach Eurem Versprechen! Ich bin Euer

treuer Bruder Gottlieb.

---

39. An Dannecker.

Rom vom 7. April 1804.

Seyn Sie tausendmal gegrüßt, bester Herr Professor! Ich habe schon lange kein Wort mehr mit Ihnen gesprochen und mußte auch Ihre tröstlichen Nachrichten lange entbehren, weil das Gemälde so spät bei Ihnen ankam. Oft war ich deßwegen böse auf mein Bild, weil ich mir vorstellen konnte, daß Sie es mit der Beantwortung meines Briefes so lange anstehen lassen würden, bis Sie mir zugleich Ihr Urtheil über dasselbe mittheilen könnten. Zufrieden kann ich nun von allen Seiten seyn; zuerst daß es Ihres und Ihres Herrn Schwagers, des Geh.-Raths v. Uexküll und Herrn Direktors Hetsch Beifall erhalten, und daß es dann auch dem Churfürsten gefallen hat. Soviel erwartete ich wahrlich nicht! Ihnen, liebster Herr

Professor! bin ich für Ihr Urtheil viel Dank schuldig; ich werde es in meinem nächsten Bilde zu meinem Wegweiser gebrauchen. Von der Leichtigkeit und Klarheit im Ton der Fresco-Malereien (gegen welche mir die Oelbilder schwerfällig, schwarz und schmutzig vorkommen) eingenommen, wollte ich in meinem Bilde den Ton der ersteren annehmen, und wurde dadurch, besonders in den vordersten Figuren, zu matt. Dazu kommt, daß ich vielleicht die Farben der Gewänder zu sehr brach. Ein andermal werde ich zwar auch suchen, den Local-Ton eines Frescobildes meinem Oelbilde mitzutheilen, doch aber mit Beibehaltung der Mittel, die die Oelmalerei zu einer kräftigen Färbung an die Hand gibt.

Den Gegenstand zu meinem neuen Gemälde habe ich wieder aus dem alten Testament genommen; es ist das Opfer des Noah. Ich wähle gern bekannte Gegenstände, dazu noch solche, die ehrwürdig durch den Volksglauben sind — die man heilig nennt. Jeder erkennt sie auf den ersten Blick und überläßt sich ruhig dem Eindrucke, den das Bild auf ihn macht. Ich bin in diesem Augenblick noch unschlüssig, ob ich den Gott Vater dabei auftreten lasse oder nicht! Wenn es nicht so viel Zeit erforderte, um Ihre Meinung zu wissen, so würde ich hier gern Ihren Geschmack entscheiden lassen. Im Uebrigen bin ich über die Figuren so ziemlich im Reinen; zu dreien davon habe ich schon die Studien verfertigt, die gegen jene, die ich zu meinem Gemälde von Saul gemacht, ziemlich abstechen. Verleiht mir der Himmel nur Gesundheit und Heiterkeit des Geistes, so bin ich gewiß, ein besseres Bild als mein voriges zu machen.

Ich habe jetzt die zwei ersten Mahler, Camuccini und Benvenuti zu Freunden. Sie haben großes Zutrauen zu meinem Urtheile in Kunstsachen und befragen mich über Alles. Ich wiederum gewinne unendlich dabei, diese beiden Männer zu meinen Kritikern zu haben; sie sagen mir ihre Meinung mit einer nachdrücklichen bescheidenen Art. Das mußte ich bei Verfertigung meines ersten Gemäldes entbehren; ich verlor mich unter dem Haufen der Ultramontaner, woraus ich mich erst durch die Produktion meines Bildes ziehen mußte, um von den ersten Mahlern gekannt zu werden. In meinem neuen Bilde werde ich nun mit vollen Segeln fahren; ich habe jetzt mehr Muth, mehr Vertrauen auf mich selbst. Wie freue ich mich, daß ich auch mein nächstes Bild dem Fürsten schicken und auf diese Art Ihnen immer die deutlichsten Beweise meines Fortschreitens in der Kunst geben kann! Wie süße mir Ihre Aufmunterung, Ihr Beifall ist, kann ich nicht aussprechen — ich ringe fast allein nur nach diesem! Beinahe bei jedem Pinselstrich denke ich an Sie, bei jedem möchte ich wissen: was Sie wohl dazu sagten, und wenn ich dann bei irgend einer gelungenen Parthie denken kann: daß das auch Ihnen gefallen würde, so macht mich dieser Gedanke doppelt glücklich. —

Dem Herrn Direktor Hetsch bin ich für seine Bemühung großen Dank schuldig; doch hat er mir nur einen Dienst gethan, um den ich ihn freundschaftlich bat. Ihnen, bester Herr Professor! habe ich in dieser Sache keinen Auftrag gegeben; aber demohngeachtet erwiesen Sie mir einen großen Dienst, indem Sie sich die Mühe gaben, zu erfahren, was der Churfürst zu meinem Bilde sagen würde, um mir das entweder zu meinem Nutzen oder zu meinem Vergnügen wieder zu sagen. Dieß heiße ich die herzlichsten Freundschaftsdienste! Herr Direktor Hetsch schreibt mir wohl: daß der Churfürst damit zufrieden gewesen; aber er schreibt mir nicht, was er im Einzelnen darüber geäußert hat. Daß Sie mit Herrn Direktor Hetsch so ziemlich gut stehen, freut mich unendlich, und ich wünsche dieser Freundschaft eine lange Dauer. Was mir Geheime-Rath v. Uexküll von Seele schreibt: daß dieser nehmlich eine Anstellung mit 800 fl. und dem Titel eines Galleriedirektors erhalten, hat mich sehr betrübt und niedergeschlagen auf mehrere Tage gemacht; jetzt aber bin ich darüber wieder ganz getröstet, denn ich denke: daß wer auf so schmutzigen Wegen Titel und Besoldung gesucht, sich in denselben auch nicht lange halten wird. — Mit welcher Stirne will dieser Mensch neben Wächter stehen, wenn dieser wieder nach Stuttgart kommt, wie mir Herr Direktor Hetsch geschrieben hat. Wächter, der sein Brod mit Mühe suchen muß, und der Husaren- und Dragoner-Mahler in Besoldung! Sie sagen mir, liebster Herr Professor! daß mir der Churfürst Gerechtigkeit wiederfahren ließe. Ich denke, so lange er dem Seele seinen Rang und seine Besoldung erhält, so lange läßt er weder Ihnen noch Herrn Direktor Hetsch noch auch mir Gerechtigkeit wiederfahren. Doch, spreche ich von dieser Sache nicht zu viel!

Ihren Faun möchte ich wohl sehen. — Von Ihren sonstigen Arbeiten sagen Sie mir gar nichts; nicht, ob Sie Amor und Psyche schon angefangen haben zu modelliren, was ich immer so sehr wünsche. — — —

Hier in Rom ist es nun bereits wieder Sommer. Oft, wenn ich Abends nach meiner Arbeit einen Spaziergang mache, wünsche ich Sie und Ihren Herrn Schwager zu mir, um meine Freude über diese schöne Natur mit Ihnen theilen zn können. Es wird mir oft allein zu viel, so daß mir der Anblick alles dieses Schönen das Herz zusammenpreßt. — — — Leben Sie wohl, bester Herr Professor, und schreiben Sie bald Ihrem grundehrlichen

Gottlieb Schick.

Die Figur des Jonathan, die Ihnen besonders gefallen zu haben scheint, habe ich ganz und gar aus der Idee gemacht. Es scheint, je weniger ich Modell nehme, je natürlicher mache ich die Sache. Meine Phantasie ist gefälliger als mein Auge.

40. An die Geschwister.

Rom vom 5. May 1804.

Schon vorigen Samstag würde ich Euch geschrieben haben, wenn mich nicht der Erbprinz von Mecklenburg, der noch in aller Geschwindigkeit sein Portrait von mir gemahlt haben wollte, davon abgehalten hätte. Jetzt ist dieses Portrait geendigt, und ich schreibe Euch nun mit desto größerer Muße. Auch kann ich Euch zugleich sagen, daß ich für dieses Bild, das eine Arbeit von fünf und einem halben Tag war, 30 Dukaten gefordert und auch erhalten habe. Der Prinz betrug sich sehr gütig gegen mich; er lud mich zum Essen, führte mich in Privat-Concerte und saß mir so gut zum Mahlen, daß ich sein Portrait recht ähnlich machen konnte. Gestern ist er nun nach Wien abgereist.

Euren Brief vom 9. April habe ich erhalten und will ihn jetzt stückweise beantworten. — — — Christiane schreibt mir viel von einem Journal von Kotzebue (der Freimüthige betitelt); ich habe sonst schon davon gehört, habe auch einen Mitarbeiter hier in Rom gekannt. Uexküll findet es abscheulich, und das Nehmliche habe ich auch von einigen neuangekommenen Deutschen gehört. Was mir Christiane mittheilt, möchte ich wohl lesen.

Das deutsche Publikum denkt ja recht aufgeklärt, wenn es Sonntags ins Theater geht. Hier in Rom sind alle Lustbarkeiten ein Theil des Gottesdienstes, und alle Theater sind am Sonntag offen. Unsere Religion ist düster, sie verträgt nichts, was den Sinnen nur von Ferne schmeicheln könnte. So eine metaphysische Religion taugt aber gewiß nicht viel für ein Volk. Wer nicht denken kann, muß sehen und greifen; die Verehrung des Volkes muß einen anschaulichen Gegenstand haben. Aus dem sinnlichen Gottesdienst entspringt aber noch der Vortheil, daß er im Volke den Sinn für Schönheit bildet. Gewiß ist dieser Protestantismus mit daran Schuld, daß die Deutschen so schwerfällig, unpraktisch in ihrem Charakter sind. — — —

In meiner neuen Wohnung befinde ich mich sehr gut. Mein Hauswirth ist besonders galant gegen mich; er hat durch die vielen vornehmen Leute, die mich besuchen und in schönen Wägen vor mein Haus angefahren kommen, so eine hohe Idee von mir gefaßt, daß er nun ordentlicher Weise meinen Complimentarius macht, Jeden, der mich besuchen will, in Empfang nimmt, mir ihn meldet, und sodann vorführt. Ich habe ihm schon gesagt, daß er das nicht thun solle, weil ich doch gerade nicht den großen Herrn spielen will; aber sein Eifer gegen mich ist so groß, daß er nicht davon ablassen will. Er versorgt mich auch immer mit frischem Wasser und mit Blumen, was mir sehr lieb ist. — Im nächsten Brief von Heinrich bekomme ich also

das berühmte Stuttgarter Theater im Aufriß! — Uexküll hat dem Koch in einem Brief geschrieben, daß mein Gemälde von Saul ihm besser gefallen hätte, als Alles, was er noch von neuerer Kunst gesehen hätte. Mir selbst hat Uexküll das nicht geschrieben, und das freut mich, weil ich dadurch sehe, daß dieser Mann wirklich mein guter Freund ist, indem er fürchtet, mir durch ein so großes Lob zu schaden. — — — Ich bin

Euer ehrlicher Gottlieb.

---

41. An dieselben.

Rom vom 18. May 1804.

Um Euch nicht wie das letztemal einen Brief in voller Zerstreuung zu schreiben, bin ich heute sehr frühe aufgestanden, um dieses Geschäft zu verrichten. Obschon von Neuigkeiten leer, habe ich doch fest im Sinn, Euch einen großen langen Brief zu schreiben. Ich sehe Euch zusammen wie meinen Beichtvater an, dem ich alle vierzehn Tage meine Handlungen, ja auch meine Gedanken aufdecke; erhalte ich Eure Absolution, so macht das mein Gewissen leichter und freier. So will ich auch dißmal keine Empfindung vor Euch geheim halten und Euch in aller Ehrlichkeit sagen, daß ich wirklich zum erstenmal in meinem Leben verliebt bin. Das Mädchen ist die Tochter eines sehr berühmten Landschaftsmahlers, eines Engländers, Namens Wallis; sie hat nicht die Schönheit der Italienerin, nicht das Gesicht und nicht den Wuchs; aber für mich ist sie so anziehend, daß ich an nichts Andres als an sie denken kann. Jeder nennt sonst sein Liebchen einen Engel, wenn sie gleich eher die Miene eines Teufels hat; ich aber habe in der Schönheit des menschlichen Körpers bestimmtere Regeln und sehe nach diesen wohl ein, daß das Mädchen, das ich liebe, nicht geradezu schön genannt werden kann; reizend kann man sie nennen und jugendlich blühend. Sie selbst ist mir mit stiller Zuneigung ergeben, geht mir öffentlich aus dem Wege und schleicht mir heimlich hinten nach. Jeden Morgen nehme ich mir vor, sie diesen Tag zu vermeiden, sie nicht zu sehen; aber wider meinen Willen zieht ein böser Dämon mich wie an den Haaren hin — ihr schönes Auge öffnet mir das Paradies, und wenn sie spricht, höre ich Engel singen. — Hätte ich doch nie dieses süße Weh der Liebe kennen gelernt! Aber alles das hilft Nichts, ich muß mich besiegen; ich traue dem weiblichen Geschlechte nicht — ich will zu meiner ersten Geliebten, der Kunst, zurückkehren — nur sie soll mir fröhliche Augenblicke, Ruhm und Ansehen gewähren, sie soll mir den Kranz flechten.

Auf meinem Bilde habe ich jezt sechs Figuren aufgezeichnet; sieben fehlen noch. Ich arbeite vom Morgen bis in die Nacht daran, bin fleißiger als je. Die Composition und Anordnung der Figuren kann mit meinem vorigen Bilde in gar keine Vergleichung gestellt werden — alle Künstler wundern sich über die Eile, mit der ich in der Kunst weiter rücke. Sie bedauern, daß ich das Bild für Deutschland bestimme; sie glauben, daß ich den Samen auf ein allzuunfruchtbares Erdreich streue — sie mögen nicht ganz Unrecht haben. — — — Ich habe jezt zwei kleine Kinder von Humboldt zu mahlen; wieder eine Aussicht auf 30 Dukaten! Doch möchte ich lieber mit der Art Geschäfte jezt verschont bleiben, um über dem großen Bilde destomehr brüten zu können. Wenn dieses Bild nach seiner Ankunft nicht großen Lärmen unter Euch Stuttgardtern macht, wenn Ihr es nicht alle einseht, daß, so lange Stuttgardt in seinen Mauern steht, kein solches Bild darinne gesehen worden, wenn es nicht vom Ersten bis auf den Letzten großen Eindruck macht — so gehe ich gar nicht nach Stuttgardt. Wenn der Fürst mich nicht sehr belohnt, nicht neidisch darauf ist, mich an seinem Hofe zu haben, so gehe ich nicht nach Stuttgardt, d. h. ich fixire mich nicht daselbst — Euch Lieben zu sehen, gehe ich gewiß auf einige Zeit dahin, diese Freude kann ich mir ohnmöglich versagen. Von Benedict habe ich vor drei Tagen auch einen Brief erhalten. Ich erkannte ihn nicht recht darinn, er ist ein wenig steif höflich geworden. Er lobt mir mein Bild von Saul, das er in Ludwigsburg gesehen, über alle Maßen, und sagt mir dabei, daß ich viele gute Freunde und große Gönner am Hofe hätte. Die guten Freunde freuen mich; was aber die Gönner betrifft, so brauche ich sie nicht. Wenn ich nur mittelmäßiges Verdienst hätte, so müßte ich mich um Gönner umsehen, um dieses wenige geltend zu machen; so aber will ich nur Unpartheilichkeit, Gerechtigkeit, nur richtig schätzen soll man mich, mir den Ehrenplatz anweisen, der mir als Künstler gebührt. Schon mein Gemälde von Saul ist besser, als was Hetsch je in seinem Leben gemacht hat; ob es aber besser ist als Wächters Mahlerei, ist noch ungewiß. In diesem Bilde, das ich jezt mahle, übertreffe ich den Wächter weit, und Keiner in Deutschland wird mir den Lorbeer aus der Hand reißen.

Der Erbprinz von Mecklenburg hat mich nach Berlin eingeladen, um daselbst die königliche Familie zu mahlen, und ich weiß, daß man schon zuvor einen geschickten Porträtmahler, Graf von Dresden, an diesen Hof engagiren wollte, und zwar sollte er 2000 Thaler jährliche Besoldung erhalten; aber dieser Mann ist reich und zog den Aufenthalt in Dresden dem in Berlin vor, deswegen nahm er das Engagement nicht an. Ich bin gewiß, daß wenn ich nun die königliche Familie mahlte, ich diese Besoldung auch haben könnte. — — — Oft denke ich daran, ob ich Euch alle auch

wiedersehen werde. Ich denke mit Freuden daran, das Vaterland und Euch im Vaterlande wieder zu finden; auf der andern Seite denke ich aber wieder mit Schrecken daran, dieses schöne Land zu verlassen und so von aller Schönheit und Kunst rein abgeschnitten zu werden. Gerne würde ich unter Euch leben. Wenn es aber nicht mit Ehre geschehen kann, so opfere ich auch dieses Vergnügen meinem Ehrgeiz auf — ich will einmal für das genommen werden, was ich bin! Ich thue auf Alles, wenigstens auf sehr Vieles in der Welt Verzicht. Die Liebe sitzt so festgewurzelt in meinem Herzen; aber ich will sie gewaltsam herausreißen, denn ich kann einmal nicht verlangen, daß ein Mädchen mich liebe, ich bin nicht liebenswerth; — aber ehren, achten soll man mich als Mahler, das verlange ich, denn ich bin es werth; um das zu seyn, habe ich allen übrigen Vergnügungen der Welt entsagt. —

Euer Gottlieb.

Sagt mir nur immer in Euren Briefen Eure herzliche Meinung! Lobt mich und scheltet mich, wenn ich Euch gut oder schlecht erscheine! Es ist kein Winkel in meiner Seele, in den ich Euch nicht hinein sehen ließe; Ihr kennt mein Herz aus meinen Briefen, wie ich meine eigene Person in dem Spiegel erkenne. So will ich von Euch nicht eben Stadtneuigkeiten; Euch nur will ich in Euren Briefen sehen. — — — Lebt wohl, lieben Leute, seyd so gesund und vergnügt als ich es wünsche.

---

42. An dieselben.

Rom vom 1. Junius 1804.

Euren Brief vom 8. May habe ich erhalten und mit großer Freude mehr als einmal gelesen. — — — Der Anlaß zur Verzögerung des letzten Briefes freut mich! Ich mag es dem Heinrich wohl gönnen, daß er sich zu Zeiten auslüftet; diß wird ihm seine Gesundheit erhalten. Ich kann mir ihn denken, wie er mit der Schwägerin die verfallene Burg auf dem Berge besucht hat, wie er jeden Tag eine neue Gegend in der Nähe besuchte, in Gesellschaft des Oberamtmanns, seiner liebenswürdigen Tochter, des Schreibers, des Pfarrers und Schulmeisters. Wäre ich zu der Zeit in Stuttgardt gewesen, so hätte ich ohne Zweifel diese Landparthie mitgemacht, doch nicht mit Vergnügen, denn ich kann das steife Vornehmthun der Land-Honoratioren nicht leiden, die in ihrem kleinen Winkel den Stadtton nachahmen wollen und Prätension auf Geschmack machen, wovon sie doch keine Nußschale voll

besitzen. In der Stadt liebe ich die Städter, aber auf dem Lande die Bauern.

[Nachdem Geldangelegenheiten besprochen und die Briefe aus der Heimath beantwortet sind, heißt es weiter:] Noch ein Blatt will ich anfüllen, denn mit Euch werde ich zum Schwätzer. Ich habe von dem, was mir am meisten am Herzen liegt, noch Nichts gesagt — Ihr werdet doch wohl errathen, von was ich reden will. Ich habe indessen stark gegen mich selbst gekämpft, um diese unglückliche oder glückliche Liebe (ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll) in mir zu ersticken; aber wie schwer mir das wird, kann ich nicht sagen. Wenn es mir den ganzen Tag gelingt, das Bild meines Mädchens durch Zerstreuung, durch Beschäftigung ein wenig zu verwischen, so bringt es mir Nachts ein Traum vor die Augen. Das Unglück ist noch, daß ich sehe, wie ich von ihr geliebt werde. Davon könnte ich mehrere Beispiele geben, wenn ich nicht fürchtete, Euch — langweilig zu seyn. Ich bin indessen höchst neugierig, in Eurem nächsten Briefe zu lesen, was Ihr zu meiner Verwandlung sagt. Zankt mich nur recht, daß ich mich von der Liebe so habe überrumpeln lassen. Die Tage werden mir unendlich lang, wenn ich sie nicht sehe, und nur wenn ich sie erblicke, lebe ich wirklich. Wie leid thut es mir, daß ich diese Träumereien des Lebens mitmachen muß; ich glaubte mich schon frei von allen Anfechtungen der Liebe. Doch will ich nicht unterliegen. Ich hoffe, daß ich Euch bald Nachricht geben kann, daß ich wieder frei bin; ich schäme mich von Herzen über diese meine Schwäche. Doch schon zu viel habe ich von dieser Sache gesprochen. Ich sage Euch tausend Lebewohl! Meine Hand ist ganz müde von Schreiben. — — — Mein Kopf ist auch ein wenig wüste. Wie glücklich der Mensch, den keine Leidenschaft meistert, der im Glücke nicht übermüthig, im Unglück nicht verzagt, seine Mittelstraße ruhig fortwandert, jeder Leidenschaft wie einem Stein aus dem Wege gehen kann, damit er den Fuß nicht verwundet. Ich, wie ein Betrunkener, taumle von einem Ende der Straße zu dem andern, falle in jeden Graben und zerstoße mir so den Kopf. — — —

---

43. An dieselben.

Rom vom 14. July 1804.

Diß ist der zweite Brief, den ich heute schreibe. Einen Brief, den ich vor zwei Tagen von Uexküll erhielt, habe ich schon heute beantwortet. Es macht mir viel Freude, daß sich Uexküll entschlossen hat, bis zu Ende

August seine Reise hieher anzutreten. — Mein Gemälde habe ich gestern vollends untermahlt; es befinden sich, Menschen und Thiere zusammengerechnet, 32 Figuren darauf; im Ausmahlen kommen noch mehr dazu. Jezt bin ich aber auch so abgemattet, daß ich mich ordentlich sehne, auf dem Lande ein wenig auszuruhen. Uebermorgen will ich mein Bündel machen und auf einige Tage auf's Land ziehen. So lange ich an dem Gemälde untermahlte, hatte ich keinen Augenblick Ruhe; immer und immer mahlte ich, so daß ich am Ende ganz schwerfällig wurde.

Mit meiner Liebe bin ich noch auf dem alten Fleck und weiß fast keinen Rath mehr, mich davon loszuschälen. Das Mädchen stiehlt mir mit ihren großen hellen Augen alle Ruhe und Munterkeit, und doch darf ich hier nicht kleben bleiben. Sie hat einen Vater, der wohl der erste Landschaftsmahler in Rom ist, und dessen Lob in allen Zeitungen wiederhallt, der aber keinen ganz guten Charakter hat; eben so hat sie einen Bruder von zehn Jahren, der ihr sehr unähnlich zu werden scheint. Der Vater ist aus einer guten englischen Familie; er verheirathete sich schon in England, machte darauf eine Reise nach der Schweiz und nach Frankreich, von wo er mit seiner Frau wieder zurück nach Italien reiste. In Neapel wurde ihm das Mädchen, das ich liebe, geboren; er kam darauf mit seiner Frau nach Rom und verging sich hier, wo die Weiber sehr schön sind, durch Handlungen der Untreue, die sein Weib sehr kränkten *). — — —

Als er endlich eine Maitresse in sein Haus aufnahm, so brachte diß sein treues Weib auf's Aeußerste: sie verfiel in Wahnsinn. Doch, wenn sie Augenblicke der Besinnung hatte, pflegte sie die Maitresse ihres Mannes auf's Freundschaftlichste, die in den Wochen lag. Diß währte indessen nur kurze Zeit. Wallis gab seine Frau in das Irrenhaus und lebt

*) Die unerfreulichen, von Schick über den Vater seiner Geliebten und späteren Gattin gemachten Mittheilungen völlig zu unterdrücken, erlaubte die Verpflichtung nicht, den Lesern einen vollständigen Einblick in die äußere und innere Situation, in die unser Freund sich versetzt sah, zu gewähren. Wenn ärgerliche Einzelnheiten an dieser, sowie an einer anderen Stelle entfernt wurden, so gebot dieß eine andere Rücksicht, als die Schonung gegen Denjenigen, welcher solcher Handlungsweise fähig war. Den Verirrungen des Menschen gegenüber das Zeugniß, das dem Künstler Wallis von Schick ertheilt wird, aus anderem Munde zu bestätigen sind wir gerne bereit. Der in den Schick'schen Briefen viel erwähnte (und auch in dem obigen genannte) Freiherr v. Uexküll hat die (als Manuscript für Freunde gedruckten) „Fragmente über einige neue Kunstwerke [von Eberhard Wächter], in Briefen eines reisenden Laien", Cöln, bei Peter Hammer, 1824, dem Vater Wallis („englischen Maler zu Florenz") gewidmet, und in der uns vorliegenden Zuschrift, womit Uexküll die Zusendung eines Exemplars an einen seiner Freunde begleitete, äußert derselbe: „auf Wallis ruht Wächters und Carstens' Geist." — Einige von jenem gemalte Landschaften, im Besitze des Hrn. Julius Schick und des Hrn. Fr. Kapff zu Stuttgart, sind redende Beweise von der Tüchtigkeit ihres Meisters.

nun mit seiner Maitresse seit sechs Jahren. Diß ist der Vater meines Mädchens; von dem kleinen Sohn ist zu fürchten, daß er seinem Vater nacharte. — — — Das Mädchen habe ich in vielen Lagen schon gesehen, und sie hat jede Probe bestanden. Die Hausleute und Jedermann, der sie sieht und auch näher kennt, heißt sie gut. Die Mutter lebt noch im Irrenhause; sie hat ihrem Manne ein ziemliches Vermögen und Güter zugebracht, die die beiden Kinder, wenn die Eltern ihrer Mutter todt sind, erben werden. Was sagt Ihr jezt? Ist es immer noch Euer Rath, meiner heftigen Liebe zu dem Mädchen nachzugeben? Verändert das nicht Eure Meinung?! Leider konnte ich bis jezt nichts Schlechtes an dem Mädchen ausfindig machen, was meine Liebe hätte niederschlagen können. Denn eben so wohl ihr Charakter als ihre Figur hat mich für sie gewonnen. Doch mache ich Euch keine Langeweile mit meinen Jeremiaden? Aus Euren letzten Briefen habe ich mehr als je Eure guten Herzen erkannt. Wie freut es mich, so gute Geschwister zu haben! Könnte ich Euch doch dasselbe Vergnügen mit meinen Briefen machen, als Ihr mir mit den Eurigen macht! Vor ein paar Tagen bekam ich aus Palermo in Sicilien einen Brief in Versen von einem Dichter, den ich in Rom gekannt habe; ich möchte aber Eure Prosa nicht um seine Verse vertauschen. Heinrich hat mich in seinem letzten Briefe ein paarmal recht herzlich lachen gemacht; er ist erzlaunisch abgefaßt und voll witziger guter Einfälle. Heinrich hat einen heitern Geist. Der Brief der Christiane war recht lieb und herzlich; sie rathet mir wie eine recht gute Schwester, wägt alle ihre Gründe hin und her, um einen richtigen Schluß zu ziehen. Der Schwager ehrt mich in seinem Briefe sehr, daß er ein so großes Zutrauen in meinen Charakter setzt und glaubt, daß ich mich in jedem Falle dem Verhältniß gemäß betragen werde. Wirklich habe ich auch jetzt alle meine Klugheit nöthig, um sie meinen Sinnen zur Gegenparthei zu setzen. Ich bin wie alle schwachen Menschen, habe auch Liebe nöthig; doch empfienge ich sie nicht in ihrem ungemessensten Grade, so wollte ich lieber ewig auf sie Verzicht thun. Ich empfinde, daß ich meinem Weibe mein ganzes Wesen, mein Glück, mein Leben schenken könnte, daß ich nicht die innerste Regung meines Gemüths vor ihr verborgen halten würde; aber eben dieselbe Hingebung wünschte ich von Seiten meines Weibes. Dieser hohe Grad von Liebe lebt aber nicht unter Menschen, er lebt nur in meiner Phantasie, und so wird es besser seyn, ich bleibe mit meinen Prätensionen zu Hause und gehe allein durch die Welt. In keiner Sache würde es mich so schwer ankommen, mich mit wenig zu begnügen, als in dieser. — — —

Schon zwei Monate hat es hier nicht geregnet; Italien ist ein himmlisches Land, jeden Tag finde ich das mehr. Lebt wohl, Ihr Guten, und schreibt mir der hergebrachten Sitte nach recht bald wieder. Mein jetziges

Gemälde wird ein Wunder gegen mein voriges werden. Wenn mir das keinen Ruhm zuwege bringt, so will ich auch weiter keinen mehr suchen.

Lebt wohl! Ich bin

Euer redlicher Bruder Gottlieb.

---

44. An dieselben.

Rom vom 28. Julius 1804.

Euren letzten Brief erhielt ich, als ich von einer Landreise, die ich mit Koch in die Sabiner Gebirge machte, wieder zurück in Rom ankam. Acht Tage war ich von Rom abwesend, und ich will Euch hier kurz erzählen, wie ich diese Zeit zugebracht habe. Von Rom aus gingen wir nach Tivoli, welchen Ort ich Euch schon einmal beschrieben habe. Wir trafen daselbst Landschaftsmahler von allen Nationen an, die sich dort, während sie ihre Studien machen, sehr belustigen; sie geben Concerte, führen Schauspiele auf u. s. w. Zwei Tage blieben wir in Tivoli, in welcher Zeit ich den Kopf so voll von Unterhaltungen über das Theater bekam, daß ich mich recht von dort wieder weg sehnte. Den Schauspielern war meine Abreise auch angenehm, weil ich ihnen nicht genug Zutrauen in ihre theatralischen Talente zu setzen schien. Den dritten Tag giengen wir durch das Gebirge nach Subiaco, welches Städtchen ohngefähr 14 Stunden von Rom entfernt seyn mag. Unterwegs kamen wir durch ein Dorf, welches uns durch seine äußerste Dürftigkeit sehr auffiel. Wir fragten nach einem Wirthshause, und man wies uns eines, als das beste im Dorfe, an. Es war ein schwarzes Loch, wo Menschen und Schweine zusammen logirten. Man konnte uns Nichts geben als weichgesottene Eier und Feigen; zum Essen hatten wir weder Messer noch Löffel — nur eine schlechte Gabel, einen Fetzen Tischtuch, als hätte ein Schwein sein Nachtlager darauf gehalten, einen Wein wie mit Essig und Galle gemischt. Ein Schwein kam ganz freundlich zu mir hergelaufen und wollte mein Gast werden. Der Seltenheit wegen ließ ich es auch an der Tafel Antheil nehmen. Die Armuth dieser Menschen übersteigt allen Glauben und brachte mich im höchsten Grade wider die Pfaffenregierung auf, die Schuld an allem diesem Elend ist. In Subiaco blieben wir einen halben Tag und sahen daselbst mehrere Gemälde, die dort in einem Kloster der Benediktiner aufbewahrt werden. Die Kirche dieses Klosters schreibt sich aus dem 10. und 11. Jahrhundert und ist sammt der Capelle in einen einzigen Felsen gehauen. Die Gemälde darinn sind Werke griechischer Meister, sehr schön und noch gut erhalten; ich zeichnete Mehreres darnach. Von

Subiaco giengen wir nach Olevano, welches durch seine schöne Gegend berühmt ist. Den andern Tag nach Valmontone, woselbst in einem Palast sich schöne Landschaften von Poussin befinden. Von Valmontone wollten wir nach Frascati gehen, giengen auch wirklich ab; aber kaum waren wir einige tausend Schritte, als uns ein fürchterliches Donnerwetter auf den Hals kam. Wir mußten die ganze Wuth desselben aushalten. Einmal fuhr der Blitzstrahl so nah über unseren Häuptern weg und von einem so betäubenden Schlag begleitet, daß wir beide wie eingewurzelt auf dem Fleck stunden. Den Koch sah ich an, der bleich im Gesicht wie ein weißes Tuch vor mir stand. Nach diesem ersten Gewitter kamen noch zwei andere, und wir wateten auf der Straße in einem Wasser, das uns wie ein Strom mit sich fortzog. Am Ende erblickten wir in der Ferne ein Wirthshaus; wir liefen in aller Eile darauf los und trafen zu unserem Glücke dienstfertige Leute an, die uns ihre Kleider gaben, damit wir die unseren am Feuer trocknen konnten. Hier saß ich nun in einem dicken Bauernhemde und hielt mein eigenes übers Feuer. Nachdem wir wieder trocken waren, wanderten wir weiter nach Frascati; daselbst blieben wir über Nacht, und den andern Morgen giengen wir nach Grotta Ferrata, woselbst sich Gemälde von einem sehr berühmten Meister befinden. Den folgenden Tag zogen wir wieder in Rom ein, nachdem wir einen großen Strich der Sabiner und Lateiner Gebirge gesehen. Wie angenehm war es mir, nach dieser mühseligen Fußreise in der großen Hitze wieder in mein altes Zimmer zu treten! Auch empfiengen mich die Leute vom Haus mit einer Freude, die mir selbst Freude verursachte; ich fand meine zwei Zimmer schön aufgeputzt, mein großes Gemälde zum Fenster gestellt, damit es gut austrocknen konnte, mein Bette weiß überzogen, und so im übrigen alles in einem besseren Zustand, als ich es verlassen. Ich dachte gleich an die Christiane, die auch immer so für mich besorgt war!

Euren Brief las ich noch am Abend meiner Ankunft in Rom. Aus vollem Herzen danke ich Euch für Eure warme Theilnahme an meinem unnatürlichen Zustand. Eurer Warnungen aber bedarf ich nicht so sehr, als Ihr vielleicht glaubt. Ihr werdet mich auch nicht als ein so albernes Bürschchen kennen, das nicht recht weiß, was es will. Seyd versichert, daß meine Leidenschaft nie so mit meiner Vernunft den Ausreiß nehmen wird. M—*) hat Euch die Geschichte von Wallis erzählt. Daß ich Euch diese Dinge ebensowenig würde geheim gehalten haben, habt Ihr schon durch meinen letzten Brief ersehen. Das ist es ja eben, was mich unglücklich

*) Ein deutscher Maler, der von Rom nach dem Norden zurückgekehrt, in Stuttgart die Familie Schicks besucht hatte.

macht, daß ich die Liebe in einem so unermeßlichen Grade fühle und ihr doch durchaus kein Gehör geben will. Darum machte ich auch die Landreise, die mir jedoch nur in mahlerischer Rücksicht nützlich war, aber meiner Liebe keinen Einhalt thun konnte. Ich stehe immer am alten Fleck und bin schon magerer geworden. Für meine Kunst dürft Ihr keine Furcht haben, die befindet sich recht wohl bei meiner Liebe. Es kommt ein innigeres Gefühl in mein Gemälde, dazu ein Anstrich von ernster Melancholie, der ihm (freilich nicht mir) sehr zuträglich ist. Ich bin sehr fleißig, das Bild zu übermahlen. Der erste Mahler in Rom ist mein Freund geworden, und wir besuchen uns wechselseitig und sagen uns unsere Meinung. Mein Anhang unter den deutschen Künstlern ist stark geworden; sie betrachten mich wie ihren Apostel. S— will deswegen schier vor Neid vergehen, wendet alles an, da er als Künstler mich nicht attakiren kann, meinem Charakter Flecken anzuhängen. Ich sage nichts über ihn und thue, als ob er sich nicht in der Welt befände. Was Euch M— sagte, daß ich keinen ächten guten Freund hätte, ist wahr! Ich habe wohl viele gute Freunde im weiteren Sinne des Wortes, Niemand aber, dem ich mein Herz öffnen könnte und möchte. Meiner Geliebten allein möchte ich es öffnen; zu dieser habe ich das vollste Zutrauen — sie ist so lieb und gut!

Wenn Euch aber M— auch sagt, daß der Vater Wallis schlechte Absichten mit mir hätte, daß er mich durch die Liebe seiner Tochter in die Falle locken wollte, oder daß er durch diese Liebe meine Fortschritte in der Kunst schwächen wollte, so ist das lächerlich. Wallis ist, obschon ihn seine Leidenschaften zu großen Verirrungen verleitet haben, doch ein Ehrenmann, der es für die Erziehung seiner Kinder an Nichts fehlen läßt und sie zärtlich liebt, der auch nicht nöthig hat, an das Unterkommen seiner Kinder zu denken, weil sie von den Eltern seiner Frau eine gute Erbschaft zu erwarten haben. Dazu ist er sehr stolz und thut sich auch was auf seine Tochter zu gut, hält sie immer zu Hause, oder wenn sie ausgeht, ist es mit ihm. Auch ist Wallis sehr berühmt, und würde, da er sich selbst seines eigenen Verdienstes bewußt ist, seine Tochter keinem Unverdienten geben. Wenn M— sagt, daß kein Deutscher mit ihm umginge: was will das heißen? Muß denn Wallis mit Deutschen umgehen, oder müssen Deutsche mit ihm umgehen? Er findet es (wie ich auch) unwürdig, sich in dem großen Misthaufen der Künstler zu wälzen. Er hat sich (wie ich auch) die besten zu Freunden ausgesucht, und hat überdieß noch Umgang mit den ersten Familien der Stadt. Da schreien dann freilich die kleinen Leutchen, daß man sie nicht bemerken will. — — —

Lebt wohl, Ihr Guten! Bleibt Ihr mir nur, so habe ich Freunde genug.

Euer treuer Bruder Gottlieb.

Wenn Ihr denkt, daß es Hrn. Professor Dannecker besonders interessant ist, meine Briefe zu lesen, so gebt sie ihm in Gottes Namen; nur bittet ihn sehr, daß er mein Geheimniß nicht aussage. Es weiß es Niemand auf der Welt außer Euch, und es thut mir von ganzem Herzen leid, daß Christiane sich gegen den M— verlauten ließ, daß sie etwas um meine Liebschaft wüßte. M— vermuthete blos, daß, weil ich in das Haus von Wallis käme, ich dem Mädchen die Cour machte; er wußte aber nichts Gewisses. — — —

Christiane wird geglaubt haben, ich werde mich nun über Hals und Kopf verheirathen. Glaubt nur, M— ist eher eines so dummen Streichs fähig, als ich. Uebrigens ist es immer noch besser gethan, die gute Tochter eines schlechten Vaters, als die schlechte Tochter eines guten Vaters zu heirathen.

Mir thut es wehe, wenn mein Mädchen so mit heiterer Stirne und Augen mir entgegen kommt, mich so unverwandt in's Auge faßt; ich sehe, wie sie ohne alle böse Ahnung sich dem süßen Gefühl überläßt, nur ein wenig ernster ist, wenn ich einmal nicht zu rechter Zeit komme. Was soll ich ihr sagen? Könnte ich ihr wohl etwas anderes sagen, als daß ich sie liebe? Soll ich aus dem Hause ziehen und sie nicht mehr sehen? Doch muß ich diese Kette zerreißen! — Ich mußte die Liebe kennen lernen, um ihre Bitterkeiten zu genießen.

---

45. An Dannecker.

Rom den 4. August 1804.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Zwei Briefe habe ich Ihnen zu beantworten: den ersten, den Sie mir unter dem 1. Juni geschrieben, und einen zweiten ohne Datum, den ich vor zwei Tagen erhalten habe. Im ersten Briefe äußern Sie sich auf eine Frage, die ich zu Anfang, als ich mein Gemälde zusammensetzte, an Sie machte. Es ist diese: ob ich bei dem Opfer des Noah den Gott Vater selber sollte erscheinen lassen, oder nicht? Ihre Antwort: daß ich ihn weglassen sollte, daß Ihnen ein Gott Vater gemahlt viel zu menschlich aussähe, kam mir so spät, daß ich mein halbes Gemälde mit Gott Vater und vielen Engeln schon untermahlt hatte. Ihr Rath machte mich mißtrauisch gegen meine eigene Idee, und ich fragte deswegen Jedermann, der zu mir kam: ob ich nicht besser thäte, meinen Gott Vater mit seinen Engeln wegzuwischen? Niemand wollte das haben, weil sie glaubten, daß mir die Gruppe des Gott Vaters mit seinen Engeln beinahe am besten gelungen wäre. So erlaubte ich denn dem Gott Vater, auch bei der Scene zu seyn. Das ganze

Gemälde ist nun untermahlt, und eine Figur bis auf die Füße auch schon übermahlt. Modell habe ich noch sehr wenig gebraucht, und es ist auffallend, wie viel besser dasjenige wird, was ich aus der Idee mahle. Wenn ich nach der Natur mahle, so geschieht es mir immer, daß ich mich zu ängstlich befleißige, alle und jede Besonderheiten meines Gegenstandes anzudeuten, so daß ich darüber die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehle. Freilich ist auf der andern Seite auch ein Abgrund; man kann sich diese Idee auch aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens, nach seinem weitesten Umfange, zusammensetzen, da man sie vielmehr von dem lauteren Begriffe, der sich blos in der Vorstellung der Seele findet, hernehmen sollte. Je weiter ich in die Kunst sehe, je tiefer und höher wird sie mir. Wie mir, müßte einem Wettläufer zu Muthe seyn, dem man das Ziel, wenn er recht nahe daran käme, auf einmal aus dem Boden risse und weiter hinaussteckte. Doch daß ich nicht vergesse, Ihren ersten Brief vollends zu beantworten. Es freut mich sehr, daß Sie Ihre Ariadne lebensgroß in Marmor ausführen wollen. Die Bestellung, die Sie durch mich an Keller wegen des dazu nöthigen Blocks Marmor gemacht, habe ich gleich den andern Tag, nachdem ich Ihren ersten Brief erhalten, an denselben gebracht. Unterdessen und noch vorgestern ging ich zu ihm. Keller hat an seinen Associé nach Carrara deswegen geschrieben und ihm recht ausdrücklich gesagt, daß er in der Wahl des Marmors gewissenhaft sey. Keller erwartet deswegen Antwort von einem Tag zum andern. Er verspricht Ihnen einen Marmor ohne Flecken, und sollten fünf bis sechs Stücke darüber zu Grunde gehen, und will Ihnen denselben nach Livorno liefern. Könnte ich doch mehr bei der Sache helfen, damit Sie schnell bedient würden! *)

Und nun komme ich zu Beantwortung Ihres zweiten Briefes. Wie ungern, können Sie mir kaum glauben! Das Geheimniß steckt so tief in mir, und die Scham über meine Schwachheit macht mich so blöde, daß es mir schwer wird, sie Ihnen, meinem liebsten achtungswerthesten Freunde in Stuttgardt, zu gestehen. Was aber meine Verwandten, aus lauter Zärtlichkeit und Liebe für mich, Ihnen entdeckt haben, ist so arg noch nicht, als sie es machen. Ich habe meinen Kopf noch nicht verloren, und ich glaube auch nicht, daß meine Leidenschaft mit meiner Vernunft davon fliegen wird. Verliebt bin ich, und das tüchtig, das muß ich leider gestehen; aber daß ich mich deswegen gleich über Hals und Kopf verheirathen muß, ist noch keine

*) In einem weiteren Schreiben an Dannecker, aus Orvieto vom 19. August (vergl. den Brief an die Geschwister, Nr. 46, von dem gleichem Datum) theilt Schick die Abschrift eines Briefes mit, den er eben vor seiner Abreise aus Rom von dem „Bildhauer" Keller in der fraglichen Angelegenheit erhalten, und bittet aus Anlaß des Briefes um weitere Befehle.

Folge davon. Wenn es Sie interessirt, meine Briefe zu lesen, die ich, so lange ich diese Leidenschaft nähre, an meine Verwandten geschrieben, so werden Sie sehen, daß es nie mein Wille war, diese Liebe ruhig in mir fortkeimen zu lassen, sondern daß ich gleich im ersten Briefe geschrieben, daß ich schlechterdings mich von dieser Leidenschaft befreien müßte. Das ist nun freilich bald gesagt; aber das zu thun — ich strenge alle meine Geisteskräfte dazu an, aber nur sehr langsam komme ich damit weiter. So weit bin ich gekommen, daß ich Abends mein Mädchen nicht mehr sehe. Ich verspreche Ihnen feierlich, daß ich all' mein Möglichstes thun will. Mein ganzes Wesen wird wohl darunter leiden, denn diese Liebe ist meinem ganzen Wesen einverleibt. Wunden werde ich meinem Herzen dadurch machen, die nie — gewiß nie — wieder geheilt werden können. Denn nach diesem Mädchen werde ich keine andere mehr lieben können. Ewig wird ihr Andenken in meiner Seele haften bleiben, und die Zeit wird es eher schärfen als mindern. Ich habe Unrecht gethan, meine Augen von einem todten Bilde zu einem lieblichen lebendigen zu erheben. Meine Mahlerei hätte mein Alles, mein ganzes Glück ausmachen sollen, dazu bin ich in dieser Welt beschieden, zu nichts Anderem! Bin ich so glücklich, wieder in meine gehörige Sphäre zu kommen, so will ich blind für alle übrigen Weltgeschäfte seyn und wie ein Mönch in meiner Kunst leben. Immer war ich zur Traurigkeit und Melancholie geneigt, und das stille, fromme Rom bestärkte noch meinen Hang. Die Welt habe ich ziemlich genug gesehen und ziehe mich nun gern in mich selbst zurück. In die Welt der Künste und Wissenschaften möcht' ich jezt dringen und durch die Bildung aller meiner Geisteskräfte mich einer höhern Existenz würdig machen. Schreiben Sie mir doch bald wieder und trösten damit

Ihren dankbaren Freund Schick.

---

46. An die Geschwister.

Orvieto den 19. August 1804.

Mit vieler Mühe brachte ich hier endlich Papier, Feder und Tinte zusammen. Seit sechs Tagen bin ich in Orvieto und zeichne nach berühmten Gemälden, die sich im hiesigen Dome befinden, nebst zwei andern Künstlern, die mit mir hierher gereist sind. Die Hauptursache meiner Reise war, den Reizen meines Mädchens zu entfliehen. Ich bin Euch hier um ein Gutes näher; Orvieto liegt zwischen Florentz und Rom. Es wächst ein herrlicher Wein hier, der dem Champagner ziemlich nahe kommt. Davon trinke ich ziemlich viel (die halbe Maaß mag ohngefähr auf 6 Kreutzer unseres Geldes

kommen); davon trinke ich, um mein Mädchen, Euch, mich und Alles, was mir sonst in der Welt lieb ist, zu vergessen. Hier erhielt ich einen Brief von Keller nebst dem Einschluß des lieben Schwagers, einen andern von M— und noch einen andern von Uexküll. Dieser Letztere schreibt mir: „Ich bitte Sie als Freund, als wahrer Freund — machen Sie ja keine Plane, Rom zu verlassen und sich in Stuttgardt zu setzen. Sie würden hier in dem undankbaren Boden so zu sagen nur moralisch verbauern. Was wollen Sie in einem Lande machen, wo man Wächter verhungern läßt und einen Seele belohnt, wo dieser despotisch über die Künste herrscht, wo kaum vier Personen sind, die Sinn für Ihre Talente haben!" Und weiter schreibt er mir: „In den letzten Blättern des Freimüthigen ist ein Brief eines Künstlers aus Rom, worinn Ihrem Bilde alle Gerechtigkeit wiederfährt. Es wird hier der Freimüthige höherer Orten gelesen. Es sollte Eindruck machen; allein diß prallt an den Intriguen geringerer Menschen ab." Das sind also meine Aussichten, wenn ich einmal in mein Vaterland zurückgehen wollte — ich werde aller Orten eher geschätzt werden, nur muß ich nicht in meine Vaterstadt kommen. Frankreich, Italien, England würden vielleicht zu seiner Zeit mit mir prahlen; aber Deutschland wird meine Verdienste nicht erkennen, und das deswegen, weil ich ein Deutscher bin. Es muß ihnen erst eine fremde Nation sagen, was an mir ist; eher werden sie meinen Talenten nicht über die Schwelle trauen. So liebt der Deutsche seine Nation. — Diß soll mich indessen nicht abhalten, meine äußersten Kräfte anzuwenden, um die höchsten Sprossen meiner Kunst zu ersteigen. Ich will wenigstens Belohnung, Aufmunterung, Achtung von unserem Fürsten verdienen, wenn ich sie auch gleich nicht erhalte. Die Aufnahme des Gemäldes, das ich ihm schicken werde, muß zeigen, ob ich einmal in Stuttgardt unter Euch leben werde oder nicht! — — —

In vier Tagen werde ich wieder von hier nach Rom abreisen und meine Emilie mit eben dem Auge wiedersehen, wie ich sie verlassen habe. Es ist mir bange auf ihren Anblick; ich glaubte durch die Entfernung meine Leidenschaft zu mildern, aber ich habe mich betrogen. Ja! wenn die Zeit nicht mitleidiger mit mir ist, so bin ich verloren. Umsonst würde ich versuchen, Euch meinen Gemüthszustand zu schildern; ich kann nur sagen, daß er wie Ebb' und Fluth im Meere ist. Gesund bin ich Gottlob noch immer; auch bin ich in Orvieto wieder stärker geworden, weil hier reine Bergluft ist.

Bis nächsten Monat wird Gottlob zu Euch kommen. Könnte ich es doch ahnen, wenn er bei Euch eintrifft, damit ich mich auch mit Euch freuen könnte! — — — Vor ohngefähr drei Wochen stellte der erste Mahler von Rom, der auch mein guter Freund ist (er heißt Camuccini) ein großes Gemälde aus. Ganz Rom lief hinzu, es zu sehen. Hier zeigte sich aber etwas,

was mir das höchste Vergnügen verursachte: es zeigte sich, daß ich schon einen großen Anhang unter den Künstlern habe. Viele behaupteten nehmlich, daß mein Gemälde, obgleich nur untermahlt, doch schon unendlich besser wäre, als das von Camuccini. Sehr Viele machen mir schon den Hof, halten mich für den Phönix der Mahlerei, suchen meine Art des Vortrags, meinen Styl, alles von mir sich zu eigen zu machen, und ich kann sagen, daß ich schon hier in Rom eine eigene Schule bilde. Jeder will, daß ich seine Arbeiten sehen und beurtheilen soll. — — — Wenn ich wieder in Rom angelangt seyn werde, will ich Euch wieder schreiben. Hier bin ich gar nicht in der Ordnung, und das werdet Ihr dem Brief auch gar wohl anmerken. Wie freue ich mich, mein Gemälde wieder zu sehen, und wie soll mir die Reise, die ich hieher gemacht habe, dafür nützen!

Aus den Mahlereien, die hier sind, haben die ersten Größen italienischer Künstler geschöpft. Lebt wohl, Ihr Lieben, Guten, Braven! Ich bin

Euer ehrlicher Gottlieb.

Ich habe Euch den Brief blos geschrieben, damit Ihr nicht in Furcht um mich bleibt und nicht glaubt, ich hätte aus Liebe einen dummen Streich gemacht und mich erschossen oder gar verheirathet. Uebrigens soll er für Nichts gelten.

---

47. An dieselben.

Rom vom 22. September 1804.

Dieser Brief geht auch zugleich an Gottlob. Meine Rechnung auf seine Ankunft ist nun zu Ende. Viel tausendmal sey er mir in Stuttgardt gegrüßt! Ich wünsche ihm und Euch andern lieben Geschwistern, daß Ihr durch seine Gegenwart an Freude und Zufriedenheit gewinnen möchtet. Wie gern würde ich ein paar Tage unter Euch zubringen, theils um Euch wieder zu sehen und auch sprechen zu hören, theils um mich in meiner jetzigen Lage ein wenig zu vergessen. Ich bin jezt so düster, als ich nie war. Meine äußersten Kräfte habe ich angestrengt, um mich von meiner Zaubererin los zu machen. Ich habe gesucht, Verdruß mit ihr zu bekommen. Da aber diß auf keine Art möglich war, so mußt' ich einen Vorwand meiner Unzufriedenheit mit ihr bei den Haaren herbeiziehen. — Ich gab ihr (da sie lange über den Tod ihrer Mutter weinte und traurig war, mir selbst aber kein Wort klagte) Schuld: sie hätte kein Zutrauen zu mir, sie liebe mich nicht, da sie mir keine ihrer Empfindungen in Worten mittheile. Auf alles dieses antwortete sie mir gelassen; da ich aber hernach ihr sagte, daß ich mich

unglücklich fühle, ihr Haus betreten zu haben, daß ich Gelegenheit wünschte, mich vom Mittagessen bei ihrem Vater lossagen zu können, um sie nie wieder zu sehen — da wurde sie empfindlich und sagte: sie wollte mir selbst behülflich dazu seyn, sie wollte sich alle Mühe geben, mir nicht zu begegnen, sie wollte mich nie ansehen, ich sollte das Nehmliche thun. Da waren wir nun geschieden, und es sind bereits acht oder neun Tage, daß ich sie nicht ansehe, nicht spreche. Sie hielt aber nicht so gut Wort wie ich. Schon das Ansehen konnte sie nicht lassen; sie sah mir immer so mitleidig in's Gesicht, war so traurig (zuweilen kamen ihr Thränen in die Augen), daß mir ganz schwül um's Herz wurde. Doch blieb ich immer fest. Endlich sah sie mich nach einigen Tagen wieder freundlicher an, suchte mir auf allen Wegen zu begegnen, und gestern Nacht, da ich mit einem Freunde von Wallis aus dem Zimmer kam und sie uns auf die Treppe leuchtete, warf sie mir beim Hinausgehen zur Thüre eine Blume in den Hut. Was soll ich nun jezt wieder machen? Immer noch ein Gesicht schneiden, unempfindlich seyn gegen das Mädchen, das ich in so vielen Lagen immer den liebenswürdigsten Charakter behaupten sah? Doch höre ich davon auf, daß ich nicht den ganzen Brief mit dieser einzigen Materie anfülle.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Tieck aus Weimar (Gottlob kennt ihn); er schreibt mir: daß er bis auf nächsten Merz ganz gewiß in Rom eintreffen werde. Die Nachricht war mir sehr angenehm. Dieser Tieck*) war in Paris mein bester Freund und wird es nun auch, wie ich hoffe, in Rom bleiben. Noch einen andern Brief erhielt ich aus Weimar von einem Gelehrten, den ich in Rom kennen gelernt habe. Er schreibt mir, daß mein Name in Weimar und Jena in Vieler Mund wäre, und daß man sich große Dinge in Hinsicht der Kunst von mir verspreche. Vor zwei Tagen erhielt ich einen dritten Brief von Uexküll aus Venedig, vom 15. September; er wird bis den letzten dieses Monats mit seiner Reisegesellschaft hier eintreffen. — — — In sechs Tagen werd' ich ihn also hier sehen. Auch einen Brief von Euch wird er mir mitbringen. Vielleicht hat schon Gottlob daran geschrieben, doch das ist ungewiß. — — — Unser Erbprinz ist vor ein paar Tagen hier angekommen; er hat sich aber nur einen halben Tag hier aufgehalten und ist sodann nach Neapel gereist. Auf der Rückkehr wird er wohl länger in Rom sich aufhalten, und man sagt hier, daß er viele Gemälde kaufen würde, um nach seines Vaters Tode eine gute Gallerie in Stuttgardt zu bilden. — — — Mein Gemälde rückt langsam weiter; vier Figuren sind schon übermahlt. Mein trüber Humor hindert mich ein wenig im Arbeiten; zudem habe ich wirklich nicht so viel Appetit, weniger

*) Der Bildhauer, Bruder des Dichters.

Schlaf — der Himmel möge diß Alles noch zum Besten wenden und dem Allem einen guten Ausgang verleihen. Amen!

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

---

48. An dieselben.

Rom vom 12. October 1804.

Euch zu sagen, daß mir Euer letzter Brief sehr angenehm war, würde, was ich nach dessen Erbrechung fühlte, sehr schlecht ausdrücken. Ich sage Euch, daß ich bei Erblickung von Gottlobs Hand einen elektrischen Schlag bekam, als hätte er mich, wie Christiane, selbst leibhaftig überrascht. Meine Freude mehrte sich, je weiter ich in seinem Briefe las. Er hat Zutrauen zu mir, und das ehrt mich — er rathet mir als Freund und Bruder, und ich danke ihm dafür herzlich, denn ich fühle, daß man sich im Augenblicke der vollen Leidenschaft nicht mehr selbst genug ist. Bis jezt habe ich ihr die Zügel noch immer gehalten, und das war gewiß kein kleiner Triumph meines Geistes über meinen Körper. Deswegen will ich aber nicht gesagt haben, daß blos mein Körper mich an dieses Mädchen fesselt; ich würde damit dem lieben Mädchen sehr Unrecht thun. Denn mehr ihr liebenswürdiger Charakter als ihre äußere Schönheit hat mich in sie verliebt gemacht. Eine Beschreibung desselben würde nur zu sehr in's Lange gehen; doch Einiges muß ich davon sagen, denn es ist so gar eigen. Des Morgens, wenn es kaum Tag wird, steht sie auf, füttert ihre Tauben, ihre Hühner, Hunde, Katzen und Schildkröten, nachher richtet sie dem Vater das Frühstück zu. Nachdem alles das geschehen, steht erst die übrige Familie auf. Sie selbst frühstückt nicht oder höchstens nur ein paar Feigen, einen Granatapfel oder eine Traube. Beim Mittagessen, bei dem sie servirt, ißt sie auch so wenig, daß ich nicht begreife, wie sie leben kann. Alles, was für Leckerbissen gilt, ißt sie nicht — nur Suppe und Gemüse; des Nachts ißt sie wieder Nichts, oder wenn es hoch kömmt, eine Frucht. Sie hat durchaus keine Freude weder an Bällen noch öffentlichen Promenaden, kommt nie weder in Concerte noch Schauspiele. Nachts erwartet sie ganz allein den Vater bis lange nach Mitternacht, bis er von Conversationen oder Schauspielen nach Hause kehrt, kommt ihm bis auf die Straße mit dem Licht entgegen. Nachts, zu allen Stunden, wird sie von ihrem Vater gerufen; sie muß ihm Licht machen, daß er entweder schreiben oder lesen kann, denn er hat einen unruhigen Schlaf. Des Winters ebensowohl muß sie des Nachts aufstehen, ihm Licht machen,

Feuer machen, ihm sogar zuweilen etwas kochen. Mit diesem Allem zieht der Vater den jungen Sohn dem Mädchen vor, weil dieser dem Vater zu schmeicheln weiß, das Mädchen aber ihrer Natur nach so gerade ist, daß sie, wenn der Vater so viele Lügen predigt, beinahe nicht unterlassen kann, ihm zu sagen, er irre sich. Auf diese Art zurückgesetzt, muß sie auch noch die Dienerin ihres Bruders machen. Doch kommt nie eine Klage aus ihrem Munde. Nie hat sie üblen Humor; immer ist ihre Stirne gleich eben, und das freundlich-glänzende Auge wird nie trübe. Gerade geht sie ihren Weg, will nie scheinen, hat nicht diese falsche Empfindung, die unsern deutschen Schönen nach Lesung so vieler rührenden Romane eigen ist. Sie ist, was sie scheint, und scheint, was sie ist. Hier will ich aufhören, damit nicht wieder der ganze Brief von dieser für mich so ergiebigen Materie angefüllt wird.

Uexküll und Hofrath Flattich, Griesinger und Linckh *) sind nun etwas über eine Woche hier. Uexküll und Flattich gefallen mir wohl, und ich genieße öfters einen vergnügten Abend in ihrer Gesellschaft. Doch füllen sie den leeren Raum in meinem Herzen noch nicht aus. Flattich ist ein Mann von vielen Kenntnissen und von vielem Geist und Witz. — — — Schwager Erbe sagt mir in einem der Briefe, daß mein Gemälde aus der Gallerie in eines der Wohnzimmer des Herzogs gekommen wäre; Uexküll aber behauptet, daß es durch Dillen und Seele **) bei dem Fürsten so herabgesetzt wurde, daß es dieser aus der Gallerie heraus in ein Nebenzimmer stellen ließ. Mir ist das gleichgültig; sie mögen es in den Ab— stellen. Ich weiß nicht, ob ich weitere Rechnung auf Stuttgardt machen soll, ob ich nicht besser thue, meine Laufbahn frei durch die Welt zu verfolgen. Wenn ich mein großes Gemälde schickte, würde es nur ein Zankapfel seyn, zwischen Hetsch und Seele geworfen, als ob ich den beiden ihren Ruhm entreißen wollte. — — — Ich muß endigen; ich habe einen Besuch bekommen. Lebt wohl, Ihr Lieben, Guten, und schreibt mir bald wieder! Ich bin und werde immer Euer ehrlicher Bruder Gottlieb bleiben.

*) Die drei Letzteren Landsleute des Ersteren; Linckh (aus Cannstatt), derselbe, der später mit einigen andern Künstlern und Archäologen die Statuen vom Tempel zu Aegina entdeckte.

**) Der Erstere (später Graf Dillen) ein einflußreicher Günstling des Churfürsten (späteren Königs) Friedrich.

49. An dieselben.

Rom vom 27. October 1804.

Euren großen Brief vom 7. dieses habe ich erhalten und schon mehrmal mit großer Andacht gelesen. Mich rührte die Herzlichkeit, mit der Ihr mich warnt, mir rathet und mich tröstet. Doch bitte ich Euch: nehmt die Sache nicht allzu ernsthaft, laßt Euch in Euren Vergnügungen durch traurige Nachrichten von mir nicht stören. Denkt an mich, wenn Ihr meine Briefe lest, oder sie beantwortet, aber weiter nicht. Mein Schicksal wird um Nichts leichter, wenn es auch Euch beschwert. Gottlob schreibt mir, daß er vermuthe, daß der Vater des Mädchens unter der Sache stecke. Daß diß aber der Fall nicht ist, habe ich den Beweis in Händen. Seine Maitresse hat uns beide (das Mädchen und mich), als wir ganz allein und unbemerkt zu seyn glaubten, in dem Augenblicke, da ich ihre beiden Hände in den meinigen hielt und sie gerade küssen wollte, überrascht. Die Maitresse sagte weder mir noch dem Mädchen ein Wort; aber als ich fortgegangen war, fuhr sie über meine Geliebte her und hielt ihr eine strenge Strafpredigt, verbot ihr, weder in Zukunft zum Fenster hinaus in den Hof zu sehen, noch auf die Treppe zu gehen, auch so lange ich bei ihnen wäre, nicht von ihrer Seite zu gehen, um es ihr unmöglich zu machen, mich unter vier Augen zu sehen. Jedoch entschlüpfte sie einmal, um mir dieses zu sagen, und äußerte die größte Furcht, weil die Maitresse ihr bei jeder Gelegenheit drohe, die ganze Sache ihrem Vater zu verrathen. Auf diese Art sehe ich sie blos noch beim Mittagessen, nie unter vier Augen mehr. Gottlob glaubt: ich könne das Mädchen nicht recht nach ihrem Charakter beurtheilen, weil ich in sie verliebt wäre. Aber was ist es denn, was mich in sie verliebt gemacht hat? Ihr Gesicht und ihre Figur kann es nicht seyn; denn darin wird sie von Tausenden hier übertroffen. Sie ist nicht schön. Ihr engelreiner Charakter ist es, was mich anfangs interessirt, und da ich diesen Charakter alle Proben bestehen sah, in sie verliebt gemacht hat. Wenn es auch so weit kommen sollte, daß ich ihr von Heirath spräche, wovon noch kein Wort von mir in ihrem Beiseyn über meine Lippen gekommen ist, so würde es auf die Bedingungen geschehen, wie es mir Heinrich in seinem Briefe rathet; auch nur auf diese Art würde ich bei ihrem Vater um sie anhalten. Denn Euch, leibe Geschwister, muß ich wieder sehen, und wenn ich auch selbst einmal nicht in Stuttgart lebe, so muß es doch so nahe seyn, daß ich mir öfters das Vergnügen machen kann, einige Wochen Euren Umgang zu genießen.

In meinem Gemälde sind jezt sechs Figuren übermahlt. Uexküll rathet mir, es dem Herzog von Weimar zu schicken, und auch auf die Gemälde-

Ausstellung in Berlin. Oder wenn ich es unsrem Churfürsten schickte, solle ich einen Preis machen. — — — Heinrich's letzter Brief war wieder recht drollig abgefaßt. Der glückliche Mensch hat eine Welt von guter Laune in sich; er könnte mir viel abgeben und bliebe noch reich genug. Den Heinrich beherrscht keine Leidenschaft, die er nicht befriedigen könnte; ich aber bin von zwei der schrecklichsten gequält, der Liebe und dem Ehrgeize. Von beiden sehe ich noch keine Befriedigung für mich. Ein Franzose hat hier ein sehr schönes Bild gemahlt, und nun quäle ich mich und schwitze, um ihm das meinige an die Seite zu setzen und ihm seinen Ruhm wenigstens zur Hälfte rauben zu können. Ein böser Dämon flüstert mir unaufhörlich zu: es ist besser todt seyn, als ohne Ruhm leben. Meine Vernunft sträubt sich gegen diese Stimme; sie sagt mir, daß diese Leidenschaft (die Ruhmsucht) einem rinnenden Gefäß gleicht, wo alles, was man einschüttet, wieder unten hinausläuft. Und doch hilft das alles nichts, und ich sehe wohl, daß Vernunft die Leidenschaft mildern — aber nicht besiegen kann.

Wie die Streitigkeiten zwischen Hof und Land sich noch endigen werden, bin ich sehr neugierig zu erfahren. Hofrath Flattich hat mir viel davon erzählt. Erbe wird von der Unterhaltung seiner Gäste über diesen Gegenstand viel auszustehen haben, denn ich denke, man spricht jezt über nichts Anderes bei Euch, denn die Stuttgardter haben von jeher gern politisirt und gekannegießert. — — — Ich küsse Euch alle und bin ewig

Euer ehrlicher Gottlieb.

---

50. An dieselben.

Rom vom 10. November 1804.

Schon wieder komme ich Euch mit einem Briefe über den Hals. Ihr müßt Geduld haben, da Ihr einmal eingewilligt habt, alle vierzehn Tage einen von mir zu empfangen. Mich erleichtert es, in meiner Abwesenheit wenigstens doch in Briefen mit Euch reden zu können und Euch alles das zu sagen, was ich keinem meiner Freunde in Rom anvertrauen möchte. Wäre Gottlob bei mir hier, wie er es in Paris war, wie ganz anders wollt' ich seinen Umgang benutzen! Damals war ich aber vom Leichtsinn des Pariservolks so angesteckt, daß ich nichts Solides weder denken noch machen konnte. Weder Gutes noch Schlimmes konnte mich rühren, leicht hüpfte ich über Alles hinüber — und jezt bin ich das Gegentheil von allem Diesem, Alles trifft mich bis in's Innerste, Alles sehe ich dunkel,

und wenn ich dem Ursprung dieser Situation nachgehe, von der Zeit an, da ich meine Hoffnungen auf das Mädchen in —ingen auf eine so schmähliche Weise vereitelt sah. Diß flößte mir zuerst Mißtrauen in die Aeußerungen der Menschen und besonders die des andern Geschlechts ein, so daß ich nun auch bei meinem jezigen Mädchen, so viele Beweise einer wahren Zuneigung sie mir auch gegeben, immer noch Mißtrauen in die Aechtheit ihrer Empfindungen setze. Ich sehe sie jezt nur beim Mittagessen, und auch da gibt sie ihre Liebe oft auf eine Art zu erkennen, die mich in die größte Verlegenheit sezt. Bald, indem sie mich betrachtet, läßt sie das Besteck aus der Hand fallen; bald, wenn ihr Vater mit ihr spricht, hört sie nicht; wenn ich sie ansehe, wird sie feuerroth, so daß ich es fast nicht mehr wagen darf, über Tisch nach ihr hinzusehen. Mir gibt sie Teller und vergißt die Andern, stellt Pfeffer und Salz und Senf und Essig und Oel, Alles vor meinen Platz hin, nimmt nie Antheil an der Unterredung, außer wenn ich mitspreche. Alle diese und dergleichen andere Merkmale verrathen den Andern ihre Liebe zu mir nur gar zu deutlich. Uebrigens ist es aber noch von keinem Theil zu Aeußerungen gekommen.

Unser Erbprinz ist vor ohngefähr acht Tagen hier angekommen; ich war bei ihm, und vorgestern war er auch bei mir; ich höre, er kehre wieder nach Paris zurück. Uexküll ist mit Rom sehr zufrieden und Rom mit ihm; alle Menschen, die in Umgang mit ihm kommen, interessiren sich für ihn. Ich wünschte auch für mich, daß er sich länger hier aufhielte, denn die Stunden, die ich mit ihm zubringe, zähle ich unter meine angenehmen. Auch Flattich ist ein herrlicher Mann; er wird in einigen Tagen von Neapel zurückkommen und dann nach acht Tagen, die er noch in Rom zubringen wird, nach Stuttgart zurückreisen. Griesinger ist auch nach Neapel gereist. — — — Von meinem Gemälde sind jezt acht Figuren so ziemlich übermahlt. Ich habe seit ohngefähr vierzehn Tagen wieder einen Schritt in der Kunst vorwärts gemacht. Was ich in diesen Tagen gemahlt habe, ist besser als das Frühere und sticht ziemlich dagegen ab. Diesen Winter will ich noch ein für meine Kunst höchst nothwendiges Studium vornehmen: ich will in einem Spital die Anatomie am todten Körper studieren. Die Gründlichkeit dieser Kenntnisse fehlt mir noch, und so sauer es mir ankommt, an todten Leichnamen herum zu schneiden, so ist es doch zu nothwendig, als daß ich mich dagegen verstocken könnte. Auch hinlängliche Kenntniß der Perspektive fehlt mir noch. Dafür ist aber schon gesorgt; ich kenne einen Italiener, der sich bemühen will, mich in diesem Zweige der Kunst weiter zu bringen. Um als Künstler sich über das Gemeine zu erheben und sich einen Namen auf ewige Zeiten zu machen, gehört unendlich viel. Die Kunst ist so hoch und so breit und so tief, daß kein Ende abzusehen ist, und es wäre mehr als

ein kurzes Menschenleben nöthig, um darin mit allen natürlichen guten Anlagen zur Vollkommenheit zu gelangen. Die Wege sind dunkel und krumm, und nur mit der Fackel des Genius findet der Kunstjünger den Weg. — — — Ihr werdet wohl auch schon von der Pest in Malaga wissen — sie ist nun durch Schiffleute auch nach Italien gekommen, und es starben bereits viele Menschen in Livorno, Genua und Florenz. Man hat jezt einen Cordon um den Distrikt gezogen, wo die Pest wüthet. Es wird viel seyn, wenn sie nicht auch nach Rom kommt. Nicht genug, daß der Krieg so viele Menschen wegrafft, muß auch noch die Pest kommen! Das arme Rom befindet sich nun ohne seinen heiligen Vater. Das erstemal, daß ein Papst dem Monarchen nachgeht, den er krönen soll. — — — Die andere Woche muß ich einen Brief von Euch erhalten, oder Ihr seyd nicht in der Regel. Vermuthlich erfahre ich im nächsten Brief, wie sich Gottlob in Stuttgardt eingerichtet hat. Descamps läßt ihn vielmal grüßen. — — — Vielleicht interessirt es den Bruder, zu hören, daß der Sänger Parlamagna und seine Signora, die in Paris im italienischen Theater gesungen, sich diesen Winter hier in Rom aufhalten und im Theater della Valle fleißig singen. Das hiesige Publikum ist ganz bezaubert von der Stimme des Parlamagna. — — — Es war heute [den 10. Nov.] ein herrlicher Sommertag, wie Ihr wohl keinen gehabt haben werdet. Könnte ich nur einmal, wenn ich abreise, das Clima mit mir nehmen, ich könnte Stuttgardt ein herrliches Präsent damit machen. Lebt tausendmal wohl!

---

51. An dieselben.

Rom den 25. November 1804.

Ich schreibe Euch in aller Schnelligkeit in Uexkülls Zimmer, der morgen früh abreist. Ich hätte Euch so gern Etwas zum Andenken mitgeschickt; allein Uexküll entschloß sich so schnell zu seiner Abreise, daß mir nicht die Zeit dazu blieb. Das nächstemal (denn er wird im April des nächsten Jahrs wieder kommen) will ich es thun. Euren Brief vom 5. November habe ich heute erhalten. — — — Ihr alle seyd zu gut; Ihr schreibt mir von meiner eigenen Lage, Ihr rathet mir, tröstet mich, und vergeßt dabei, daß mir sehr daran liegt, auch von Euch zu wissen. — — —

In meiner Liebschaft ist eine Scene vorgefallen. Ich befand mich in einem Zimmer mit meinem Mädchen allein; ich umarmte und küßte sie, und wir beide dachten an nichts mehr außer uns, als ich, indem ich den Kopf drehte, den Vater dicht neben mir stehen sah. Er äußerte kein Wort und

sagte mir bloß: ich sollte zum Essen kommen. Denkt Euch, in welcher Verlegenheit wir beide waren! Ich war nur für mein Mädchen bange. Nachdem ich fortgegangen war, rief sie der Vater zu sich und verbot ihr mit strenger Miene, aus dem Zimmer zu gehen — doch ich will Euch noch weiter im nächsten Briefe sagen; ich bin jezt nicht gefaßt genug, es sind viele Leute hier, die mich öfters unterbrechen. Verzeiht nur, wenn ich Euch zu viel von meinen Herzens-Angelegenheiten vorschwatze; ich habe sonst Niemand außer Euch, dem ich mich mittheilen möchte. Ich liebe Euch alle von ganzem Herzen und finde Trost darin, Euch alles, wie meinem Beichtvater zu sagen. — — — Hier ist wirklich ein großes Geschrei von der Pest; sie ist schon lange in Livorno, wohin sie von Malaga aus gekommen ist. Es wäre wohl möglich, daß sie noch hieher gerathen möchte, wenn man nicht die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung hat. Ich bin gezwungen aufzuhören, denn es ist hier kein Moment Ruhe. — — — Lebt also wohl!

---

52. An dieselben.

Rom den 14. December 1804.

Verflossenen Samstag schon hätte ich Euch schreiben sollen, war aber damals im Geschäfte so verloren, daß ich erst am Abend, da es schon zu spät war, mich ans Schreiben erinnerte. Jezt schreibe ich Euch in der Nacht vor dem Posttag, damit mir der morgende Tag, der doch so kurz ist, zum Mahlen bleibt. Mein letzter Brief, den ich dem Uexküll mitgegeben habe, ist ziemlich kurz ausgefallen, und ich muß nun mit diesem den Schaden wieder gut machen. — — — Von meinem Mädchen könnte ich viel sagen, wenn ich Euch alle die Kleinigkeiten mittheilen wollte, die mich auf's Höchste interessiren. Nur auf die Anmerkung, die mir Gottlob in Hinsicht meines Mädchens macht, muß ich antworten. Gottlob sagt: daß es nicht selten wäre, daß sich die Geisteskrankheit der Mutter in den Kindern forterbe. Gottlob mag sehr Recht haben, aber es ist hier ein anderer Fall. Die Mutter brachte die Anlage zur Geisteskrankheit nicht mit auf die Welt; sie wurde durch die unendlichen Ausschweifungen ihres Mannes dazu gebracht. Jedes Weib von einiger Empfindung müßte es hier geworden seyn. — — — Für jezt schweige ich von meinem Mädchen und ihrer Familie, denn schon zu viel Platz habe ich in dem Briefe damit angefüllt. Ich wünschte sehr, daß ich Eure Geduld mit diesen Sachen nicht mehr belästigen dürfte; da sie mir aber so nahe am Herzen liegen, muß ich sie Euch mittheilen.

Erbe fragt mich, wie lange ich noch an meinem Gemälde zu mahlen hätte. Ich denke bis auf den April damit fertig zu werden; acht Figuren sind nun übermahlt, sammt dem Hintergrunde. Einige Zeit ging es mit meinem Gemälde so schlecht, daß ich vier Tage hintereinander Abends ausstrich, was ich den Tag über gemahlt hatte. Die Figur des Noah ist mir aber jezt sehr gelungen. Wenn man sich keinen Fehler verzeihen und Alles nach bestem Vermögen ausführen will, so braucht es Zeit, so ist es nicht möglich, so schnell wie Direktor Hetsch ein Gemälde zu liefern. — — — Ich will wenigstens nicht verdienen, unbelohnt, unaufgemuntert zu bleiben. Zudem ist mir für mein künftiges Auskommen nicht bange, wenn es auch nicht in Stuttgardt ist. — — — Von Hrn. Professor Dannecker erwarte ich jeden Posttag einen Brief, und wenn ich nicht in den nächsten Tagen einen erhalte, so schreibe ich ihm. Fragt ihn doch, ob es noch Zeit wäre, das kleine Gemälde für den Grafen Fries in Wien anzufangen. Wenn er ja sagt, so schreibt es mir im nächsten Brief, damit ich keinen Augenblick verliere, es sogleich unter die Hände zu nehmen. Auch für Cotta habe ich ein kleines Gemälde in der Arbeit. — — — Die Pest in Livorno, die große Bewegungen hier hervorgebracht hat, verliert sich nach und nach wieder; man glaubt aber allgemein, daß sie sich auf das Frühjahr wieder zeigen werde. — — — Da dieser Brief bis auf das neue Jahr bei Euch ankommen wird, so wünsche ich Euch zugleich ein gutes neues Jahr, den Frieden ꝛc., vor allem aber Gesundheit, denn mit gesundem Körper lassen sich alle Uebel ertragen. Lebt wohl! Ich bin immer

Euer ehrlicher Gottlieb.

---

53. An dieselben.

Rom den 29. December 1804.

Kaum werde ich Zeit haben, diesen Brief, ehe die Post abgeht, auszuschreiben. Den Eurigen vom 29. November habe ich erhalten, und das drei Morgen darauf, als ich meinen letzten Brief an Euch abschickte. Es hat mich sehr gefreut, daß mir Gottlob nun auch etwas von seiner wirklichen Situation in Stuttgart geschrieben hat. Das Uebrige seines Briefs besteht in Ermahnungen und Warnungen, wofür ich ihm herzlich danke. Er pflegt recht brüderlich meine Wunde und möchte sie lindern oder wo möglich ganz heilen. Auch jezt möchte ich den Brief wieder mit Erzählungen von meinem Mädchen ausfüllen — der angenehmste und reichhaltigste Stoff für mich; denn ich habe nichts im Herzen und nichts auf der Zunge, worein sich nicht

etwas von ihr mischte. Doch will ich mir Gewalt anthun und dißmal Nichts von ihr schreiben, die Ladung wird auf das nächstemal um so stärker werden. — — — Die Christiane macht es mir zum Vorwurf, daß ich in dem Lande, in das ich mich so lange hinein versetzt wünschte, nun so unzufrieden lebe. Ich würde hier sehr zufrieden leben, wenn nicht große Feinde, der Ehrgeiz und die Liebe, an meinem Herzen nagten, die ich mit aller Mühe und mit aller Vernunft, die ich dagegen setze, nicht im Stande bin zu bezwingen. Doch so viele unangenehme Augenblicke mir diß macht, so ist doch auch wieder so viel Süßes in diese Leidenschaften gemischt, daß ich deswegen so ganz unglücklich nicht bin. Wenn mich mein Mädchen verliebt anlächelt, so empfinde ich die Seligkeit der Himmlischen. Eben so auch, wenn das, was ich in meine Mahlerei legen wollte oder wirklich legte, von Andern wieder heraus empfunden wird. — — —

Kotzebue befindet sich wirklich hier in Rom; er war vor einigen Tagen mit seiner Frau und seinem Schwager bei mir, um mein Gemälde zu sehen. Er ist so schwach, sich hier mit zwei Orden, einem kleinen auf dem Ueberrock und einem ganz ungeheuren auf dem Frack zu tragen. — — — Uexküll wird Euch in Stuttgart recht überrascht haben. Es schien mir, daß er in Rom das Heimweh hatte, und ich glaube nur halb, daß er auf den April wieder hieher kommen wird. — — — Gottlob, wenn er bis zum April noch keine Lektionen hat, könnte wohl mit Uexküll die Tour durch Italien machen, er ist ja reich! Und nun lebt wohl, Ihr Lieben, Guten; ich küsse Euch tausendmal und bin und werde immer Euer ehrlicher Gottlieb bleiben.

---

54. An Dannecker.

Rom den 12. Januar 1805.

Allzulange ist es schon, daß ich nichts mehr von Ihnen gehört habe. Von Tage zu Tage erwartete ich Nachrichten, auch des Marmors wegen, zu erhalten. Von der Stunde meiner Abreise von Stuttgardt bis auf diesen Augenblick hat sich das Andenken an Ihre Freundschaft, an die angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen verlebt, auf das Wärmste erhalten. Noch jezt (nach zwei Jahren Abwesenheit) denke ich jeden Tag an Sie, und vergegenwärtige mir verschiedene Situationen, in denen ich mich mit Ihnen glücklich gefühlt. Könnte ich den Wunsch in Ihnen so lebhaft machen, Rom noch einmal zu besuchen, als der meinige ist, Sie wieder zu sehen, so kämen Sie ganz ohnfehlbar im nächsten Frühjahr mit Uexküll hieher. Ihren letzten

Brief habe ich durch Linckh von Cannstatt erhalten. Diesem jungen Menschen gefällt es sehr wohl hier in Rom, und er denkt (wenigstens wie er sagt) mit Schmerzen daran, wieder von hier abzureisen. Es ist ein guter Mensch, auch von gesundem Verstande, nur allzu viereckigt deutsch. — — — Uexküll wird Sie mit seiner unvermutheten Ankunft in Stuttgardt recht überrascht haben; er wußte kaum selbst, daß er von Rom abreisen wollte, als er schon in Stuttgardt ankam. Jezt werden Sie wohl schon öfters zusammen bei Hrn. Direktor Ruoff *) gewesen seyn. Ich wäre neugierig zu wissen, wie Sie die Zeichnung, die ich Uexküll für Ruoff mitgegeben, beurtheilt haben. Auch was Ihnen Uexküll von meinem Gemälde gesagt hat. Dieses ist nun ziemlich weit vorgerückt; acht Figuren sind nicht mehr weit von der Vollendung. Die Glorie hingegen ist noch kaum angelegt und wird mich noch viel Schweiß kosten, obschon es jezt Winter ist und ich kein Feuer im Zimmer habe. Die Figur des Weibes von Noah ist ganz fertig. Was Sie in meinem letzten Bilde vermißt haben, werden Sie in diesem finden, das ist eine kräftigere Färbung, doch ohne diesen falschen täuschenden Farbenschimmer, der das Auge belügen will. Uexküll widerräth mir heftig, mein Gemälde nach Stuttgardt zu schicken. Sie aber und alle meine Verwandten rathen mir, daß ich es nach Stuttgardt schicken soll. Wenn Sie mir auch jezt noch dazu rathen, so schicke ich es hin und versuche so das Letzte. Wenn ich dann Nichts dafür erhalte und das Gemälde wie mein erstes in ein Nebenzimmer gestellt wird, dann ist es noch Zeit, Stuttgardt gute Nacht zu geben. Sie sagten mir einmal in einem Briefe: daß Graf Fries in Wien ein Gemälde, zwei Schuh lang und anderthalb Schuh hoch, von mir haben wollte. Wenn es noch Zeit ist, so würde ich es jezt unter die Hände nehmen. Schade, daß es so klein ist; wenn es möglich wäre, es ein klein wenig größer zu machen, so wäre mir damit sehr gedient. Doch hat das Bild vielleicht schon seinen angewiesenen Platz. — — —

Die Figur für das Grabmal von Zeppelin wird durch Distelbarth weit vorgerückt seyn. Haben Sie nach der Ariadne noch was Anderes angefangen?.. Und haben Sie keinen neuen Nachwuchs, keine Schüler bei sich? — — — Von meiner Liebschaft, von der Sie ja auch wissen, möchte ich Ihnen wohl auch Einiges schreiben. Mit aller Herzlichkeit mißriethen Sie mir diese Bekanntschaft — und ich — so sehr ich mir sie selbst mißrieth, setzte sie doch bis diesen Augenblick fort. Meine Leidenschaft ist stärker als ich, sie reißt mich mit sich fort — alles widerstehen Wollen hilft nichts,

*) Consistorial-Direktor Ruoff, in dessen Hause und in dessen Kupferstichkabinet (vgl. oben S. 54, nebst einer Beschreibung des Kabinettes in Balth. Haug's „Gelehrtem Wirtemberg", Stuttg. 1790, S. 329) die Stuttgarter Kunstfreunde sich gerne und regelmäßig versammelten.

ich habe alles versucht, und bin nur tiefer versunken. Nicht so sehr das Gesicht und die Figur meines Mädchens ist es, in die ich so verliebt wäre, es ist vielmehr ihr Charakter, der so fleckenlos rein ist, daß sie Engel darum beneiden möchten. Sie lachen mich gewiß mit dem Lobe, das ich meinem Mädchen gebe, aus. Sie werden sagen: jeder hält die seinige für die beste und die schönste.

Ich hätte heute, wenn es der Ordnung nach gehen sollte, meinen Verwandten schreiben müssen. Da es aber jezt nicht geschehen ist, so bitte ich Sie, mich bei Ihnen zu entschuldigen. — — — Sie, bester Herr Professor! bitte ich, mich bald mit einem Briefe zu erfreuen. Empfehlen Sie mich tausendmal Ihrer Frau Gemahlin, Ihrem Hrn. Schwager Heinrich, Herrn v. Uexküll, der Ruoff'schen Gesellschaft und Hrn. Distelbarth. Unveränderlich

Ihr dankbarer Schüler Schick.

---

55. An die Geschwister.

Rom vom 18. Januar 1805.

Ihr habt mich ein wenig lange auf einen Brief warten lassen. — — — Gut, daß ich nicht rachsüchtig bin und Euch sehr lieb habe — sonst — doch will ich nicht einmal drohen, so aufgelegt ich mich auch dazu fühle. Gottlob gibt mir umständliche Nachricht von seinem Hauswesen und von seiner Zeiteintheilung und geht endlich mit der Aeußerung auf sich selbst über, indem er mir sagt: daß er sehr wenig Vergnügen genöße, außer dem, was ihm die Erinnerung an Paris gewähre. Es geht ihm wie mir! Ich freue mich selten der Lage des gegenwärtigen Augenblicks; meine Sehnsucht hängt am Vergangenen oder schweift in die Zukunft. Der jetzige Augenblick läßt mich leer. Gottlob ist indessen glücklicher, weil er ein ruhigeres Gemüth hat und weil sein Wesen nicht in so ewiger Gährung ist wie das meinige. Ich lebe wirklich, als gehörte ich nicht mir selbst zu. Bin ich zu Hause, so ergreift mich oft eine so große Unruhe, daß ich nicht anders kann, als Alles schnell auf die Seite legen und ausgehen. Bin ich dann auf der Straße und es begegnet mir durch Zufall ein Bekannter, der mich anredet, so falle ich wie aus den Wolken, wache wie von einem tiefen Traum auf und kann nicht begreifen, wie ich auf die Straße gekommen bin. Gehe ich in ein Haus, so ennuyire ich mich auch da gleich wieder, so mißfällt mir die Gesellschaft, und ich gehe wieder zurück in meine Wohnung. Ich meine, es ist kein Leben, keine Lust, kein Licht, wo nicht mein Mädchen ist. Ich habe mit ihr gebrochen. Die Gelegenheit dazu gab folgende Ge-

schichte. [Folgt eine Erzählung, wie von Seiten zweier Mädchen — einer Schwester der Hauswirthin Schicks und einer Freundin derselben, die öfters die Nächte bei ihr zubrachte, eine Einladung zu einem nächtlichen Besuche in ihrem Schlafzimmer an ihn ergangen sey.] Ich versprach zu kommen, kam aber nicht, was sie mir sehr übel nahmen. Von dieser Geschichte nahm ich dann Gelegenheit, die Liebe meines Mädchens zu erproben. Ich schrieb ihr nehmlich, daß ich die Einladung dieser beiden Mädchen angenommen hätte, und bat sie für diese begangene Untreue um Vergebung. Ich erhielt auf diesen Brief sogleich eine Antwort von ihr, worinn sie blos die Frechheit der beiden Mädchen auf das stärkste angreift, mir aber Alles verzeiht, mit dem Zusatze, daß ihre Liebe zu mir so groß wäre, daß sie keine Möglichkeit sehe, wie ich sie beleidigen könnte. Dieser Brief brachte mich außer aller Fassung; ich war wüthend darüber, daß sie mir so leicht verzeihen konnte, und schrieb ihr, was mir damals meine auf's Aeußerste gereizte Leidenschaft eingab, brach förmlich mit ihr ab. Nun sind es schon über sechs bis sieben Tage, daß ich Nichts mit ihr gesprochen habe. Sie ist fremdhöflich gegen mich; aber während ich sie auf allen Wegen vermeide, schleicht sie mir überall heimlich nach. Des Morgens wartet sie am Fenster, um mich ausgehen zu sehen, und des Abends auf dem Balcon, um mich nach Hause kommen zu sehen; wenn ich sie bemerke, steckt sie hurtig den Kopf hinein. Ich kann das Mädchen noch nicht begreifen! Entweder ist ihr Charakter so himmlisch, daß Eifersucht, diese irdische Leidenschaft, nicht an ihre hohe Seele reicht, oder ist es Mangel an Liebe zu mir, daß sie nicht als eine Eifersüchtige geschrieben hat. Ich nehme es für das Letztere. Ich habe mich zu oft mit Menschen betrogen, denen meine exaltirte Phantasie einen zu edlen Charakter unterschoben hat; es könnte auch dißmal der Fall seyn. Die Menschen haben mich argwöhnisch gegen die Luft gemacht, die ich mit ihnen einathme. Ohne daran zu denken, ist nun beinahe der ganze Brief von der alten Geschichte voll geworden. Ich muß deßwegen dazu thun, um noch die Fragen, die Ihr mir in Eurem letzten Brief vom 27. December macht, zu beantworten. — — — Der Franzose, der ein so gutes Bild hier angefangen hat [vgl. S. 151], heißt Harriet.*) Gottlob wird ihn vielleicht in Paris gesehen haben; er spielt die Violine gut. Die Christiane fragt mich: wann ich denn mein großes Gemälde fertig bringen werde. Ich denke bis auf die Mitte Aprils damit fertig zu werden. Das Bild ist wenigstens viermal so groß, als mein letztes, und mit meinem letzten habe ich zehn Monate zugebracht; mit

*) Fulgiron Jean Harriet, ein Schüler Davids, gieng, nachdem er bereits für mehrere Bilder große Preise und Beifall gewonnen, 1801 nach Rom, und begann dort die Heldenthat des Horatius Cocles (auf einem Bilde von 22 Fuß Breite und 16 Fuß Höhe) darzustellen, starb aber noch vor Vollendung des Gemäldes (1805).

diesem also werde ich höchstens einen Monat länger zubringen. Schließt daraus, ob ich fleißig gewesen bin. Außerdem, daß ich mahle, bringe ich meine Zeit mit Lesen zu. Wäre dieses Leben nur nicht so eng begrenzt, daß es doch auch der Mühe werth wäre, Etwas zu lernen; aber daß ich das alles wieder dem Staube geben muß, daß ich nicht durch stufenweise Ausbildung aller meiner Kräfte mich nach und nach der Gottheit nähern kann, ist ein untröstlicher Gedanke für mich.

Von Hrn. Direktor Hetsch habe ich vorige Woche auch einen Brief erhalten; er sagt mir darin, daß er vom Churfürsten für sein Gemälde gut belohnt worden wäre. Sein Brief ist im Uebrigen sehr freundschaftlich. — — — Lebt wohl! Euer Bruder Gottlieb.

56. An dieselben.

Rom vom 10. Februar 1805.

Mit der letzten Post habe ich Euch nicht schreiben können, weil die Couriere wegen der großen Gewässer nicht abgehen konnten. In Rom selbst fuhr man zu Schiff in den meisten Straßen, so daß man in Venedig zu seyn glaubte. Jezt ist aber wieder Alles im alten Geleise, und die Witterung ist herrlich; die meisten Bäume stehen in der Blüthe, die Luft ist himmlisch, so daß ich immer mein Fenster offen halte; vor dem Fenster haben meine Nelken nie aufgehört zu blühen. Gottlob schrieb mir im letzten Briefe, daß bei Euch Frost mit Regen, Schnee, Thauwetter und Glatteis abwechselt, und diese Beschreibung sezte mich in Gedanken in die Mitte unseres traurigen Clima's. Es kommt mir ordentlich vor, als hätten Gottlob und ich die Rollen miteinander gewechselt; er, der sonst düster und ernst war, ist heiter, leicht, und ich, der ich Alles im rosenfarbenen Lichte sah, bin melancholisch, traurig geworden. Wie leicht sich Alles verändert! Zählt man die Jahre, so ist es eine kleine Zeit; zählt man die Begebenheiten, Veränderungen, die mit uns vorgehen, so erscheint einem ein Jahr ein Jahrhundert. So kommt mir meine Abwesenheit von Euch unendlich lange vor, und besonders durch den lezten Brief von Heinrich, der mir von seinen Kindern schreibt. — — — Ich für mich wünschte, daß ich schon aus der Reihe aller Begebenheiten hinausgetreten wäre. Ich habe genug gesehen, genug gehört in der Welt. So dazusizen und abzuwarten, bis diese Uhr abgelaufen, ist langweilig. Gottlob schrieb mir, wie ein alter Professor, ich sollte nicht verliebt seyn. Wie oft habe ich mir das auch gesagt, und daß es mir Ernst ist, könnt Ihr daraus sehen, daß ich seit der Zeit, daß ich Euch geschrieben, nicht einmal mit meinem Mädchen gesprochen habe.

Gottlob hat sich fest vorgenommen, sich nie mehr zu verheirathen, und rathet mir brüderlich, das Nehmliche zu thun. Mir scheint, man sollte sich beides nicht vornehmen, so wenig sich zu verheirathen, als sich nicht zu verheirathen. Findet man kein Weib, mit dem man leben möchte, so ist es natürlich, daß man es seyn läßt; findet man aber eine, ohne die man glaubt, daß man nicht leben könnte, so muß man auch nicht grillenhaft eigensinnig seyn.

Von Uexküll habe ich indessen einen Brief erhalten; er wird bis auf die Mitte Aprils wieder hier seyn. Auch Tieck, mein guter Freund, der in Weimar Professor geworden, wird auf den Merz hieher kommen. Frau v. Humboldt ist nun wieder von Paris zurückgekehrt. Auch August Wilhelm Schlegel ist mit Madame de Staël, der berühmten Schriftstellerin, hier angekommen; ich sehe sie beide öfters, besonders Schlegel, den ich sehr lieb habe. — Heinrich fragt mich, ob es dabei bleibe, daß ich mein Gemälde bis auf den April fertig brächte. Ich hoffe es und bin es beinahe gewiß. Für Cotta habe ich eine Zeichnung fertig, eine andere halb fertig und eine dritte angefangen. — — —

Ein deutscher Arzt, der mit Frau v. Humboldt von Paris gekommen ist, nahm mich gestern, als ich ihn in einer Gesellschaft sah, auf die Seite, und fragte mich ganz im Vertrauen: ob es wahr wäre, was man ihm hier gesagt hätte, daß ich so entsetzlich verliebt wäre. Ich lachte darüber und fragte ihn, wer ihm denn das gesagt hätte; er antwortete: lachen Sie nicht, es muß wohl wahr seyn, weil ich es von vielen Leuten gehört habe. (Ich): Welches wäre denn das Mädchen, in das man mich verliebt macht? (Er): Es ist die Tochter von Wallis. (Ich): Die Leute wissen mehr als ich. Darauf wurde das Gespräch abgebrochen durch eines Andern Dazwischenkunft, und mir war das ganz recht, denn ich hätte mich nicht weiter zu vertheidigen gewußt. Wie ich nachher nach Hause gieng, dachte ich über dieses Gespräch nach — ich konnte und kann auch jezt noch nicht begreifen, wie die Menschen hinter ein Geheimniß gekommen sind, das ich so tief in meiner Brust verborgen hielt. Welches Geschäft man sich doch daraus macht, über die Herzens-Angelegenheiten eines Andern zu schwatzen!

Uexküll schreibt, daß bis auf das Frühjahr ein Schüler von Hetsch hieher kommen werde, der auch eine kleine Pension erhalten habe. Man gibt jedem so wenig, daß keiner Etwas hat! Ihr fragt mich, ob Ihr dem Uexküll, wenn er wieder hieher reist, Geld für mich mitgeben sollt. Ich antworte darauf: thut, was Ihr könnt; ist Geld für mich da, so ist das eine gute Gelegenheit, mir es zuzuschicken; ist es nicht, so muß ich sehen, wie ich mich weiter helfe. Mein großes Gemälde hat mich freilich durch die Modelle, die ich halten mußte, ziemlich viel gekostet, und ich wünschte, daß es mir der Churfürst ein wenig gut bezahlte. Er dürfte mir kecklich so

viel geben, als er Hetsch gegeben hat; denn ich darf (ohne unbescheiden zu seyn) wohl sagen, daß mein Bild wenigstens eben so gut ist.

Das kleine Bild für den Grafen Fries werde ich gleich, nachdem das große vollendet, anfangen. Erbe schreibt mir, daß Hr. Professor Dannecker und Hr. v. Uexküll der Meinung seyen, daß ich, wenn ich dem Churfürsten mein Gemälde schicke, den Preis gleich beisetzen solle. — Das kommt mir doch ein wenig rauh und ungeschliffen vor; doch verstehe ich das nicht so recht, wie man mit diesen großen Herren umzuspringen hat. Lebt wohl!

Euer ehrlicher Gottlieb.

Descamps läßt den Gottlob tausendmal grüßen.

---

57. An dieselben.

Rom vom 28. Februar 1805.

Den letzten Posttag habe ich schimpflich vorübergehen lassen, ohne, wie es meine festgesetzte Regel mit sich bringt, nach vergangenen vierzehn Tagen an Euch zu schreiben. Auch dißmal komme ich schwer dazu; denn mein Gemälde steht hinter mir und mahnt mich unaufhörlich, daran fortzufahren. Ich bin jezt an der Glorie des Gottvaters, mit Engeln umgeben, und habe daran Manches sehr vortheilhaft verändert, was aber die Endigung des Bildes wieder um einige Wochen hinausschiebt. Deswegen muß ich nun um so fleißiger mahlen, um doch noch im April, wie ich mir selbst versprochen habe, damit fertig zu werden.

Vorige Woche und einen Theil der jetzigen war hier Carneval. Ganz Rom war vom Geiste der Narrheit wie besessen; das Fest wurde glänzender und mit mehr Aufwand als die vorigen Jahre gefeiert. Es scheint, die Römer erholen sich wieder von der schlimmen Lage, worein sie die französische Gleichheit und Freiheit gestürzt hat.

Von Hrn. Professor Dannecker habe ich endlich einen Brief erhalten — eine wahre Herzensstärkung. Ich lasse ihn offen auf meinem Tische liegen, um immer von Zeit zu Zeit darin lesen zu können. In einem früheren Brief rathet mir Hr. Professor Dannecker recht ernstlich, von meiner Liebschaft abzustehen, in dem letzten nicht mehr, entweder weil er glaubt, daß ich in der Sache schon zu weit gegangen oder zu sehr verblimbert bin, oder weil er meinem Verstande so viel zutraut, daß ich keinen dummen unüberlegten Streich machen werde. — Seit ich Euch das leztemal geschrieben, stehe ich mit meinem Mädchen auf dem alten Fleck. Ich spreche sie wohl,

aber als entfernter Bekannter; ich sage ihr gleichgültige Dinge, indeß es innerlich in mir brennt. Sie ist still, übergibt sich, da sie die irdische Liebe verlassen, der himmlischen; sie liest das Leben der Heiligen und betet fleißig. Sie dauert mich, und mit mir selbst habe ich auch Mitleiden. Hätte ich nicht Bücher und mein Gemälde, so wäre ich höchst unglücklich; denn nur in diesen finde ich noch Zerstreuung, Aufmunterung, und zuweilen auch Vergnügen. Doch sind diß nur Funken, die sich zwischen der Wolke von Rauch sehen lassen. Ungetrübtes, reines Vergnügen habe ich nicht. Ich sehe auch noch keine Möglichkeit ein, von meiner Leidenschaft geheilt zu werden. Gottlob spricht in seinem vorigen Briefe von dem sinnlichen Triebe — der Himmel mag ihm diß Wort verzeihen. — — — Meine Liebe hat gewiß einen reinern, schönern Ursprung. Sie ist aus der Sympathie ihres ganzen Wesens mit dem meinigen entstanden, so daß ich glaubte, meine andere Hälfte gefunden zu haben; ohne sie bin ich nur halb, mit ihr fühl ich mich selbst ganz. Meine Phantasie ist geschäftig, mir ein zauberisches Leben mit ihr auszudenken. Sie stellt sie mir an meine Seite, Schmerz und Vergnügen mit mir theilend; sie lindert mir den Schmerz und erhöht mir das Vergnügen; sie sitzt an meiner Seite, ißt mit mir, wacht mit mir, schläft in meinem Arm und lacht und weint mit mir.

Vor ohngefähr vierzehn Tagen war die hiesige Stadt fast ganz unter Wasser; in den meisten Straßen fuhr man mit Schiffen; die Tiber lief von einem Berge zum andern. Läge Rom wie Paris, so hätte man damals keinen Fuß auf's Trockene setzen können; so schließt aber Rom sieben Hügel in sich, die nicht so leicht überschwemmt werden können. Der Fluß richtete viel Unheil an, indem er Häuser und Bäume und Menschen und Vieh mit sich fortriß. Sehr viele Landleute, die ihre Häuser zerstreut auf dem Felde liegen hatten, wurden zur Nachtzeit vom Strom überfallen, der sie und ihre ganze Habseligkeit mit sich fortführte; einzelne flüchteten sich auf die Dächer ihrer Häuser, die beinahe bis zum Giebel unter Wasser standen, und schrieen um Hülfe. — — —

Ich bin wirklich in großer Erwartung, wie wohl mein Bild von dem Churfürsten aufgenommen werden wird; denn die Aufnahme desselben muß es entscheiden, ob ich künftig unter Euch in Stuttgardt leben werde oder nicht. Ich wünsche von Herzen, unter Euch zu leben, denn ich habe in der Welt keine besseren Freunde, als Ihr seyd. Im nächsten Monat werde ich indeß auch hier einen guten Freund erhalten; Gottlob kennt den Mann: es ist Tieck, ein Bildhauer. Derselbe war in Paris mein erster Umgang; er hat nun eine Pension erhalten, ist Professor geworden, und ist bereits mit seiner Schwester, die mit ihm reist, in München angekommen. Diesem kann ich mein ganzes Herz öffnen, und er wird mein Arzt seyn. Auch auf seine

Schwester freue ich mich, die ein sehr geistreiches Weib seyn soll. — — — August Wilhelm Schlegel, der mich oft besuchte, ist auf vierzehn Tage nach Neapel gereist; ich wollte, er wäre schon wieder zurück, denn ich habe ihn unendlich lieb. — — — Mein Vorrath von Neuigkeiten ist nun zu Ende; Ihr müßt für dißmal vorlieb nehmen. Als ein alter Einwohner von Rom kann ich Euch nicht mit Stadtmerkwürdigkeiten unterhalten; über diesen Punkt habe ich mich schon ganz ausgeleert. Von den schönen Frühlingstagen mag ich Euch nicht schreiben, es würde Euch nur weh thun, die Ihr bis Mitte Aprils im Schnee waten müßt. Also lebt für dißmal wohl!

Euer ehrlicher Gottlieb.

Eben diesen Augenblick war der portugiesische Gesandte bei mir, um mein Gemälde zu sehen.

---

58. An dieselben.

Rom vom 18. Merz 1805.

Euer letzter Brief vom 14. Februar hat mich im Innersten angegriffen, denn Ihr alle fallt darin, wie verabredet, mit großer Strenge über mich her. Wie soll ich mich gegen solche Anfälle vertheidigen, da ich wohl fühle, daß das Recht nicht gerade auf meiner Seite ist? Besser thue ich vielleicht, zu bekennen, daß ich Unrecht habe, Vollkommenheit in einer Welt zu suchen, die derselben nicht fähig ist. Doch muß ich mich wenigstens auf eine Weise entschuldigen.

Ihr nennt mich einen überspannten Kopf. Dieser Titel mag mir wohl um meiner Liebe willen zum Vorwurf dienen, doch in der Mahlerei dient er mir zum Lobe, denn ohne diesen überspannten Kopf würde ich nur ein sehr mittelmäßiger Künstler seyn. Könnte ich mit meinem äußern und innern Auge nur die Natur, wie sie dem gemeinen Sinn erscheint, auffassen, so wäre das zu wenig; könnte ich nicht meine Ideen wie aus den Wolken herabziehen, und so zu sagen mit den Sternen Zwiesprache halten, wo bliebe denn da der Genius meiner Kunst? Wie wollte ich einen Gott Vater, in voller Glorie mit Engeln umgeben, auf der Leinwand darstellen, wie ich jetzt thue? Freilich kommt mir hernach die Phantasie im gemeinen Leben nicht gut zu statten, denn statt das vor mir liegende Gut in voller Ordnung und Einfalt zu genießen, träume ich in einer andern Sphäre, bleibe ein Fremdling im Genusse jeden irdischen Gutes, bin im ewigen Streite mit meinem bischen Körper, der doch auch sein Recht behaupten will. Ich verspreche Euch indessen hier feierlich, mein Möglichstes zu thun, mich von dieser

Ueberspannung meiner Geisteskräfte zu befreien und mich ein wenig mehr dem Thier zu nähern. Engel will ich nicht zu Menschen, wie die Christiane meint, nur eine veredelte Menschheit wünschte ich; da aber Niemand mit mir sich auf diese Stufe begeben will, so will ich auch nicht allein darauf stehen bleiben, sondern in Gottes und aller Heiligen Namen herabsteigen. Doch nun genug von diesem Kapitel! — Mein Gemälde hat indeß einen großen Vorsprung gemacht. Ich habe jetzt sechs Engel sammt dem Gott Vater übermahlt, und bin nun daran, die unteren Figuren vollends ganz auszumahlen. Ob ich aber doch bis gerade in die Mitte Aprils damit fertig seyn werde, weiß ich nicht. Das Gemälde ist gar groß und vollgefüllt von Gegenständen, eine ganze auf die Leinwand gebrachte Welt. Ich hoffe, dasselbe soll in Stuttgart eine seltsame Wirkung machen, denn von dieser Art, darf ich kecklich sagen, haben sie dort noch Nichts gesehen. Was mich auch an dem schnellen Vollenden meines Bildes hindert, das sind die vielen Besuche, die ich habe, denn es kommen wenig Fremde in Rom an, die mich nicht besuchten. Daß Kotzebue von meinem Gemälde gut gesprochen, wundert mich ein wenig, denn er schien, als er es betrachtete, nicht besonders eingenommen davon; vielleicht ist aber sein kaltes Aeußeres daran schuld, daß ich ihm das Vergnügen, das er darüber hatte, nicht absehen konnte.

Schlegel ist wieder von Neapel zurückgekommen und erfreut mich häufig mit seiner Gegenwart. Mit ihm ist mir oft recht wohl, und ich wünschte, daß er immer zu meiner Gesellschaft hier bliebe. Mein Freund Tieck wird auch noch diesen Monat hier ankommen, und durch ihn wird eine Lücke mehr meines Herzens ausgefüllt werden.

Wenn es nicht schon zu spät dazu wäre, so würde ich den Schwager Erbe bitten, mir, wie er mir selbst vorgeschlagen, durch den Hrn. v. Uexküll Geld mitzuschicken; ich werde bis zu dessen Ankunft weit mit meiner Baarschaft heruntergekommen seyn.

Wie gern möchte ich den Gottlob in der Charwoche bei mir haben, um mit ihm das Miserere und Stabat Mater in der Sixtinischen Kapelle zu hören, welches eine wundervolle Vocal-Musik ist. — Es ist mir recht ärgerlich, daß ich in diesem Augenblick einen Bekannten in meinem Zimmer habe, der mir alle Augenblicke etwas einredet, so daß ich mich nicht ungestört mit Euch beschäftigen kann. Daß Gottlob wieder ins alte Geleise in Stuttgardt gerathen ist, freut mich für ihn und Euch, auch daß er so viele Lektionen hat, als er gerade haben will. Erbe schreibt mir aber nicht, ob er sich wieder ganz wohl befindet. Ich muß dem Himmel danken, daß ich immer einer ununterbrochenen Gesundheit genieße; diß ist das größte Gut, das ich noch besitze, und ich erkenne es auch.

Ich habe Euch aber noch nicht gesagt, wie ich indessen, daß ich Euch

das letztemal geschrieben, mit meinem Mädchen gestanden. Heinrich rathet mir, aus dem Hause zu ziehen; das kann ich aber nicht, weil mein Gemälde zu keiner Thüre hinaus zu bringen wäre, sonst hätte ich es gleich damals gethan, als ich mit meinem Mädchen gebrochen habe; höchstens kann ich das in zwei Monaten thun. Wir sind indessen nicht wieder gute Freunde geworden; sie ist es wohl mit mir, denn dieser Engel kann nicht trotzen, und überdiß sitzt ihr die Liebe zu tief im Herzen, als daß sie so schnell ihrer Empfindung entsagen könnte. Wenn ich mit ihr ein paar Worte rede, so sind es gleichgültige Dinge. Sie selbst geht mir auch öffentlich aus dem Wege, aber sucht mich immer so heimlich in der Ferne zu sehen. Gewiß habe ich mir bis jetzt alle Gewalt angethan, um mein Herz sich nicht verrathen zu lassen, welches ihr unaufhörlich sagt, daß ich sie ewig lieben werde. Für Eure letzte Warnung danke ich Euch recht brüderlich. Ich sehe darin Eure Liebe zu mir. Bleibt immer das für mich, was Ihr mir bis jetzt gewesen seyd, mein Trost, meine Stütze, mein Vater und meine Mutter und meine Freunde. So lange ich noch meinen Kummer Euch mittheilen kann, wird er mich nicht zu Boden drücken. Verzeiht mir, wenn ich Euch immer so das Nehmliche klage, und werdet nicht ungeduldig; ich verspreche Euch heilig, Alles zu thun, um Euch bald in diesem meinem Anliegen befriedigendere Nachrichten geben zu können. Lebt wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

Das nächstemal will ich mich einschließen, damit ich nicht in dem Schreiben an Euch gestört werde, und mit allen meinen Gedanken an Euch hängen kann.

---

59. An dieselben.

Rom vom 6. April 1805.

Schon vorige Woche hätte ich Euch (meiner gesetzten Zeit nach) schreiben sollen, wurde aber durch einen Brief, den ich an Direktor Hetsch zu schreiben hatte, und der mir alle meine Zeit wegnahm, daran verhindert. Es war schon sehr lange her, daß mir Hr. Direktor Hetsch geschrieben hatte, einen Brief voller Verbindlichkeiten, die bei alledem doch alle kalt waren. — — — Ungern gieng ich deswegen an die Beantwortung seines Briefs, und bin nun herzlich froh, daß diese Arbeit abgethan ist. Bei Euch will ich mich jetzt erholen, für Euch liegt mein Herz offen da, wie ein aufgeschlagenes Buch, keine meiner geheimsten Empfindungen verhehl' ich Euch.

Von meinem Mädchen — seinem Mädchen? werdet Ihr sagen; ist sie

denn immer noch sein? O ja, Ihr lieben Leute, so lange sie noch keines Andern ist, bleibt sie immer noch mein. Von meinem Mädchen also kann ich Euch nichts Neues berichten. Sie fährt immer fort, mir heimlich nachzuschleichen, und wird deswegen von der Mätresse, die ihr Vater bei sich hält, öfters ausgezankt, wie ich bemerkt habe; oft auch, wenn sie in meiner Nähe sich aufhält und mich verstohlen betrachtet, schießt ihr die Mätresse einen zornigen Blick zu. Mich dauert das Mädchen, denn sie hängt mit ganzem Herzen an mir, ob ich mich schon kalt gegen sie betrage. Ich fühle, daß ich recht glücklich mit ihr leben könnte.

Das heurige Frühjahr ist nicht besonders schön; es war zu Ende vorigen Monats noch ziemlich kühl; jetzt aber fühlt sich die Hitze schon ziemlich. Im Felde arbeiten die Landleute in Hemdärmeln, die Bäume sind schon im vollen Laube, alle Blumen blühen. Die meisten Häuser haben hier neben dem Dache eine Loge, wo man in der Zeit der Hitze zuweilen zu Abend speist; die Loge ist umfaßt mit Blumenstöcken, zuweilen auch umstrickt mit Weinlaub oder Jasmin. Hier ist man auf dem Dache in freier Luft. Diese ist so still und sanft, daß keine Gefahr ist, daß die Lichter auslöschen.

Hrn. v. Uexküll erwarte ich bis die andere Woche hier. Er wollte, wie er mir schrieb, den 2. vorigen Monats abreisen, und noch vor Ostern hier seyn, um die Feierlichkeiten der heiligen Woche zu sehen. — — — Wenn Erbe ihm Geld für mich mitgegeben hat, so danke ich ihm dafür, denn ich habe es ziemlich nöthig. — — —

Mein Gemälde wird, wenn es besonders gut geht, diesen Monat fertig werden. Ich arbeite wie ein Esel daran, von Morgen früh, bis es finster wird. Wenn der Churfürst nicht ganz wider mich eingenommen ist, und ein bischen ein gesundes Aug und Herz hat, so muß ihm mein Gemälde in jeder Rücksicht sehr gefallen. Mein letztes gefiel ihm wegen der Empfindung, die darein gelegt ist; aber es mißfiel ihm die Farbe, er fand sie matt. In diesem Gemälde wird er eben dieselbe Empfindung, vielleicht noch in stärkerem Grade, und zugleich eine schöne, kräftigere Farbe finden. Von einem Bilde, wie mein wirkliches ist, hat man in Stuttgardt noch gar keine Idee. Sie können sich dort kaum vorstellen, daß die Kunst so weit reicht, und ich hoffe deswegen, daß ich besondern Beifall und Lob einernten werde, da ich hier, wo die höchsten Muster der Kunst einem Jeden täglich vor Augen sind, doch noch große Achtung und Beifall durch mein Bild erlange. Wenn es also diese Wirkung bei dem Churfürsten macht, die es durch seine Güte nothwendig bei ihm machen sollte, während er auch, bei der Größe und Ausführung des Bildes, wohl vermuthen kann, daß ich viele Kosten und viele Mühe damit gehabt haben müsse, so wird er mich doch hoffentlich belohnen, und belohnen wie es einem Fürsten zukommt. Mit drei Figuren bin ich

jetzt ganz fertig, alles Uebrige hat noch eine Ueberarbeitung nöthig. Ich verändere auch Manches auf den Rath der besten Künstler hier, so daß ich mir keinen Vorwurf machen darf, nicht Alles angewendet zu haben, was in meinem Vermögen stand. Zwei solcher Bilder hätte ich schon in dieser Zeit vollenden können, wenn ich ein bischen hätte nachlässiger seyn wollen. So setzte ich aber mein ganzes Glück auf eine einzige Karte, und der Gewinnst muß um so größer seyn, wenn mir anders Fortuna nicht ganz den Rücken bietet. — — —

Mit August Wilhelm Schlegel bin ich öfters zusammen, und diß ist mir der liebste Umgang, den ich habe. Mehrere Abende bringe ich mit ihm zu.

Hrn. Professor Dannecker grüßt tausendmal von mir, und sagt ihm, daß ich mich für seinen lieben Brief vielmal bedanke und ihn nächste Woche beantworten werde. Auch meine beiden Schwägerinnen grüße ich und Benedict. Seyd hübsch ordentlich im Schreiben, und wenn ich zuweilen nachlässig bin, seyd's nicht auch! Es sind schon über drei Wochen, daß ich keinen Brief von Euch erhalten habe. Denkt nur immer, daß ich nachrechne, und Ihr mich folglich in der Zeit nicht betrügen könnt. Hätte ich selbst das Gewissen rein, so würde ich Euch jetzt schon darüber Vorwürfe gemacht haben. Da ich aber erst das letztemal den festgesetzten Posttag habe vorübergehen lassen, ohne Euch von mir Nachricht zu geben, so bin ich jetzt ein wenig nachsichtig gegen Euch. Wiewohl das Verbrechen größer auf Eurer Seite ist, da Ihr jedes nur eine einzige Seite zu überschreiben habt und nur alle drei Wochen. Merkt Euch das und lebt wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

---

60. An Dannecker.

Rom den 19. April 1805.

Durch Hrn. Geheimerath v. Uexküll und Hrn. ** habe ich, mein hochgeehrter Hr. Professor, Ihre zwei herzlichen Briefe erhalten, früher schon einen andern durch die Post von Mailand. Mit gleichem Vergnügen habe ich alle drei gelesen, und mit eben dem Vergnügen setze ich mich hin, sie zu beantworten. Hr. Geheimerath v. Uexküll ist gesund hier angekommen und auch wieder recht gern hier. Wären Sie doch statt ** mit ihm hieher gekommen! — Mein Wunsch und meine Lust, Sie wieder zu sehen, ist so groß, als kaum der Wunsch eines Sohnes seyn kann, seinen über Alles geliebten Vater wieder zu sehen. Mit Ihnen möcht' ich die Patriarchen der

Kunst sehen, mit Ihnen den Vatikan durchgehen. In meinem Herzen ist und bleibt hier ein leerer Fleck; Sie würden ihn ausfüllen. Ich habe hier eine Menge Bekannte; unter allen aber ist nicht ein einziger, an den ich mich fest anschließen möchte, und so unterliegt mein Herz unter der Last der Empfindungen, die ich niemanden mittheilen kann. Diß macht mich niedergeschlagen, und Italien, das sonst durch sein Clima fähig wäre, den traurigsten Geist zur Heiterkeit zu stimmen, wird für mich ein melancholischer Aufenthalt. Sie wissen das Geheimniß meiner Liebe, und ich muß Ihnen deswegen nun auch beichten, wie es in diesem Augenblick damit steht. Ich habe mir auf Ihren und meiner Anverwandten Rath alle Mühe gegeben, mich von dieser Leidenschaft los zu machen. Ich habe Anlaß gesucht, mit dem Mädchen zu brechen, und habe es auch wirklich gethan. Ich glaubte mich auf diese Art selbst betrügen zu können; aber ich habe gefunden, daß, je mehr ich die Liebe fliehen will, sie mich um so eifriger verfolgt, und daß ich auf meiner Flucht einem Abgrund zulaufe. Wie das weiter gehen will, weiß ich nicht — mir ist bange davor. — Mein Gemälde ist — noch nicht fertig. Ich habe auf das Einreden mehrerer Künstler Manches daran verändert, was mich in der Vollendung des Bildes um einige Wochen zurückwirft.

Sie schreiben mir in Ihrem letzten Brief, daß der Churfürst Ihre Ariadne noch nicht gesehen habe. Diß ist ein übles Zeichen und läßt mich auch für mich nicht viel Gutes hoffen. Aber so muß es seyn: wenn das Gute nicht anerkannt wird, muß das Mittelmäßige oder das Schlechte Glück machen. Da ich nun hoffe, nichts Mittelmäßiges, wenigstens nichts Schlechtes gemacht zu haben, so verspreche ich mir mit meinem Bilde das nehmliche Schicksal, das Sie mit Ihrer Ariadne haben. Sie können dazu lachen; denn Ihr Verdienst als Künstler steht in Deutschland schon gegründet; Sie haben auch Besoldung, Ansehen und Titel. Ich aber bin noch der, der vor der Thüre pocht; ich möchte mit diesem Bilde auf eine ehrenvolle Weise in die Welt treten. Vielleicht verwehrt mir der Churfürst durch die Gleichgültigkeit, mit der er es aufnimmt, den Eintritt. Wenn er mich für das Bild nicht belohnt, mir keine neue Arbeit verlangt, mich nicht zurück in mein Vaterland zu kommen einladet, oder in Pension setzt, wenn er Nichts von alle dem thut, so hat diß einen großen Einfluß auf mein künftiges Leben. Es ist schrecklich, wie gering bei uns eigentlich noch die Kunst geschätzt wird. Man gibt Künstlern Pensionen, wie man Wittwen und Waisen unterstützt; man unterstützt Künstler und nicht die Kunst. Dieser junge Mensch, der von Stuttgardt hieher gekommen ist, scheint nicht das Geringste vom Geiste eines Künstlers zu haben, und kann es mit dem wenigen Talent und der kleinen Unterstützung nie so weit bringen, um als Künstler mit Ehren in der Welt aufzutreten. Hier ist also die Pension verloren. Wächter hingegen,

ein vortrefflicher Mahler, in Stuttgardt geboren, muß sich im Auslande kümmerlich nähren, ohne einen Pfennig Unterstützung von seinem undankbaren Vaterlande zu genießen. Aber so geschmeidig wie Wächter würde ich diese Unbilligkeit nicht erdulden; ich würde dagegen schreien, so lange mir noch ein Stück Lunge übrig bliebe, ich würde statt des Pinsels die Feder in die Hand nehmen und ganz unbarmherzig über das Künste und Wissenschaften beschützende Deutschland herfallen, ich würde es eine kultivirte Barbarei nennen. So weit wie Sie bin ich noch nicht gekommen, daß ich über alles dieses lachen könnte; ich ärgere mich vielmehr darüber. Sie, liebster Hr. Professor, sind mit Ihrem heitern Gemüthe sehr glücklich. Eine innere Ruhe herrscht in Ihnen und legt Ihnen in kleine Sachen hohen Genuß. Wenn Sie auf dem Kahlenstein eine schöne Musik hören, so beschäftigt sich Ihr ganzer Sinn damit, ohne Einmischung fremder widerwärtiger Gefühle.

So eben hatte ich einen Besuch von Uexküll; er theilte mir aus einem Briefe, den ihm sein Bruder geschrieben, eine Neuigkeit von Ihnen mit: Sie hätten nehmlich (berichtet ihm derselbe) dem Churfürsten geschrieben: daß er Ihnen die Ariadne, nach Ersetzung der Unkosten, erlassen möge. Sie freuen mich durch diese Handlung; denn der Churfürst, wenn er sich nicht um Ihr Kunstwerk bemüht, verdient es nicht zu besitzen. — — — Wenn ich Ihnen das nächstemal schreibe, so gebe ich Ihnen vermuthlich zugleich die Nachricht von der Vollendung meines Bildes. Leben Sie nun wohl und empfehlen Sie mich Ihrer liebsten Frau Gemahlin, auch Hrn. Distelbarth. An Herrn Heinrich Rapp will ich wegen Koch ein paar Worte schreiben. Diesem geht es auch immer, obgleich er ein vorzüglicher Künstler ist, schlecht. Meinem Schwager haben Sie die Güte zu sagen, daß ich ihm mit der nächsten Post schreiben werde. Ewig Ihr dankbarer Schüler und Freund Schick.

Ich möchte Ihnen wohl rathen, bester Hr. Professor, eine andere Landschaft von Koch *) — die Ruth vorstellend, wie sie bei Boas bittet, daß sie Aehren lesen dürfe, zu nehmen; sie ist über alle Maßen schön — eine herrliche Idylle! Sie glauben, wenn Sie diese Landschaft sehen, in der Mitte von Palästina zu seyn; es ist die schönste Composition, nebst dem Noah, die Koch je gemacht hat. Die Ausführung ist, besonders der hinterste Plan, vortrefflich. Ich wünschte Ihnen diesen Edelstein in Ihre Zimmer. — Das Bild ist so reizend, daß man das Auge nicht mehr weg wenden kann; und ich wünschte, daß in dem Hause des vortrefflichsten deutschen Bildhauers auch dieses Bild eines vortrefflichen deutschen Landschaftsmahlers wäre.

*) Wie es scheint eine andere, als die für Danneckers Schwager, Heinrich Rapp, bestimmte.

61. An die Geschwister.

Rom vom 4. May 1805.

Es wird Euch aufgefallen seyn, daß Ihr wider alle Gewohnheit letzten Posttag keinen Brief von mir erhalten habt. Es hatte aber eine gute Ursache von meiner Seite; denn nicht Nachlässigkeit, sondern Krankheit hielt mich vom Schreiben ab. Gerade vor acht Tagen wachte ich in der Nacht mit einem Schmerzen im Unterleibe auf, der mit äußerster Geschwindigkeit so zunahm, daß ich mit dem werdenden Tag dem Tode nahe war. Ich schrie, so lange ich schreien konnte, bis mir die Schmerzen auch den Odem nahmen, und ich wie ein Todter da lag. Der Doktor (Kohlrausch), mein sehr guter Freund, glaubte, es wäre eine Nieren-Entzündung, und gab mich beinahe für verloren. Er bemühte sich sehr mit mir, rieb mir den Leib mit Essenzen, gab mir Klystier, Arzenei und Thée, so daß sich bis zum andern Abend die Schmerzen wieder legten, und ich jezt wieder, wie vorher, ganz gesund bin.

Ich besinne mich noch jezt, wie ich wohl zu dieser Kolik gekommen seyn mochte; aber ich kann mir keine Ursache ausdenken. Ich habe das Gewöhnliche den Tag vorher gegessen und getrunken, habe mich auch meines Wissens nicht erkältet — doch sey es nun gekommen, aus welcher Ursache es will — so bin ich doch immer froh, daß ich wieder gesund bin. Wären die Schmerzen noch ein wenig höher gestiegen, so läge ich jezt unter der Erde, bei der Pyramide des Cajus Cestius, und ein Anderer hätte (statt daß ich Euch jezt von meiner Wiedergenesung schreibe) Euch meinen Tod gemeldet. So steht der Mensch auf der Schwelle des Grabes — ein leichter Wind stößt ihn hinab, zernichtet mit einem Mal sein ganzes Bestreben, begräbt seinen Kummer mit seiner Freude! Während ich im Bette lag, hatte ich eine Menge Besuche, die mir mehr lästig als angenehm waren. Viele kamen auch, die mein Gemälde sehen wollten, worunter der Churprinz von Bayern, der sich wirklich in Rom befindet, nebst einer Anzahl von deutschen, russischen und polnischen Grafen und Baronen. Wenn es möglich ist, muß ich noch ein oder zwei Zimmer miethen, um, wenn ich arbeiten will, durch Besuche nicht gestört zu seyn. Ich werde mein Gemälde eine Zeitlang stehen lassen und das Porträt der Tochter von Humboldt mahlen. Indessen können nachher Fremde kommen, so viele nur wollen; ich arbeite ruhig in meinem andern Zimmer und lasse sie nach Herzenslust sich selbst unterhalten. — Mein Gemälde ist so weit gediehen, daß ich es für fertig gelten lassen könnte. Indessen sehe ich noch Manches, was ich noch verbessern kann, und wenn ich es aus meinen Augen rücke, wird mir bei neuem Anblick noch Mehreres aufstoßen, was noch besser zu machen ist. Es ist dabei noch ein anderer

Vortheil. Wenn ich nehmlich mein großes Gemälde noch länger bei mir behalte, so kann ich damit jedem, der neugierig ist, den Grad meiner Geschicklichkeit kennen zu lernen, eine Probe geben. Vielleicht bekommt auch irgend ein reicher Fremder, wenn er mein Gemälde gesehen, die Lust, bei mir ein anderes zu bestellen.

Hr. v. Uexküll ist wieder sehr gern hier und spricht schon davon, noch ein ander Mal die Reise nach Rom zu machen. Die Schwester von Tieck, Madame Bernhardi, welche jezt hier eingetroffen, ist ein sehr geistreiches Weib. Mit ihr sind Graf Knorring und Graf Natorp, zwei Bediente, eine Magd und zwei Kinder gekommen; sie machen alle eine Haushaltung zusammen. Ich gehe oft des Abends zu ihnen, wo ich meist auch Schlegel antreffe. Die Unterhaltung, die man in diesem Kreise findet, ist die angenehmste und interessanteste, die sich denken läßt; sie macht mich alle meinen Kummer und Noth vergessen. Alexander Humboldt ist auch von Paris hier angekommen. Ich habe ihn viel von Amerika erzählen hören, habe auch eine Menge Zeichnungen gesehen, die er an Ort und Stelle gemacht hat, worunter mir einige Abbildungen der alten Götzen der Mexikaner und Peruaner aufgefallen sind. Wenn sein großes Werk erscheint, wird es ganz Europa in Erstaunen setzen; denn Niemand vor ihm hat mit diesem unermüdlichen Forschungsgeiste und mit so ausgebreiteten Kenntnissen den südlichen Theil von Amerika durchreist. — — —

Gestern machte ich eine kleine Zeichnung für einen polnischen Grafen, der auf seiner Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien jedem Künstler, der Namen und Verdienst hat, den Auftrag gab, ihm eine Zeichnung in kleinem Format zu machen. Er hat schon ein ordentliches Heft dieser Zeichnungen beisammen, und wird sie mit der Zeit, in Kupfer gestochen, herausgeben, um dem Kunstpublikum eine Uebersicht der besten jezt lebenden Künstler von Europa zu geben. *) — — —

Wie gerne möchte ich jezt einige Tage auf dem Lande zubringen; Erholung, Ruhe von Geschäften wäre mir gewiß sehr zuträglich. Ich sehe alle meine Kunstgenossen und Landsleute sich gute Tage machen und ziehe selbst immer im alten Joche. Die Sonne mag scheinen so schön sie will, so kann sie mich doch nicht hinauslocken. Wie ein andächtiger Mönch hocke ich immer in meiner Zelle, die Augen am Boden geheftet. Immer kaue ich noch an meinem alten Kummer; doch bin ich jezt ruhiger, als ich lange nicht

*) Den Namen des „polnischen Grafen“, der die Zeichnungen sammelte und das Kupferwerk projektirte, vermag der Herausgeber der Briefe nicht zu bestimmen. (Athanasius, Graf Raczynski, der Verf. des mit Kupfern ausgestatteten Werkes: Histoire de l'art moderne en Allemagne, Paris 1836—42, deutsch von F. H. von der Hagen, Berlin 1836 ff., war geboren 1785 und sammelte erst weit später.)

war. Niemand tröstete mich, ich tröstete mich selbst; ich habe einen großen Freund in mir selbst gefunden, das ist die Vernunft. Sie soll mir Alles, was mir widrig scheint, ertragen helfen; sie soll mich hindern, mich für unglücklich zu halten und mein Schicksal anzuklagen. Alles will ich jezt ruhig erwarten, nur an den Augenblick, in dem ich lebe, soll mein Bestreben geheftet seyn, für's Uebrige mag die Vorsehung sorgen. Unter tausend Planen, die man sich für die Zukunft macht, geht kaum einer in Erfüllung; das Schicksal lenkt den Weltlauf nicht nach unserem Willen, und so ist's am Besten, mit dem, was einem zufällt, sich zufrieden zu bezeugen, das irdische Gut nicht zu sehr zu lieben und vor dem Uebel sich nicht zu sehr zu fürchten.

Mit meinem Mädchen bin ich, wie ich war, als ich Euch das leztemal geschrieben. Wir sehen uns beim Essen und sind fremd gegen einander. O der schönen Zeit, da ich ihr in der Fülle meines Glücks sagte, daß ich sie über Alles liebte, und mir ihr glänzendes Auge und ihre erröthenden Wangen die schönste Antwort gaben. Diese gute Zeit gieng vorüber — aber auch die unangenehme wird vorübergehen; diß tröstet mich.

Euer Bruder Gottlieb.

---

62. An dieselben.

Rom vom 23. May 1805.

Gerne hätte ich Euch vor acht Tagen geschrieben, wenn ich nicht so wüthend darauf wäre, mein Gemälde vollends in Ordnung zu bringen. Länger kann ich es aber jezt doch nicht mehr anstehen lassen — also frisch daran! Euren Brief vom 23. April habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Besonders freute es mich, von Gottlob zu hören, daß er ein großes musikalisches Werk unternehmen will, um seinen Namen (wenn es gelingt) der Nachwelt zu überliefern. Wie schön ist es, unter seinen Zeitgenossen sich zu heben, und noch nach seinem Tode viele Menschenherzen zu erfreuen und zu rühren; denn nicht nur erfreut der gute Künstler seine Mitwelt, sondern auch kommende Generationen genießen seine Werke und nennen seinen Namen mit Enthusiasmus. Laß uns also, lieber Bruder Gottlob! mit gleichem Muthe und gleicher Anstrengung dem glänzenden Ziele zueilen, damit wir nach unserem Tode, neben einander genannt, gleich Castor und Pollux, unter die Sterne versezt werden! — Schon jezt bürgt mir mein Gemälde für meine Unsterblichkeit. In vierzehn Tagen ist es gewiß fertig; also bis ich Euch das nächstemal schreibe, kann ich Euch seine Vollendung anzeigen. Nachher werde ich es in

meinem Zimmer aufstellen und es so ohngefähr vierzehn Tage dem Anschauen des Publikums Preis geben. Während der Zeit will ich ein wenig müßig gehen, was ich sehr nöthig habe, um meinen Geist wieder etwas zu sammeln. — — — Heinrich ergreift sehr geschickt und sehr drollig den Faden in Gottlobs letztem Brief, und schreibt unter dessen Namen noch eine Seite voll; er gibt mir dabei viele Nachrichten von seinem Hauswesen, welches, wie ich sehen kann, einen recht guten Gang nimmt. — — — Sein Humor ist glücklich, und Christiane wünscht mir mit Recht eine Portion davon; er lebt mit dem gegenwärtigen Augenblick vergnügt, sieht nicht vor- und nicht rückwärts, geht leicht über Unannehmlichkeiten hinweg und hält sich an das Gute, das in der Welt ist. Ich hingegen sehe durch die grüne Brille, glaube mich in einer wilden Wüste zu sehen, leer von irgend einem Geschöpfe, das eine der Empfindungen mit mir theilen will, von denen ich überfließe. Der Gedanke kann mich nicht befriedigen, daß ich einmal werde gut zu leben haben. Mein Bauch hat mich nie beherrscht; nur Mittheilung, ein mir gleichgesinntes Wesen möcht' ich treffen. Ohne das bleibe ich elend, einsam, verlassen in der Welt. Was nützt es mir auch, Ruhm darin zu erndten, wenn sich niemand mit mir herzlich darüber freut. Ich schätze den Lorbeer nur halb, wenn mir nicht eine liebende Hand die Stirne damit bekränzt. Aber genug der gewöhnlichen Lamentationen, die Ihr schon tausendmal, nur in veränderten Tönen, von mir gehört habt!

Schlegel ist mit Madame de Staël (welche mich noch vor ihrer Abreise besucht hat) nach der Schweiz abgereist. Um Schlegel thut es mir leid; denn ich habe seinen Umgang sehr geliebt. Doch ist jezt eine andere Person hier, Madame Bernhardi, die Schwester von Tieck, ein sehr geistreiches Weib, die mir den Schlegel in jedem Falle ersetzt. Ich bringe öfters den Abend in ihrem Hause zu, wo ich noch außer ihr zwei liebenswürdige Menschen finde, Graf Ratorp und Baron Knorring. Der Bildhauer Tieck wird (wie er mir geschrieben) die ersten Tage des nächsten Monats hier eintreffen; vermuthlich bringt er auch seinen Bruder, den Dichter, mit, nebst noch drei Andern, zwei Brüdern, Herren von Riepenhausen, und einem gewissen Grafen Rumohr. Wir alle zusammen werden dann eine geschlossene Gesellschaft formiren. — Von Hrn. Direktor Hetsch habe ich vor ein paar Tagen einen Brief erhalten, der sehr melancholisch abgefaßt war. — — — Schon beinahe drei Tage schreibe ich an diesem Briefe. Vorgestern Nachts fing ich ihn vor Schlafengehen an; gestern Nachts schrieb ich daran im Bette, und diesen Augenblick komme ich von Humboldts Hause, wo ich gegessen habe, und bringe ihn nun vollends zu Ende. Wenn ich mein Gemälde fertig habe, welches in zwölf Tagen ist, so will ich Euch einen ellenlangen Brief schreiben, will so schwatzhaft seyn, wie eine Elster. Bittet Hrn. Pro-

fessor Dannecker in meinem Namen, daß er mir schreibe, wie und auf welche Art ich mein Gemälde dem Churfürsten zu überliefern habe. — Vor ein paar Tagen war ein russischer Graf bei mir, dem mein Gemälde sehr wohl gefiel; er ließ mich darauf um den Preis fragen, und ich forderte 150 Louis-d'ors. Jezt ist er in Neapel; nach der Rückkehr hieher wird er wieder zu mir kommen und das Bild vielleicht kaufen. Alsdann wäre ich der Mühe überhoben, es nach Stuttgardt zu senden. — — — Lebt nun wohl, Ihr Guten; denn ich sehe nichts mehr zum Schreiben, es ist Nacht. Von meinem Mädchen schreibe ich Euch dißmal nichts! Euer ehrlicher Gottlieb.

---

63. An Dannecker.

Rom vom 24. May 1805.

Hochgeehrtester Hr. Professor!

Da Hr. Barth*) bis Morgen früh seine Reise nach dem geliebten Vaterlande antritt, so habe ich diese Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen wollen, Ihnen ein paar Worte zu schreiben.

Früher schon als Hr. Barth wird ein anderer junger Architekt bei Ihnen vorfahren, dem Hr. v. Uexküll einen Brief an Sie mitgegeben hat. — Von dem Hrn. v. Uexküll habe ich auch erfahren, daß Ihnen der Churfürst endlich eine Visite gemacht hat, doch ohne die Ariadne in Marmor (lebensgroß) zu bestellen. Sie werden sie nun vermuthlich unter Lebensgröße für sich in Marmor ausführen. — Welche Aufmunterung für mich, welche herrliche Aussicht! Wenn der Churfürst Ihre Werke nicht mehr schätzt, was wird er mit den meinigen machen? sie auf den Heuboden stellen, in die Rauchkammer hängen?

In zwölf Tagen werde ich mit meinem Gemälde fertig seyn, von oben bis unten hinaus auf das Fleißigste ausgeführt, wie Sie es mir gerathen haben. Vielleicht geht das Gemälde nicht nach Stuttgardt. Es war ein reicher russischer Graf, Namens Demidoff, bei mir, dem es sehr wohl gefiel, und der mich um den Preis fragen ließ. Ich forderte 150 Louisd'or und will nun das Weitere erwarten. In diesem Augenblick befindet sich der Graf in Neapel. Nach seiner Zurückkunft wird er wieder zu mir kommen und vielleicht sich entschließen, das Bild zu kaufen. Um das Einzige thäte es mir leid: daß Sie es alsdann nicht zu sehen bekämen!

---

*) Ein Landsmann Schick's, Architekt (welcher später das Museum der bildenden Künste in Stuttgart — s. oben S. 47 — erbaute).

Von Hrn. Direktor Hetsch bekam ich einen sehr melancholischen Brief; das Ende desselben muß ich Ihnen doch mittheilen, der Sonderbarkeit wegen: „die Nachricht von der baldigen Vollendung Ihres Bildes interessirt mich; „der Erfolg davon kann für Sie nicht anders als günstig ausfallen. Sie „haben Recht, es dem Churfürsten zu schicken; man kann ja nicht wissen, „was für Veränderungen vorfallen, die Ihnen bei dieser Gelegenheit, wenn „es eine Vacatur gibt, nützlich werden können. Sie verstehen mich und „werden glauben, daß ich mit Aufrichtigkeit ꝛc.“. Was denken Sie dazu, bester Hr. Professor! Scheint Ihnen nicht daraus sichtbar zu werden, daß Hr. Direktor Hetsch glaubt, ich warte mit Verlangen auf seinen Tod? Es ist schrecklich, welch trübe Ideen sich dieser Mann ohne Ursache macht. Ich wünschte von Herzen, er wäre gesund, und noch mehr wünscht' ich diß für sein Gemüth, als für seinen Körper.

Empfehlen Sie mich auf's Beste Ihrer liebsten Frau Gemahlin und Hrn. Heinrich Rapp sammt seiner Familie, und wenn Sie mir wieder schreiben, so bitten Sie auch bei Hrn. Heinrich Rapp um ein paar Worte für mich, denn ich schätze und liebe diesen Mann sehr, und wünsche deswegen ihn selbst wieder einmal mit mir reden zu hören.

Leben Sie hunderttausendmal wohl!

Von Koch viele Empfehlungen!

Ewig Ihr dankbarer Schüler und Freund Schick.

---

64. An die Geschwister.

Rom den 14. Juni 1805.

Endlich kann ich Euch einmal sagen, daß mein Gemälde fertig ist. Zwar hätte ich Euch das schon vor acht Tagen sagen können, aber ich mahlte damals so spät in die Nacht hinein, daß nicht mehr Zeit genug war, Euch zu schreiben. Jeder meiner bessern Bekannten spricht mir zu, es im Pantheon öffentlich auszustellen, und ich bin wirklich daran, ihren Vorstellungen Gehör zu geben. Ich mache eben eine kleine Zeichnung von dem Bilde, um solche dem Cotta unter den Zeichnungen (die ich ihm zu machen noch schuldig bin) zu schicken. Auf diese Art wird das Bild doch wenigstens im Kleinen in Kupfer gestochen, und in Deutschland bekannt. Ohngefähr zwölf bis vierzehn Tage werde ich das Gemälde ausgestellt lassen, und wenn in dieser Zeit der Russe, der mich um den Preis des Bildes gefragt hat, nicht nach Rom zurückkommt, so schicke ich es in Gottes Namen nach Stuttgardt.

Beinahe ist es mir lieber, wenn der Russe nicht kommt. Denn wenn ich auch von diesem in der Geschwindigkeit einen Haufen Geld erhalte, so kann mir doch das wenigere, was mir der Churfürst gibt, mehr in der Zukunft nützlich seyn. Ich will das Gemälde wieder an Hetsch adressiren, der kann es gut in seinem Atelier im neuen Schloß aufstellen.

Wie ich es mit dem Churfürsten selbst machen soll, ob ich ihm eine Schadlosstellung meiner Ausgaben oder eine Pension fordern, oder Alles seiner Churfürstlichen Großmuth anheimstellen soll, über dieses muß ich noch selbst zu Rathe gehen. Wenn mir Hr. Professor Dannecker, mein bisheriger Helfer, seine Meinung darüber sagen wollte, so würde mir das sehr lieb seyn, aber es müßte bald geschehen, denn lange wird es nicht mehr anstehen, daß ich dem Churfürsten schreibe. Es ist mir sehr daran gelegen, hier Alles mit der besten Art zu thun, weil es von dem guten oder schlechten Erfolg der Aufnahme meines Bildes abhängt, ob ich einmal in meiner Vaterstadt leben soll oder nicht. Ich bin fest entschlossen, nicht dort zu leben, wenn mein Talent und mein Fleiß verworfen wird. Viel lieber gienge ich alsdann nach Rußland und mahlte die Affengesichter der Kamtschadalen, Tungusen und Samojeden, als daß ich meiner Vaterstadt mit einem Talent diente, das nicht anerkannt wird. Doch will ich jetzt nicht hitzig werden; vielleicht geht es besser, als ich denke, und von Stein müßte ja der Hof und das Volk von Stuttgardt seyn, wenn sie nicht in diesem meinem Gemälde den Künstler ehren und belohnen wollten. Klar sollte es ihnen ja werden, daß solche Schöpfungen nicht der erste beste hervorbringt, daß dazu viel Talent erforderlich ist, und zu dem Talent noch unendliche Mühe, Fleiß und Ausdauer. Lacht nur nicht, liebe Geschwister, über mein Deklamiren, es ist mir wahrhaftig Ernst damit, und ich werde thun, was ich gesagt habe, wenn geschieht, was ich fürchte.

Mein guter Freund, Tieck, ist noch nicht hier angekommen. Ich erwarte ihn mit großer Sehnsucht. Denn eines guten Freundes bin ich sehr bedürftig; so viel drückt mich auf dem Herzen, und immer kann ich doch auch nicht die Feder in der Hand haben, um Euch jede meiner innern Angelegenheiten mitzutheilen. So lange ich hier bin, schlucke ich jede in mir aufsteigende Empfindung hinunter und vergrabe mich in mich selbst. Daher kam gewiß (wenigstens doch zum Theil) meine düstere Stimmung, die auch jetzt noch dieselbe ist. Das Lachen kommt mich sehr wenig an, und bald werden sich von meinem ernsten Aussehen Runzeln in die Stirne graben. Mit jedem Jahre, das ich weiter verlebe, erscheint mir das Leben freudenloser. Vielleicht ein Freund, ein geliebtes Weib könnte mich das Leben wieder lieben machen — doch wer weiß, ob auch diese?

Die Nachricht von Schillers Tode hat mich sehr überrascht. So muß das Schönste, Edelste in der Welt vergehen! —

12

Die Witterung war dieses Jahr bis fast in die Mitte May's höchst unangenehm. Seitdem aber hat sich eine Hitze eingestellt, die nach der langen kühlen Witterung fast unerträglich ist. Viele Leute sind krank davon geworden. Wallis wurde auch krank, nachher sein Knabe, und am Ende noch seine Tochter (mein geliebtes Mädchen). Jetzt sind sie aber wieder alle gesund.

Eben hat mich mein russischer General verlassen, dem ich sein Porträt mahle. Sein Gesicht ist häßlich, wie auch das seiner Frau, die ich nach ihm mahlen werde. Für beide Porträts habe ich zwölf Louisd'ors begehrt; ich brauche höchstens acht Tage zu beiden.

Euer und Ruoffs Brief hat mich recht gefreut. Wenn ich mich überzeugen könnte, daß Ihr recht hättet, wenn Ihr glaubt, daß Hetsch aufrichtig gegen mich denkt, so würde ich mit großen Freuden mein Bild nach Stuttgardt schicken.

Einen Brief von Hrn. Professor Dannecker erwarte ich mit großem Verlangen. — Lebt wohl, es wird Nacht. Ich bin herzlich müde. Sobald ich aus meinen Geschäften den Kopf herausstrecken kann, werde ich Euch wieder schreiben. Uexküll grüßt Euch vielmal, und tausendmal grüßt Euch Euer

liebender Bruder Gottlieb.

Glaubt nicht, weil ich nichts von meinem Mädchen geschrieben, daß ich meinen Roman zu Ende gespielt habe. Immer winde ich mich noch in diesem Netze und zweifle, daß ich mich je daraus werde winden können. Doch trage ich geduldiger mein Schicksal.

---

65. An dieselben.

Rom den 13. July 1805.

Es ist mir höchst ärgerlich, daß, nachdem ich es so lange habe anstehen lassen, an Euch zu schreiben, ich es nicht einmal heute mit voller Muße thun kann. Indessen kann ich Euch doch sagen, daß ich mich inzwischen wohl befunden, und daß ich mein Gemälde im hiesigen Pantheon ausgestellt habe. Es ist erst ein paar Tage dort, und ich kann Euch also von seiner guten Aufnahme noch keinen bestimmten Bericht erstatten. Die zwei Porträts, eines russischen Grafen und seiner Frau, habe ich bis auf eine Kleinigkeit fertig. Ich bekomme für beide 12 Louisd'ors. Die Gräfin saß mir auch, und jezt muß ich mich ankleiden, um zu Humboldts zum Essen zu gehen. Wenn ich früh genug von dort wieder zurückkomme, so werd' ich noch den Brief so groß machen, als es das Papier zuläßt. — — — Von

Hrn. Professor Dannecker habe ich immer noch keinen Brief erhalten. Ich warte mit Schmerzen darauf, denn eher schicke ich mein Gemälde nicht fort. Den Schwager Erbe bitte ich — bitte ich — es wird mir schwer zu sagen — um Geld. Mit dem, was er mir durch Uexküll geschickt hat, bin ich am Ende. Wenn mir der Himmel nicht die zwei Porträts beschert hätte, so müßt' ich schon Schulden machen. Ich bitte also den guten Schwager, mir (damit ich nicht in Mangel gerathen möge) Geld zu schicken. — — — Und nun Adieu für den Augenblick.

Ich bin noch zeitig genug vom Essen zurückgekommen, um diesen Bogen vollends anzufüllen. Beim Gelde sind wir stehen geblieben — also Geld hätte ich nöthig. Ganz gewiß bin ich nicht, ob ich es so nöthig haben werde; denn nachdem ich diese russischen Porträts fertig haben werde, fange ich die ganze Figur von Humboldts Tochter an. Hernach habe ich zwei Zeichnungen für Alexander Humboldt zu seiner Reise nach Südamerika zu machen, und ich sehe also immer Geld zum Voraus. Doch fürchte ich den Zufall, Krankheit ꝛc., und da ist es immer gut, einen kleinen Vorrath zu haben. Außerdem möcht' ich mich auch mit neuen Kleidungsstücken versehen.

Mein guter Freund Tieck ist noch nicht hier angekommen; seine Schwester, die beinahe schon drei Monate in Rom ist, grämt sich krank darüber. Ludwig Tieck, der Dichter, wird mit dem Bruder hieherkommen. — — —

Die Nacht kommt schon, und ich habe noch eine Seite voll zu schreiben. Wie ich diese in aller Schnelligkeit vollfüllen will, kann ich mir selbst noch nicht recht denken. Ernsthaftes zu sagen, darauf mag ich mich nicht einlassen; denn Capitel von dieser Art würden bei mir gar kein Ende finden. Ich muß vielmehr suchen, wie ein Schmetterling mit leichten Flügeln durch die Luft zu schweben. Alles obenhin sehen, obenhin empfinden, obenhin denken! nicht wahr? — Von meinem Mädchen will ich auch Nichts schreiben. — Jede Ader in mir widerstrebt den Worten, die ich eben geschrieben habe. Ich fühle es: ich muß tief sehen, tief empfinden und tief denken. Wenn ich scherze, so glaubt mir nicht. Ernsthaft und düster ist mein Gemüth. Nur selten erheitert es ein auffahrender Funke von Freude; aber das ist ein schnell verschwindender Blitz.

Linckh von Cannstatt, der den Uexküll auf seiner ersten Reise nach Rom begleitet hat, wird in acht Tagen von hier abreisen. — — — Direktor Hetsch schreibt unserem Landsmann Dörr, daß er sich immer nicht wohl befinde. Er dauert mich! — — — Und so wäre ich doch vor völliger Nacht mit dieser Seite noch herab gekommen, so daß mir kaum noch Raum bleibt, Euch Lebewohl zu sagen.

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

66. An Dannecker.

Rom den 26. Julius 1805.

Ihr liebes Briefchen habe ich durch meinen Schwager richtig erhalten. Schade nur, daß es so gar klein war! Ich war damit zu Ende, ehe ich recht anfieng zu lesen. Ein andermal bitte ich Sie, sich fester an den Tisch zu pflanzen, wenn Sie mir schreiben, mir recht viel zu sagen. Sie werden mir darauf antworten: ich weiß nichts Neues, und es geht bei uns Alles den alten Gang. Liebster Herr Professor! so sagen Sie mir das Alte! Sie werden es doch mit einer neuen Art sagen — es ist mir Alles merkwürdig, was Sie mir auch schreiben, wenn es nur aus Ihrem Munde oder vielmehr aus Ihrem Herzen kommt. Ich bin hier an Freundschaft so arm, so verlassen, daß ich trübe Tage lebe. Bekannte habe ich die Menge und mehr als zu viel; sie geben mir alle schöne Worte und verfolgen mich heimlich mit Neid, und das besonders meine werthen Landsleute.

Mein Gemälde habe ich auf das Zureden Mehrerer im Pantheon ausgestellt, und es erhielt von Franzosen, Italienern und Engländern allgemeinen Beifall; nur die Deutschen theilten sich in zwei Partheien, die eine für, die andere wider das Gemälde. Die Parthei für das Gemälde schließt sich nun fester an mich, ehrt mich und sucht meinen Rath; die andere hingegen sucht mich überall zu vermeiden. Es entstanden die größten Händel unter den Partheien, weil die eine das Gemälde bis in den Himmel erhob und zum ersten Produkt neuerer Kunst machte, die andere es hingegen unter das Mittelmäßige heruntersetzte. Beide gehen zu weit in ihrer Meinung; denn ich bin überzeugt, daß es weder so gut, wie es die Einen, noch so schlecht ist, wie es die Andern machen wollen. Die ersten Künstler jedoch von Franzosen, Italienern und Deutschen haben mich mit Lobeserhebungen überschüttet und sagen alle aus einem Munde, daß das Gemälde eines der ersten neuerer Zeit wäre. Hätte ich ein heiteres Gemüth, so könnte ich recht vergnügt und mit mir selbst zufrieden seyn. Aber hier fehlt es! Hätte ich ehemals denken können, daß ich einmal für einen der ersten Künstler geachtet und geehrt werden würde, ich wäre zum Voraus hochmüthig gewesen und hätte mir durch dieses Ansehen, diese Achtung ein glückliches Leben geträumt — und jezt, da ich es bin — was habe ich? Bin ich glücklich? Ich sehe, ein Karrenführer, ein Taglöhner ist es mehr als ich.

Sie machen mir den Vorschlag, bester Herr Professor! mein Gemälde an Hrn. Direktor Hetsch zu adressiren und diesen ganz dafür sorgen zu lassen, daß er es auf eine vortheilhafte Art dem Churfürsten darstelle. Sie rathen mir noch, einen Preis zu machen, für welchen ich dasselbe dem

Churfürsten überlassen wollte; Sie sagen mir aber nicht, was ich mit dem Bilde thun solle, im Fall es der Churfürst nicht um den angesetzten Preis haben will. Was soll nachher das Bild in Stuttgardt? auf einen Heuboden gestellt werden, nach und nach von den Mäusen zernagt? Hier rathen mir Humboldt's, das Bild in Rom zu lassen und abzuwarten, bis sich ein Liebhaber dazu fände. Sie glauben gewiß zu seyn, daß ich es in weniger als einem Jahre um den Preis von 200 Louisd'ors verkaufen werde. Inzwischen hätte ich doch auch Etwas von meiner Arbeit aufzuweisen. Im Fall, daß ich inzwischen Geld nöthig hätte, wollten sie mir mit Vergnügen an die Hand gehen. Dieser Vorschlag machte mich nun schwankend. Gern möchte ich mein Bild recht gut verkaufen, und doch auch wieder gern mir in meinem Vaterland durch Ueberschicken dieses Bildes Namen und Ehre erwerben. Was soll ich nun thun? Ueberlasse ich es dem Churfürsten, was mir dieser dafür geben will, so könnte das, was er mir mit seinem guten Willen gibt, so wenig seyn, daß ich mich schämen müßte, es anzunehmen. Ich weiß, daß der Churfürst von einem hiesigen Abbate, der immer mit ihm in Correspondenz steht, zweimal vortheilhaft von dem Gemälde benachrichtigt wurde, daß dieser Abbate ihn von der guten Aufnahme, die das Gemälde im Pantheon gefunden, benachrichtigt hat.

Haben Sie die Güte, bester Herr Professor, mir darüber Ihre Gedanken (aber weitläufig) mitzutheilen. Denn die Sache ist mir sehr wichtig. Es handelt sich dabei um nicht mehr und nicht weniger bei mir, als ob ich einmal wieder nach Stuttgardt zurückkehren werde oder nicht! Schicke ich mein Gemälde nicht nach Stuttgardt, sondern verkaufe es hier, und zwar gut, so lebe und sterbe ich in Rom. Geht es nach Stuttgardt und wird daselbst vom Churfürsten gut aufgenommen, so werde ich Sie und mein Vaterland wiedersehen. Dem Hrn. Direktor Hetsch will ich auch darüber schreiben und ihn um seinen Rath bitten. Mit dem Schicken hat es ja keine solche Eile — und es ist besser, zum Voraus zu überlegen. Nur thut es mir leid, daß ich nicht Ihr Urtheil darüber hören kann; ich habe so oft während des Mahlens an Sie gedacht, und wenn mir ein Theil wohl gerathen, mich gefreut, daß auch Sie vielleicht damit zufrieden seyn werden. Wie wäre es wohl, wenn ich schriftlich, und Hr. Direktor Hetsch mündlich den Churfürsten fragte: ob er das Gemälde haben wollte? Verzeihen Sie, liebster Hr. Professor! daß ich so unendlich lange von meinen Angelegenheiten herunter schwatze, als ob diß Einzige nur wichtig in der Welt wäre. Mein großes Zutrauen zu Ihnen macht, daß ich keinen Gedanken haben möchte, ohne ihn Ihnen mitzutheilen. — Mit meinen Liebeleien geht es den alten Gang; ich kann vor Verliebtseyn kaum aus den Augen sehen. Wenn ich Ihnen erst vollends alle Geschichten erzählen wollte, die ich mit meinem

Mädchen gehabt habe, und noch habe, so würde dieser Brief kein Ende finden.

Ich freue mich sehr, daß Sie nun daran kommen, Ihre Ariadne in Marmor auszarbeiten. Auch die Büste von Schiller ist eine schöne Aufgabe, die Ihnen auch, da dieser Dichter gestorben, ein Gutes eintragen wird. Meine Schwester schreibt mir: daß Ihre Büste von Lavater in der Züricher Zeitung sehr gelobt worden wäre. Alles gute Nachrichten! Sie sind ein glücklicher Mann — Sie sind zufrieden, haben auch Ihr schönes Einkommen, ein herrliches Weib, herzliche Freunde. Ich treibe in der Irre herum, und das einzige Gut, um das ich den Himmel bitte, ist, daß er mir nur ein ruhigeres Gemüth schenken möchte. Leben Sie wohl, bester Herr Professor!

Ewig Ihr dankbarer Schüler und Freund Schick.

Ich habe inzwischen zwei Porträts gemahlt und 12 Louisd'ors dafür erhalten. — Hr. v. Uexküll hat in einer Kiste mit Kupferstichen eine Mahlerei und eine Zeichnung für Cotta mitgepackt. Ich wünschte sehr, daß Sie das Bildchen sähen; denn ich glaube, daß es mir gut gerathen ist. Ich habe es fleißig in bunten Farben ausgemahlt, um den guten Cotta für sein langes Warten zu entschädigen. Eine andere Zeichnung nach meinem großen Gemälde von Noahs Opfer habe ich für ihn angefangen, damit doch wenigstens das Bild in Deutschland bekannt wird. Eine Landschaft habe ich auch untermahlt, und schon eine Skizze zu einem neuen Bild gemahlt. Leben Sie nochmal wohl, liebster, bester Herr Professor, und schreiben Sie mir doch ja recht bald!

Auf meinem Gemälde befinden sich nebst Gott Vater, den Engeln, Menschen und Bestien 98 Figuren, sage 98.

---

67. An die Geschwister.

Rom vom 26. Julius 1805.

Zwei große schwere Briefe habe ich heute schon geschrieben. Dieses ist der dritte und der kleinste von allen, aber mir der wichtigste von allen, denn er ist an Euch. Euren letzten Brief vom 2. Julius habe ich erhalten. — — — Von Distelbarth sagt mir Gottlob, daß dieser ein Herr geworden wäre. Daran bin ich zum Theil (oder eigentlich ganz) Schuld, denn ich habe ihn dem Hrn. Professor Dannecker angepriesen, der ihn darauf hat zu sich kommen lassen. Es freut mich herzlich, daß es ihm gut geht und daß er zufrieden ist. — Mein lieber Schwager Erbe, das ehrliche Blut, theilt mir eine Menge Neuigkeiten mit, die Stuttgardter Welt betreffend; er wünscht mir auch zu

der Vollendung meines Bildes Glück, wofür ich ihm danke. Hr. Professor Dannecker schreibt mir, daß ich dem Churfürsten einen Preis für mein Gemälde machen solle; er bedenkt aber nicht, daß wenn der Churfürst das Bild nicht für den angesetzten Preis haben wollte, mir das Gemälde in der Polterkammer von den Mäusen gefressen werden würde. Ich habe deswegen heute an die Herren Professor Dannecker und Hetsch Briefe geschrieben, wie ich es in dieser Hinsicht zu machen hätte.

Mein Gemälde war fünfzehn Tage im Pantheon ausgestellt, und ganz Rom lief, es zu sehen. Der Platz vor der Kirche war einigemal mit Kutschen übersäet, die herfuhren, das Gemälde zu sehen. Von allen Seiten erschollen mir Glückwünschungen und Lobeserhebungen. An Tafeln, auf Spaziergängen sprach man von dem Bilde, das der Deutsche in dem Pantheon ausgestellt. Wie glaubt Ihr wohl, daß mir ehrsüchtigen Menschen dabei zu Muthe war? Wo ich stand und gieng, sprachen mich die Leute an. Humboldt's rathen mir, das Gemälde hier zu lassen; sie wollten mir dafür stehen, daß sich in weniger als einem Jahre ein Liebhaber (um den Preis, den ich will, nehmlich 2200 fl.) finden würde. Indessen haben sie sich angetragen, wenn ich inzwischen Geld nöthig hätte, mir mit dem ihrigen beizustehen. Ein Vortheil ist noch dabei, daß jeder, der zu mir kommt, eine Probe meiner Geschicklichkeit sehen kann. — Die Fortsetzung folgt allernächsten Posttag. Lebt wohl, Ihr Lieben! Ich bin

Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

68. An dieselben.

Rom den 25. August 1805.

So lieb ich Euch habe, so oft ich auch an Euch denke, so geschieht es mir doch sauer, Euch dißmal zu schreiben. Die nehmliche Bewandtniß hat es vielleicht mit Euch; denn schon lange habe ich keinen Brief mehr von Euch erhalten; doch will ich deswegen nicht glauben, daß Ihr mich vergessen habt. Unter dieser Zeit hat sich mit mir eine Geschichte zugetragen, die ich ungern mittheile, weil sie mich ärgert, aber Euch doch mittheilen muß. Als Kotzebue auf seiner Reise durch Italien nach Neapel kam, machte er (vermuthlich bei dem Consul Heigelin) die Bekanntschaft eines Magisters von Tübingen, Namens Rehfues*), eines guten Freundes von

*) Philipp Joseph Rehfues, der spätere Kurator der Universität Bonn, der sich auch als Schriftsteller und insbesondere als Verfasser von Reise-Werken, von publicistischen

Schweickle*) in Rom. Dieser Rehfues führte Kotzebue in Neapel überall herum und empfahl ihn, als er von dort abreiste, an seinen Freund Schweickle in Rom. Der Letztere erwartete auf einen Brief, den ihm Rehfues von der baldigen glänzenden Ankunft Kotzebue's in Rom schrieb, und worin er ihm denselben empfahl, den großen Kotzebue mit der größten Sehnsucht, und führte ihn nach seiner Ankunft in allen Museen, Gallerien und bei allen Künstlern, die hier Namen haben, herum. Auf dieser Wanderschaft kamen beide zu mir und besahen mein Bild. Kotzebue reiste bald von Rom ab, unzufrieden mit Rom, Neapel, und überhaupt mit ganz Italien. Ein paar Monate nach seiner Abreise hörte ich, daß er seine Reise in drei dicken Bänden**) dem deutschen Publikum bekannt gemacht und darin den größten Unsinn und die krasseste Unwissenheit an den Tag gelegt habe. Durch die beiden Tiecks, die nun ein paar Wochen hier sind, bekam ich die Reisebeschreibung selbst zu lesen. Ich fand darin seine Beurtheilung der hiesigen Künstler, woselbst meine werthe Person, wie auch meine guten Freunde Wallis, Koch, Giuntotardi sehr herunter-

Schriften und von Romanen (wie der „Scipio Cicala") einen Namen machte, war im Jahr 1801, nach Absolvirung des akademischen Studiums, als Hauslehrer nach Livorno gegangen, und blieb auch nach der Lösung dieses Verhältnisses bis 1805 in Italien. (Im folgenden Jahre mit dem Titel eines Hofraths als Bibliothekar und Vorleser in die Dienste des damaligen Kronprinzen Wilhelm von Württemberg eingetreten, behielt er in dieser Stellung Muße genug zu einer Reise durch Frankreich und Spanien und zu literarischen Arbeiten, bis er im Jahr 1814 in preußische Dienste berufen ward.)

*) Conrad Heinrich Schweickle, Bildhauer, geb. 1779 zu Stuttgart und unter Scheffauers Leitung an der hohen Karlsschule gebildet, besuchte zu Anfang des Jahrhunderts die Schule Davids zu Paris, von wo er im Jahr 1802 sich nach Rom begab. Hier machte ein Werk seines Meißels, ein lebensgroßer Amor (mit der Keule, als Besieger des Herkules) ein nicht gewöhnliches Aufsehen und erregte vornemlich das Wohlgefallen des damaligen Senators Lucian Bonaparte, der den Meister seinem Bruder Joseph, dem König von Neapel, empfahl, worauf dieser, im Jahr 1808, ihn als Lehrer und Ordner an die dortige Akademie berief, an welcher Schweickle eine Reihe von Jahren hindurch wirkte. In der Kirche St. Francesco di Paolo sind die kolossalen Statuen der Religion und des heiligen Ludwig in Marmor von seiner Hand, sowie er auch durch ein (ganz im antiken Geist gedachtes) Basrelief am Sarkophage des 1821 verstorbenen sicilianischen Gelehrten Pietro Pisani sich Beifall erwarb. Nach der Revolution vom Jahr 1830 des Karbonarismus verdächtig, ward er seines Dienstes entsetzt und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er im Jahr 1833 starb. — Während des gemeinsamen Aufenthalts der beiden Landsleute, Schick und Schweickle, in der Hauptstadt Italiens, vermochte ein freundliches Verhältniß zwischen ihnen sich nicht zu gestalten, und der Haltung Schweickle's entsprechend wird der Letztere auch an anderen, zum Theil vom Herausgeber unterdrückten Stellen der Schick'schen Briefe in wenig sympathischer Weise erwähnt.

**) „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel von August v. Kotzebue." 3 Theile. Berlin 1805.

gemacht sind.*) Jedermann, der diesen Artikel las, sagte alsbald: dahinter steckt Schweickle; das Urtheil sey das von Schweickle, der mich auf das Bitterste hasse. Alle meine guten Freunde sprachen mir zu, diese Verläumdung nicht so ungerochen hingehen zu lassen. Auf diese Aufforderung entschloß ich mich zu einem Schritt, der mich einigermaßen jezt reut. Koch, Dörr und ich giengen, mit Stöcken bewaffnet, in das Wirthshaus, wo er alle Abende hinzukommen pflegt. Wir ließen uns ein Glas Wein geben und erwarteten ihn. Er kam bald, und Koch, dem bei seinem Anblick alles Blut im Leibe kochte, schalt ihn gleich einen Verräther, einen Verläumder, einen schlechten Menschen. Auf diesen höflichen Gruß warf sich Schweickle auf den Koch; ich aber stand mit meinem Stocke auf, und gab jenem ein paar tüchtige Schläge auf die Beine, worauf er ohne Frack und Hut die Flucht ergriff. Koch setzte ihm nach und schrie unaufhörlich hinter ihm: Dieb, Mörder, Verläumder! Durch drei, vier Straßen jagte er ihn, und warf ihm seinen Stock zwischen die Beine. Alles Volk, Junge und Alte, Soldaten, Mütter mit Kindern, rannte hinter drein. Schweickle erreichte endlich das Haus des bayrischen Legations-Sekretärs und schickte von dort den Rehfues (der damals in Rom war) zu uns ins Wirthshaus. Wir waren hierauf wieder ganz beruhigt, bis Schweickle mit Bedeckung von Leuten zurückkam und uns zum Kampf aufforderte. Rehfues machte abermals Frieden; doch gab es noch eine Schlägerei am Ende, wobei uns aber die Umstehenden von einander trennten. So gieng die Sache aus. Schweickle drohte uns, wo wir ihm begegnen würden, uns auf der Straße anzugreifen, läßt es aber wohl bleiben, denn er ist ein feiger Hase. Die Sache wurde in ganz Rom bekannt, und Jedermann freute sich darüber. In meinem Innern bin ich über diesen Vorfall nicht recht zufrieden, weil ich wohl besser gethan hätte, diesen — — wie bisher zu verachten, und über ihn und den Haß, den er gegen mich hegt, zu lachen.

Diesen Abend bin ich zu einem Leichenbegängniß gebeten. Duttenhofer, ein Bruder des Kupferstechers Duttenhofer (zu Stuttgardt), ist gestorben. Ich wachte ihm in seiner letzten Nacht, legte ihn in seinem Todesschweiße in seinem Bette zurecht, und sah bei Anbruch des Tages seine letzte krampfartige Zuckung. Mir fiel das Andenken meiner früh gestorbenen Verwandten und Freunde wieder schwer auf's Herz. Der Leichenzug wird schön seyn; es sind etliche zwanzig Personen, die mit der Leiche gehen. Ich hätte sollen

*) Bd. 2 des genannten Werkes, S. 392—435: „Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten." Daselbst S. 425: „Schick, ein Geschichts- und Porträtmahler, ist vielleicht nur zum letztern geboren, wenigstens gibt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noah's Opfer nach der Sündfluth 2c. 2c."

die Rede an dem Grabe halten; es fand sich aber noch, was mir lieb ist, ein lutherischer Geistlicher, so daß ich dieser Mühe überhoben bin.

Von Dannecker und Hetsch erwarte ich mit großer Sehnsucht einen Brief, um einmal zu wissen, was ich mit meinem Gemälde zu thun habe. Auch von Euch wäre es Zeit, einen zu erhalten — doch da ich selbst nicht pünktlich bin, will ich Euch Eure Unpünktlichkeit vergeben. Mein Geld ist schon sehr auf die Neige gegangen, und ich erwarte mit Schmerzen einen Wechsel oder eine Anweisung auf ein paar 100 Gulden. Ich habe mir einen schönen schwarzen Anzug nebst einem dreieckigen Hut angeschafft. Darüber wird die Christiane zanken; es war aber höchst nöthig, weil in der Gesellschaft, wohin ich komme, Niemand auf eine andere Art erscheint.

Die Tiecks sind mir wie Engel vom Himmel erschienen, in der Zeit, wo ich sie am meisten nöthig hatte. Ludwig Tieck, der Dichter, ist ein herrlicher interessanter Mensch, der mich ordentlich für die Widerwärtigkeiten des Lebens entschädigt. Friederich Tieck, der Bildhaner, läßt den Gottlob, den er in Paris kannte, viel tausendmal grüßen. — In mein liebes Mädchen bin ich fortwährend verliebt. Es giebt immer Geschichten unter uns, die indeß zu unbedeutend sind, um sie Euch wieder zu erzählen, da sie höchstens mir interessant seyn können. — Ich habe die ganze Figur von der ältesten Tochter Humboldt's angefangen zu mahlen, und bin mit dem Angefangenen selbst zufrieden. Durch Uexküll schicke ich dem Cotta noch eine andere Zeichnung, einen Umriß nach meinem Bilde, um dadurch das Gemälde in Deutschland etwas bekannt zu machen. Lebt wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

---

69. An Dannecker.

Rom den 7. September 1805.

Erst vor einer Stunde habe ich Ihre sämmtlichen Briefe erhalten und sie bis diesen Augenblick gelesen und wieder gelesen. Aus Ihrem lieben Briefe leuchtet eine große Seelenheiterkeit, die ich leider beinahe stets vermisse. Mit Salomo möchte ich immer ausrufen: es ist Alles eitel! Das Briefchen von Ihrer lieben Frau und das von Hrn. Heinrich Rapp haben mich unendlich gefreut. Ich möchte gar gern gleich darauf antworten; aber es bleibt mir für jetzt nicht Zeit genug dazu. Bei Gelegenheit der Abreise von Kupferstecher Duttenhofer (die in ein paar Tagen erfolgen wird) werde ich diesem die Antwort auf die lieben Briefe mitgeben. Liebster Herr Professor! Ihr freundschaftlicher Brief hat mich auf's Neue wieder so an Sie gekettet, daß

ich in diesem Augenblick einen Entschluß gefaßt, der eigentlich Ihrem guten Rath entgegenläuft. Ich will mein Gemälde hinausschicken, ohne dem Churfürsten einen Preis zu machen, und ruhig erwarten, was erfolgt. Giebt er mir Nichts, so kann ich sagen: ich habe dem Churfürsten von Wirtemberg ein Präsent damit gemacht. Ich habe die Beruhigung in mir, Alles versucht und ein großes Opfer der Liebe zum Vaterlande gebracht zu haben. Mache ich dem Churfürsten vorher einen Preis, und er will es um diesen nicht annehmen, so muß ich mich vor mir selbst schämen.

Hr. Direktor Hetsch, von dem ich vor acht Tagen einen Brief erhalten habe, rathet mir, das Bild gleich nach Stuttgardt zu schicken, und glaubt gewiß zu seyn, daß es gut aufgenommen werde. Noch ein Beweggrund. Wenn ich beim Churfürsten erst anfrage, ob er um den gesetzten Preis das Bild haben wolle oder nicht, so wird es mit seiner Antwort (und wenn sie auch bejahend ist) doch immer eine Weile anstehen, so daß ich erst gegen den Winter, wo die Fahrt so langweilig und oft gefährlich ist, das Bild schicken könnte. Ich wüßte noch einige Gründe anzuführen, wovon dieser nicht der geringste ist: daß ich nehmlich kaum erwarten kann, bis Sie das Bild gesehen haben, um Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Uebrigens höre ich nun auf, darüber weiter zu sprechen; denn die Sache wird mir am Ende selbst langweilig. — Auch hier habe ich noch Mühe mit meinem Gemälde. Der Verfasser des hiesigen Kunst-Journals *) will eine Kritik meines Bildes in seine Zeitschrift setzen, und ich soll es ihm deswegen weitläufig beschreiben, um nachher seine Kritik beifügen zu können. Diß kostet mich auch etwas Mühe, denn obgleich ich das Italienische ziemlich geläufig spreche, so ist es doch schwer, in dieser Sprache zu schreiben, besonders wenn das Geschriebene gedruckt werden soll.

Es freut mich sehr, daß der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin Ihre Ariadne gekauft hat. Ich habe diesen Prinzen hier einigemal in Gesellschaft gesehen; doch kenne ich ihn nicht, wie den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, den ich auch gemahlt habe. Die Arbeit Ihrer Figur zum Grabmal des Grafen Zeppelin wird Ihnen wohl manchmal auch Langeweile machen! Wenn ich doch nur einmal die Nachricht von Ihnen erhielte: daß Sie Ihre Gruppe von Amor und Psyche zu modelliren angefangen hätten, denn diß wäre ein Werk, Ihres Namens würdig.

Bildhauer Tieck ist mit seinem Bruder Ludwig Tieck, dem Dichter, hier angekommen, und ihr Hierseyn macht mir viel Freude. Auch eine Schwester ist bei ihnen. Sie sind alle drei zusammen recht geistreiche Leute, in deren Gesellschaft ich mit Vergnügen manchen Abend verschwatze. Hr. Geheime-

---

*) Vgl. unten, S. 190, mit der Note daselbst.

Rath von Uexküll wird dieser Tage von hier abreisen, und verspricht uns Allen wiederzukommen. Ich muß lachen, wie dieser Mann so jährlich zweimal nach Rom jagt, keine Ruhe in Stuttgardt hat, bis er nach Rom kommt, keine Ruhe in Rom, bis er den deutschen Boden wieder erreicht hat, überall eine bessere Existenz sucht und sie nirgends findet. Sie, liebster Herr Professor! könnten mit Ihrer Zufriedenheit und Heiterkeit unter allen Begegnissen des Lebens Vielen zum Muster dienen. Sie werden immer heiter seyn, welche Sonne Sie auch von Außen bescheint — Ihre Seele wird sich immer in derselben Atmosphäre befinden. Vielleicht, wenn ich neben Ihnen lebte, würden Sie mich mit Ihrem glücklichen Humor anstecken. Wenn ich mit Ihnen unter spaßhaften Gesprächen auf den Kahlenstein gehen könnte, mit Ihnen in Ihr Atelier, meiner eigenen Kunst das Band ein wenig lockerer knüpfte, vielleicht würde ich auf diese Art selbst noch lustig. Hier nehme ich mein weiteres Fortschreiten in der Kunst so schwer, bin so versessen darauf, immer und immer weiter darin fortzugehen, daß mir vor den Tiefen der Kunst manchmal der Kopf schwindlich wird, und ich nicht mehr weiß, auf welchem Fleck ich stehe. Sie geben das schwachen Nerven schuld, was Liebe zur Kunst, auch Ehrgeiz bei mir thut. Ich — ich — verflucht! ich weiß nicht mehr, was ich schreiben wollte — immer unzeitige Visiten, die mich in der Unterhaltung mit Ihnen stören. — — — Verzeihen Sie mir deswegen!

Mit meiner Liebschaft stehe ich noch auf dem alten Fleck. Ich kann Sie versichern, daß mich diese Liebe nicht einmal glücklich, aber immer unglücklich macht. Ich sehe, daß man nicht zwei Gottheiten huldigen kann. Entweder muß die Kunst der Liebe Platz machen oder die Liebe der Kunst, und da ich mich in diesen beiden nicht in gewöhnlichem Maße halten kann, so muß immer die eine durch die andere leiden. — Ach, wie Vieles möchte ich darüber mit Ihnen reden; aber schreiben kann ich es nicht. — Ich habe zwar Freunde an den beiden Tieck's; aber meine Stuttgardter Freunde sind mir doch mehr. Auch von Kunst und Kunstsachen plauderte ich so gern mit Ihnen und Ihrem Herrn Schwager; die schönsten Stunden sind mir unter Ihnen beiden zu Theil geworden.

Hier lebe ich mehr in der geräuschvollen Welt, bin für meinen einfachen Charakter nur zu sehr bekannt und gesucht, finde wenig Minuten, um mit mir selbst allein zu seyn. Große Gönner, Vertheidiger, große Hasser, Neider — beide plagen mich; ich möchte mich ihnen beiden entziehen. Habe ich einmal mein ordentliches Auskommen, so kaufe ich mir ein Landhäuschen und lebe darin nur mir und ein paar Freunden — alles Uebrige ist, wie ich wohl sehe, vom Uebel. Leben Sie wohl, bester Herr Professor!

Ewig Ihr dankbarer Schüler und Freund Schick.

70. An die Geschwister.

Rom vom 12. September 1805.

Es ist eigentlich gar nicht nach meinem Geschmack, Leuten Briefe mitzugeben; denn es geschieht meistens, daß sie sie spät oder gar nicht abgeben, oder auch gar verlieren, wo hingegen durch die Post die Sache ihren bestimmten Gang geht. Vielleicht macht es aber unserer Schwester Christiane einigen Spaß, Madame Duttenhofer *) ein wenig näher kennen zu lernen. Es ist ein gutes Weib — ein wenig geziert; aber was thut das! Wenn sie ihr nur dient, zuweilen eine Stunde angenehm zu verplaudern, so ist das genug. Man ist sich selbst oft zu viel oder zu wenig, und da ist es gut, sich eins vorschwatzen zu lassen, um ein wenig aus dem engen Bezirk seiner Gedanken herauszukommen. Oft habe ich dieses Mittel ergriffen, wenn meine düstere Phantasie zu heftig auf einen Punkt zu arbeitete.

Ich weiß nicht, ob ich Euch schon Euren letzten Brief beantwortet habe. — — — Heinrich und Gottlob haben beide den Schweickle im Verdacht, als hätte er dem Kotzebue das Urtheil über mein Gemälde eingeblasen. Was ich in dieser Hinsicht gethan habe, wird Euch nun bereits bekannt seyn. Doch Etwas muß ich noch sagen. Heinrich und Gottlob zerplagen sich beide, auf welche Weise wohl Noah ein Schaf könnte geschlachtet haben, ohne der Vertilgung dieser Thiergattung zu nahe zu treten. **) Dieses Räthsel wird sich auf einmal lösen, wenn Ihr in der Bibel [1. Mos. 7, 2.] lest, daß Noah von den reinen Thieren jedesmal sieben in die Arche genommen. Bekanntlich wird das Schaf zu den reinen Thieren gerechnet.

Vor ein paar Wochen kam ein hier sehr angesehener Mann zu mir, ein gewisser Abbate Bonfiglioli, der auch mit unserem Churfürsten seit lange in Correspondenz steht. Er sagte mir: daß er von den ersten italienischen Künstlern den Auftrag hätte, mir zu sagen, daß es ihnen sehr wehe gethan hätte, zu hören, daß ein gewisser deutscher Schriftsteller so schlecht von mir

---

*) Gattin des oben (S. 185 und 186) erwähnten Kupferstechers und selbst eine künstlerisch begabte Frau, die in der Heimath eine hohe, zumal den geistreichen Compositionen, die sie zierlich in Papier ausschnitt, verdankte Schätzung genoß.

**) Auch Kotzebue, der geistreiche Kritiker, glaubt einige „historische Einwendungen" gegen das Opfer erheben zu müssen. „Schwerlich — sagt derselbe a. a. O., S. 426 — haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kasten nahm, sich so lange conservirt, um noch zum Opfer zu taugen; andere gab es aber noch nicht auf dem überschwemmten Erdboden. Ebenso schwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaf geschlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kasten; hätte er nun die Hälfte der Schafe dem Opfermesser geweiht, so würde die andere Hälfte sich nicht mehr fortgepflanzt haben."

gesprochen hätte. Er bat sich zu gleicher Zeit von mir den Namen des Schriftstellers aus, und ich gab ihm denselben geschrieben. Er schrieb sogleich dem Churfürsten. Gestern war er wieder bei mir, und sagte mir mündlich, was er dem Churfürsten in französischer Sprache geschrieben hätte.

Guattani, ein Kunstgelehrter, wird in dem nächsten Heft des Kunst-Journals, das er hier schreibt, dem hiesigen Publikum eine Beschreibung meines Gemäldes geben, nebst seiner Recension darüber.*) Wenn die Sache nicht über ein Blatt ausfüllt, so will ich es Euch hinausschicken; Ihr könnt es dann von Hrn. Professor Dannecker verdeutschen lassen, oder weiß Gottlob noch so viel Italienisch.**) — — — Sobald ich Geld bekomme, lasse ich die Kiste zu meinem Gemälde machen und schicke es fort. Wenn ich länger warte, so kommt der Winter, wo die Wege schlimm werden, und das Gemälde so lang wie mein voriges unter Wegs bleiben würde. — Es ist wirklich großer Lärm von dem anbrechenden Kriege. Schlimm für die Künste, die nur in Friedenszeiten blühen.

Ich bitte den Gottlob, wenn er mir wieder schreibt, mir doch auch zu sagen: wie sich die Oper nennt, die er wirklich in Musik setzt, und ob er noch dran fortfährt. — Uexküll ist von hier abgereist, und wird vielleicht noch früher als dieser Brief bei Euch ankommen. Er bringt drei Zeichnungen für Cotta mit. Jezt bleiben mir noch zwei für ihn zu machen. An meinem Porträt habe ich den Kopf übermahlt, und er ist mir ziemlich

---

*) Giuseppe Antonio Guattani, Verfasser mehrerer archäologischer Werke, gab eine Zeitschrift »Memorie enciclopediche Romane di belle arti« heraus, welche ohne Zweifel, obwohl der erste Band derselben die Jahreszahl 1806 trägt, in obiger Stelle gemeint ist.

**) Unter den Briefen Schicks fand sich ein (von anderer Hand als der seinigen geschriebener) „Auszug aus einer in Rom erscheinenden periodischen Schrift über den Zustand der Künste, p. 62", der, von seinem „Noah" handelnd, jene „Recension" des italiänischen Gelehrten wiederzugeben scheint. Eine andere Uebersetzung desselben Aufsatzes ist gedruckt in den von Rehfues (s. oben, die Anm. zu dem Briefe Nr. 68) herausgegebenen „Italiänischen Miscellen", 4. Band, 2. Stück (Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1806), S. 127 f., woselbst es heißt: „Herr Schick, von Stuttgardt, hat vorigen Sommer sein großes Gemälde, vom Opfer Noah's, im Pantheon ausgestellt. — Ein in Rom erscheinendes Kunstjournal sagt zum Ruhme des Künstlers Folgendes: „Vom ernsten Kothurn (es war vorher von einem Gemälde aus der Geschichte des älteren Brutus die Rede) führt uns Herr Schick zu einem der angenehmsten Gegenstände der heiligen Schrift über. Er ist ein deutscher Künstler, der sich hier niedergelassen hat, und schon seit mehreren Jahren seine seltenen Talente in Porträts und großen Kompositionen, mit vieler Einsicht, Kühnheit und Bravour ausübt. Ein Zeuge davon ist das große Gemälde von 10 Fuß Höhe und 18 Fuß Länge, worauf der kunstreiche junge Mann den Patriarchen Noah dargestellt hat, wie er eben mit seiner Familie dem Allmächtigen für seine Rettung vom allgemeinen Tod das Dankopfer bringt"." (Folgt eine eingehende Beschreibung des Bildes.)

gut gerathen; mit dem Uebrigen bin ich aber noch nicht recht zufrieden. Eine Landschaft, die ich zu mahlen angefangen, ist auch schon weit gediehen.

Der Dichter Tieck macht oft durch sein angenehmes Gespräch die Wirkung auf mich, die David durch die süßen Töne seiner Harfe auf den König Saul machte. Er besänftigt den bösen Geist in mir.

Dem Hrn. Professor Dannecker habe ich seinen Brief beantwortet, den seiner Frau beantworte ich jezt, wenn ich mit Euch fertig bin. Sobald ich das Geld von Heigelin aus Neapel erhalte, werde ich dem Schwager eine Quittung in einem Brief schicken. Für jezt lebt wohl!

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

Heinrich mahnt mich, daß ich auch einmal wieder Etwas von meinem Mädchen schreiben sollte. Ich kann nichts Anderes sagen, als: ich liebe sie über Alles in der Welt. Hätte ich bestimmte Aussichten, daß ich ordentlich mit einem Weibe leben könnte, so heirathete ich sie. Aber welche Aussichten habe ich bis jezt? Und kümmerlich mit einem Weibe zu vegetiren, dazu bin ich zu stolz!

---

71. An Frau Dannecker.

Rom vom 12. September 1805.

Die Abreise Hrn. Duttenhofers bietet mir Gelegenheit, Ihnen, meine verehrungswürdigste Frau Professorin, Ihren werthen Brief zu beantworten. Es hat mich unendlich gefreut, zu sehen, daß ich noch in gutem Andenken bei Ihnen stehe, und noch mehr, daß Sie mich unter Ihre guten Freunde rechnen. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, wenn ich einmal die volle Ueberzeugung hätte, unter Ihnen und in Ihrem lieben Zirkel meine Tage zu verleben, da schon das Andenken an Ihr Haus und die daselbst genossenen Freuden mich auf Augenblicke glücklich machen kann. Aber hiezu habe ich noch wenig Aussichten. Was fragt man in der jetzigen prosaischen Zeit nach Künstlern! Sie sind so viel werth, wie Friseure, wenn man keine Perücken mehr trägt! Vollends im Krieg (der uns auch wirklich droht) sind sie ganz unnütze Leute. Ehemals schätzten es sich Fürsten zur Ehre, gute Künstler an ihrem Hof zu haben; sie prangten damit. Jetzt muß der Künstler (und besonders der verdienstvolle) dreimal an ihrer Thüre klopfen, bis er eingelassen wird, und da muß er noch froh seyn, wenn ihm nicht mittelmäßige Künstler, die aber desto mehr Talent zur Intrigue besitzen, noch den Weg versperren.

Daß ich mein Gemälde ohne Weiteres dem Churfürsten schicken will,

haben Sie schon von Ihrem Herrn Gemahl erfahren. Daß auch Ihnen der heitere Geist fehlt, der mich schon so lange verlassen, thut mir sehr leid — ich möchte Sie trösten, aufrichten; aber wie kann ich das, da ich mich in demselben Zustand befinde. Wir sehen beide durch dieselbe trübe Brille; es muß ein Dritter kommen, der uns belehre, auf welche Weise wir die Gegenstände außer uns rein zu betrachten haben. Doch bin ich jetzt ein wenig froher. Ludwig Tieck, der Dichter, der mit seinem Bruder, dem Bildhauer, und einer Schwester hieher gekommen ist, machen mir manche vergnügte Stunde. Außer diesen halten sich wirklich noch einige andere Fremde hier auf, die ich wohl leiden mag, und die mich manchmal einem trübseligen Gedanken entreißen.

Sie berühren in Ihrem lieben Briefe meine Herzensangelegenheiten, und darauf muß ich wohl antworten. Ich gehe nicht vor- und nicht rückwärts in meiner Liebe, wie sie überhaupt nicht zunehmen, sondern nur abnehmen kann. Wenn ich eine sichere Lage vor mir sähe, so wüßte ich wohl, was ich thäte, aber so! — Der Himmel möge mir glücklich hinaushelfen; ich für mich sehe noch kein Ende ab. Ich wollt', ich könnte aus dem Lethe trinken! — — — Bis den 8. nächsten Monats werden es drei Jahre, daß ich in Rom bin. Drei und ein halb Jahr dachte ich bei meiner Abreise außen zu bleiben. Es scheint mir aber, daß wohl mehr Zeit verstreichen wird, bis ich nach Hause komme. — — — Wenn Sie eine übrige Stunde haben, so machen Sie mir das Vergnügen, mir wieder ein paar Worte zu schreiben; es thut mir gar wohl, mir meine guten Freunde in ihren Briefen so vergegenwärtigen zu können. Leben Sie wohl!

Ihr ergebenster Diener und Freund Schick.

---

72. An die Geschwister.

Rom vom 12. October 1805.

Gottlob hat mir über die Geschichte von Schweickle die nehmlichen Vorwürfe gemacht, die ich mir selbst schon darüber gemacht habe. Ich habe sehr Unrecht gethan, mich auf eine so niedrige (wie es Gottlob mit Recht nennt, eine handwerksburschenmäßige) Weise an meinem Feinde zu rächen. Könnte ich die Sache mit irgend einer Aufopferung ungeschehen machen, so würde ich es mit Vergnügen thun. Nicht, daß ich glaube, daß diesem — — Unrecht geschehen, nur hätte ich es nicht seyn sollen, der sich auf solche Weise mit ihm einließ; Verachtung hätte die ganze Strafe seyn sollen, deren ich ihn gewürdiget; Schläge hätte ihm ein Anderer geben können.

Der Krieg hindert mich, jetzt mein Gemälde hinaus zu schicken. Herr Professor Dannecker rieth mir, dem Churfürsten (allenfalls durch Rapp) schreiben zu lassen, ob er das Gemälde für einen Preis, den ich ihm anzusetzen hätte, nehmen wollte oder nicht, und dann nach der Antwort des Churfürsten hierüber das Gemälde entweder hier zu lassen oder hinaus zu schicken. Hetsch hingegen rieth mir geradezu, das Gemälde hinaus zu schicken. Der letztere Rath gefiel mir beinahe besser; denn wenn ich auf die erste Art dem Churfürsten vorschriebe, was er mir für mein Gemälde zu geben hat, so könnte ihn das piquiren und ihn bewegen, es nicht zu nehmen. Für mich ist es auch ehrenvoller, es ganz seiner Einsicht in die Sache und seiner Großmuth anheimzustellen. Gibt er mir gar wenig oder Nichts, so ist dieses Bild das letzte, was ich für ihn gemacht habe, und ich zähle dann nicht weiter auf mein Vaterland. Wenn die Zeiten ruhiger sind, so will ich ihm das Gemälde schicken (denn jetzt in dieser kriegerischen Zeit kann Niemand an die Künste des Friedens denken) und ruhig erwarten, wie günstig mir mein vaterländischer Genius seyn wird.

In diesem Augenblick mahle ich noch an der Figur der Tochter von Humboldts, und hoffe in zehn bis zwölf Tagen damit zu Ende zu kommen. Auch dieses Werk ist wieder besser als mein vorheriges geworden. In der Farbe habe ich einen großen Schritt darin gemacht. Mein Anhang unter den Künstlern hat sich dadurch noch mehr vermehrt. Der größte Theil von ihnen streitet unter meiner Fahne; sie wollen auf meine Art empfinden, auf meine Art sehen. Wenn ich spreche, so sind ihnen meine Worte Orakel, und sie merken sie sich, als wären es hohe philosophische Sentenzen. Sie selbst suchen in meinem Geschmack zu mahlen, welcher ganz verschieden von demjenigen aller jetzt lebenden Mahler ist, und ich bemerke sichtbar den Einfluß meines Kunstgeschmacks auf ihre Produkte. Doch genug! Damit Ihr nicht glaubt, ich prahle Euch nur so vor.

Das Geld habe ich endlich vorige Woche erhalten, und was mich wunderte — ohne allen Abzug. — — — Wenn ich das Porträt geendigt habe, bekomme ich wieder Etwas zu Unterstützung meiner Baarschaft, und so kann es jetzt vielleicht lange währen, bis ich dem guten Schwager mit Geldfordern wieder auf den Nacken komme.

Unserem Heinrich bin ich für die Mittheilung seiner politischen Neuigkeiten großen Dank schuldig; er trug dieselben in seinem Briefe so systematisch vor, daß ich ein deutsches Zeitungsblatt zu lesen glaubte. Mit Preußen nur hat er einen kleinen Bock geschossen; Preußen hat sich bis jetzt noch ganz neutral gehalten. Hannover nur hat es besetzt. Heute aber hörte ich, daß die Franzosen den Rhein bei Kehl und bei Mannheim passirt hätten, und daß sie in zwei Tagen mit den Kaiserlichen zusammenstoßen würden. Nun

bin ich sehr gespannt, das Weitere in der Geschichte zu erfahren, vermuthe aber, daß die Franzosen jetzt schon wieder ihren kleinen Besuch bei Euch werden abgelegt haben. Wenn nur das Ganze geschwind geht, so ist es mir so ziemlich eins, auf welche Seite sich der Sieg neigt. Leid thut es mir immer, daß die Franzosen so mächtig geworden; ich fühle noch so einen kleinen Funken von Patriotismus in mir, der mich hindert, den Franzosen Glück zu wünschen. — — —

Heinrich fordert mich auf, ihm Etwas von meiner Liebschaft zu schreiben — aber ich komme höchst ungern dazu. Schon wider meinen Willen muß ich so viel daran denken, so daß es mir grausam vorkommt, auch noch mit meinem eigenen Willen meinen Sinn damit zu beschäftigen.

Ich möchte so gern meine Seele in ihre vorige Freiheit setzen, die jetzt von der Liebe in Sklaverei gehalten wird. Wenn mir dieses Meisterwerk geräth, so will ich gerne glauben, daß mir Nichts in der Welt mehr schwer werden wird.

Lebt wohl!

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

In einem englischen Journal, das in London herauskommt, ist mein Gemälde und ich sehr gelobt worden. Denkt man doch schon in London an mich!

---

73. An dieselben.

Rom den 23. November 1805.

Heute früh erhielt ich einen Brief vom 3. November, der wie ein wohlthätiger Regen auf ein dürres Erdreich fiel. Es ist mir immer halb, als hielte ich Euch selbst, wenn ich einen Brief von Euch in der Hand halte. Ich selbst habe lange nicht an Euch geschrieben, weil ich dachte, daß, da die Briefe vom Ausland und besonders von Deutschland nicht herein nach Italien kämen, die von hier auch nicht hinauskommen würden. Der schändliche Krieg stört die halbe Welt, und zum Unglück ist nicht einmal Aussicht da, wie er bald ein Ende nehmen könne.

Merkwürdig war mir in Euren Briefen zu sehen, wie sich Heinrich und Erbe auf verschiedene Weise über ihre lukrative Lage beklagen, — der Eine, daß er nicht viel Geld verdient, der Andere, daß er zu viel Geld verdient. Der Weinschank ist freilich in guter und böser Zeit ein herrliches Gewerbe; denn entweder trinkt der gute Bürger aus Vergnügen, weil es ihm gut geht, oder aus Verzweiflung, weil es ihm schlecht geht — trinken

muß er in jedem Fall, da muß der größte Scharfsinn herhalten, um der trockenen Gurgel eine Ausrede ausfindig zu machen, warum sie angefeuchtet seyn wolle.

Unser gutes Land hat dißmal (nach dem Bericht der Christiane) wieder stark herhalten müssen. Ich denke aber, es soll diß das letztemal seyn; denn wahrscheinlich wird dißmal dem deutschen Kaiser der Muth und auch die Macht benommen werden, um mit den Franzosen weiter Krieg zu führen. — — — Hier lebt man von allen politischen Neuigkeiten so verlassen wie am Ende der Welt. Ich bitte deswegen, wenn Ihr mir wieder schreibt (und thut das doch ja recht bald), mir die wichtigsten Neuigkeiten mitzutheilen. Ich wäre nicht neugierig darauf, wenn nicht alle diese Umkehrungen von Europa nicht auch zugleich Einfluß auf die künftige Lage unseres Landes hätten.

Mein Gemälde steht noch in meinem Zimmer und hindert mich beinahe, ein anderes großes anzufangen. — Gegen die Beurtheilung der hiesigen Künstler und Kunstwerke durch Kotzebue ist wirklich eine Schrift im Werke, in der meine Ehre auf das Schönste gerettet wird. Der Verfasser ist Mahler Müller, der sich schon durch mehrere poetische Produkte rühmlich hervorgethan und ein Mensch von großem Geiste ist.*) — Das Porträt der Tochter von Humboldt ist fertig und steht auch in meinem Zimmer; es ist nach dem Zeugniß aller Kunstverständigen noch besser als mein großes Gemälde. Ich hatte seit sechs Tagen mein Zimmer voll von Menschen, die das Porträt sehen wollten, und freue mich herzlich, wieder allein mit mir zu seyn und meine angefangene Landschaft fertig zu mahlen. Die Bezahlung für das Bildniß wird mich in Hinsicht meiner Baarschaft wieder in einen ruhigen Zustand versetzen. — — — Wenn Ihr sehen solltet, daß es in unserem Lande wieder ruhig, und daß der Churfürst wieder munter und guter Dinge ist, daß ihm ein Gemälde Spaß machen könnte, und daß die Päße durch Italien und Deutschland wieder frei sind, so berichtet mir das augenblicklich, und dann werde ich auch augenblicklich mein Gemälde einpacken und fortschicken. — Ich bin jetzt sehr gespannt zu wissen, was mir die Zukunft in der Welt beschert — ob ich Euch bald sehen werde oder nicht! Es sind nun über drei Jahre, daß ich von Euch entfernt bin, und es ergreift mich oft mächtig die Lust, Euch Lieben wieder zu sehen. In Frankreich weilte ich drei und ein halb Jahr; so lange wollte ich auch in Italien bleiben. Dieser Rechnung nach blieben mir nur noch zwei oder drei Monate meines hiesigen

*) Titel der (später erschienenen) Broschüre: „Schreiben von Friedrich Müller, königl. bayrischem Hofmahler, über eine Reise aus Liefland nach Neapel und Rom von August v. Kotzebue. — Quomodo huc intrasti, non habens vestem nuptialem? Matth. 22, V. 12. Deutschland, 1807.“ (Daselbst S. 83—87 die Apologie unseres Schick.)

Aufenthalts übrig. Doch werde ich nach Verfluß dieser Zeit noch nicht Abschied von Rom nehmen, wenn auch Alles nach Wunsche gienge. Schon ist es nicht möglich, daß mein Gemälde in so kurzer Zeit dort ankommen sollte, und früher, als ich gute Nachricht von diesem erhalte, rühre ich keinen Fuß von hier.

Indessen befinde ich mich Gottlob in besserer Gemüthsverfassung, bin etwas heiterer, mache zuweilen ein trockenes Späßchen — doch weit ist es nicht her, und die Ruhe ist noch immer meilenweit hinter mir. Die Wuth, mit der ich der Vervollkommnung meines Kunsttalents nachstrebe, läßt diß köstliche Kleinod der Welt, die Ruhe, nicht in mir aufkeimen. Vollends plagt mich Armen noch zum Ueberfluß die Liebe, die sich so fest in mir eingenistet hat, daß ich durchaus nicht einsehe, wie ich sie jemals wieder los werden sollte. Ich habe Mitleiden mit mir, wenn ich an meinen gewaltsamen Zustand denke.

Daß es mit dem Singspiel von Gottlob (wenigstens für jetzt) noch Nichts ist, ärgert mich ein wenig; ich hätte gar zu gerne ein bedeutendes Werk mit seinem Namen prangen sehen. Gibt es denn kein deutsches Singspiel, das noch nicht in Musik gesetzt wäre, etwa eins von Weiße? — Grüßt Hrn. Professor Dannecker tausendmal von mir — — — und schreibt mir bald — hört Ihr? bald! bald!! — — — Lebt wohl!

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

74. An dieselben.

Rom den 10. Januar 1806.

Euren letzten Brief vom 15. December habe ich erhalten, und zwar an dem Abend, da sich die erste Nachricht vom Frieden durch Rom verbreitete. Ich gieng mit einigen Bekannten (Euren lieben Brief in der Tasche) zum Hause des französischen Gesandten, weil ich gehört hatte, daß dieser sein Haus illuminiren werde. Die Illumination gieng auch wirklich vor sich, worauf meine Begleiter in voller Freude beschlossen, den geraden Weg ins nächste Wirthshaus zu gehen und den schönen Augenblick mit vollen Gläsern zu feiern. Ich hatte gar keine Lust mitzugehen, denn Euer Brief, den ich mit den Händen in der Tasche hielt, versprach mir ein süßeres Fest. Ich trollte ganz langsam nach Hause, setzte mich bequem zum Kohlentopf, und las ihn so zweimal durch, und seit der Zeit habe ich ihn noch manch liebesmal gelesen.

Des Gottlobs Briefe sind mir deswegen sehr merkwürdig, weil sie mir eine große Veränderung seines Charakters anzeigen. Er ist der nehmliche Mensch nicht mehr, der er war, eh' er nach Paris gieng. Er war schwer, düster und ruhig, und jetzt ist er leicht, heiter und biegsam geworden. Er hat sich ziemlich in die französische Lebensweise einstudiert, vielleicht ein wenig mehr, als ihm für sein deutsches Gemüth zuträglich ist. Ich habe mich auf die entgegengesetzte Weise verändert, und bin um so viel düsterer geworden, als er heiter geworden ist. Ich hatte keineswegs die Absicht, mich so zu verändern, mein Geist hat unwillkürlich diese Richtung genommen. — Es ist nun die Frage, ob wir beide gewonnen oder verloren haben? — — — Die Neuigkeit, daß unser Churfürst König geworden, hat mich sehr überrascht. Wenn ich es richten könnte, daß mein Gemälde gleich nach seiner Krönung dort einträfe, so wäre das freilich sehr gut, aber das ist nun einmal nicht möglich. Heute erwarte ich den Tischler bei mir, daß er das Maß zur Rolle nehme, auf die das Gemälde gerollt werden soll. Morgen werde ich den Gemälde-Beschauer ins Haus bekommen, der mir die Erlaubniß geben muß, es ins Ausland zu bringen, und so denke ich, wird das Gemälde schon in der andern Woche unterwegs seyn. Für mein Porträt der jungen Humboldt habe ich 250 fl. bekommen, brauche also vor der Hand noch kein Geld. Die beiden Personen, d. i. der Herzog von Sachsen-Gotha und die Gräfin Balk (?) haben sich auch entschlossen, ihre Porträts von mir mahlen zu lassen. Mit dem Preise sind sie zufrieden, ich habe nehmlich für beide zusammen 1100 fl. gefordert. Ihr seht hieraus, daß wenn mich unser Churfürst nicht ferner unterstützen will, mir es deswegen doch nicht fehlt, und daß mein einziges Interesse nur das seyn kann, in meinem Vaterlande unter meinen Verwandten zu leben. Ich würde gewiß hier in Rom mehr Geld verdienen können, als ich je in Deutschland verdienen kann. Auch ist hier ein schönerer Himmel und eine schönere Erde und schönere Menschen, und die ersten Kunstwerke der Welt. Doch lockt mich die Heimath, und Ihr in der Heimath. — — — Die Christiane schreibt mir, daß die Steinrockin gestorben sey, und mir war, als hätte ich schon früher diese Nachricht von ihr empfangen, oder war es der Steinrock. Die Steinrockin war also die letzte aus dem älteren Geschlecht unseres Hauses. — — — Bald wird ein noch jüngeres Geschlecht auch uns hinaustreiben, daß die letzte Spur mit uns verloren geht. O! nichtiges Menschenleben! Wie soll man sich noch freuen, wenn man so dieser ewigen Umwälzung aller Dinge zusieht! Ich muß aufhören; ich gerathe sonst in mein altes Kapitel hinein. — Empfehlt mich Hrn. Professor Dannecker und Hrn. Professor Hetsch, auch Hrn. Geheimerath v. Uexküll und Benedict — — — und sagt allen, die mir etwa schreiben wollen, meine neue Adresse. Ich schreibe sie hier noch einmal hin,

aus Furcht, Ihr möchtet die frühere verloren haben. Al Signor Schick, Strada San Giuseppe, Capo le Case, Pallazzo delle Puppazze Nro 3 sul primo piano, in Roma. Lebt tausendmal wohl!

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

75. An dieselben.

Rom vom 21. Februar 1806.

Mit viel Freude schreibe ich einmal wieder an Euch, nachdem ich mein eigenes Gesetz übertreten und eine beinahe monatlange Pause in meinen Briefen gemacht. Aus Nachlässigkeit oder aus Mangel an Liebe geschah es jedoch nicht, — sondern aus dem grillenhaften Vorsatz: Euch nicht eher zu schreiben, bis ich Euch zugleich in dem Briefe die Abreise meines Bildes melden könnte. Das Gemälde ist vor fünf Tagen abgereist, nachdem es vorher beinahe gegen drei Wochen bei dem Spediteur steckte, der es aus dem Grund nicht fortschicken konnte, weil die Franzosen, die gerade in der Zeit gegen Neapel durch den Kirchenstaat marschirten, alle Pferde und Wagen wegnahmen, so daß kein Fuhrmann diese Straße mehr befahren wollte. Dafür hat mir aber doch der Spediteur versprochen, daß es in ein und einem halben Monat in Stuttgardt eintreffen soll. Ich bin neugierig, ob er Recht hat!

Vorgestern erhielt ich von Hrn. v. Uexküll einen Brief, worin er mir schreibt, daß Schlegel eine Beurtheilung der hiesigen Künstler in die Jenaer Literatur-Zeitung habe einrücken lassen, worin er meiner mit Lobe gedenke; ich werde durch Ludwig Tieck den Aufsatz zu lesen bekommen. — — — Vor ein paar Tagen war ein gewisser Abbate Bonfigliolo bei mir, der die Geschäfte unseres Fürsten bei dem geistlichen Hofe besorgt. Er zeigte mir ein großes Paket Briefe, die ihm unser neuer König geschrieben, und worin er ihm seine nunmehrigen Titulaturen in deutscher und französischer Sprache mittheilt. Diß kommt mir zu Statten, wenn ich unserem König des Bildes wegen schreibe. Ach! wäre es doch schon dort angekommen, und ich wüßte, woran ich wäre! Die Sache ist von großer Wichtigkeit, weil sie für mein künftiges Leben entscheidet. Meine Hoffnung ist klein und meine unglückliche Ahndung groß, mit allem guten Willen nicht geachtet und belohnt zu werden. Es wird mich deswegen die Nachricht eines unglücklichen Erfolgs nicht so sehr zu Boden schlagen, weil ich dazu vorbereitet bin. Abbate Bonfigliolo hat eine große Liebe zu mir gefaßt, denn ich habe gehört, daß er beinahe in allen Briefen, die er unserem Fürsten schreibt, auch von mir spricht.

Von meinen wirklichen Geschäften kann ich nicht viel sagen, denn sie sind nicht sehr groß. Nebst der größeren Landschaft, die ich fertig gemahlt, habe ich noch eine kleine gemacht, und überdiß noch eine getuschte Zeichnung. Das Porträt des Erbprinzen von Sachsen-Gotha habe ich angefangen aufzuzeichnen; das Bild wird sehr groß, weil ich ihn stehend genommen habe. Das andere Porträt (das der russischen Gräfin) habe ich noch nicht angefangen, weil sie sich unter den Skizzen, die ich ihr gemacht, nicht entschließen kann, welche unter den Stellungen sie sich wählen soll. Diese Porträts machen mir wirklich Kummer, weil ich gar keine Lust dazu habe. Das verwünschte Geld konnte mich allein dazu bringen, und der Ehrgeiz, mit Angelika Kaufmann, die dieselben Personen (den Erbprinzen und die Gräfin) auch mahlt, einen künstlerischen Wettstreit zu halten. Ich habe sie zwar schon durch mein letztes Porträt, der jungen Humboldt, nach dem Zeugniß aller Künstler und Kunstkenner besiegt; aber doch ist es mir selbst merkwürdig, dieselben Personen, die sie mahlt, auch von mir gemahlt zu sehen. Durch den Ruhm, den sich die Angelika schon in früheren Zeiten erworben, findet sie sich berechtigt, mehr als noch einmal so viel für ein Porträt (die ganze Figur) zu fordern. Sie bekömmt für solch ein Porträt, das man bequem (indem man noch andere Sachen dazwischen mahlen kann) in drei Monaten vollendet, 1200 fl., und ich habe 550 fl. gefordert, für beide zusammen 1100 fl. Das wird sich bald ändern. Ich bin indeß gestiegen, und ich glaube, daß ich meinen Gipfel noch nicht erreicht habe.

In diesem Augenblick erhalte ich Euren Brief vom 31. Januar. Ich lege die Feder aus der Hand, um ihn zu lesen. — O weh! Nichts als Jammer und Elend! Ein Königsthron auf die Trümmer des Landes gesetzt! Die Landschaft, auf die sich ein Württemberger noch etwas zu Gute that, die einen Fürsten hindern konnte, mit seinen Unterthanen allzudespotisch zu verfahren, aufgehoben! Kriegs-Verheerungen, Einquartierung, Lieferungen, Steuern, epidemische Krankheiten — und unter allen diesen Uebeln (wie zum Spott) Illuminationen, Feuerwerke, Bälle und große Tafeln! Ach! armes Land, und noch ärmere Bewohner! Was meine Wenigkeit betrifft, so will ich hier bleiben und das Ende dieser Uebel erwarten. Was hat man da auch Künstler nöthig, wo die Leute froh seyn müssen, wenn sie nur mit Mühe und saurem Schweiß ihr Leben, ihren Unterhalt erwerben. Ich erwarte nun Nichts mehr, und es wäre auch ungerecht, wenn ich bei dieser Erschöpfung des ganzen Landes noch große Ansprüche auf Belohnung machen wollte.

Ich bitte den Schwager, mir mit Gelegenheit eines Briefes meinen Taufschein hieher zu schicken. Ich will, indem Alles seinen Standpunkt verändert, ganz Europa sich wie im Innersten schüttelt, auch meinen Standpunkt

verändern, will mein liebes Mädchen heirathen, um meine andere Hälfte zu finden. Erst mit ihr werde ich mich im Besitze meiner selbst befinden; an sie geschmiegt, will ich nur ein Leben mit ihr athmen. Die äußere umgebende Welt soll mich nicht viel berühren; wir werden von Ferne das arme Drängen der Menschen nach Ehre, nach Reichthum, nach Würden ansehen, und darüber lachen, und alle Glückseligkeit des Lebens nur in uns, in unserer gegenseitigen Liebe suchen.

Euer liebender Bruder Gottlieb.

In allem Ernst, ich bitte den Schwager um meinen Taufschein. Wenn ich mich auch nicht so bald verheirathe, so kann er mir doch sonst in schwierigen Fällen von großem Nutzen seyn. Lebt Millionenmal wohl, Ihr Lieben, Guten! Ich bin nur froh, Euch vor dem Mangel unseres Landes geschützt zu sehen.

76. An dieselben.

Rom den 8. Merz 1806.

Wenn ich gleich nicht weiß, ob ich Zeit genug haben werde, diesen Brief noch vor Abgang der Post fertig zu schreiben, so fange ich ihn doch für die nächste Woche an. Schade, daß es mir ein wenig an Stoff fehlt, um hurtig weiter zu schreiben. — — — Die meisten Neuigkeiten, die Ihr mir im vorigen Briefe mitgetheilt habt, sind verdrießlichen Inhalts, so daß sich mein Innerstes darüber bekümmert, und ich nicht im Stande bin, sie zu beantworten. Ich kann nur, wie ein altes Weib, keifen und über schlechte Zeiten klagen, und wirklich scheint mir, daß man mit Recht sagen kann: der heutige Tag war schlimmer als der gestrige, und der morgende wird schlimmer als der heutige seyn. Durch den Umsturz aller Staaten von beinahe ganz Europa muß jeder Einzelne insbesondere leiden, ohne nur einmal bessere Aussicht in die Zukunft zu haben.

Heinrich schreibt in seinem Briefe die tröstlichen Worte: Eine guteingerichtete Staatsverwaltung könnte dem Uebel innerhalb fünfzig Jahre, durch thätige Mitwirkung der Unterthanen, ein Ende machen: — in fünfzig Jahren ist vielleicht unserm Leben ein Ende gemacht, oder wenn wir noch leben, so sind wir selbst schon zu sehr verwelkt, um an dem blühenden Zustand unseres Vaterlandes noch großen Antheil nehmen zu können. Ich sollte mich solche Dinge nicht anfechten lassen, und zufrieden seyn, wenn ich mich nebst denen, die ich in der Welt am meisten liebe, in einem leidentlichen Zustand sehe. Wir alle haben doch zu essen, haben Kleidung und Wohnung, und

ein Bett, um zu schlafen. Was mir am leidesten thut, ist, daß ich durch alle diese verkehrte Geschichten alle Aussicht verliere, unter Euch mit Ehre leben zu können. Diß ist es eigentlich, was mir den Aerger verursacht. Doch genug, und mehr als genug.

Meine zwei Porträts habe ich noch nicht angefangen zu mahlen; bis übermorgen werde ich aber die russische Gräfin zu mahlen anfangen. Indessen habe ich eine Skizze zu einem neuen Gemälde gemacht. An den zwei Porträts werde ich ohngefähr fünf Monate zu thun haben. Inzwischen läuft Nachricht von der Ankunft und Aufnahme meines abgeschickten Bildes ein, und dadurch werde ich bestimmt werden, ob ich nach Endigung der beiden Porträts abreise, oder hier bleibe, und ein neues großes Gemälde anfange. Ich wäre neugierig, zu wissen, ob Ihr in der Jenaischen Literatur-Zeitung die Kritik der hiesigen Künstler (von Wilhelm Schlegel geschrieben) gelesen habt. Ich habe sie hier gelesen, und gefunden, daß ich unter allen Künstlern in Rom am meisten gelobt bin. Mein Ruhm nimmt täglich zu. Viele Fremde fragen gleich nach mir, wenn sie in Rom ankommen. So macht mir wirklich ein deutscher Gelehrter, der sich seit einiger Zeit in Rom aufhält, viel Spaß. Dieser Mensch will seine Reise beschreiben, und möchte auch gerne von mir darin reden. Bis jetzt hat er aber Niemanden gefunden, der ihn bei mir einführte, und allein zu kommen, war er zu schüchtern. Vor ein paar Tagen war er in Humboldt's Haus, wo man ihm das Porträt der ältesten Tochter, von mir gemahlt, zeigte. Frau v. Humboldt fragte ihn, ob er mich schon kennen gelernt hätte, und der gute Narr, aus Furcht, man möchte ihn für einen ganz unbewanderten Menschen halten, wenn er gestehen wollte, daß er meine Bekanntschaft noch nicht gemacht hätte, antwortete: O ja! gnädige Frau, ich kenne ihn recht sehr gut, wir gehen fast immer miteinander um. Bis diesen Augenblick aber hat ihn mein Auge noch nie gesehen.

Heinrich schreibt mir: daß Hr. Professor Dannecker dieses Frühjahr nach Paris gehen würde. Ich wollte, er hätte sich dafür entschlossen, nach Rom zu gehen — freilich um ein paar Meilen weiter; aber setzt man einmal seinen Leib in Bewegung, so ist das eins, ein paar hundert Stunden mehr oder weniger. — Die ehrenwerthe Jungfer ** läßt mich grüßen! Schön Dank, antworte ich darauf, und nichts weiter. Die Christiane könnte ihr auch sagen, sie sollte ihr Unschlitt oder Speck sparen, denn ich wäre schon in der Falle. Die gute Jungfer *** ist nun Madame ** geworden. — — — Als ich sechs bis sieben Jahr alt war, bestimmte ich sie feierlich zu meiner Frau Gemahlin. Sie ist mir untreu geworden; darüber muß ich mich nun grämen. Aus Rache und Eifersucht entschließe ich mich am Ende gar, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, das heißt, auch zu heirathen. — — — Lebt

wohl und seyd tausendmal von Eurem Bruder Gottlob gegrüßt. In ohngefähr acht Tagen werde ich an unsern König schreiben; ich bin noch nicht entschlossen, ob ich zugleich auch an Winzingerode schreibe.

---

77. An dieselben.

Rom den 22. Merz 1806.

Ob ich schon in Geschäften bis über die Ohren stecke, so schreibe ich Euch doch, nicht allein (um es ehrlich zu gestehen) aus Lust, mich mit Euch zu unterhalten, sondern auch noch, um mich eines Anliegens gegen unsern Schwager zu entledigen. Ich wollte ihn nehmlich bitten, mir, sobald als er diesen Brief gelesen hat, durch Stahl und Federer einen Wechsel zu 100 römischen Scudi schreiben zu lassen, und mir diesen mit der nächsten Post zu schicken. — — — Ihr werdet mich fragen, wie ich dazu komme, daß ich gerade in der Zeit, da ich viel Geld in Rom gewinne, um Geld nach Hause schreibe? Dieses Räthsel will ich Euch umständlich lösen. Ich habe außer den zwei Porträts (wovon ich dasjenige des Herzogs von Sachsen-Gotha schon über halb untermahlt habe) noch die Bestellung zu einem dritten erhalten: es ist die Fürstin von Kaunitz, die ich mit ihren zwei Kindern mahlen soll. Das Gemälde wird so groß werden, als das der Christiane und des Schwagers in Stuttgardt *); nur Kniestück, weit unter Lebensgröße. Es ist blos die Hälfte der Arbeit der beiden andern; doch habe ich 550 fl. begehrt, was man äußerst billig gefunden hat. In der Ferne zeigt sich auch schon ein viertes Porträt, das ich ebenfalls annehmen würde, um es zugleich mit den andern drei fertig zu machen. Wenn ich also alle diese Porträts miteinander mahle, so steht es doch gewiß fünf Monate an, bis ich damit zu Ende komme. In dieser Zeit aber muß ich doch leben. Mir vorauszahlen zu lassen, schäme ich mich, und deswegen, um keine Schulden zu machen, muß ich den Schwager bitten, mir während dieser Zeit mit Silber beizustehen. Die Ursache nun auch, warum ich es sogleich haben muß! Ich hatte vor einiger Zeit der Tieck'schen Familie mit allem Geld, was ich hatte, ausgeholfen; es waren über 300 fl. Sie bekamen indeß einiges Geld, wovon sie mir immer so viel gaben, als ihnen möglich war, zu erübrigen. Baron v. Knorring, ein sehr reicher, liefländischer Edelmann, der in der Tieck'schen Familie lebt, erwartet große Geldsummen von Ruß-

---

*) Das letztere jetzt noch im Besitze des Herrn Julius Schick.

land, die bis jetzt wegen schlechter Einrichtung noch nicht angekommen sind. Gegen 100 fl. habe ich zurückerhalten; das Uebrige steht noch. Diß bringt mich in die wirkliche Verlegenheit, so daß ich genöthigt bin, in diesem Augenblick selbst Geld zu entlehnen. Mein Geld steht bei Tieck's so sicher als in meinem Schreibtische; nur ist das Traurige, daß ich es jetzt nicht gebrauchen kann. — Ich werde in fünf Monaten reicher seyn; denn wenn Alles geht, wie es soll, so habe ich alsdann von meinen Porträts 2200 fl. in meinem Beutel. Verkaufe ich indessen meine Landschaft, so sind es 2475 fl.; bekomme ich dazu, ich will nur sagen 1000 fl., für mein Gemälde von Noah, so sind es 3475 fl.

Wollte ich mich dazu bequemen, immer Porträt zu mahlen, so könnte ich mich des Jahrs sehr bequem auf 6000 fl. stellen. Aber Ruhm und Ehre steht hoch über allen Reichthum erhaben. Die Angelika Kauffmann stellt sich jährlich auf 12—15,000 fl. Meine Porträts gelten allgemein für besser, als die der Angelika, und eben die Personen, die ich jetzt mahle, wollten sich von der Angelika mahlen lassen, sind aber, nachdem sie ein Porträt von mir gesehen, auf halbem Wege umgekehrt. Die russische Gräfin, die ich zu mahlen habe, ließ sich auch von der Angelika mahlen; das Bild ist halb fertig und gefällt nicht sehr. Wenn das meinige auch fertig seyn wird, so sollen beide neben einander gestellt werden, was mir sehr lieb ist, und wovor ich gar nicht zu zittern habe; Jedermann wird den Unterschied sehen. Das meinige kostet, während es besser ist als das der Angelika, 550 fl., das der Angelika, welches schlechter, 1322 fl. — Wer wird nach diesem sich nicht lieber von mir mahlen lassen? Aber gemach, meine Herren! ich werde in den Preisen steigen, ich werde auch 1322 fl. für ein Porträt (die ganze Figur) fordern. Denn es scheint mir weit angenehmer, in zwei Monaten statt elender 550 fl. 1322 fl. zu verdienen.

Ich habe bereits wieder eine Skizze zu einem großen Gemälde gemacht, das ich auch in kurzer Zeit anfangen werde. Ich habe dazu ein schönes Landhäuschen ausgefunden, allwo ich das Gemälde mahlen kann; denn bei mir im Hause ist wegen der Porträts nicht Raum genug dazu. Das Häuschen ist von allen Seiten frei, hat die Aussicht halb in die Stadt, halb in einen prächtigen Garten voller Lorbeer-, Cypressen-, Pomeranzen-, Citronen- und Feigenbäumen. Die Gegend ist still und wenig bewohnt, so daß man seine Gedanken festhalten kann. Dort kann ich die Armseligkeiten der Welt um mich vergessen und mich ins Paradies träumen.

Politische Neuigkeiten will ich Euch einige mittheilen, wenn sie anders Euch neu sind: die Franzosen machen im Calabrischen keine Fortschritte und haben schon viele Menschen durch die neapolitanische Armee verloren. Die Festung Gaëta hält sich immer noch. Den französischen Kaiser erwartet

man nächster Tage hier — und so bin ich fertig — gewiß zu Eurem Vergnügen. Denn dieser Brief scheint mehr aus der Hand eines Gewürzkrämers geflossen zu seyn, als aus der kostbaren Hand des berühmten Mahlers Schick, Eures Euch über Alles liebenden Bruders.

---

78. An dieselben.

Rom den 16. May 1806.

Euren Brief vom 11. April sammt dem Wechsel von 100 römischen Scudi habe ich erhalten; acht Tage früher erhielt ich einen andern Brief von Euch. Mit beiden konnte ich nicht so ganz zufrieden seyn, weil sie wirklich kälter abgefaßt waren, als alle früheren. Wie man einen verstorbenen Verwandten oder Freund vergißt, so vergißt man einen lang abwesenden Bruder. Christiane entschuldigt sich im Anfang des Briefs vom 30. Merz, „daß es nicht Lieblosigkeit seye, daß man mir so lange nicht geschrieben habe, sondern vielmehr Nachlässigkeit," — aber ich möchte fragen, ob denn diese Nachlässigkeit etwas anders als Lieblosigkeit sey? Nicht als sollte Euch das zum Vorwurf gereichen, schreibe ich diß, sondern blos als Bemerkung. — Es hat mir wehe gethan, aus Eurem letzten Brief zu erfahren, daß sich unser Land in so üblen Umständen befindet, und daraus sehe ich, wie lieb mir mein Vaterland ist. Schwager Erbe hat einen Garten gekauft, und will ein Haus nach einer dazu gemachten Zeichnung von Thouret darin bauen lassen, ein Beweis, wie viel ihm sein Gewerbe einbringt. Ob ich dieses Haus einmal mit meinen eigenen Augen sehen werde, weiß der Himmel! Es kommt mir wirklich recht so vor, als ob ich das satteltiefe Schick'sche Haus und die Stadtkirche nicht mehr sehen würde. Meine Freude und mein Trost ist es, daß ich Euch alle so gut versorgt sehe. Eben so wohl, daß Ihr auch zufrieden mit Eurem Zustande seyd. — — — Mit Verlangen erwarte ich die Nachricht von der Ankunft meines Gemäldes. Es muß jetzt nothwendig angekommen seyn. Mit meinen beiden Porträts geht es ziemlich vorwärts. Das Porträt von der Gräfin Kaunitz habe ich nicht gemahlt, weil sie Briefe von ihrem Gemahl erhalten hat, worin er sie bittet, gleich von Rom abzureisen und zu ihm zu kommen; sie ist auch gleich abgereist. Ein Glück, daß ich das Porträt noch nicht angefangen hatte. Ein anderes, was ich anfangen sollte, habe ich aufgeschoben, bis ich erst mit diesen zwei zu Stande bin.

Der Erbprinz von Sachsen-Gotha hat mich vor einigen Tagen zu einer Abendgesellschaft gebeten. Es war Schauspiel im Hause, von seinen hiesigen

Bekannten aus dem Adel aufgeführt; hernach war Ball, sodann ein Abendessen, was bis gegen den andern Morgen dauerte. Die Gesellschaft war 80 bis 90 Personen stark. Es befanden sich darunter Prinzen und Prinzessinnen, alle hiesigen Gesandten und fremde adelige Herrschaften.

Bis auf den ersten des Julius hoffe ich mit den beiden Porträten, dem des Prinzen und der russischen Gräfin, fertig zu seyn. Alsdann fange ich entweder ein großes historisches Gemälde an, oder ich mache eine Reise, oder ich verheirathe mich — welches letztere mir eigentlich das Liebste wäre. Diesen vierten Akt möchte ich doch nicht gerne im Leben auslassen, ehe der fünfte, der Tod kommt, der dem Lebensschauspiel ein Ende macht. — — —

Die Witterung dieses vergangenen Winters war hier sehr schlecht. Es regnete ungewöhnlich viel, und auf den höchsten Gebirgen fiel noch im April Schnee, was fast unerhört ist. Jetzt aber fängt die Hitze gewaltig an. Viele Leute waren in der schlechten Witterung krank; ich blieb aber Gottlob immer gesund und bin es auch jetzt. — Immer noch ziehen viele Franzosen durch Rom nach Neapel, woselbst es, wie man hier wissen will, sehr schlecht für die Franzosen geht. Auch spricht man stark davon, daß der Kirchenstaat dem Papst weggenommen und einem französischen General oder Prinzen gegeben werden soll. Aber diß sind nur Muthmaßungen, denn bis jetzt residirt der Papst noch ganz ruhig hier. — Ich bin neugierig, von Euch zu hören, ob Hr. Professor Dannecker wirklich nach Paris gereist ist. — — — Lebt zehntausendmal wohl!

Euer ehrlicher Gottlieb.

Dieser Brief ist so dumm, daß ich ihn lieber zerreißen, als fortschicken möchte. Mein Kopf ist mir von tausend unruhigen Gedanken ganz schwindlicht. Die Ursache meiner jetzigen Gemüthsunruhe schreibe ich Euch vielleicht das Nächstemal.

79. An dieselben.

Rom den 5. Julius 1806.

Heute vor acht Tagen erhielt ich Euren Brief vom 12. Junius, welcher in einen großen vollen Bogen weiß Papier eingewickelt war. Ihr zeigt darin auf sehr verschiedene Weise Eure Besorgniß über meinen jetzigen Zustand. Erbe geht wie ein tapferer Soldat mit dem Bayonnet auf mich los. Der Anfang seines Briefs machte mich lachen, so wenig ich sonst dazu gestimmt war. Ich muß die Worte hersetzen, denn sie sind gar zu schön, er schreibt: „Hab doch kein so Teufelslärmen mit Deiner Liebschaft! Entweder

schlag zu und sey glücklich, oder reiß Dich los und sey wieder der vorige aufgeheiterte Gottlieb!" Die Christiane hingegen sagt: ich wäre geheimnißvoll in meinen Briefen, ich solle mein Herz ausschütten; dasselbe sagt auch ohngefähr Gottlob. Hier ist es nun schwer, sich gut zu verhalten. Einigen von Euch soll ich das Herz ausschütten, ohne doch dem Andern einen Teufelslärm zu machen. Ich will suchen, Alles, was indessen mit mir vorgefallen, mit kalter Besonnenheit niederzuschreiben.

Ich weiß nicht, ob ich Euch geschrieben habe, daß ein Engländer auf ein paar Monate in Wallis' Haus gezogen. Dieser Mensch war sehr kränklich; er schlief meist den Tag über und durchwachte die ganze Nacht; er war schuld, daß man im Hause ganz außer alle Ordnung gerieth. Ich sagte deswegen auch das Mittagessen bei Wallis auf, weil mich dieser Engländer (der sonst ein sehr berühmter Dichter und Gelehrter in England ist) zu viel Zeit verlieren machte. Ich verlor dadurch die Gelegenheit, meine Emilie täglich zu sehen. Sie selbst hatte einen üblen Stand. Sie wurde durch ihren Vater angehalten, die Wärterin des Engländers zu machen, alle Nächte neben dem Zimmer des Engländers zu wachen, bis dieser ihr rief, um Arznei oder Essen und Trinken zu haben. Meistens traf der Morgen das arme Mädchen noch wach vom vorigen Abend, welches bald einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit äußerte. Doch trieb sie diese Nachtwachen die ganze Zeit fort, die der Engländer bei Wallis wohnte (welches über zwei Monate gewesen seyn mögen). Sie verlor durch diese verkehrte Lebensweise ihren Schlaf bei Nacht. Dazu kam noch, daß ihr Vater ihr auf das Strengste untersagte, mich zu sehen. Ein paarmal, daß er sie antraf, daß sie aus dem Fenster oder auch bei meiner Hausfrau sich mit mir unterhielt, machte er ihr solche Vorwürfe, daß sie einige Tage krank davon war. Sie hat nun ihr blühendes Aussehen verloren; ihre glänzenden Augen sind matt geworden, und ich trage große Angst für ihr Leben. Sie hatte Magenschmerzen, durchaus keinen Appetit, keinen Schlaf, als gegen Morgen, wo aber ihr tyrannischer Vater nicht wollte, daß sie schlief; Kopfschmerzen und Schwindel, so daß es bis zu Ohnmachten kam, Schmerzen in den Gliedern, Zucken in den Nerven, und auch Husten, so daß ich gar fürchtete, es werde noch eine Auszehrung nachfolgen. Unter diesen für mich so traurigen Umständen schrieb ich Euch meinen letzten Brief und war damals zu voll von meinem Unglück, um es Euch mittheilen zu können. Vor acht Tagen, als es schien, daß Wallis auf einmal abreisen wollte, schrieb ich ihm einen Brief, worin ich um seine Tochter anhielt und ihm zugleich meine ganze jetzige Lage schilderte. Er war sehr zufrieden mit meinem Antrag, hoffend, so in der Geschwindigkeit seiner Tochter los zu werden. Diß war aber nicht mein Gedanke. Ich stellte ihm vor, daß ich

vorher noch abwarten müßte, bis ich Nachricht von meinem Gemälde erhielte, daß er seine Tochter hier lassen sollte, und so viel Geld, als ihn die Reise seiner Tochter nach England gekostet hätte, diß würde hinreichen, sie ein halb Jahr in irgend einem Hause hier in Pension zu erhalten. Wir könnten uns alsdann, seine Tochter und ich — wenn er wollte, vor Zeugen feierlich verloben, und er hierauf ruhig abreisen. Diß war er zufrieden, und er fand auch ein sehr glückliches Haus aus, es ist das eines englischen Bankiers Sloane; die Frau ist als ein sehr geistreiches Weib berühmt. Dort wird also meine Emilie hinkommen, wenn Alles gut geht. Wallis hat mir denn auch versprochen, nach seiner Ankunft in England mir das seiner Tochter angehörige Vermögen zuzusichern, denn ihre verstorbene Mutter war sehr reich. Das Ueble ist, daß der größte Theil des Vermögens in England immer auf den männlichen Erben fällt.

Auf diesem Punkt stehen nun meine Sachen. Wenn Emilie nach allen diesen Geschichten noch mein wird, so bin ich gewiß wieder der vorige heitere Gottlieb — ob ich schon glaube, daß Gottlob einigermaßen Recht hat, daß das stille Rom mich melancholisch stimmt. Der Geist wird hier unwillkürlich zu ernstem Nachdenken gestimmt. So viele Jahrhunderte liegen hier, eins unter dem andern begraben, das Andenken menschlichen Bemühens von mehr als tausend Jahren her. Die Palläste der römischen Kaiser, die großen Bäder, Amphitheater, Circus, nun Aufenthalt von Raben und Fledermäusen; zwischen den Säulen der Tempel, die vor Christi Geburt gebaut worden, bewohnen nun arme Menschen ihre niedrigen Hütten. Diß Alles gibt Stoff zu trauriger Betrachtung.

Von dem, was ich wirklich thue, muß ich auch einige Worte sagen. Das Porträt des Herzogs von Sachsen-Gotha ist fertig und auch bereits schon bezahlt; das andere ist in drei Tagen fertig. Der Herzog ist mit seinem Bilde sehr zufrieden, und so bin ich es auch. Sonst aber muß ich doch sagen, daß es kein großes Meisterstück von meiner Hand ist.

Ich habe gestern gehört, daß Rehfues, der ein Journal schreibt, dem deutschen Publikum den Spaß gemacht hat, ihm die Geschichte, die Koch und ich mit Schweickle gehabt haben, zu erzählen. Es wäre abscheulich, wenn es wahr wäre, denn es ist wider alles menschliche Recht, das Publikum mit Privat-Geschichten bekannt zu machen. *) Und so hätte ich einen ganzen Brief von meiner Person angefüllt, was eigentlich auch ein wenig gegen alles menschliche Recht ist; es lag aber gar schwer auf mir, ich mußte mich

*) Die Gründe, die den Herausgeber dieser Briefe bestimmen, sich seinerseits für entschuldigt zu halten, dürften die geneigten Leser sich selbst sagen. — In den „Italiänischen Miscellen", welche Rehfues herausgab (vgl. oben die Anm. zu dem Briefe Nr. 70) ist indessen eine Erzählung des fraglichen Vorfalls nicht enthalten.

entledigen, und ich fühle mich jetzt wirklich auch leichter. Lebt wohl, liebe Freunde!

Ewig Euer Gottlieb.

Ein gewisser Abbate Bonfiglioli, der für unsern König die Geschäfte in Rom besorgt, hat mich gebeten, ihm ein neues königlich wirtembergisches Wappen, mit den gehörigen Farben gemahlt, kommen zu lassen. Ich bitte Euch also, mir im nächsten Brief eines (schön gemahlt) zu schicken. Dieser Abbate hat dem König viel von mir geschrieben, und ich bin ihm deswegen diesen Freundschaftsdienst schuldig. Der König hat ihm zwar schon das Wappen geschickt, aber nur in Wachs, und ich glaube, daß er dieses Wappen groß gemahlt vor seinem Hause aufstecken möchte. Es thut mir sehr leid, daß Dannecker gerade in dieser Zeit nach Paris gereist ist, wo seine Gegenwart in Stuttgardt gerade für mich so nützlich hätte seyn können. Schreibt mir doch ja gleich, wenn das Gemälde angekommen ist.

Schon vor acht Tagen hatte ich diesen Brief geschrieben; die Post war aber schon abgegangen, als ich den Brief hinbrachte. Hier muß ich Euch nun gleich sagen (da ich mit Kunst den Brief aufgebrochen habe), daß sich mein Mädchen besser befindet, und daß es sich noch diesen Abend entscheidet, unter welchen Bedingungen sie mein wird. Wenn mir aber auch Nichts mit ihr bleibt, so muß sie doch die Meinige seyn, denn ich liebe sie wie mein Leben und kann sie auf keine Weise mehr lassen. Was ist denn auch der Reichthum! Ist ihre Liebe zu mir nicht ein großes Heirathsgut? Wie glücklich werde ich mit ihr leben! Ich werde dann auch wieder der aufgeheiterte Gottlieb seyn und Euch einen pudelnärrischen Brief über den andern schreiben, bis ich Euch selbst von Angesicht zu Angesicht wieder sehe.

[Von dem oben erwähnten Briefe an Wallis, in welchem Schick um dessen Tochter warb, hat sich unter den Papieren, die der Sohn besitzt, der Entwurf erhalten, und wir geben von dem italiänisch geschriebenen Originale den Anfang, und sofort die Uebersetzung des ganzen Briefs.]

Vi parera curioso, di ricevere una lettera di me, ancora che siamo nell' istessa casa insieme. Ma quello, che vi ho da dire, mi è tanto importante, che senza inquietudine e senza imbrogliarmi, io non potrei proferire colla bocca.

Per non stendere troppo la vostra curiosità, m'affretto da dirvi quell che mi pesa sul cuore (etc.).

Es wird Ihnen auffallend erscheinen, einen Brief von mir zu erhalten,

so lange wir noch zusammen in demselben Hause sind. Aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, ist mir so wichtig, daß ich ohne Unruhe, und ohne mich zu verwirren, es nicht mündlich vorzutragen vermöchte.

Um Ihre Neugierde nicht zu lange aufzuhalten, beeile ich mich, Ihnen zu sagen, was mir auf dem Herzen liegt.

Schon lange werden Sie wahrgenommen haben, daß ich Ihre Tochter liebe. Meine Absicht gieng nicht darauf, wie Sie werden sich eingebildet haben, ein wenig zur Unterhaltung zu liebeln (di fare un poco l'amore per la casa). Auch kann ich Ihnen sagen, daß meine Neigung nicht so sehr auf die Schönheiten, als auf die Eigenschaften gegründet war, die ich im Charakter Emiliens glaube beobachtet zu haben. Und die Ursache, aus der ich mich Ihnen nicht früher erklärte, war, daß ich bis jetzt noch keine Möglichkeit sah, mich verbunden mit Ihrer Tochter zu erhalten (di mantinermi), wie es Ihre und die Ehre Ihrer Tochter forderte.

Das Gemälde, das ich meinem Könige geschickt habe, sollte mir dienen, meine Lage zu erleichtern und mir eine weniger schwankende Stellung zu verschaffen; allein bis jetzt habe ich keine Nachricht, daß mein Gemälde angekommen sey. Ihre Abreise ist nahe, und ich verzweifle daran, Ihnen Etwas sagen zu können, was mir den Besitz Ihrer Tochter sichern würde. Das Vermögen, das ich von Haus aus besitze, besteht in 4000 Piastern, und vor zwei Jahren, als mein Vaterland noch nicht so sehr zu Grunde gerichtet war, genügten die Interessen, die ich aus dieser Summe zog, um bequem zu leben. Aber jetzt entrichtet keiner der unglücklichen Bewohner weder Zins noch Capital, so daß ich, wenn ich nicht zum Glücke Gelegenheit gefunden hätte, mir durch Malen von Bildnissen einiges Geld zu erwerben, mich in einem traurigen Zustand befände.

Diß kann genügen, um Ihnen eine Vorstellung von meiner gegenwärtigen Lage zu geben.

Ich bitte Sie jetzt, mir, nachdem Sie in Ueberlegung gezogen, was ich Ihnen soeben gesagt, eine Antwort mit derselben Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit zu ertheilen, die ich immer in meinem Verkehr mit Ihnen einzuhalten strebte. Wenn mein Ansuchen den Absichten zuwiderläuft, die Sie vielleicht mit Ihrer Tochter haben — so geben Sie mir den tödtlichen Stoß (il colpo funesto), ohne erst mit weitläufigen und höflichen Worten mir Leiden zu bereiten. Wenn Sie im Gegentheil demselben Ihre Billigung geben, so hoffe ich in Ihnen den Mann zu finden, der mir die Rathschläge ertheilen wird, welche hinreichen, um mich in kürzester Zeit auf den Gipfel meines Glückes gelangen zu lassen.

Ihr

Freund Schick.

Es wird nicht nöthig seyn, aber dennoch bitte ich, Nichts von dem Obigen irgend Jemanden mitzutheilen. Und nachdem Sie den Brief zu Ende gelesen, so vernichten oder verbrennen Sie ihn, damit Niemand ihn finde.

---

80. An dieselben.

Rom den 26. Julius 1806.

Gestern Abend erhielt ich Euren erfreulichen Brief vom 10. Julius — und wie fange ich es nun gleich an, um Euch für Eure herzliche Liebe zu danken? Was Ihr für mich gethan habt, ist, was nur die besten Freunde für einander thun. Wenn nun auch aus der ganzen Sache Nichts wird (was ich fast glaube, indem die andern Künstler nach dem Tode Harpers *) gleich um einige Zulage gebeten haben werden), so habt Ihr mir doch damit eine ewig bestehende Probe Eurer Freundschaft gegeben. Ich werde noch heute das Memorial von Rapp **) copiren. Heute geht auch gerade die Post ab, so daß also der Brief von heute an in 16 Tagen angekommen seyn kann. Einigermaßen sollt' es mich pikiren, daß Ihr mir nicht zutraut, daß ich selbst im Stande sey, ein Memorial an den König zu machen, und Gottlob sagt auch geradezu, daß ich dazu nicht gescheidt genug wäre. — Es ist mir aber doch sehr lieb, daß ich nun heute Nichts zu thun brauche, als nur diese Bittschrift abzuschreiben, und mir die ganze übrige Zeit bleibt, mich in diesem Briefe mit Euch zu unterhalten.

Meine Lage hat sich inzwischen auf eine bestimmte Art verändert. Ich bin ein — Bräutigam geworden; ich habe dem einen Rath des Schwagers gefolgt, dem: schlag zu, und sey glücklich! Ich mußte diß thun, denn mein Leben würde mir ohne den Besitz meines Mädchens zur Qual geworden seyn. Und nun will ich Euch auch das Nähere erzählen. Als Wallis mir ankündigte, daß er in wenigen Tagen nach England reisen würde, und auch wirklich Anstalten machte, seine Sachen in Ordnung zu bringen, setzte mich diß in die

*) Ueber diesen Landschaftsmaler und ehemaligen Lehrer an der Carls-Akademie vgl. oben S. 4 f. (und H. Wagner, Geschichte der Hohen Carlsschule, Bd. II. Würzburg 1857. S. 194 f.). Im J. 1798, nachdem vier Jahre zuvor die Hohe Carlsschule aufgehoben war, aus den herzogl. Würtembergischen Diensten „auf sein Ansuchen" mit einer Pension von 500 fl. entlassen, hatte er seine letzten Lebensjahre in seiner Vaterstadt Berlin verlebt.

**) Auf die Bitte der Verwandten Schicks hatte ohne Zweifel Heinrich Rapp, der Schwager Danneckers (vgl. oben S. 61, Anm., nebst and. St.), das fragliche „Memorial" an den König verfaßt.

bedrängteste Situation. Ich stritt den schrecklichsten Kampf mit mir selbst, ob ich die Tochter mit dem Vater ziehen lassen sollte, in der Hoffnung, daß die Zeit ihr Bild aus meiner Seele verlöschen werde, oder ob ich im Vertrauen auf eine höhere Vorsorge es wagen sollte, sie bei meiner jetzt noch ungewissen Lage zu heirathen. Ich mußte für das letzte entscheiden, denn meine Leidenschaft ließ mir keine Wahl übrig. Ich hielt in einem Brief an ihren Vater ordentlich um sie an, und erhielt auch gleich eine sehr verbindliche Antwort. Nachher hatte ich eine mündliche Unterredung mit ihm, und hier wurde ich gewahr, daß er in dieser Sache mich gern ein wenig übereilt hätte, denn er sprach Vieles durcheinander, was darauf hinausgieng, diese Heirath gleich über Hals und Kopf zu Stande zu bringen. Er stellte mir vor, daß seine Tochter nicht gewohnt wäre, Aufwand zu machen, daß sie sich mit einem Stück Brod begnügen würde, daß er mir das Nöthige zu einer Hauseinrichtung geben würde, so wie auch in der Folge eine Summe Geldes. Dagegen stellte ich ihm vor, daß ich nicht mit einem Stück Brod mit ihr leben wollte, daß das seine und meine Ehre nicht erlaubte, und daß überhaupt meine Umstände nicht gestatteten, sie auf der Stelle zu heirathen, daß ich ihn deswegen bitten wollte, sie auf ein halbes Jahr in irgend ein ehrliches Haus in Pension zu geben, während welcher Zeit ich hoffe, mich in eine solche Lage zu setzen, die mir erlaube, diesen wichtigen Schritt zu thun. Er war diß zufrieden und bat die Frau eines englischen Bankiers (Madame Sloane), sie für diese Zeit zu sich ins Haus zu nehmen. Diese Frau ist eine der edelsten, geistreichsten Frauen von Rom, und ich schätze mich glücklich, daß sie wirklich mein Mädchen so lange zu sich nehmen will. Bei dieser Madame Sloane, die ich seitdem öfters besuchte, brachte ich es dahin (denn mit Wallis selbst war in dieser Sache nicht zu reden, weil er ein zu verwirrter Kopf ist), daß wir folgendermaßen einig wurden. Wallis soll mir nach seiner Ankunft in London das Vermögen seiner Tochter, was in Gütern besteht, zusichern, und mir auch von dem seinigen (weil er seine Tochter in Rom nicht besonders aussteuern kann) nach Verfluß von vier Monaten 500 Piaster zuschicken (nach unserm Geld 1250 fl.). Das Mädchen selbst soll er in dem Hause der Madame Sloane sechs Monate ernähren. Nach dieser Uebereinkunft wurde durch die Veranstaltung der Madame Sloane ein Notar gerufen, der den Contrakt aufsetzte und ihn von Wallis und mir und noch Andern als Zeugen unterschreiben ließ. Ich machte mich dabei anheischig, das Mädchen nach Verfluß dieser sechs Monate zu heirathen.

Sagt, Ihr Leute, ist dieß nicht gut gemacht? Das Vermögen meiner Emilie, wenn es in England klein geschätzt wird, ist es darum nicht an andern Orten. In England sind 1000 Pfd. Sterling eine Kleinigkeit, in andern Ländern aber sehr viel, und so hoffe ich doch immer noch eine hübsche Summe

durch meine Emilie zu bekommen. Ich habe einen guten Freund in London, einen dort berühmten Dichter, den ich öfter bei Wallis gesprochen habe. Dem will ich die ganze Sache schreiben und ihn bitten, daß er den Wallis treibt, mir wo nicht das Capital, doch die Zinsen von dem Vermögen seiner Tochter zuzustellen. Und so hoffe ich auf's Neue wieder in die heitere Welt zu treten, mich wieder recht zu freuen, was ich so lange nicht gethan habe. Morgen Abend reist Wallis ab. Er hat von mehreren Bankiers einen Schatz von Gemälden unter der Hand, die mehr als hunderttausend Gulden an Werth betragen. Zudem nimmt er alle seine selbstverfertigten Arbeiten mit, die er auch sehr theuer dort verkaufen wird, denn er hat einen großen Namen in England. Er will mir gleich nach seiner Ankunft schreiben. Sein Wunsch ist, daß ich auch nach England reise, und er stellt mir dort, mit meinen Talenten ausgerüstet, goldene Berge in Aussicht. Ich will aber noch vorher ein historisches Gemälde mahlen und ein Porträt, und mit diesen könnt' es alsdann leicht seyn, daß ich die Reise machte, um dort gleich etwas von meiner Kunst aufweisen zu können. Es ist wahr, daß Mahler von mittelmäßigen Verdiensten große Schätze dort gehäuft haben, und ich verspreche mir kein schlechteres Loos. Dazu kommt, daß ich in England schon einigermaßen bekannt bin, denn mehrere englische Journale haben schon von mir gesprochen; ich habe selbst bei Wallis zwei solche gesehen. Mein Name wird mehrere Jahrhunderte leben und diß thut mir im Innern wohl, denn ich bin gern berühmt und verspreche mir noch große Ehre in der Welt. Lebt tausend tausend Mal wohl, Ihr Guten, Ehrlichen, Lieben!

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

Schreibt mir doch bald wieder, damit ich aus der Unruhe komme! Geht die Sache gut, so ist es möglich, daß ich Euch bald mit meinem Weibchen am Arm in Stuttgardt überrasche. Nächste Woche schreibe ich Euch wieder. Ich bitte den Schwager und Bruder, wenn allenfalls noch ein Ausgang zu einem Minister zu machen wäre, ihn zu machen, damit wenigstens von meiner Seite Nichts vernachlässigt werde.

---

81. An dieselben.

Rom den 16. August 1806.

Den heutigen Sonntag will ich damit feiern, daß ich mich mit Euch in einem freundlichen Gespräche unterhalte. Mein Inneres ist so ruhig geworden, ich finde mich so in Harmonie mit mir selbst, daß Nichts (was nicht auf Störung meiner Liebe Bezug hat) mich mehr außer Fassung zu

setzen im Stande wäre. Ich kann sagen, daß ich glücklich bin: meine Emilie ist mir und ich ihr alles. Der Vater ist mit dem Sohne abgereist, und Emilie ist in dem Hause der Madame Sloane zurückgeblieben, wo ich sie alle Abende besuche. Madame Sloane hält sie wie ihre eigene Tochter, und für mich fast nur zu gut, denn sie hat zwei Kammerjungfern, eine Magd und einen Bedienten zu ihrem Dienst. Da in dem Hause viel Französisch gesprochen wird, hat meine Emilie schon viel aus dieser Sprache gelernt. Eine Griechin, die sich in dem Hause befindet, lehrt sie türkische Tapeten sticken, und bei mir lernt sie zeichnen, worin sie so große Fortschritte macht, daß ich hoffe, daß sie einmal an meinen Bildern mahlen solle. Der Vater gab ihr noch vor seiner Abreise ohngefähr 70 fl. nach unserem Gelde, um sich damit Kleider zu kaufen; er machte mir auch eine Verschreibung der Hälfte seiner Möbeln, die für jetzt mir genügt, da ich ja nicht weiß, wie lange ich noch hier bleiben werde. Wenn es mir mit dem Gesuch an den König gelingt, und dieser will, daß ich die Pension an seinem Hofe verzehre, so diente mir ja ein gut eingerichtetes Haus nur zum Hinderniß meiner Abreise.

Ich habe in meiner glücklichen Stimmung eine Skizze gemalt, die mir auf's Aeußerste gelungen ist. Der Gegenstand ist — Apoll unter den Hirten. Ich werde ein großes Gemälde davon machen. — Die Zahl der Feinde, die ich durch meine Kunst mir zugezogen, vermehrt sich täglich. Ihr könnt Euch keine Vorstellung machen, was ich mit diesen deutschen Mahlersknechten auszustehen habe. Wenn ich anfangen wollte, Euch zu erzählen, auf welche gemeine Weise sich ihr Neid gegen mich äußert, so müßte ich ganze Bögen füllen, und Ihr würdet mir vielleicht nicht einmal glauben, denn diese Verfolgung geht in's Riesenmäßige. Ich will mich aber auf eine Art noch rächen, welche für sie die allerunangenehmste ist — ich will das nächste Gemälde (von dem ich die Skizze gemacht habe) so ausführen, daß sie an ihrer eigenen Galle ersticken sollen. Ein Theil, der meine Partei nimmt, und den ich wie meine Schweizer-Garde anzusehen habe (weil er für mich durch's Feuer liefe) schadet mir dadurch, daß sie mich über Alles erheben wollen, oft mehr, als sie mir nützen, denn sie bringen die andern nur noch wüthender gegen mich auf, so daß es oft beinahe zu Schlägereien unter ihnen kommt. Ich sitze, indeß sie sich an andern Orten halb todt über mich streiten, ruhig zu Hause und mahle — und lasse mich nicht viel sehen, was mir als ein großer Stolz und Hochmuth zur Last gelegt wird. Vorgestern und gestern hat man mir sogar gerathen, nicht zu spät in der Nacht auszugehen, um nicht mit Prügeln überfallen zu werden. Ihr seht, daß meine Verfassung nicht die angenehmste ist; aber ich biete diesem Allem Trotz, und ich ertrage es mit der gelassensten Ruhe, denn ich habe in Einem Alles gefunden, was mir in der

Welt Freude und Glück gewähren kann. Die Abende, die ich bei meiner geliebten Emilie wie im Paradiese zubringe, entschädigen für mich allen Verdruß, welchen dieses Gesindel mir gerne zufügen möchte. Ihr werdet nun nicht so bald wieder traurige Briefe von mir zu lesen bekommen, denn ich nehme jetzt an Munterkeit zu, wie ich früher an Traurigkeit und Melancholie zugenommen habe. Nur Eins fehlt noch, um mich auf den Gipfel meines Glücks zu bringen, und das ist: eine gute Nachricht wegen der Pension, denn diese würde mich außer alle Sorgen wegen meines künftigen Lebensunterhaltes setzen. Das Porträtmahlen schützt mich wohl in dieser Hinsicht vor Mangel; aber das Porträtmahlen ist mir durch die beiden letzten, die ich gemahlt habe, so zum Ekel geworden, daß ich mit Schrecken daran denke, bald wieder ein anderes mahlen zu müssen. Die russische Gräfin hat mir die Freude daran ganz verdorben; sie ließ mir in der Behandlung des Bildes gar keine Wahl, wollte diß so, diß anders, bis das Ganze darüber mißlang, und sie mir jetzt, da das Gemälde fertig ist, die Bezahlung nicht einmal ganz geben will. Ich beharre aber auf der ganzen Bezahlung und bin entschlossen, im Falle der Weigerung die Justiz zu Hülfe zu nehmen. Aller dieser Unannehmlichkeiten würde ich durch die Pension enthoben, denn ich könnte alsdann unter denen, die von mir gemahlt seyn wollten, eine Auswahl treffen. Mit großer Besorgniß erwarte ich Eure Nachrichten über diese Sache. — — — Für mein großes Gemälde fängt mir an, bange zu werden. Ich bin deßwegen zu meinem Spediteur gegangen, und dieser sagte mir: daß er von Mailand schon vor zwei Monaten Nachricht erhalten hätte, daß es dort angekommen; er wollte dem mailändischen Expeditor schreiben, auf welchem Weg und an wen er das Bild nach Stuttgardt geschickt hätte. Darüber werde ich nun bald Nachricht haben.

Ich habe vor ein paar Tagen gehört, daß Hr. v. Uexküll seinen Abschied bei dem König genommen hätte, und für immer nach Rom gehen werde. Ich kann nicht recht begreifen, was ihn so besonders in Rom anzieht; es schien mir, daß er sich hier ziemlich ennuyirte; er lief umher, als wenn er sich selbst suchte.

Auf nächsten Samstag verspreche ich mir Briefe von Euch, denn es ist bald ein Monat, daß ich den letzten empfangen habe; ich warte mit der größten Sehnsucht. — Vor einiger Zeit hörte ich, daß unser König sein Königreich an Baden abtreten und dafür die Schweiz als Königreich erhalten sollte. Ich erschrack recht über diese Neuigkeit und fieng an für die Pension zu fürchten. Doch müßte diese Nachricht sich indessen schon bestätigt haben. Lebt wohl, Ihr Guten, Lieben, Braven u. s. w.!

Ewig Euer liebender Gottlieb.

82. An dieselben.

Rom den 24. September 1806.

Schon vor acht Tagen habe ich Euch einen langen Brief geschrieben, aber vergeblich! Ich trug ihn Abends unter anhaltendem Regen auf die Post, die wenigstens eine halbe Stunde von meiner Wohnung entfernt ist, und als ich ihn aus der Tasche ziehen wollte, um ihn dem Postbeamten abzugeben — da fand ich ihn nicht mehr, ich hatte ihn verloren. Ich machte die lange Straße zurück, suchte überall, aber er war nicht mehr zu finden. Den ganzen Abend wußte ich mich vor Aerger über diese fatale Geschichte nicht zu lassen.

Jetzt muß ich mich dazu bequemen, Alles noch einmal, so viel als mir mein Gedächtniß zuläßt, niederzuschreiben. Zuerst meinen herzlichen Dank für Eure Glückwünschungen, der Himmel lasse sie alle in Erfüllung gehen! Meiner lieben Emilie habe ich Alles, was Ihr in Eurem Briefe ihr durch mich habt sagen lassen, pünktlich ausgerichtet; sie dankt Euch für Eure Theilnahme und freut sich, unter eine so gute Familie als Mitglied aufgenommen zu seyn. Von der Christiane muß ich ihr immer viel erzählen.

Ich bitte den Schwager, mir mit dem nächsten Brief meinen Taufschein und überdieß noch ein Attestat, daß ich frei bin, das heißt, daß ich in Deutschland in keiner ehelichen Verbindung gestanden, zu schicken. Diese zwei Scheine sind nöthig, um mich hier mit meiner Emilie copuliren lassen zu können. Ich werde die Reise nach Livorno machen müssen, weil hier keine protestantische Kirche ist. Emilie kann dort zugleich wieder zu ihrem vorigen Glauben zurückkehren, indem sie, wie ich Euch schon geschrieben habe, durch ihre Magd (vermuthlich mit Wissen des Vaters) katholisch gemacht worden. Vermuthlich könnte sie auch (als katholisch) auf ihre Erbschaft in England keinen Anspruch machen. So aber tritt sie wieder in ihre alten Rechte, und es ist mir selbst auch lieber, wenn wir uns zu einer Religion bekennen. — — —

Von Hrn. v. Uexküll habe ich vor ein paar Tagen einen Brief erhalten. Er schreibt mir darin: daß sich um die Pension von Harper schon Viele gemeldet, auch daß mein Gemälde noch nicht angekommen wäre. Beides traurige Nachrichten für mich. Wenn Ihr Hrn. v. Uexküll seht, so empfehlt mich ihm und sagt ihm: daß ich seinen mir sehr angenehmen Brief nächster Tage beantworten werde. Es freut mich sehr, daß Hr. Professor Dannecker wieder von Paris zurückgekehrt ist; grüßt auch diesen von mir.

Mit viel Sehnsucht erwarte ich einen Brief von Euch — seyd doch nicht so geizig mit Euren Briefen, nur wenigstens jetzt nicht, denn sie sind

gerade jetzt ein großer Trost für mich. Ich habe inzwischen eine kleine Landschaft gemahlt, die mir sehr gelungen ist, und heute erwarte ich die grundirte Leinwand, um mein großes Gemälde anzufangen. Auch das Porträt (die ganze Figur meiner Emilie) werde ich in diesen Tagen zu mahlen anfangen, und ist alsdann die Möglichkeit da, so komme ich zu Euch nach Stuttgardt. Es ist jetzt bei diesen allgemeinen Kriegsunruhen eine traurige Zeit für die Kunst, sonst wäre ich wohl schon ein reicher Mann. — Wallis ist noch immer in Florenz, und macht dadurch der Madame Sloane, bei der mein Mädchen im Hause ist, vielen Kummer. — Der Widerwärtigkeiten, die mir die hiesigen Künstler verursachen, ist kein Ende. Sie machten vor einigen Tagen der Lügen und Geschwätz so viel, daß es nahe daran war, daß ich von Rom sollte verwiesen werden. Es hat sich aber der Knoten Gottlob zu meinem Vortheil gelöst, und sie sind mit Schanden bestanden. Die Geschichten sind zu weitläufig, um sie Euch zu erzählen. Es ist etwas Schönes, vor den Leuten als ein von der Natur ausgezeichneter Mensch zu gelten; aber welche Unannehmlichkeiten auch damit verbunden sind, das habe ich bitter empfinden müssen. Ueberall zieht mir Neid und Mißgunst ein Gesicht, und wenn ich ruhig leben will, so muß ich mit großer Genauigkeit alle meine Worte wägen und nur mit wenigen erprobten Freunden umgehen. Wie glücklich werde ich auch deswegen mit meiner lieben Emilie leben — sie allein wird mir zu meinem Umgang genügen. Die übrige Welt wird mich weniger angehen; sie und meine Kunst werden die einzigen Gegenstände seyn, womit sich meine Seele nährt und beschäftigt. Grüßt mir den lieben Benedict und bittet ihn in meinem Namen um Verzeihung, daß ich ihm so lange nicht geschrieben habe; sagt ihm, daß ich es nächstens thun werde.

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

Das nächstemal wird Euch mein Mädchen auch einen Brief schreiben. Ich will ihn aus dem Italiänischen übersetzen und ihn Euch schicken; so könnt Ihr sie selbst auch sprechen hören. Sie empfiehlt sich Euch tausendmal.

Es hat mich unendlich gefreut, daß mir der Schwager in seinem neuzuerbauenden Hause einen Wohnsitz anbietet. Komme ich nach einem Jahre nach Stuttgardt, so steige ich gleich dort ab. *) Er soll doch nur die Zimmer auch ein wenig hoch machen lassen; es ist ängstlich und armselig, in so niedern Zimmern, als sie gewöhnlich bei uns sind, zu wohnen.

*) Das Haus, dessen Bau Schwager Erbe um jene Zeit unternahm, und in welchem Schick nach seiner später erfolgten Rückkehr in die Vaterstadt wohnte und starb, ist das jetzt im Besitze des Verlagsbuchhändlers, Herrn L. Hallberger (d. Aelt.) befindliche, Königsstraße Nr. 3; sein elterliches Haus das jetzt von Gastwirth Reuß besessene, Stiftsstraße 8.

83. An dieselben.

Rom den 25. October 1806.

Euren letzten Brief vom 17. September habe ich erhalten, und so viel mir sein Empfang Freude machte, doch nicht mit so viel Vergnügen gelesen; besonders hat mir der trübe Humor, den die Christiane in ihrem Briefe auf eine so bestimmte Art äußerte, weh gethan. — — — Gottlob's Brief war voll Liebe und Antheil. Er gibt mir zwei traurige Nachrichten, die eine: daß mein Gemälde noch nicht in Stuttgardt angekommen, die andere: daß sich um Harpers Pension mehrere Künstler, worunter sich zu meiner Verwunderung auch Hetsch befindet, gemeldet hätten. Wegen meines Gemäldes habe ich schon viele Schritte gethan. — — — [Folgt eine Ausführung über die mit dem Spediteur in Bologna gewechselten Briefe.] Was die Pension anbetrifft, so bin ich nicht so entsetzlich darauf versessen, besonders wenn ich sie mit der Bedingung bekäme, sie in Stuttgardt zu verzehren. Ich hoffe doch mein Glück auch ohne diese Pension zu machen. Die Welt ist groß und breit, und ich will sie durchziehen, ohne an irgend einem Orte anzukleben.

Mein großes Bild ist schon ziemlich vorgerückt. Schon acht Figuren sind daran untermahlt; im Ganzen enthält es siebzehn Figuren. Es geräth über alle meine Erwartung gut, und ich hoffe durch dieses Werk alle meine vorigen weit hinter mir zu lassen. Neid und Eifersucht erreichen bei meinen Kunstbrüdern durch dieses Gemälde einen hohen Grad. Sie verfolgen mich auf alle Weise, und brachten es durch viele Geschichten (die hier zu erzählen zu weitläufig wäre) so weit, daß es nahe daran war, daß ich entweder auf die Engelsburg gesetzt oder von Rom verwiesen worden wäre. Ihre Bemühungen wurden aber Gottlob zu Schanden, und ich sitze ganz einsam in meinem Zimmer und mahle, und bereite ihnen auf diese Weise die größte Niederlage.

Hr. v. Uexküll hat mir geschrieben, daß er vielleicht in kurzer Zeit nach Rom kommen würde. Grüßt ihn nebst Hrn. Professor Dannecker vielmal von mir! — In Eurem nächsten Brief, der wohl jetzt schon unterwegs ist, werde ich meinen Taufschein erhalten.

Ich bin wirklich in einer sonderbaren Geldverlegenheit. Ich habe dem Tieck nach und nach bis 700 fl. gegeben, und bis jetzt nur in verschiedenen Terminen 200 fl. davon zurückbekommen. Das Porträt der russischen Gräfin, welches bis auf einen Tag Arbeit fertig bei mir steht, wurde nicht bezahlt, weil die Gräfin meist immer krank war, und mir deßhalb nicht zum völligen Ausmahlen sitzen konnte. So bin ich 1100 fl. reich, ohne nur 30 fl. in

Baarschaft bei mir zu haben. Wenn sich dieses nicht bald ändert (und das müßte in zwei Monaten seyn, denn bis dahin ist die Zeit verflossen, die meine Emilie in dem Hause der Madame Sloane zu bleiben hat, worauf dann die Hochzeit folgen wird), so muß ich Euch wahrhaftig beschwerlich fallen. Wie herrlich wäre es, wenn ich mein Geld hier hätte, wo man über acht Procente bekommt und sein Geld in gute Häuser (von Bankiers) geben kann. Ihr habt mir nicht geschrieben, wie der Wein dieses Jahr ausgefallen, was doch so ein wichtiger Artikel für den Schwager ist.

Wallis ist noch in Italien; er wartet in Livorno auf gute Witterung, um seine Reise auf der See anzutreten. Seine Mätresse ist ihm nachgereist; und er wird sie wohl in Livorno geheirathet haben. — Mein gutes Mädchen befindet sich immer besser. Ich bringe alle Abende bei ihr zu, und diß sind die glücklichsten Stunden meines Lebens. Ueberhaupt bin ich mit allen den Verfolgungen, die ich von Künstlern auszustehen habe, mit aller der Geld-Verlegenheit, doch ein glücklicher Mensch. Den ganzen Tag male ich und genieße dabei die Seligkeit der Engel, denn es gelingt mir so gut. Wenn die Sonne sinkt, so lasse ich den Pinsel fallen und sinke in den Schoos meines Mädchens — ein anderes Paradies! Lebt wohl!

Euer ehrlicher Gottlieb.

---

84. An dieselben.

Rom den 14. Januar 1807.

Vielmal bitte ich Euch, liebe Leute, um Verzeihung, daß ich Euch so lange auf einen Brief von mir habe warten lassen. Es mag wohl mehr als ein Monat verflossen seyn, seit ich Euch das letztemal geschrieben habe. Indessen erhielt ich zwei Briefe von Euch. Der erste enthielt von Seiten Heinrich's und Gottlob's heftige Ermahnungen zur Häuslichkeit, sammt meinem Taufschein und dem königlich würtembergischen Wappen. Der zweite war so ziemlich gleichen Inhalts, sammt der kläglichen Nachricht, daß mein Gemälde immer noch nicht in Stuttgardt angekommen wäre. Dem letzteren bin ich nun endlich nach vieler Mühe auf die Spur gekommen. Es ist in Frankfurt bei Herrn Bolongaro, Kaufmann daselbst, und ich erhielt schon vor einem Monat von einem Architekten die Nachricht, daß er es bereits nach Stuttgardt geschickt habe. Sollte das Gemälde durch einen widrigen Zufall noch nicht in Stuttgardt angekommen seyn, so bitte ich den Heinrich oder den Gottlob, nach Frankfurt am Main an Hrn. Georg Mack, Architekt, zu schreiben und ihn zu bitten, daß er die Spedition des Bildes bei Herrn

Bolongaro betreibe, denn dort ist es sammt einem Koffer von Hrn. Mack angekommen. Ich zweifle aber nicht, daß es nun in Stuttgardt seyn wird. — Ich freue mich sehr, daß der König darnach gefragt hat, und es wundert mich auch nicht, denn der hiesige Abbate Bonfiglioli, der die Geschäfte unseres Königs beim päpstlichen Hofe besorgt, hat demselben viel von dem Bilde geschrieben, so daß er wohl aufmerksam darauf seyn kann.

Ihr bittet mich, Euch zu schreiben, wann ich Hochzeit machen würde — die Hochzeit ist schon gemacht. Ich bin ein verheiratheter Mann, trage die Lasten des Ehestandes, die mich jedoch nicht drücken. Ich machte eine große Reise, um mich copuliren zu lassen, und war Euch um 70 Stunden näher, als ich mit meiner Braut am Altare in der evangelischen Kirche zu Livorno getraut wurde. Diß geschah den letzten Tag im Jahre, so daß die Neujahrsnacht meine Brautnacht war. Ich bin nun zufrieden, ruhig, und tauschte meinen Zustand mit keinem König. Meine Emilie ist für mich und ich für sie geboren, das wird mir jeden Augenblick klarer.

Die Reise kam mich hoch zu stehen; ich habe 250 fl. dazu gebraucht, die ich auf Abzug des geborgten Geldes von Tieck erhielt. Jetzt bin ich wieder ohne einen Heller, bis auf den 7. Februar, wo ich die andere Hälfte der Bezahlung für das Porträt der russischen Gräfin erhalte, welche Hälfte in 270 fl. besteht. Ich habe mir in Livorno mehrere Kleidungsstücke angeschafft, weil dort Alles wohlfeiler zu haben ist, habe ferner eine Reise nach Florenz und Pisa gemacht, weil dort viele Werke großer Mahler zu sehen sind. Jetzt sitze ich wieder ruhig hier, als wäre ich in mein Vaterland zurückgekehrt, und lebe auch ohne Geld mit meiner Emilie ein Leben, werth, von Engeln beneidet zu werden.

Ich bitte Euch, wenn der König mir für mein Gemälde ein Geschenk macht, mir doch solches gleich hieher zu schicken, denn ich kann das Geld gar wohl brauchen. Wenn ich die Pension erhielte, würde ich Euch in Stuttgardt einen Besuch machen. Ich sehne mich von Herzen, Euch im Vaterlande wieder zu umarmen, Euch meine liebe Emilie zu zeigen. — In diesem Augenblick bin ich damit beschäftigt, eine Copie nach einer Madonna von Raphael zu machen, die mir nicht übel bezahlt werden wird. — Die Christiane kann nicht begreifen, warum mich die Künstler in Rom beneiden, da ich doch nicht viel Geld verdiente. Um Gelderdienst beneidet kein Künstler den andern — um seinen Ruhm beneidet er ihn. Es sind viele Künstler in Rom, die viel Geld verdienen und doch nicht beneidet werden.

Grüßt mir Hrn. v. Uexküll; ich werde ihm die nächste Woche schreiben. Dem Benedict mache ich meine große Danksagung, auch Hrn. Professor Dannecker und Rapp grüße ich. Euch, lieben Leute, bitte ich um Euren Segen, damit mir der Himmel in meinem neuen Zustand günstig seyn möge. Ich

gebe die Hoffnung nicht auf, Euch in Stuttgardt mit meinem lieben Weibe freundlich zu begrüßen und wenigstens einige Monate in Eurem Zirkel vergnügt zu leben. Der Himmel schenke uns Gesundheit und mir Geld, damit dieses bald geschehen könne. Lebt tausendmal wohl! Meine Emilie grüßt Euch alle mit mir.

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

Gottlob fragt mich, warum ich Nichts mehr von Humboldt's schreibe, ob ich dorthin noch gienge. Ich gehe wie sonst in Humboldt's Hause und bin wirklich auf Morgen zum Mittagessen dort eingeladen.

---

85. An dieselben.

Rom den 31. Januar 1807.

Euren letzten Brief vom 2. Januar, der mir die endliche Ankunft meines Gemäldes anzeigte, habe ich erhalten. Ich erwarte heute noch einen andern von Euch, der mir die gute oder schlechte Aufnahme desselben beim König melde. Von Hrn. Direktor Hetsch erhielt ich einen andern Brief, in welchem er mir von dem Irrthum schreibt, in dem er in Betreff meines Bildes gestanden. Ich kann mich aber gar nicht besinnen, daß ich Herrn Direktor Hetsch geschrieben hätte, daß ich das Bild an den König verkaufen wollte. Doch werde ich ihm (wie Gottlieb meint) für die stattgefundene Nachlässigkeit Abbitte thun.

Sehr neugierig bin ich nun, wie die Sache weiter geht, ob ich vom König ein Geschenk aus seiner Kasse für das Bild erhalte, oder ob er mir zur Belohnung meines Verdiensts und meiner Mühe die Pension des verstorbenen Harper anweist, welches mir gar nicht so unwahrscheinlich ist. Geschicht das letztere, so werde ich Euch bald wiedersehen, denn ohne Zweifel wird mir die Pension mit der Bedingung gegeben, sie im Vaterlande zu verzehren. Gibt mir der König aber ein Geschenk, ohne weiter meiner Dienste zu begehren, so bleibe ich hier, bis mein letztes Stündlein kommt. — Heute ist es gerade ein Monat, daß ich mit meiner Emilie verheirathet bin. Bei meiner Zurückkunft von der Reise nach Livorno hatte ich nicht einen Heller, nicht einmal so viel, um den Fuhrmann zu bezahlen. Das Erste, was ich in Rom zu thun hatte, war, im Augenblick Geld zu entlehnen. Auch bis jetzt hatte ich immer nur so viel, um von einem Tag zum andern wieder leben zu können. Doch bin ich nie so reich gewesen, meine Emilie macht mich ganz glücklich. Ich lebe jetzt so ein recht ordentlich bürgerliches Leben, bin viel ruhiger, bekümmere mich weniger um das, was außer meinem

Kreise vorgeht, und kann so als ein Muster eines glücklich verheiratheten Menschen gelten. Bis den 7. Februar werde ich für das Porträt der russischen Gräfin 250 fl. erhalten. Außerdem mahle ich wirklich eine Copie von einem Gemälde von Raphael, wofür ich 150 fl. erhalten werde; die Copie wird in ohngefähr zwölf Tagen fertig seyn. Bis zum 7. Februar erhält mich Tieck, der mir auf Abzug von seiner Schuld von Tag zu Tag einige Thaler bringt. Ihr werdet über meine Haushaltung lachen oder gar schimpfen, Euch über mich ärgern oder mich bedauren. Ueber mich freuen könnt Ihr Euch nicht, denn diese meine leichte Lebensweise ist zu weit von der Eurigen entfernt. Und doch, wie glücklich bin ich nicht! — Was mir der König mehr als 500 fl. gibt, könnt Ihr bei Euch behalten. — Zu meinen zwei Zimmern, die ich vorher schon hatte, habe ich noch ein anderes gemiethet und dasselbe mit den Möbeln, die meine Frau von ihrem Vater erhielt, ausgeschmückt, so daß ich nun ansehnlicher als vorher logirt bin. Das Essen erhalte ich von meinem Hauswirth für uns beide. Wenn ich nicht nach Stuttgardt gehe, werde ich mir eine Wohnung ohne Möbel miethen, weil ich so wohlfeiler zukäme. Jetzt kommt mich meine Wohnung des Jahrs auf 200 fl. — ein tüchtiges Geld!

Es hat mir sehr leid gethan, in Eurem vorigen Brief zu lesen, daß sich Heinrich nicht recht wohl befindet. Ich hoffe und wünsche, daß ich in dem nächsten Briefe die Nachricht seiner Wiederherstellung zu lesen bekommen werde. Gesundheit wünsche ich mir und meinen Freunden am ersten vom Himmel, denn mit ihr sind alle Widerwärtigkeiten des Lebens leicht zu ertragen, und ohne sie fallen alle irdische Freuden in Staub. Das Geld mag immer für mich ein wenig ausbleiben, ich mag mich immer ein wenig einschränken müssen, ja, auch nur eine Suppe des Tags zu essen haben, wenn ich nur physisch gesund bleibe, damit ich es geistig seyn kann, denn ich habe sehr oft die Erfahrung an mir selbst gemacht, wie Geist und Körper immer gemeinschaftlich leiden, so daß ich nicht begreife, wie man glauben kann, daß der Geist mit krankem Körper heiter, und so umgekehrt, der zerrüttete Geist einem physisch gesunden Körper inwohnen könne, ohne denselben zu zerstören. Lebt wohl! Ich bin immer

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

Dem Uexküll bin ich noch immer eine Antwort auf seinen Brief schuldig. Wenn ich nicht mahle, lieble ich, und so bleibt mir keine Zeit. — Viele Grüße an Hrn. Professor Dannecker und Rapp! Ich möchte wohl wissen, was sie zu meinem Gemälde sagten. Lebt tausendmal wohl und schreibt mir bald! Meine Emilie grüßt Euch vielmal.

---

86. An dieselben.

Rom den 28. Februar 1807.

Mit Sehnsucht erwartete ich Euren letzten Brief, weil ich gewiß hoffte, daß ich darin eine entscheidende Nachricht meines Bildes wegen erhalten würde. — Vor vier Tagen erhielt ich ihn endlich, aber er war nicht entscheidend. Der König nimmt sich viel Zeit, auf eine Belohnung für mich zu denken, und ich schwebe indessen zwischen Furcht und Hoffnung. Daß er mir mein Gemälde ohne Weiteres gut bezahle, ohne mir eine Pension zu geben, wünsche ich als Künstler; daß er mir die Pension ohne weitere Bezahlung des Gemäldes gebe, wünsche ich als Euer Bruder, der von Herzen sich freuen würde, Euch wieder zu sehen.

Doch ehe mir diese Raisonnements noch weiter Platz wegnehmen, will ich mich erst allerseits schön bedankt haben. Meine Emilie hat sich sehr gefreut, daß ich so gute Geschwister habe; sie ist von den Ihrigen nicht gewohnt, Geschenke zu bekommen. Ueber Heinrich habe ich lachen müssen, daß er mir so ernstliche Vorwürfe macht, daß ich ihm den Tag meiner Hochzeit nicht bestimmt angezeigt habe. Er hat sich unter dem Vorwand, daß es aus Freude über meine Verheirathung geschehe, auf der Redoute gütlich gethan; so konnte die Luise nicht zanken, wenn er ein wenig wankend nach Hause kam. Wie mir Schwager Erbe schreibt, will er bestimmt einen Tag dazu aussetzen, wo auf meine Gesundheit getrunken werden soll. Euer Antheil rührt mich, und ich danke Euch herzlich dafür.

In der Zeit, daß ich die Reise nach Livorno machte, und auch in der ersten Zeit nach meiner Zurückkunft hatte ich so viel zu thun, daß ich Euch unmöglich schreiben konnte. — — — Inzwischen erhielt ich die letzte Bezahlung für das Porträt der russischen Gräfin — 250 fl. Auch von Tieck erhielt ich indessen 50 fl., für die Copie, die ich nach einer Madonna von Raphael mahlte, 125 fl., und von Euch 200 fl., so daß ich nach Bezahlung des Hauszinses und der Kost, die ich seit mehreren Monaten nicht bezahlt habe, doch noch gegen 400 fl. übrig behalte. Diß kann noch für eine Weile hinreichen; der liebe Gott wird weiter sorgen. — Man hat zu allen Zeiten über schlechte Zeit geklagt, aber gewiß selten mit dem Rechte, wie wirklich — der Boden wankt unter Jedem, und man muß zufrieden seyn, wenn man nur für die nächsten Tage seiner Nahrung gewiß ist. Ein bürgerliches Gewerbe geht zu allen Zeiten so ziemlich; aber die Künste, die müssen sich tief verkriechen, wenn so die halbe Welt in Waffen steht. — — —

Von Hrn. Direktor Hetsch habe ich einen Brief erhalten. Er findet mein Gemälde in einigen Partieen sehr gut. Dieses sagt er aber in dem

Tone der Herablassung, der bei ihm nicht so recht an seinem Platze ist. Nächsten Posttag beantworte ich ihm den Brief.

Ich habe inzwischen ein anderes kleines Gemälde gemahlt, welches die drei Marien vorstellt, wie sie zu dem Grabe Christi kommen, allwo sie einen Engel auf dem Grabe sitzend erblicken, der ihnen sagt, daß Christus auferstanden sey. — — — Für Eure brüderlichen Glückwünschungen danke ich Euch von ganzem Herzen; möge die Zeit sie in Erfüllung bringen! Bis jetzt lebe ich mit meiner Emilie, die Euch tausendmal grüßt und Euch das nächstemal schreiben wird, wie im Paradiese. Lebt wohl!

Ewig Euer liebender Bruder Gottlieb.

---

87. An dieselben.

Rom den 23. May 1807.

Es ist Zeit, daß ich einmal wieder schreibe, ob ich schon nicht weiß, mit was ich drei Seiten vollfüllen will. Ich bin wegen der Hitze, die sich auf einmal auf eine so derbe Weise eingestellt hat, so träge geworden, daß es mir fast zu mühselig scheint, nur eine Feder in der Hand zu regieren. Auch ladet mich der Inhalt Eures letzten Brief's vom 13. April nicht eben zur Beantwortung desselben ein. Gottlob und die Christiane haben sich inzwischen nicht wohl befunden, und auch bei mir stellte sich ein wenig das Hauskreuz ein. Meine Emilie und ich befanden uns zu gleicher Zeit nicht wohl; doch fügte es das Glück so, daß wenn ich mich am schlechtesten befand, es bei ihr besser stund, und wir uns auf diese Art doch gegenseitig pflegen konnten. Sie litt gegen zehn Tage an Convulsionen, und ich hatte einen verdorbenen Magen, Verstopfung u. s. w., es ist zu langweilig, die vergangenen Uebel alle zu nennen. Genug, daß wir uns beide jetzt wieder besser befinden. Ganz kann ich das indessen von ihr nicht sagen. Doch sind ihre Uebel von keiner schlechten Vorbedeutung; sie zeigen mir in der Ferne ein süßes Glück. — Gottlob schreibt mir viel von der Vergrößerung und Verschönerung Eurer Stadt. Diß interessirt mich nun nicht mehr so, als es mich noch vor drei Jahren interessirt hat. Ich werde wohl Stuttgardt nicht mehr sehen, oder wenn ich es auch sehe, nur im Durchzug. Das Land will von mir nichts wissen, und so gebe ich auch ihm den Abschied, und sage ganz stolz: „es ist meiner nicht werth." Deutschland hat von je seine edelsten Sprößlinge wie wilde giftige Pflanzen angesehen, denen man kein Erdreich zukommen lassen muß, damit sie je eher je lieber verdorren. Die liebe Mittelmäßigkeit ist das Element, in dem man sich dort am glücklichsten

bewegt. Ueber dieses Capitel zu schreiben, wäre mir kaum dieser Bogen groß genug, wenn ich mich nicht zusammennähme und gleich im Anfang abbräche.

Heute ist in Rom ein großes Gewimmel; es ist morgen die Seligsprechung von fünf Heiligen. Gegen vierzigtausend Fremde aus ganz Italien haben sich hier eingefunden, um diese Funktion mit anzusehen. Ich werde zu Hause bleiben, ob ich schon eine Karte in die Loge der Cavaliere von Graf v. Humboldt erhalten habe, von wo aus ich die Ceremonie ohne Gefahr mit ansehen könnte.

In Eurem letzten Briefe glaubte ich bestimmt, eine entscheidende Nachricht meines Gemäldes wegen zu finden, und fand sie zu meinem größten Mißvergnügen nicht. Wenn ich nur in aller Welt wüßte, wie man es anfangen könnte, um den König zu mahnen, damit er mich doch nicht über der Freude an den Siegen der Franzosen ganz vergißt, wenn es auch auf eine Art geschähe, die nicht die allerhöflichste wäre. — — — Ich habe jetzt noch 100 fl. in meiner Cassa, und Tieck hat mir noch gegen 300 fl. zu geben, alsdann bin ich am Ende, und das ist mir ängstlich. Verdient habe ich seit drei Monaten Nichts, weil ich an meinem historischen Bilde mahlte, um doch Etwas zu haben, was ich als ein Kunstwerk von einiger Bedeutung aufweisen könnte. Ich habe ziemlich viel Geld theils zu meiner Hauseinrichtung, theils durch die Unpäßlichkeit meiner Emilie und meine eigene verbraucht, so daß ich schon anfange, nach dem Rath Heinrich's einen Thaler drei- bis viermal in der Hand umzudrehen, eh' ich ihn ausgebe. — Verdammt, daß ich daran denken muß!

Von Wallis ist ein Brief an seine Mätresse angekommen, worin er sie benachrichtigt, daß er nach zwei Monaten, die er in Todesangst auf der See zubringen mußte, krank in England angekommen wäre. Er hatte 32 Tage Sturm, sein Schiff verlor die Segel, die Seile, die kleinen Boote; er gerieth, da er seine Reise um ganz Spanien machen mußte, in spanische Gefangenschaft, darauf mußte er auch noch bei seiner Ankunft in England Quarantäne halten. Ich erwarte jetzt täglich einen Brief von ihm. Wenn ich sehe, daß er großes Aufsehen in London macht und viel Geld verdient, so will ich auch auf einige Zeit nach England gehen, denn in Deutschland ist es nichts und wird es nichts. Meine Emilie grüßt Euch alle. Lebt tausendmal wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

88. An dieselben.

Castel Gandolfo den 19. August 1807.

Euren letzten Brief vom 25. Julius, nach dem ich so lange geschmachtet, habe ich hier in Castel Gandolfo, wo ich schon seit zwei Monaten lebe, erhalten. Das Memorial an den König werde ich gleich, nachdem dieser Brief erst geschrieben ist, abschreiben, und nach Schwager Erbe's Rath in den Brief einschließen. Der Aufsatz an den König ist in einem sehr demüthigen Ton abgefaßt, der meiner Stimmung gegen ihn gar nicht gemäß ist. Doch, schlucken wir auch diese Pille hinunter! Wenn er mich nur nach dieser Mahnung ein wenig ordentlich bezahlt, so will ich das Vorherige vergessen und danken, daß ich diese Charybdis glücklich passirt habe.

Nach Eurem Briefe zu urtheilen, seyd Ihr, ob Ihr Euch schon in Euren Reden manchmal vor Jammer und Elend nicht zu lassen wißt, doch ein lustig Völkchen, das immer kleine Lustpartiheen veranstaltet. Ich gönne Euch diese Vergnügungen von ganzer Seele und wünsche, daß Ihr, wie bis jetzt, an Lust und Seelenfreudigkeit immer zunehmen möchtet. — Mir ist es in der letzten Zeit nicht gut gegangen, wenigstens in Hinsicht meiner Finanzen. Ehe ich auf das Land gezogen, und diß ist acht Tage über zwei Monate, gab mir Tieck von dem ihm geliehenen Gelde 125 fl., wovon mir jetzt noch ohngefähr 16 fl. übrig sind. Ihr könnt selbst nach dieser Rechnung schließen, wie eingezogen wir gelebt haben müssen. Mir wurde bei Abnahme meines Geldes nach und nach bang zu Muth, und in dieser Bedrängtheit schrieb ich an Tieck nach Rom um Geld und erhielt zur Antwort, daß es ihm jetzt ganz ohnmöglich wäre, mir Geld zu geben, indem er selbst keines hätte. Da war ich nun am Ende ohne Rath und Hülfe. Wie mich aber mein guter Genius immer vor Abgründen zurückhielt, so rettete er mich auch dißmal. Ich wollte nehmlich nach Albano, einem Städtchen, eine halbe Stunde von hier, gehen; dort hielt sich ein dänischer Bildhauer auf, von dem ich hoffte, einiges Geld zu bekommen. Zu gleicher Zeit wollte ich auch einen deutschen Baron, der seinen Landsitz dort hat, und dem ich einmal eine Zeichnung, die mich zwei und einen halben Tag Zeit kostete, gemacht hatte, besuchen. Dieser gab mir bei meinem Weggehen für die kleine Zeichnung, an die ich schon nicht mehr gedacht hatte, 4 Louisd'ors. Ich nahm sie und lief, ohne mehr an den dänischen Bildhauer zu denken, voller Freude nach Hause. Nun bin ich ein reicher Mann, habe, Alles zusammengerechnet, 60 fl. in einem Monat zu verthun. Aber dann bin ich wieder am Ende, und so trag' ich mein Leben wie eine Beute davon. Ihr seht demnach, wie nöthig es ist, daß mir der allerliebste Schwager Erbe (ich will ihm mit

schönen Titeln schmeicheln, damit er mir gut wird), daß mir der schönste Schwager Erbe Geld schickt. Meine gute Emilie wird in drei Monaten mich mit einem Kindlein erfreuen, das Kindlein aber bringt die Windeln nicht mit sich auf die Welt, die muß ich ihm kaufen, und dazu brauche ich Geld. Ich brauche Euch die weiteren Auslagen nicht zu beschreiben, die man bei dieser Gelegenheit zu machen hat. Ich bitte also den herrlichen Schwager um 250 fl., was gerade 100 römische Scudi ausmacht. Wenn er mir mehr schicken will, so wird es ihm von meiner Seite nicht übel genommen, aber weniger darf es wegen der Kindstaufe (die mir nun den Kopf ausfüllt) nicht seyn. Wenn mir dann der König nach dieser Mahnung Geld gibt, so nimmt es der freundliche Schwager Erbe von der Summe zurück und schickt mir das übrige; denn was mir der König über 250 fl. gibt (und das wird er doch wohl), das möchte ich gleich auch hier haben, damit ich mir Alles zu einer Hauseinrichtung anschaffen könnte. Es kostet mich um Vieles mehr, in möblirten Zimmern zu wohnen. Alle Aussicht, Euch wieder zu sehen, ist mir nun benommen. Dem König kann ich, nachdem er mein letztes Gemälde so kalt aufgenommen, Nichts mehr schicken. Und der neue Plan, den Gottlob nach seinem guten Herzen für mich gemacht hat, will mir nicht einleuchten. Ich habe genug den Bettler gespielt, und meine Kunst ist mir noch nicht so nichtswürdig geworden, daß ich sie verschleudern möchte. Uexküll hat mir auch von der Zeichnung geschrieben, die Wächter dem Kronprinzen von Wien aus schickte; aber diese Zeichnung wurde vom Prinzen bestellt. — — — Wenn mir Alles fehl schlägt, so habe ich den Auftrag, einige Bilder nach Raphael zu copiren, was ich aber so lange nicht thue, als mich nicht die Noth dazu treibt. Wenn Rom jetzt nicht so ganz von Fremden entblößt wäre, so würde ich gewiß ganz vortrefflich leben können, denn Namen habe ich jetzt genug.

Meine Emilie befindet sich in ihren Umständen recht gut und läßt Euch recht zärtlich grüßen. Ich habe immer gehört, daß es in der Ehe keinen Mittelstand gebe, daß man darin entweder die Hölle oder den Himmel fände. Ich habe den Himmel gefunden und danke meinem Schicksal, daß es mir meine Kunst und mein liebes Weibchen zu Begleitern meines Lebens gegeben hat. Alles Uebrige ist Tand. Lebt wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

Hrn. Heinrich Rapp meinen großen Dank; ich werde ihm nächstens selbst auch schreiben. Grüße an Hrn. Professor Dannecker!

89. An dieselben.

Rom den 14. October 1807.

Gleich nach meiner Ankunft vom Lande erhielt ich den Brief vom 11. September nebst dem eingeschlossenen Wechsel von 100 römischen Scudi; er kam wie ein gütiger Regen auf trockenes Erdreich! Ich danke dem lieben Schwager tausendmal, daß er so schnell mein Ansuchen erfüllte.

Gestern erhielt ich von Geheimerath v. Uexküll einen Brief und darin zugleich die Nachricht, daß mir der König 80 Louisd'ors für mein Gemälde dekretirte. So bin ich endlich mit dem König fertig geworden, noch so gerade mit einem blauen Auge. — — — Von dem Gelde, was mir der Schwager geschickt, habe ich schon ein Ziemliches aufgebraucht. — — — Ich habe mir noch mehrere Möbel anzuschaffen, um alsdann eine unmöblirte Wohnung zu miethen, was viel wohlfeiler ist, denn ich muß jetzt in vollem Ernste an eine wohleingerichtete Haushaltung denken, da ich nun ein Weib und in einem Monat auch ein Kind habe, ich muß mich zum Haupte einer Familie qualificiren. Als Hausvieh habe ich schon einen Staaren, den ich mit eigenen Händen füttere, und der mir zur Belohnung dafür die Ohren vollschreit; auch zwei Tauben habe ich, dabei drei Hühner, die ich in Castel Gandolfo habe ausbrüten lassen. Auch ein Hund und eine Katze kehren bei mir ein; die Katze besonders sucht sich ansäßig bei mir zu machen. Es fehlt mir aber noch eine Hausuhr und für mich selbst eine Schlafkappe mit einem rothen Band, um meine Rolle als Hausvater gut und natürlich zu spielen. — Meine Emilie befindet sich am Ende ihrer Schwangerschaft besser, als sie sich am Anfang derselben befunden. Der Arzt prophezeit ihr eine leichte Niederkunft — möge er doch Recht haben! —

Oft besinne ich mich, wie viel wohl jetzt der Heinrich Kinder habe, und ich kann es nicht recht herauskriegen. — — — Ich frage demnach den Heinrich auf sein Gewissen, wie viel und weß Geschlechtes seine Kinder sind. — — — Wollte sich doch Gottlob auch noch erweichen lassen, sich zu verehelichen, damit ich das ganze Schick'sche Geschlecht in gleichen Banden sähe. Er, der freie Vogel, lacht uns nun alle aus; ich lade ihn feierlich ein, zu mir nach Rom zu kommen, ich will ihm zu einer Römerin verhelfen, die ihm weder Tag noch Nacht Ruhe läßt. Schönheiten gibt es hier, daß der Athem ihm ausgeht, wenn er sie nur ansieht. Weiber, daß der schönste Traum seiner Phantasie nicht hinreicht, sie sich vorzustellen. Gottlob ist reich, unangebunden, er könnte wohl diese Reise machen, mit Uexküll könnte er hieher kommen. Ich komme schwerlich so bald hinaus, und würde sogar mit Gewißheit sagen können, daß ich nie mehr hinaus käme, wenn nicht

Ihr, meine Geschwister, dort wäret; denn wer wollte sonst aus diesem Paradies der Erde in Euer Nebelland wandern! Ich könnte wohl, wenn es mir darum zu thun wäre, in meinem Briefe in das Rührende zu spielen, von Euch beweglichen Abschied nehmen, bin aber jetzt mehr aufgelegt, das gemeine Sprüchwort zu gebrauchen, das da sagt: „Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen!“ Doch ist das Sprüchwort auch nicht ganz richtig, indem erst neuerlich Berg und Thal zusammengekommen sind, nehmlich bei dem Einsturz eines Berges in Tyrol, und so lassen wir denn das Sprüchwort und bleiben wo wir sind.

Den Schwager Erbe bitte ich, da ich nun in Rom so gleichsam ansäßig bin, daß er den Bauern von meiner Seite die Capitalien aufkündigt, und mir nach und nach mein kleines Vermögen schickt. Das Geld verinteressirt sich weit besser hier; die niedrigsten Zinsen sind acht von hundert, gewöhnlich aber bekommt man zehn. — — —

Tausend Grüße von meiner Emilie! In den nächsten Brief wird sie ein Blatt einlegen. Lebt tausendmal wohl!

Euer Gottlieb.

---

90. An dieselben.

Rom den 4. November 1807.

Euren letzten Brief vom 27. September erhielt ich erst am letzten October; er war also mehr als einen Monat unterwegs. Die Nachricht von dem Geschenk des Königs für mein Gemälde war mir darin nichts Neues, denn Hr. v. Uexküll schrieb mir dieses gegen zwanzig Tage früher, als Euer Brief an mich gekommen war. Erbe schreibt mir, daß es auf ihn einen frohen Eindruck gemacht hätte, als er erfahren, daß der König mir 800 fl. dekretirt hätte, und nennt diese Belohnung eine königliche. Auf mich machte sie nicht dieselbe Wirkung — vielmehr ärgerte ich mich auf's Neue, daß ich mein Gemälde nach Stuttgardt gesandt *), denn diese Summe würde ich gewiß mit aller Bequemlichkeit hier in Rom dafür erhalten haben; ich forderte aber hier 150 Louisd'ors dafür — doch diß ist vorbei und ich will nicht mehr daran denken, nur bitte ich den lieben Schwager, wenn er mir den Rest des Geldes noch nicht abgesandt hat, es doch sogleich zu thun. Ich habe zu meiner Hauseinrichtung Geld nöthig, denn ich will mich nun ordentlich hier niederlassen. Auf Anstellung, auf Unterstützung von Würtem-

*) Zur Würdigung desselben in der Heimath trug übrigens eine ausführliche Beschreibung und Beurtheilung im „Morgenblatt“ 1807 (S. 702 ff., mit Umriß) bei.

berg mache ich mir keine Hoffnung mehr. Ich habe Alles gethan, was ich mit Ehre thun konnte, um es dahin zu bringen, in Eurem Kreise meine Tage verleben zu können. Dem König ein neues Gemälde schicken, wie Schwager Erbe meint, oder dem König von Westphalen, wie Gottlob meint — fiele mir auch nicht im Traume ein. Die gute Absicht, die der Schwager und Gottlob und Heinrich dabei hat, erkenne ich, und sehe darin ihre brüderliche Zuneigung gegen mich, und so danke ich ihnen auch von ganzem Herzen. So weit aber auch meine Zuneigung zu ihnen geht, so kann ich doch nicht meiner Ehre die Gewalt anthun, daß ich vor den gekrönten Häuptern den Bettler spielen würde. Ich hoffe ohne dieses mit meiner Kunst fortzukommen. Ich muß es sagen, daß es mich einigermaßen kränkte, daß Ihr mich in Eurem letzten Briefe so gering nahmt.

Heinrich schreibt mir: „daß ich suchen sollte, mich diesen Großen zu nähern, und dann käme es auf sie an, ob sie sich auch mir nähern wollten." Ich drehe die Periode um und sage: „die Großen sollen sich mir nähern, und dann käme es auf mich an, ob auch ich mich ihnen nähern wollte." Erbe schreibt: „ich sollte gleich ein anderes Bild für den König unter die Hände nehmen, mir eine bessere Leinwand als die vorige kaufen, nicht so viel Schatten in die Figuren bringen und lebhaftere Farben gebrauchen, weil das der König liebe." Dem König zu lieb soll ich also meine Kunst mißbrauchen, die mir mehr werth ist, als die ganze Welt? Gottlob schreibt mir: „ich sollte dem König von Westphalen ein Bild schicken. Denn dieser würde es wohl aus Delikatesse für seine Gemahlin, die eine Prinzessin von Würtemberg, annehmen und gut belohnen." Nicht als ein gutes Kunstwerk also? — Ihr müßt aus diesen Auszügen aus Euren Briefen sehen, daß Ihr mich auf eine sehr niedrige Stufe stellt. Wenn ich ein recht ordinärer Mensch und ein noch ordinärerer Künstler wäre, so möchte dieses passen. Ich habe aber so viel Eigenliebe zu glauben, daß ich beides nicht bin, und die Zukunft wird diß zeigen und bestätigen. — — — Bis Ihr diesen Brief erhaltet, ist meine Emilie vermuthlich im Wochenbette. Gebe der Himmel, daß sie glücklich entbinde, diß ist wirklich meine einzige Sorge. Sie befindet sich jetzt, am Ende ihrer Schwangerschaft, sehr gut, und freut sich inniglich auf ihr Kindlein; sie hat sich all' ihr Kindszeug in Ordnung gebracht, die Wiege steht neben unserem Bette, und wir betrachten sie immer voll freudiger Ahnung. Meine Emilie hat mir Gott geschickt. Ich lebe mit ihr in ewigem Frieden, und wenn ich sie vor meiner Verehelichung mit ihr gut und liebenswürdig fand, so finde ich dieses jetzt in weit überfließendem Maße. Wenn mir das Glück auch in vielen Dingen den Rücken zuwendet, so muß ich doch mit meinem Schicksal zufrieden seyn, da es mir ein so liebes Weib gegönnt. — — — Gottlob verlangt von mir eine Beschreibung des Ge-

mäldes, an dem ich jetzt arbeite; diese würde so lang werden, als der ganze Brief. Das Gemälde ist jetzt ganz übermalt, und ich bin wirklich an Vollendung desselben. Es ist Apoll unter den Hirten, er macht sie, während er die Heerden des Königs Admetus hütet, mit Musik und Dichtkunst bekannt. In jedem mythologischen Lexikon kann Gottlob das Sujet lesen. Das Gemälde wird wohl einmal in irgend einem deutschen Journal beurtheilt werden*), und so wird er auch gewiß mit der Art der Darstellung dieses Gegenstandes bekannt werden. Ich küsse Euch alle der Reihe nach und bin wie immer

Euer ehrlicher Gottlieb.

Tausend Grüße von meiner Emilie! Ich glaube, daß Gottlob so viel italienisch wissen wird, um den Andern den Brief, den sie geschrieben, zu übersetzen. Wenn Gottlob Französisch darauf antworten will, welche Sprache sie versteht, aber nicht schreiben kann, so wird es ihr viel Vergnügen machen.

---

91. An Dannecker.

Rom den 1. Januar 1808.

Viele Briefe habe ich Ihnen schon in Gedanken geschrieben, aber die werden mir leider nicht beantwortet, und so muß ich meine träge Hand zwingen, Einiges von dem niederzuschreiben, was ich (wenn sich mir Ihr liebes Bild so deutlich vor die Seele stellt) Ihnen mittheilen und sagen möchte. Heute, als am Neujahrstage, wo Jeder dem Andern, dem er in der Straße begegnet, Glück und Segen wünscht, nehme ich zugleich Gelegenheit, Ihnen, der ich Sie wie meinen Bruder und Vater liebe, alle Fülle des Glücks und Segens zu wünschen, deren ein langes, von Sorgen ununterbrochenes Leben nur immer theilhaftig werden kann.

Seit ich Ihnen das letztemal geschrieben, hat sich meine Lage sehr verändert. Ich bin seitdem Ehegatte und auch Vater geworden, und ich lebe im Ehestand sehr glücklich. Diß klingt zwar sehr ordinär; ich sollte sagen, mein liebes Weib schafft mir das Paradies auf Erden, aber das klingt auch sehr ordinär, und so will ich lieber ganz davon schweigen.

---

*) Vgl. Morgenblatt 1809. Nr. 85 f. (wo die Ausstellung der Schick'schen Werke vom J. 1808 beschrieben ist); außerdem Platner, in Schlegels deutschem Museum, IV. (1812.) S. 49—57, und Friederike Brun (s. unt. S. 231), im Kunstblatt, 1818, Nr. 3. — Im Umriß radirt wurde das Bild von G. Rist (einem Schüler J. G. Müller's, der m J. 1810 zu Rom eine Kreidezeichnung nach demselben ausführte), lithographirt von C. Schmidt, und für das kunsthistoische Werk des Grafen Raczynski gestochen von Funke. (Auch zu Försters Gesch. der deutschen Kunst, IV. S. 74, ist ein Umriß gegeben; einen andern enthält der Kugler'sche Atlas.)

Wie sehr hätte ich gewünscht, ein Urtheil über mein Gemälde von Ihnen zu hören! Es war diß eine Ursache weiter, warum ich das Gemälde (das Opfer des Noah) nach Stuttgardt schickte, um Ihnen Rechenschaft über mein Verhalten in der Kunst zu geben. Ohne Ihr Urtheil komme ich mir vor wie ein unbegnadigter Sünder. Wenn Sie mir schreiben, und darum bitte ich Sie sehr, so sagen Sie mir noch Etwas darüber! Ich fürchte, Sie werden sagen, daß meine Fortschritte vom ersten zum zweiten Gemälde nicht groß genug seyen, oder gar, daß ich gar keine gemacht, und dafür ist mir bange. Den Trost habe ich jedoch, daß das Gemälde, an dem ich wirklich mahle, nach dem Zeugniß aller Künstler bei weitem das beste ist, was ich je gemacht habe. Wie viele hunderttausendmal wünschte ich Sie dabei an meine Seite, um Sie bei der Ausführung des Bildes über vielerlei Dinge zu befragen. Der Gegenstand ist Apoll unter den Hirten. Ich bin gewiß, daß Ihnen die Zusammenstellung gefallen würde; der Ausdruck ist weit inniger, herzlicher, als von Allem, was ich vorher gemahlt habe.

Kommen Sie doch einmal nach Rom, damit ich Sie wieder sehe! Rom ist so schön! Hr. Direktor Hetsch war schon dreimal hier; gehen Sie doch wenigstens zweimal hieher! Ich möchte gar zu gern die Museen, worin eine Menge neu ausgegrabener Werke ausgestellt sind, wie auch die Logen, Stanzen, die Sixtinische Capelle, die Colosse auf Monte Cavallo und alle die schönen Alterthümer in und um Rom mit Ihnen sehen. Daß ich hinaus komme, ist nicht wahrscheinlich — wer will Etwas von mir? — Zwar will mich in Rom auch fast Niemand; man lobt und ehrt mich meiner Kunst wegen, aber außer wenigen Porträts, die ich hie und da zu mahlen bekomme, habe ich weiter keine Bestellungen, so daß mich Nahrungssorgen manchmal drücken, und mir anfängt für die Zukunft bange zu werden. Doch lebe ich wenigstens hier unter einem schönen Himmel (ein Beweis, daß ich Ihnen diesen Brief in der Villa Medici schreibe, unter freiem Himmel, wo mir die Sonne nur zu warm auf den Rücken scheint).

Madame Brun, die sich wirklich hier befindet, hat mir viel von Ihnen und Ihren Werken, besonders von Ihrer Ariadne erzählt; sie ist sehr von Ihnen eingenommen *). Auch Hr. v. Uexküll sagte mir, während seines letzten Aufenthalts hier, viel Schönes von jenem Werke, so daß ich mich kaum vor Neugierde, es zu sehen, zu lassen weiß. Vor einigen Wochen hörte ich von einem bayerischen Künstler, und in dem letzten Brief von Haus nun auch von meinem Bruder, daß Sie einen Ruf nach Bayern bekommen hätten. Diß

*) Ueber Friederike Brun, geb. Münter, vgl. oben, S. 98. (u. unten, an mehreren St.) — Von der Hochachtung und Bewunderung, mit der die Werke Schicks sie erfüllten, gab diese Kunstfreundin später in einem Aufsatze Zeugniß, den das Kunstblatt vom J. 1818 (Nr. 3—5) brachte.

würde mich außerordentlich freuen, denn ich war immer ein wenig böse, daß Sie, mit Ihrem Verdienst, so unerkannt, so schlecht besoldet, in einer so kunstlosen Stadt wie Stuttgardt leben sollen. — — — Bayern, scheint es, bemüht sich sehr, in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Männer nach München zu ziehen. Außerdem thut es auch sehr viel für angehende Künstler. Alle die bayerischen Künstler, die sich hier befinden, haben, außerdem daß sie gut pensionirt sind, noch Bestellungen bekommen, die ihnen extra bezahlt werden. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich statt in Stuttgardt in München geboren worden wäre; denn ich kann doch, ohne unbescheiden zu seyn, sagen, daß unter all den Bayern, die hier studieren, keiner ist, der sich in Hinsicht der Kunst mit mir messen könnte, so daß ich also mehr, als ein Anderer, unterstützt zu werden verdiente. Wenn es wirklich wahr ist, daß Sie nach München berufen sind, und Sie (wie ich nicht zweifle) diesen Ruf annehmen, so bitte ich Sie, in Ihrem Glück, wie Sie bisher, einem Vater gleich, gethan haben, meiner zu gedenken, und, gibt es Gelegenheit, von mir zu sprechen. Ich bin zwar überzeugt, daß Sie das ohne meine Bitte thun, aber mich freut es, Sie darum zu bitten, es ist mir ordentlich dabei zu Muthe, als gäbe ich Ihnen Etwas, indem ich Sie um Etwas bitte. Freilich habe ich Ihnen bis diesen Augenblick noch Nichts geben können, als meine Liebe und Dankbarkeit; aber ich schmeichle mir, daß Sie diese Liebe auch als eine kleine Gabe betrachten.

Ich adressire diesen Brief nicht an Sie, aus Furcht, Sie könnten gar schon abgereist seyn, sondern will ihn in einen Brief an meinen Schwager einschließen. Meine Emilie läßt sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin tausendmal als unbekannt empfehlen. Auch ich empfehle mich dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin auf's Beste, wie auch Ihrem Hrn. Schwager Rapp. Immer und ewig

Ihr dankbarer Schüler Schick.

---

92. An die Geschwister.

Rom den 1. Januar 1808.

Vor fünf Tagen erhielt ich Euren Brief vom 1. December, der wie Manna auf ein dürres Erdreich fiel. Den Wechsel habe ich schon verkauft und bei der Gelegenheit gesehen, daß ich mit Augsburger Wechseln weit besser zukomme, so daß ich den lieben Schwager bitte, wenn er Geld zu schicken hat, es immer in Augsburger Wechseln zu schicken. Was mir der Schwager und auch Gottlob in Hinsicht meines Vermögens schreibt, glaube ich gern; ich

wollte es hauptsächlich deswegen, um den Schwager der vielen Geschäfte, die er damit hat, zu entledigen, und um im Fall der Noth gleich Geld zu haben. Denn so oft ich den Schwager um Geld gebeten habe, schrieb er mir immer, daß Niemand die Interessen bezahle, und daß das Geld verflucht rar seye, und daß es entsetzlich schwer sey, es einzutreiben. Mit alle dem habe ich in den letzten Jahren nicht die Hälfte der Interessen bezogen. Der Schwager schrieb mir in dem ersten Jahr meines Hierseyns, bei der Gelegenheit, als er mir bei Heigelin in Neapel 600 fl. anwies, daß, wenn ich nicht mehr brauchte, er mir jedes Jahr so viel schicken könnte, ohne das Capital anzugreifen. Das zweite Jahr erhielt ich aber weniger, das dritte noch weniger, und so immer weniger bis heute. Mein Capital muß sich also vergrößert haben, und so auch die Interessen natürlicherweise. Doch aber, so oft ich um Geld schreibe, klagt er, und ich soll also gar nichts haben. Es liegt mir Nichts (wenigstens für jetzt) daran, daß sich mein Capital vergrößert. Die Zeiten werden sich ändern, ich werde immer mehr und mehr Ruf bekommen, und dann auch mehr verdienen. Wenn ich jetzt Copien machte und Porträt mahlte, so würde ich wohl für den Augenblick meine gute Subsistenz haben, aber in der Zukunft hätte ich auch nicht mehr zu hoffen. Wenn ich aber auf dieses Verzicht thue, und nur große Gemälde mahle, wo ich mehr meine Talente zeigen kann, so habe ich freilich nicht viel zu leben, denn in einem ganzen Jahre, das ich an einem solchen Bilde mahle, nehme ich kein Geld ein. Aber ich gewinne damit Ruhm und Ansehen, so daß ich, wenn ich einmal diesen allgemeinen Ruf erlangt habe, gewiß in lukrativer Rücksicht nicht zurückbleibe, und hernach um so besser stehe, sowohl für den Beutel, als für die Ehre und den Ruhm. Deswegen, Ihr lieben Leute, ist es räthlich, noch ein wenig zu säen, um desto reichlichere Erndte zu gewinnen. Und dazu brauche ich Geld. Ich habe darum gedacht, daß es besser wäre, mein Geld hier zu haben, damit ich doch, im Fall ich dessen benöthigt wäre, es gleich hätte, oder damit ich die Ausbezahlung der Interessen in jedem Monat einleiten könnte. Der Schwager schreibt, daß mein Geld alles in treuen Händen stünde. Diß freut mich, und ich will von meiner Forderung, mein Vermögen hier zu haben, gerne abstehen; nur sollen die guten Leute nicht ganz und gar vergessen, daß sie die Interessen zu zahlen haben.

Mein Schwiegervater Wallis ist von London nach Livorno gereist und hat von dort seiner Mätresse (jetzt seiner Frau) geschrieben, daß er nach Madrid gehen würde; sie sollte sich in Civita Vecchia nach Barcellona in Spanien einschiffen und von Barcellona zu Lande nach Madrid kommen, allwo er sie erwarten wolle, um mit ihr und ihrem Kinde nach London zurückzugehen. Sie reiste auch wirklich vor vier Tagen mit dem Kinde ab, und

ich kaufte ihr für ein Spottgeld viele Mobilien im Hause ab und übernahm das Haus selbst. Ich habe einen jungen Mann bei mir logiren, dem ich die möblirten Zimmer gab, so daß ich um die Hälfte des Preises, den ich bezahlen mußte, als ich noch ganz allein zwei kleine Zimmerchen mit Möbeln gemiethet hatte, ein ganzes Stockwerk eines Palastes bewohne. Diesem jungen Mann, der ein Sohn des berühmten Philosophen Platner in Leipzig ist, lasse ich auch im Hause seine Wäsche besorgen, so daß mich die Wäsche für mich und meine Frau Nichts kostet. Die größte Auslage ist jetzt die Amme für mein Kind, denn hier leidet das Clima nicht, daß man die Kinder mit anderer als der Milch der Weiber aufzieht. Auch den Brei, den man in Deutschland den Kindern gibt, kann man ihnen hier nicht geben, sie können ihn nicht verdauen. Ich ließ mein Kind in der Peterskirche, der ersten Kirche der Christenheit, taufen; es hat den Namen Theodor. Das liebe kleine Bübchen hat wirklich einen Schnupfen. Die ganze Welt verwundert sich über die Aehnlichkeit, die es mit mir hat, und unser seliger Vater müßte Freude haben, diß kleine Schick'sche Gesicht zu sehen. Hier ist diß um so auffallender, weil die italienischen Gesichter einen ganz andern Schnitt haben. Meine Emilie bedankt sich sehr für Euren freundschaftlichen Brief und läßt Euch vielmal grüßen; auch freut sie sich sehr auf das deutsche Häubchen und Röckchen, das ihr Uexküll bringen soll. — Dem Hrn. Professor Dannecker habe ich einen Brief geschrieben, und ich will denselben in den Eurigen einschließen, aus Furcht, er möchte schon nach München abgereist seyn. Wenn er schon abgereist ist, so seyd so gut, ihn ihm nachzuschicken. Ich habe ihn in dem Brief gebeten, meiner zu gedenken, wenn er in sein Reich eingehet. Er würde es zwar ohnediß gewiß gethan haben, denn er liebt mich; ich habe ihn aber doch gebeten, weil es mich freut, ihn um Etwas zu bitten. Zu guter Letzt wünsche ich auch noch, da heute Neujahr ist, nach Stuttgardter Manier, den Frieden, den Segen und den heil. Geist, und was Ihr Euch selbst Alles wünschen möget, und diß ist auch der beste Wunsch, der Einem im Leben zu Theil werden kann. Lebt wohl!

Ewig Euer treuer Gottlieb.

Laßt es nicht mehr drei Monate anstehen, mir zu schreiben!

---

93. An dieselben.

Rom den 5. Februar 1808.

Euren Brief vom 10. Januar habe ich erhalten, und da mir Schwager Erbe geschrieben, daß ich bald antworten solle, so thue ich es jetzt.

Wenn der dritte Brief, den ich in der Bedrängniß*) geschrieben, etwas rauh und hart war, so bitte ich um Verzeihung. Ich schrieb denselben in einer Lage, in die ich nicht zum zweitenmal kommen möchte. Meine Emilie litt an der Brust, ich selbst litt acht Tage an Zahnschmerzen, und war dabei ohne Geld. Mein Aerger war auch nicht sowohl, daß Ihr mir kein Geld schicktet, als daß Ihr mich während drei ganzer Monate ohne einen Buchstaben Nachricht von Euch gelassen habt. So lange ich in Rom bin, habt Ihr keine so lange Pause in Eurer Correspondenz gemacht, und das ist, was mir besonders wehe that.

Auf Euern letzten Brief wäre viel zu antworten, auch mitunter ein wenig zu streiten, doch das will ich nicht thun, nur ein paar Worte aus Gottlobs Brief will ich kritisiren. Er schreibt mir nehmlich: „Es herrscht in Deinem letzten Brief eine wahre Muthlosigkeit. Ein Beweis, daß Du sagst, man solle Dir doch wenigstens aus Mitleiden das Geld schicken. Dieß reimt sich nun freilich nicht mit Deinem Stolz. Ein Mann von Deiner Art muß consequent bleiben, wenn er auch mit Weib und Kind hungern sollte." Dieß verstehe ich nun nicht recht. Wie hätte ich denn inconsequent gehandelt, oder wie „meinem Stolze" zuwider? Gottlob hätte Recht, wenn ich um Euer Geld, um Eure Unterstützung gebettelt hätte; so aber war es mein erworbenes Geld (die Bezahlung meines Bildes), um das ich Euch gebeten. Inconsequent bin ich, wenn ich gegen meine mir selbst gegebenen Principien handle, und gegen diese meine Principien wäre es, Euch je um das Kleinste von dem Eurigen zu bitten. Gegen meine Principien wäre es, wenn ich mich durch üble Umstände zwingen ließe, meine Kunst dem schlechten Geschmack der Zeit anzupassen, und mein redliches Streben nach dem höchsten Ziele derselben aufzugeben, möge durch das Nichtaufgeben meine Lage auch werden wie sie wolle. Wenn mich Gottlob in dieser Hinsicht je auf einer Inconsequenz ertappt, so mag er mir Vorwürfe darüber machen, jetzt verdiene ich noch keine! Gottlob will, „daß ich meinem Geist und Körper Politur gebe, um die Menschen für mich einzunehmen, um Nutzen von ihnen zu ziehen." Darauf antworte ich, daß ich, was meinen Körper betrifft, demselben so viel Politur gebe, als mein Beutel erlaubt; wenn ich aber trachte, meinem Geist Politur zu geben, so ist es nicht, um Nutzen von den Leuten dadurch zu ziehen, sondern nur mir, meinem eigenen Ich dadurch angenehmer und interessanter zu werden. Ich halte mich zu allen solchen Leuten, die sich durch Verstand und Geistesfähigkeit vor anderen auszeichnen. Was die Alltagswelt Lebensart und Politur nennt, welche nur darin besteht, Bücklinge zu machen und über

*) Also vor dem Eintreffen der Geldsendung, deren Ankunft der Brief an die Geschwister vom 1. Januar 1808 meldet; der fragliche Brief gehört zu denen, die nicht mehr erhalten sind.

Nichts viel und geschmeidig zu sprechen, auch allerhand feine Redensarten, artige Schmeicheleien im Munde zu führen — diese Kammerdiener= und Friseurs=Politur verachte ich. Noch wäre viel zu sagen — aber — Punktum!

Wie ich in Heinrichs Brief an die Stelle kam, wo er mir schreibt, daß er mit Gottlob dieses Frühjahr eine Reise nach Italien machen würde, fieng ich an, vor Freuden zu zittern. Ich hätte selbst nicht geglaubt, daß ich Euch so lieb hätte, ich wußte mich nicht zu lassen vor großer Freude. Das ganze Haus durchlief ich und konnte keinen Platz finden, um mich ruhig zu fassen. Jetzt aber, da ich ruhiger darüber nachdenke, verwandelt sich meine Freude in Wehmuth. Die Reise nach Livorno käme mich etliche 50 fl. zu stehen, und ich kann nicht einsehen, wie ich bis dahin so viel übrig haben könnte. Von einem kleinen Gemälde, was ich für einen hiesigen Arzt zu machen habe, bekomme ich 175 fl., aber dieses Bildchen ist bis zum Frühjahr noch nicht fertig, denn es ist noch nicht angefangen. Wenn aber Distelbarth ein Stück Marmor in Carrara brechen läßt, so wird er ja doch einige Zeit dort verweilen müssen, in welcher Zeit ihr den Sprung nach Rom machen könntet. Rom ist noch sechs Tagereisen von Livorno entfernt. Zudem könnt Ihr nichts von den Süssigkeiten Italiens wissen, wenn ihr nicht wenigstens bis nach Rom gekommen seyd; hier fängt die Schönheit des Landes erst recht an. Ihr könnt bei mir wohnen, und ich will Euch bewirthen, so gut als es meine Kräfte zulassen. Schreibt mir das nächstemal, was Ihr zu thun gesonnen seyd.

Ihr fragt mich in Eurem letzten Brief, wer die Taufpathen meines Kindes seyen? Es sind nur zwei, denn mehr zu nehmen ist hier nicht erlaubt. Die Gevatterin war Frau von Humboldt, und der Gevatter ein Nord=Amerikaner, Namens Washington Alston *). Ich würde einen von Euch gebeten haben, aber das Vice=Gevatterstehen kennt man hier nicht. Im Anfang gab ich mein Kind einer Amme außer Haus; die hielt es aber schlecht, und es wurde ganz mager. Deßwegen schaffte ich mir eine Amme ins Haus, was mich wohl viel kostet, wo ich aber doch sehe, daß es gut gehalten wird — es nimmt jetzt recht hübsch zu, und macht mir tausend Freude. — — — Lebt glücklich und vergnügt! dieß wünscht

Euer Bruder **Gottlieb.**

Viele Grüße von meiner Emilie an euch alle.

---

*) Ein befreundeter Künstler, welchem Schick die Mittheilung wesentlicher Vortheile in der Technik des Malens verdankte.

94. An dieselben.

Rom den 22. April 1808.

Euren letzten Brief vom 9. Februar habe ich sammt dem inliegenden Wechsel erhalten. Ich würde ihn auch schon beantwortet haben, wenn ich nicht vorher das Schicksal meines jetzigen Gemäldes hätte abwarten wollen. Ich bin von einigen Orten her um den Preis desselben gefragt worden, obgleich ich noch 2 Monate daran zu arbeiten habe. Ich dachte Euch deßwegen schon zu schreiben, daß es verkauft wäre und um welchen Preis; aber bis jetzt bin ich noch in Unterhandlung. 1000 fl. sind mir schon geboten, aber von einer andern Seite hoffe ich mehr zu bekommen; bis das nächstemal werde ich Euch bestimmte Nachricht darüber geben können.

Habet nur Geduld und werdet nicht böse auf mich! Meine letzten Briefe habe ich in betrübten Umständen geschrieben; sie bekamen dadurch ein finsteres, saueres Ansehen. Die Sonne wird aber wieder scheinen, und so werden auch die Briefe wieder heiterer seyn. Den Schwager bitte ich um Verzeihung, wenn er sich von mir beleidigt findet, wie auch die Italiener Gottlob und Heinrich, und die Christiane. — Mein Kindlein wächst lustig, es zeigt schon Freude an Spielsachen. Meine Emilie dagegen befindet sich nicht immer gut; sie hat öfters kleine Unpäßlichkeiten, was mir manchmal bange macht. Doch Geduld, es ist schon manches Unangenehme über mich gekommen, was ein Ende nahm, auch dieses wird sich zum Guten kehren, ich beginne, an mein Glück zu glauben.

Ein Schrecken war es für mich, in Gottlob's Brief zu lesen, daß Ihr die Reise nach Italien zu Fuß machen wollet. Ein starkes Stück Arbeit! In Deutschland mag dieß eher angehen als in Italien, wo die Dörfer seltener, die Wirthshäuser schlechter sind, und wo Ihr die Sprache des Landes nicht kennt. Wenn man durch die Noth getrieben so eine Fußreise in Italien macht, so kann das gut seyn; aber zum Vergnügen, zweifle ich, daß es Euch gereichen werde. Auch werdet Ihr im Monat Mai schon von der Hitze leiden müssen. Gottlob hat sich überdieß im Gehen nie versucht, Heinrich wird auch ein wenig aus der Uebung gekommen sein. Ja, wenn Ihr eine große Zeit an diese Reise wenden wollt, um Euch an jedem größern Ort, in dem Ihr ankommt, eine Zeitlang aufzuhalten und auszuruhen, aber dann kommt es Euch wieder so hoch, als wenn Ihr zu drei einen Wagen nähmet. Ich würde Euch rathen, bis über den Gotthard die Reise zu Fuß zu machen, und sobald Ihr italienischen Boden betretet, einen Fuhrmann zu nehmen. Es ist dieß in Italien, wo Niemand zu Fuß reist, auch nicht so theuer. Man macht mit dem Fuhrmann einen Accord, wobei der Lebens-

Unterhalt einbedungen ist, und jener hat die Reisenden, ohne daß sie an Essen und Trinken zu denken und irgend ein Wort mehr zu reden haben, bis an Ort und Stelle zu bringen. Ich bin neugierig, in dem nächsten Brief Euren Entschluß zu vernehmen.

Der Brief von Herrn Professor Dannecker, den ich in dem Eurigen eingeschlossen fand, enthielt den guten Rath, daß ich nach Stuttgart zurückkehren und daselbst, wie Hetsch, Porträt mahlen sollte. Er schreibt mir, daß Hetsch auf zwei oder drei Jahre mit seinen Kindern nach Paris gehen würde, und daß dieß eine günstige Gelegenheit seyn könnte, in dieser Zeit seinen Platz auszufüllen. Herr Professor Dannecker zweifelt nicht, daß ich in Portraits viel zu thun bekommen würde. Für jetzt kann ich aber seinen Rath nicht befolgen, und dieß des Kindes wegen, welches wenigstens noch sechs bis sieben Monate seine Amme haben muß. Ist aber bis dahin meine Lage hier noch nicht verbessert, so kann es wohl seyn, daß ich wie Jacob mit Weib und Kind und aller Habe ausziehe, um das liebe Vaterland und meine Anverwandten wieder zu sehen.

Grüßt Herrn Professor Dannecker hundert mal und dankt ihm in meinem Namen für seinen freundlichen Brief, den ich selbst in wenig Tagen beantworten werde.

Mein Schwiegervater Wallis hat mir bis jetzt das Heirathsgut meiner Frau noch nicht geschickt. Ich schreibe ihm heute darum. Seinen letzten Brief erhielt ich aus Madrid, worin er mir schreibt, daß das Erbgut meiner Emilie in Schottland sehr ansehnlich wäre, daß es in ein paar Häusern und vielen Gütern bestände, und daß er mir im nächsten Briefe die Copie des Vermächtnisses schicken werde. Ich bin sehr neugierig darauf, denn wenn etwas viel ist in England, so ist dies in andern Ländern rasend viel. Kämen günstigere Zeiten, so machte ich die Reise nach England, um selbst zu sehen, was ich zu erwarten habe; jetzt ist aber alle Communication mit England unterbrochen.

Schwager Erbe's Prachthaus wird jetzt wohl unter Dach seyn? Ich möchte es sehen! Er und Herr Professor Dannecker bleiben auch so wieder Nachbarn.

Die Quittung für das überschickte Geld lege ich hier bei. Ich hoffe, so bald kein Geld mehr nöthig zu haben. — Meine Emilie läßt Euch alle vielmal grüßen; ich selbst bitte Euch, mich treu und lieb in Euren Herzen zu behalten.

Ewig Euer Bruder Gottlieb.

95. An Schelling.

Rom den 25. April 1808.

Schon oft ergriff ich die Feder, vom heftigsten Verlangen getrieben, um Ihnen, herrlichster Herr Schelling, in einem großen weiten Brief Alles, meine Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe und meinen Dank zu bezeugen, und immer ließ ich es wieder, indem ich dachte, daß es doch zu sonderbar wäre, Ihnen, der Sie mich nie gesehen, vielleicht nicht einmal meinen Namen gehört haben, mit Briefen lästig zu seyn — aber ich kann es nun nicht länger aushalten, ich muß Sie anreden. Eh' ich nach Rom kam, wußte ich nichts von Ihnen, obgleich Sie schon damals jedem gebildeten Menschen bekannt genug waren. Hier sprach mir ein guter Freund viel von Ihnen, und bald hatte ich auch das Vergnügen, Etwas von Ihnen zu lesen. Vorher hatte ich außer den Aphorismen von Kant, dem Marc Aurel, und dem ersten Theil der platonischen Republik kein philosophisches Buch gelesen. Die strenge Kant'sche Göttin, Pflicht, wollte mir nicht gefallen, sie sah so finster und todt aus; den Marc Aurel bewunderte ich, aber diese Bewunderung war doch auch kalter todter Natur. Der erste Theil der platonischen Republik, welche ich in einer französischen, vermuthlich schlechten Uebersetzung las, machte mir mehr Aerger als Freude, weil dieser keine Künstler in seinem Staate haben wollte, wie auch, weil er dem Homer darin die Flügel beschneidet. Das Erste, was ich von Ihnen in die Hände bekam, war die Schrift, Philosophie und Religion, das Zweite Bruno. Wie ich diese Schriften verstanden, davon möchte ich Ihnen keine Rechenschaft geben; wenig genug werde ich davon verstanden haben! Einige Zeit darauf bekam ich auch Ihre Schrift gegen Fichte zu lesen, und dadurch, daß ich Sie darin in Contrast mit diesem sah, merkte ich, daß ich Sie doch einigermaßen verstanden, denn in dem, was Sie von Fichte citirten, erkannte ich wieder den finstern Kant; Sie selbst erschienen mir daneben so lebendig. Ich wurde durch Ihre Philosophie mit der Philosophie wieder ausgesöhnt, gegen die ich durch die Ihnen genannten Schriften keinen kleinen Aerger hatte, weil mir schien, daß sie nur darauf ausgehe, alle lebendige Phantasie im Menschen zu ersticken, und daß sie die Natur im Menschen als den bösen Feind betrachte, der ihn immerwährend zum Bösen reize. Sie wollen diesen Kobold nicht kennen; die Natur ist Ihnen heilig, göttlich!

Aber nun kommt das, wovon ich eher hätte reden sollen und wovon ich auch eher reden darf, das ist über Ihre Rede bei Eröffnung der Academie der Wissenschaften in München. Allervortrefflichster Mann! Auf Ihnen ruht der Geist Gottes, Sie haben über Kunst gesprochen, wie (wenigstens für

mich) vor Ihnen Niemand darüber gesprochen hat. Unendlich leid that es mir, daß ich diese Schrift nur zweimal und in wenig Zeit durchlesen konnte, weil ich sie bald wieder abgeben mußte; ich hätte sie gern wie mein Glaubensbekenntniß bei mir behalten mögen. Immer habe ich auch so gesprochen, und wurde damit, besonders von Künstlern, ausgelacht, was vermuthlich auch daher kam, daß ich diese meine Meinung auf eine besonders bizarre Weise aussprach. Es wird in den letzten Zeiten ein schreckliches Spiel mit der heiligen göttlichen Kunst getrieben, gerade als sollte sie nur dazu dienen, die allergröbsten Sinne des Menschen zu reizen. Kein Künstler will ihr mehr sein ganzes Herz und seine ganze Seele weihen, kaum noch die Hand. Sie besuchen wohl die Stanzen von Raphael und die sixtinische Capelle; sie studieren auch diese Meister des Herkommens halber, indem sie von Jugend auf gehört haben, daß diese beiden, Raphael und Michel Angelo, die ersten Kunstheroen wären; sie finden auch viel Gutes in ihren Bildern, hier einen Kopf voll Ausdruck, dort eine gut gezeichnete Hand, einen gut gezeichneten Fuß, da einen gut colorirten Körper, und dort ein gut geworfenes Gewand, so daß man von ihnen sagen kann, daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Dieß erbarmt mich, und ich denke, es ist die letzte Zeit gekommen. Doch nicht weiter, sonst wird dieser Brief zu lange, und ehe ich nicht weiß, ob es Ihnen auch erträglich ist, meine Jeremiaden über den heutigen Zustand der Kunst zu vernehmen, wäre es unbescheiden von mir, viel davon zu reden. Wie glücklich würde es mich machen, wenn Sie mir in einem Briefe die Erlaubniß geben wollten, in dieser Hinsicht mein Herz vor Ihnen auszuschütten, denn Ihnen nur allein möchte ich beichten.

Ich habe gehört, daß es möglich wäre, daß Sie einmal hieher kämen. Thun Sie es doch ja! Rom, dieß erhabene Monument der Vorzeit, müssen Sie sehen, und ich, als Ihr Landsmann, denn ich bin aus Stuttgardt gebürtig, mache alsdann die nächsten Ansprüche an Sie; ich werde Ihnen die Schätze Roms zeigen und mich an Ihrer Freude darüber selbst ergötzen, denn freuen müssen Sie sich darüber. Ich will Sie in die sixtinische Kapelle führen und sehen, wie Sie die Majestät des Michel Angelo mit Ehrfurcht und Staunen erfüllt, darauf in die schöne Welt des Raphael, in die Logen und Stanzen, wie von einem erhabenen Gebirge herab in ein liebliches blumenreiches Thal.

Und nun zwinge ich mich, von Ihnen Abschied zu nehmen. So lange ich schreibe, stelle ich Sie mir lebendig dabei vor die Augen, und wenn ich aufhöre, verläßt mich das liebe Scheinbild. Leben Sie wohl! Der Himmel lasse Sie die Fülle alles Glückes genießen, wie ich es Ihnen wünsche, und Sie es verdienen, denn ein guter Mann müssen Sie seyn, das kann ich nicht anders glauben. Ewig Ihr Verehrer Schick.

Meine Adresse ist: Strada San Giuseppe, Capo le Case, palazze della pupazze Nro. 3, terzo piano.

Jetzt, da ich den Brief durchlesen, kommt er mir so albern vor, daß ich ihn in tausend Stücke reißen möchte. — Doch Sie mögen gewohnt seyn, viel von dummen Menschen geplagt zu werden; nehmen Sie auch dieses hin, ich schließe beide Augen fest zu und schicke den Brief fort. Nehmen Sie ihn gut auf, so beweisen Sie es damit, daß Sie mir ihn beantworten; wo nicht, so bitte ich, werden Sie wenigstens nicht böse auf mich!

---

96. An die Geschwister.

Rom den 16. Juli 1808.

Euer letzter Brief vom 9. Juni war einmal wieder im alten brüderlichen Styl abgefaßt; er hatte auch eine gute Corpulenz, anderthalb Bogen stark. Fahrt so fort, ich hoffe Euch nichts in Liebe nachzugeben. Euer Brief enthielt nur eine einzige unangenehme Nachricht für mich, die freilich auch stark wiegt: dieß ist der Einbruch in Heinrichs Magazin. Ich hätte nicht geglaubt, daß man in Stuttgart so tüchtig stehlen könnte. Hier in Rom, wo doch eine so nachlässige Polizei ist, fallen solche grobe Diebstähle selten vor. Den Heinrich jetzt zu trösten ist wohl zu spät; er ist gewiß schon stark daran, diesen Verlust durch Fleiß und Arbeit zu ersetzen. Wie man in den Zeitungen liest, fallen die ausländischen Waaren im Preise, und so wäre nachher Heinrich's Verlust kleiner. Für die italienische Reise thut es mir leid, daß sie nun unterbleibt; doch muß ich gestehen, daß, als ich erfuhr, daß Ihr die Reise zu Fuß machen wolltet, mir dieß ein wenig gewagt vorkam. Bei der ersten Nachricht von Eurem Vorhaben sagtet Ihr mir das nicht, und so konnte ich mich ungestört freuen. Den Brief werdet Ihr auch erhalten haben, worin ich Euch das abgerathen. Vielleicht gibt es noch der Himmel auf eine andere Art, daß wir uns wiedersehen, wiewohl ich nicht läugnen kann, daß es mich fast mehr gefreut hätte, wenn es in diesem schönen Lande hätte geschehen können; für Euch selbst wäre es eine schöne Rückerinnerung gewesen. Freut sich ja Gottlob noch, wenn er an Paris denkt, und was ist Paris gegen jede Stadt in Italien für den Menschen, der unverdorbenen Herzens ist. Welch ganz andern Eindruck würde dem Gottlob der Anblick der Städte Venedig, Florenz, Pisa, Siena, Rom, verbunden mit dem herrlichsten Clima, gemacht haben? Auch Livorno als Seehafen würde ihn sehr interessirt haben.

Vor kurzer Zeit kam ein württembergischer Candidatus Theologiæ aus der französischen Schweiz hier an; er brachte mir zwei Empfehlungsschreiben,

eins von Dörr und eins von Cotta aus Tübingen mit. Eine Woche darauf kam ein anderer württembergischer Candidat aus der französischen Schweiz und brachte mir ein Empfehlungsschreiben von Herrn Senator Erbe mit; ich bin mehrmals mit ihm gewesen, er ist jetzt nach Neapel gereist. Noch zwei andere Württemberger sind von Wien aus hier angekommen, ein Landschaftsmaler Steinkopf, der mir ein Empfehlungsschreiben von Hrn. Professor Dannecker mitbrachte, und ein anderer Maler, Leybold, der ein Sohn des ehemaligen Professors Leybold in Stuttgart ist. Ich höre, daß auch Herr v. Uexküll auf den Herbst hieher kommen will; vielleicht geht Wächter mit ihm hieher, das wäre mir lieb. Des Gottlobs Commission übernehme ich; doch kann ich nicht versprechen, das Bild vor zwei und einem halben Monat anzufangen. Ich habe immer viel Lust gehabt, eine heilige Cäcilie zu malen. Mein großes Bild, welches der gute Heinrich schon verkauft glaubt, ist noch nicht einmal fertig, und wird es auch vor einem Monat noch nicht werden. Ich habe den Handel für 1000 fl. nicht eingegangen, und der Mann, der es kaufen wollte, ist von hier abgereist. Ich habe auch bereits schon alle Ursache, zufrieden zu seyn, daß ich es um diesen Preis nicht weggegeben habe. Es war nehmlich ein bairischer Bischof, der auch zugleich Gesandter hier ist, bei mir, und ihm hat mein Bild so wohl gefallen, daß er mir versprochen hat, es durch seinen Einfluß so weit zu bringen, daß das Bild entweder von unserem König oder vom König von Bayern gekauft wird. Er will deßwegen der bayerischen Prinzessin, die an den Kronprinzen von Württemberg vermählt ist, schreiben und suchen, daß ich vom württembergischen Hofe eine Pension von 600 bis 800 fl. jährlich erhalte, und gelingt dieß nicht, so rathet er mir, das Bild geradezu nach München zu schicken, wo er dann alle Hoffnung hat, entweder eine Anstellung oder eine Pension oder eine gute Bezahlung für das Bild für mich zu erhalten. Der Bischof ist ein sehr ehrwürdiger Mann und verspricht gewiß nur die Hälfte von dem, was er zu leisten gesonnen ist. Das Bild macht außerordentliches Aufsehen; es wird allgemein für das beste, das in neuern Zeiten gemalt worden ist, gehalten. Obschon es noch nicht fertig ist, so habe ich doch einen großen Ueberlauf von Leuten, die es sehen wollen. Wenn mir Einer auch 13 bis 1400 fl. dafür böte, gäbe ich es doch nicht; denn ich hoffe, durch die Veranstaltungen des Bischofs mehr dadurch zu gewinnen. Mir wäre eine kleine Pension lieber, als eine große Bezahlung des Bildes. Bis zum ersten des November werde ich eine Ausstellung von mehreren Arbeiten machen. Seyd so gut, Niemand von dem, was ich geschrieben, zu sagen; denn erfährt man, daß Jemand sich am württembergischen Hofe für mich bemüht, so könnte irgend ein Anderer es zu verhindern suchen. Der neidischen Menschen gibt es viele.

Ihr werdet mir am Ende noch Recht geben, daß ich nicht jede Gelegenheit ergriffen habe, Geld zu erwerben, wie zum Beispiel mit Portraitmalen, Copieren von Bildern u. dergl., und daß ich lieber mein Vermögen daran setzen wollte, das, was versteckt in meinem Geiste lag, an das Tageslicht zu fördern, um so zugleich mit dem Gelde auch Ruhm zu erwerben. Das Einzige, was mich jetzt unruhig macht, ist meine Emilie. Sie ist nicht krank, doch hat sie bis jetzt immer abgenommen. Ich werde ihretwillen auch diesen Sommer einen Monat auf dem Lande zubringen, um zu sehen, ob ihr diß nicht vielleicht gut bekommt. — — — Wie meine arme Emilie mager wurde, so ist dagegen mein kleiner Theodor sehr dick und stark geworden. Er hat ganz die Augen seiner Mutter; an den übrigen Zügen kann man die deutsche Abkunft erkennen. Mit der Amme bin ich sehr zufrieden; sie wird dem Kinde noch fünf Monate Milch geben.

Des Erbes Haus muß sehr prächtig seyn, nach den tüchtigen Hauszinsen, die er daraus zieht. Ich werde wohl darauf Verzicht thun müssen, bei ihm zu logiren, wenn ich etwa einmal nach Stuttgart käme; ich freue mich aber, daß er auf diese Art ein gutes jährliches Einkommen erhält. Meine Emilie grüßt Euch tausendmal, ich selber bleibe wie immer

Euer ehrlicher Bruder Gottlieb.

---

97. An Dannecker.

Rom den 23. August 1808.

Ihr Brief, hochgeehrtester Herr Professor, hat mir wahre Freude verursacht, denn ich wurde dadurch Ihrer Theilnahme aufs neue versichert. Wie leid thut es mir, daß ich den guten Rath, den Sie mir darin gaben, nicht, wenigstens nicht so bald befolgen kann. Mein gutes Weibchen hatte das Unglück, daß sie ihr Kind nicht selbst stillen konnte, so daß ich gezwungen war, eine Amme zu nehmen. Ich bin deßwegen an Rom so lange angenagelt, bis das Kind entwöhnt werden kann. Ehe es ein Jahr alt ist, kann man es hier nicht wagen, ihm die Milch zu versagen, denn gewöhnlich werden die Kinder hier 18 bis 20 Monate mit der Brust ernährt. Das Früheste also, wenn ich nach Stuttgart gehen wollte, wäre bis aufs Frühjahr. Wenn Sie alsdann noch der Meinung sind, daß ich mich in Stuttgart mit einer Familie ernähren könnte, so wäre es gar leicht möglich, daß ich hier unversehens mit Sack und Pack aufbräche und nach meiner Heimath zöge. Ich träume mir manchmal diese Reise, ich durchziehe die Städte von Italien und Deutschland und lange endlich in Stuttgart an, durchgehe die alten bekannten Gassen,

sehe meine Verwandten, und Sie lieber Herr Professor! Dieser Traum wird mir doch hoffentlich einmal erfüllt werden. Mein liebes Weibchen freut sich sehr auf Sie und Ihre Frau Gemahlin, denn ich habe ihr viel von Ihnen Beyden erzählt, — sie fragt mich oft: quando anderemo a Stuttgart? ich antworte ihr, wenn mein Gemälde fertig seyn wird! —

Wie ich gehört habe, ist Wächter wirklich in Stuttgart. Was macht er dort? Hat er wirklich Menschen gefunden, die sein Verdienst zu achten im Stande sind? Wenn Sie ihn sehen, so empfehlen Sie mich ihm tausendmal, und sagen Sie ihm, daß, ob ich mich gleich kaum seines Gesichts entsinnen kann, und ihn also so gut wie gar nicht kenne, ich immer große Achtung vor seinem Kunstgenius gehabt habe, daß seine Werke von den wenigen gewesen wären, deren Besitz ich mir gewünscht hätte, und daß ich mich unendlich freute, ihn selbst einmal näher kennen zu lernen.

Vor ein paar Monaten kamen ein paar Württemberger aus Wien hier an, der eine ein Sohn des Kupferstechers Prof. Leybold, und der andere ein Sohn von Steinkopf. Letzterer brachte mir ein kleines Briefchen von Ihnen mit, was mich, so klein es war, doch sehr gefreut hat. Beide sind recht artige Leute, sehr still und bescheiden.

Sie machten mir in Ihrem letzten Brief eine glänzende Beschreibung Ihres neugebauten Atelier; ich möchte es wohl sehen, es muß das schönste in Europa seyn. Die Menge von Abgüssen antiker Statuen und Büsten, die Sie bei sich aufgestellt haben, muß einen sehr prächtigen Anblick gewähren und Ihnen selbst noch bei Ihrem Studium von großem Nutzen seyn. Wie ich gehört habe, so haben Sie für Bayern die Büste von Schiller gemacht*) und arbeiten jetzt an dem Monument für Keppler.**) Es freut mich, daß dieser große Mann noch von seinen Nachkommen erkannt und von diesen mehr geachtet wird, als er es in seiner Zeit war, und daß Sie, ein vaterländischer großer Bildhauer, dieses sein Andenken zugleich mit dem Ihrigen verewigen.

*) Es ist diejenige Büste des Dichters gemeint, welche Dannecker für die Walhalla in Marmor ausführte; denn bekanntlich war es schon zu Anfang des Jahrs 1807, daß der Kronprinz Ludwig den Plan zu der deutschen Ruhmeshalle gefaßt hatte. Zwischen der kolossalen Marmor-Büste, die von Dannecker nach Schillers Tode gearbeitet, jetzt dem Museum zu Stuttgart (als Geschenk Sr. Majestät des Königs) angehört, und der lebensgroßen, die von dem Bildhauer für den Dichter selbst (1793—94) in Marmor ausgeführt, sich jetzt in der Großherzogl. Hofbibliothek zu Weimar befindet, nimmt jene der Walhalla in Rücksicht der Größe die Mitte ein.

**) Das dem Astronomen Keppler an dem Orte seines Todes, zu Regensburg, auf Kosten des Erzkanzlers v. Dalberg im J. 1808 errichtete Denkmal ist bekanntlich mit einem von Dannecker in Marmor gearbeiteten Relief (dem Genius der Astronomie) geschmückt.

Hier in Rom befindet sich auch ein großer Bildhauer, ein Däne, Namens Thorwaldsen. Seine letzte Arbeit, ein Mars, ist von großer Schönheit, ein Wunder der jetzigen Zeit. Er arbeitet wirklich an einem Adonis, welcher nach der Anlage gleichfalls sehr schön werden kann. Canova, von dem Sie wohl viel gehört haben werden, machte eine Menge Statuen zu Fuß und zu Pferde; wenige sind aber gut darunter, viele mittelmäßig, einige sogar schlecht. Thorwaldsen übertrifft ihn in jeglicher Hinsicht. Bayern hat beiden eine Statue bestellt, und ich denke, die Statue des Canova wird schlecht neben der des Thorwaldsen bestehen.

Empfehlen Sie mich tausendmal Ihrer lieben Frau Gemahlin, wie auch Ihrem Schwager, Herrn Heinrich Rapp, an welchen ich oft mit vieler Liebe denke, auch Herrn von Uexküll, dem ich nächster Tage schreiben werde. Leben Sie recht wohl! Denken Sie manchmal an mich, nur die Hälfte so viel, als ich an Sie denke, und nehmen Sie die Versicherung der immerwährenden Achtung und Liebe von

Ihrem ergebensten Schüler und Freund Schick.

Haben Sie einmal eine Stunde übrige Zeit, so verwenden Sie sie dazu, mir ein paar tröstliche Worte zu schreiben.

---

98. An die Geschwister.

Rom den 28. October 1808.

Ihr habt mich auf den letzten Brief ein wenig lange warten lassen, so lange, daß ich nach und nach auf traurige Gedanken kam; ich dachte mir eines von Euch schon krank. Thut das nicht mehr, ich bitte Euch! Wenn Ihr auch nicht Lust oder Stoff genug habt, mir einen langen Brief zu schreiben, so sagt mir wenigstens mit einigen Worten, wie Ihr Euch befindet, und wie Ihr Eure Zeit zufrieden oder auch unzufrieden zubringt. Euer letzter Brief hatte eine recht freundliche Physiognomie, und das that mir recht innerlich wohl. Gottlob hat eine angenehme Reise gemacht. — Erbe hat ein großes Gastmahl gegeben — Ihr befindet Euch allesammt wohl — dieß sind mir die angenehmsten Nachrichten, die Ihr mir in Euren Briefen geben könnt. Auch mir scheint sich die Zukunft heiterer darstellen zu wollen, der Weg ebnet sich mir nach und nach, der zu Ruhm und Ehre, und (was ich nicht vergessen darf zuzusetzen, weil Ihr Ruhm und Ehre für zu luftige Wesen haltet) auch zum Reichthum. Mein großes Bild ist jetzt fertig, wie auch ein paar andere kleine Gemälde, die ich noch außerdem gemalt habe. Der bayrische Bischof, von dem ich Euch schon geschrieben habe, hat mir seinen Palast zu Aus-

stellung meiner Gemälde angeboten, und so habe ich mir bei ihm einen Saal und zwei Zimmer ausgewählt, wo ich sie aufstellen werde. Jedermann ist gespannt, das große Gemälde zu sehen, denn der Ruf davon ist durch ganz Rom erschollen. Ich habe inzwischen auch wieder einen Liebhaber dazu gefunden, der mir 1250 fl. dafür geboten. In meinem letzten Brief habe ich gesagt, daß mir einer 1000 fl. dafür geben wollte, welches ich ausgeschlagen. Jetzt habe ich aber bereits auch diese 1250 fl. ausgeschlagen, und es reut mich gar nicht, denn eben heute hat sich ein neuer Käufer gezeigt, von welchem ich vermuthlich mehr erhalten kann. Heute ist es Samstag; bis nächsten Mittwoch werden sich meine Bilder der römischen Welt zeigen. Nach vollendeter Ausstellung werde ich Euch schreiben, das ist in drei Wochen. Den Brief von dem schwäbischen Candidaten werdet Ihr erhalten haben.

Nehmt mit diesem Wenigen vorlieb, mein Inneres ist zu voll Unruhe, um weiter schreiben zu können. Meine Emilie befindet sich besser und grüßt Euch tausendmal.

Ewig Euer treuer Bruder Gottlieb.

Da die Frau Philippine Rapp wieder in Stuttgart ist, so grüßt sie vielmal von mir. Sagt mir auch, ob Maler Wächter noch bei Euch ist, und ob er nach Rom kommen wird.

---

99. An Schelling.

Rom den 3. December 1808.

Welche Freude mir die Ankunft Ihres Briefes gemacht hat, kann ich nicht aussprechen; ich zitterte, als ich ihn aus den Händen des Herrn Dillis empfing, und konnte ihn in der Hast des ersten Durchlesens gar nicht verstehen; erst nachdem ich mich gesammelt hatte, genoß ich die süßen Worte.

Tausendmal danke ich Ihnen dafür, und würde auch früher schon von Ihrer Erlaubniß, Ihnen wieder schreiben zu dürfen, Gebrauch gemacht haben, wenn ich nicht die Vollendung eines Bildes, an dem ich gerade arbeitete, und welches mir alles Vermögen, an andere Dinge zu denken, raubte, davon abgehalten hätte. Nun ich aber dieses fertig gemalt habe, setze ich mich mit großer Freudigkeit an den Tisch, und schreibe Ihnen einen langen Brief, denn lang soll er werden, dieß müssen Sie mir schon verzeihen, und dieß ist auch nöthig, denn meine Gedanken schwimmen immer wie ein paar kleine Fischchen in einem großen See.

Daß Sie noch nicht so bald hieher kommen werden, thut mir sehr leid. Ich hoffte, ehe ich Ihren Brief erhalten hatte, Sie recht bald hier zu sehen;

denn unter den Deutschen erhub sich auf einmal ein Geräusch; es behaupteten einige, Sie würden auf den October, der schon verflossen, hieher kommen, andere dagegen, Sie machten mit dem Herrn Dillis zusammen die Reise und wären schon unterwegs; noch andere, daß Sie sich schon einige Zeit in Florenz befänden, und daß Sie bereits Jemand den Auftrag gegeben hätten, eine Wohnung in Rom für Sie zu miethen. Mich freute es in der Seele, daß die Menschen, obschon nur wenige von dem ganzen Umfang Ihrer Größe einen Begriff haben können, sich doch alle so sehr auf Ihre Ankunft freuten. Das Gerede verlor sich gleich nach der Ankunft des Herrn Dillis. Der Himmel weiß nun, wenn der glückliche Augenblick erscheinen wird, in dem ich Sie von Angesicht zu Angesicht sehen soll.

Sie hatten die Güte, mir nebst dem Briefe einen Abdruck der Verfassung der Münchner Academie zu schicken. Ich habe dieselbe, indem ich Ihnen doch etwas darüber sagen wollte, mit großer Aufmerksamkeit durchgelesen. Doch wage ich es jetzt kaum, Ihnen meine Bemerkungen darüber mitzutheilen, da ich ja nicht wissen kann, mit welchen Augen Sie selbst dieses neue Institut betrachten. — Aber weg mit diesen Bedenklichkeiten! Ich will so sprechen, wie ich es fühle; irre ich, so haben Sie die Güte und Freundschaft für mich, mir den bessern Weg zu zeigen. Und so sage ich denn, daß es mir Leid thut, daß man in München ein neues Hospital der kränkelnden Kunst erbauen will, denn wozu? Zu Erhaltung und Fortpflanzung der Kunst? Wo ist denn die Kunst, und wer sind die, die sie fortpflanzen werden? Sie muß ja doch vorher an dem Orte existiren, allwo sie fortgepflanzt werden soll, wenigstens ein wahres Princip von ihr muß sich blicken lassen, ich könnte ja sonst eben so gut einen Stein statt eines Kerns nehmen, um einen Baum zu pflanzen. Der aufmerksam auf die Kunst gerichtete Sinn ist so erloschen, daß man noch nicht einmal von ihrem schon lang erfolgten Tode weiß; man ist so blind, daß man ihren Leichnam für die lebendige Gestalt nimmt. Alle Fürsten von Europa, fast den kleinsten nicht ausgenommen, haben in ihren Residenzen so ein Haus, wo diese Kunst-Mumie aufbewahrt, erhalten und fortgepflanzt wird. Diese Kunstställe, Treibhäuser, erfordern noch zu ihrem Unterhalte große Summen Geldes, welche zwar viele geistesarme Künstler ernähren, der wahren Kunst aber keine Hülfe leisten, ja vielmehr sie unterdrücken. Man könnte mir einwenden, daß ja doch die Kunst durch Stiftung der Academie der drei Caracci wieder in die Höhe gehoben worden wäre. Darauf antworte ich aber: daß dieses nicht die Frucht der Academie, sondern die des Genius der Caracci war. Ihre Schüler Guido, Domenichino, Albani u. s. w., die sich unter ihren Augen gebildet, sind, für die Zeit in der sie blühten, als große Meister zu achten; welche andere Früchte hat aber die Academie nach dem Tode dieser Caracci weiter hervorgebracht? — Und nun,

um auf die Münchner Kunstschule zu kommen, so habe ich mich bei verschiedenen Personen erkundigt nach den Lehrern, die dabei angestellt worden, und höre, daß sich nicht ein einziger bedeutender Künstler darunter befände. Dieß ist aber der Fall bei allen jetzt existirenden Academieen, und ich finde, daß es nothwendig so seyn muß, denn diejenigen Künstler, welche sehen, daß ihr Talent nicht hinreicht, um sich durch ihre Kunst Ehre und auch Brod zu verschaffen, trachten darnach, in ein solches Hospital aufgenommen zu werden, um so mit wenig Mühe und guter Besoldung nebst dem süßen Professortitel ein recht bequemes Leben führen zu können. Sie sind da kleine Könige, herrschen über einen Gänsestall von Buben, welches meistens die Kinder von Leuten der niedrigsten Classe sind, die ihre Eltern die Kunst erlernen lassen, einmal, weil sie sie umsonst erlernen können, und dann, weil die Eltern sich vorstellen, daß auch ihr Söhnlein einmal entweder eine kleine Pension oder eine Stelle als Lehrer erhalten könnte. So werden von Fürsten große Summen verschwendet, um zu zeigen, daß sie g e b i l d e t sind und die Künste beschützen, und ich bin versichert, daß alle die Academieen, die jetzt in Europa zusammen existiren, mehr Geld in einem Jahr verschwenden, als alle große Kunstwerke, die das fünfzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, zusammen gekostet haben. Man klagt, es werde jetzt nichts mehr für die Kunst gethan, kein Künstler werde mehr beschäftigt; wie kann es auch anders seyn, da die Academieen so große Ausgaben erfordern, daß für nichts anderes Geld übrig bleibt? In der Zeit, wo wahre Kunst blühte, wußte man nichts von dergleichen. Der alte Sanzio hielt seinen jungen Raphael bei sich in seiner Werkstätte, bis er einsah, daß dieser nichts weiter von ihm erlernen könnte, da nahm er ihn bei der Hand und führte ihn nach Perugia zu Meister Pietro, und bat diesen, daß er seinen Sohn weiter fortleiten möchte. Nachdem der junge Raphael auch diesem Meister gleichgekommen und zu der Ueberzeugung gelangt war, daß er auch von ihm nichts mehr erlernen könne, reiste er nach Florenz, und hier bildete er sich durch die Betrachtung der besten Kunstwerke seiner Zeit zu dem, was er nachher geworden. Seine Zeit war aufmerksam auf jeden neuaufkeimenden Genius, und so fand Raphael bald auch eine weite Sphäre, um den eigenen in seinem ganzen Glanze zu zeigen.

Der kleine Michel-Angelo, von Liebe zur Kunst getrieben, modellirte in dem Garten des Pallasts Pitti in Florenz einen Kopf; einer der Fürsten aus dem Hause der Medicis sah ihn da und freute sich über die Geschicklichkeit und den Eifer des Knaben; er ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und war nicht wenig verwundert über den Geist und die Lebhaftigkeit des jungen Buonarotti. Er schenkte ihm darauf einen schönen Rock, nahm ihn zur Gesellschaft an seine Tafel, und gab ihn dem Ghirlandajo in die Lehre.

Cimabue ging einmal spazieren, da sah er einen Hirtenknaben, welcher

mitten unter seiner Heerde an einen Baum gelehnt zeichnete; er schlich sich heimlich hinter ihn und sah mit Erstaunen, mit welcher Genauigkeit und Schönheit dieser alle Gegenstände auffaßte und nachzeichnete; da fragte er den Knaben, ob er ein Maler werden wollte, und als er mit ja antwortete, so führte ihn Cimabue gleich mit sich nach Hause, und der kleine Hirtenknabe wurde durch seinen Unterricht der große Maler Giotto.

Sie werden mich fragen, warum ich dieß alles erzähle? Nur um zu zeigen, auf welche Weise Maler entstehen, und daß erstens erfordert wird, daß diejenigen, die die Kunst fortpflanzen sollen, auch Fähigkeit dazu haben, und daß man zweitens die angespannteste Aufmerksamkeit beweise, wo ein neu emporkeimendes Kunsttalent sich zeigt — und nicht einen Stall baue, welchen man mit Lehrern und Schülern vollfüllt, ohne zu untersuchen, ob jene auch etwas lehren und diese auch etwas erlernen können.

Ich will deßwegen nicht gesagt haben, daß es überhaupt keinen Künstler in der jetzigen Zeit gebe, der Andere die Kunst zu lehren vermöge; eben so wenig will ich läugnen, daß es junge Leute gebe, die große Talente zur Kunst besitzen; sie treffen sich nur beide nicht auf Academieen. So lebt zum Beispiel ein Maler in Stuttgart, Namens Wächter, einsam, verachtet, welcher schon fähig wäre, durch Unterricht und Beispiel vortreffliche Schüler zu bilden; er würde auch gewiß, wenn äußere Umstände ihn mehr begünstigten, Werke an den Tag fördern, welche der deutschen Nation zu hohem Ruhme gereichen könnten, denn sein Sinn für die Kunst ist keusch und rein. Auch hier in Rom befindet sich ein Maler, Namens Koch, ein Tyroler (also bayrischer Unterthan), ein Mensch von ausgezeichneten Talenten; er lebt in schlechten Umständen, indeß hier einige andere bayrische Künstler ohne einen Funken Talent einer reichlichen Unterstützung genießen. Noch ist hier ein Bildhauer, Namens Thorwaldsen, von Geburt ein Däne, ein Mann, der auch in den besten Zeiten der Kunst noch Aufsehen gemacht haben würde. Auch in Stuttgart befindet sich ein vortrefflicher Bildhauer, Namens Dannecker. Zu diesen genannten zähle ich zwei Künstler hier, die Brüder Riepenhausen, Menschen von entschiedenem Kunsttalent. Sie haben selbst in München einen Mann, Wagner aus Würzburg, welcher im Vergleich mit den bei der Münchner Academie angestellten Lehrern ein weit vorzüglicherer Künstler genannt werden kann, wiewohl ich selbst diesen Mann keiner Stadt empfehlen möchte, weil er einen großen Schulsack von alten Kunsttheorien mit sich herum trägt. So könnte ich noch einige Deutsche nennen, die sich überhaupt in der Kunst vor andern Nationen auszeichnen, so wie sich das deutsche Publikum wieder dadurch auszeichnet, daß es nichts von ihnen wissen will.

Diese genannten Männer würden schon fähig seyn, eine Stadt in Künsten blühen zu machen, wie Florenz zur Zeit der Medicäer blühte, das heißt

in Proportion mit den übrigen. Es scheint mir auch nicht gut, daß ein Hof nur einen einzigen vorzüglichen Künstler in seine Residenz berufe. Nein, es müssen deßwegen mehrere seyn, damit nicht dieser einzige, wenn er sich so groß unter den übrigen erblickt, sich gemächlich in den Lehnstuhl seiner erworbenen Reputation niederlasse, sondern damit, indem mehrere der ausgezeichnetsten an einem Platze sich befinden, auch da wieder Aemulation stattfinde und so Jeder, aus Furcht, daß ihm ein anderer den Lorbeer entreiße, in steter Geistes-Anstrengung erhalten werde. Wird sich so die Kunst an einem Orte in lebendiger Regung bewegen, so werden Schüler nicht fehlen, so gewiß, als aus einem schönen großen gesunden Ehepaar schöne Kinder entsprießen. — Ich bin auch gewiß, daß Sie selbst Ihre philosophischen Kenntnisse keiner Universität zu verdanken haben. — Aber verzeihen Sie mir nun, hochgeehrtester Herr Schelling, wenn ich, statt Etwas über die Verfassung der Münchner Academie zu sagen, über Academieen überhaupt so viel geplaudert habe. Ich könnte nun auch jeden Artikel dieser Verfassung durchgehen; aber dieß würde zu lange werden, und schon habe ich vier Seiten vollgeschrieben. Sollte Ihnen aber vielleicht daran liegen, so geben Sie mir in Ihrem nächsten Briefe nur einen Wink, und ich werde es alsdann nach meinem besten Vermögen thun. Aber ich bitte, schreiben Sie mir wieder, es wird immer zu den Freuden meines Lebens gehören, wenn Sie eine kleine Unterredung zwischen uns fortsetzen wollen. Sagen Sie mir nur zwei Worte, so will ich immer zwanzig dagegen sagen; leider weiß ich wohl, daß meine zwanzig nicht so viel enthalten, als Ihre zwei. Leben Sie tausendmal wohl!

Ihr ergebenster Schick.

Im Fall Sie meine Adresse verloren hätten: Schick, Strada San Giuseppe, Capo le Case, palazzo delle Pupazze Nr. 3.

---

100. An Dannecker.

Rom den 21. Januar 1809.

Was würden Sie von mir denken, hochgeehrtester Herr Professor, wenn Sie den Brief, den ich einem Würtembergischen Candidaten (sein Name ist mir entfallen) mitgegeben habe, noch nicht erhalten hätten? Dieser Mensch wollte sich auf seiner Rückreise nach Stuttgart in Genf einige Tage aufhalten, und dann verwichenen October in Stuttgart eintreffen. Ich gab ihm zwei Briefe mit, einen an Sie und den andern an meinen Schwager, von welchem ich erfahren, daß er ihn nebst dem Candidaten noch nicht gesehen hat. Auch

entnehme ich nun aus dem werthen Briefe, den mir Herr Rath Keller*) von Ihnen mitgebracht hat, daß Sie meinen Brief durch den mehr benannten Candidaten noch nicht erhalten hatten.

Ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief und freue mich, daß Sie sich mit Ihrer Frau Gemahlin wohl befinden, vergnügt leben und auch so gerne arbeiten. Wirklich sehe ich auch wieder in Ihrem Brief jene heitere Seelenstimmung, an der ich so oft mich erfreut, und um die ich Sie zuweilen beneidet habe. Sie sehen immer die lichte Seite, ich fast immer die beschattete Seite des Lebens. Nie in meinem Leben hätte ich so viel Ursache gehabt, froh und vergnügt zu seyn als eben jetzt; alle mögliche Umstände vereinigen sich, um mich zu erfreuen. Ich bin so ziemlich gesund, mein liebes Weibchen ist es auch, mein kleiner Theodor ist fett und stark, ich stehe in gutem Ansehen unter den Leuten und werde als einer der ersten jetzt lebenden Mahler gerühmt; eine Ausstellung von acht Bildern, die ich im Hause des bayrischen Gesandten gemacht habe, hat den größten, ungetheiltesten Beifall erhalten; ich habe eine Landschaft, die ich mit ausgestellt hatte, verkauft und bekam zugleich das Porträt eines polnischen Grafen, ganze Figur, Lebensgröße, zu malen; mein großes Bild, Apollo unter den Hirten, wird wahrscheinlich der Vice-König von Italien kaufen; so daß ich Aussichten habe, mit meinen Finanzen in gute Ordnung zu kommen — und doch bin ich nicht recht froh — bin wie ein Mensch nach einer schweren Krankheit, kaum dem Tode entrissen, der noch keinen frohen Antheil am Leben nehmen kann, weil er schon einen Blick in das jenseitige Leben gethan hat.

Herr Rath Keller ist gerne in Rom; ich bin oft mit ihm zusammen, er zeigt ein empfängliches Herz für die Schönheiten der Kunst. Was ich ihm an Gefälligkeiten erweisen kann, werde ich, so viel es in meinen Kräften steht, leisten. Ich war mit ihm in den Stanzen von Raphael, und werde dieser Tage das Museum Clementinum mit ihm besuchen. Gerne hätte ich viel von Ihnen mit ihm gesprochen; er wußte mir aber nicht viel Bescheid zu geben, weil es, wie er sagt, erst kurze Zeit ist, daß er Sie kennt.

Wie lange ich meinen Aufenthalt hier noch verlängern werde, weiß ich noch nicht. Das Porträt, was ich nun malen soll, wird mir wenigstens zwei und einen halben Monat Zeit wegnehmen; hernach aber möchte ich wohl, wenn Sie glauben, daß ich nichts riskire, mit meinem Weibchen und meinem Kleinen eine Reise ins Vaterland machen, denn so gerne ich in Rom bin, so reizt es mich doch unaufhörlich, meinen Penaten wieder zu opfern. Ich habe

*) Der spätere Bischof von Rottenburg, der um jene Zeit von der Königl. würtembergischen Regierung zur Führung von Unterhandlungen mit dem heil. Stuhle nach Rom gesandt war.

gehört, daß Wächter seinen Hiob in Stuttgardt fertig gemalt hat; ich möchte das Bild wohl sehen. Einen Kupferstich habe ich indessen nach einer Zeichnung, in derselben Größe gemacht, gesehen, der mir außerordentlich wohl gefallen hat. — Ist das Bild nicht vom König gekauft?

Sie haben vielleicht das Glück, an Schweickle einen Collegen zu bekommen; dieser war bis jetzt bei der Academie von Neapel angestellt. Der neue König, Joachim, setzte den Gehalt einiger Professoren der Academie auf die Hälfte herab, und dieses Schicksal traf, wie ich gehört habe, auch den Schweickle. Dieser begehrte darauf seine Entlassung und sucht nun am Würtembergischen Hofe die Stelle und den Gehalt des verstorbenen Herrn Professors Scheffauer zu bekommen*). Wenn dieß wahr ist, und aus der Sache etwas würde, so thäte es mir sehr leid für Sie — —

Es freut mich außerordentlich, daß sich Ihre Frau Gemahlin meiner noch erinnert. Ich denke mit Vergnügen an die Zeit zurück, in der ich ihr Porträt malte, und erinnere mich, wie ich mich mit der Hand plagte, die die Blumen hält, und wie ich in meiner Freude krumme Gesichter schnitt, die Ihre Frau Gemahlin und mich selbst lachen machten, wenn mir das Malen gelang. Auch denke ich an die Abende, die ich bei Herrn Heinrich Rapp und Ihnen mit Damenspiel zubrachte, und an Ihr Schinkeringing dabei. Sie sehen, ich habe nichts vergessen, es schwebt mir dieß alles lebhaft vor der Seele, alles dieses, so gering es ist, erhält bei mir durch seine Vergangenheit eine zauberische Farbe, so daß ich mich immer darnach zurücksehnen muß. Es ist hier, wie mit den Erscheinungen in der Natur. Ein Berg erscheint uns in der Ferne so zauberisch in seinem blauen Duft, wir rennen und laufen, bis wir ihn erreicht haben, und finden nur graue Haide, wildes Gesträuch und Felsenblöcke; wir sehen rückwärts, und der Ort, woher wir gekommen, liegt jetzt in demselben zauberischen Glanze, als der Berg war, zu dem wir eilten. Wir sehen nun auch vorwärts, und erblicken jetzt auch vor uns eine herrliche Ferne, und so wird unser Fuß keinen Augenblick anstehen, entweder dahin zu gehen, woher wir gekommen, oder die andere Ferne zu suchen, die uns noch fremd ist. So ist Vergangenheit und Zukunft. Die Gegenwart ist die Haide, die Ferne Vergangenheit und Zukunft; ihren Glanz verleiht ihnen die Phantasie. Ich sehe, das Papier ist zu Ende. Leben Sie tausendmal wohl!

Mein Weibchen läßt sich Ihrer Frau Gemahlin vielmahl empfehlen. Von mir selbst viele Empfehlungen, auch an Herrn Heinrich Rapp und meine Verwandten.

---

*) Die Wünsche und Hoffnungen Schweickle's erfüllten sich nicht, und er blieb zu Neapel; vgl. oben, S. 184, Anm.

101. An die Geschwister.

Rom den 27. Januar 1809.

Ich wollte es so lange mit meinem Schreiben anstehen lassen, bis ich vorher Nachricht erhalten hätte, wie es mit meinem großen Bilde gehen würde. Diß währt nun aber zu lang, und um nicht Besorgniß bei Euch zu erwecken, schreibe ich jetzt. Meine Ausstellung ist nun vorüber, und sie hat so viel Beifall erhalten, als ich nur je im Traum hätte wünschen können. Sie sollte nach meiner Meinung nur 14 Tage dauern, aber der Zulauf von Leuten war nach Verfluß dieser Zeit noch so groß, daß mich der bayerische Bischof bat, die Gemälde noch länger bei ihm stehen zu lassen; so blieben sie auch statt der vierzehn Tage zwei Monate stehen. Die Bilder waren in vier prächtigen Zimmern aufgestellt; das erste enthielt das Porträt der Frau v. Humboldt mit ihrem Sohne und eine Landschaft, das zweite ein historisches Bild, Christus, der den Kelch segnet, und noch eine andere Landschaft, das dritte Zimmer das Porträt (ganze Figur, Lebensgröße) der Fräulein v. Humboldt und eine kleine Landschaft, das vierte endlich das große Bild, nebst einer Skizze zu einem Familien-Gemälde*). Der bayerische Gesandte schrieb nebst dem französischen an den Vicekönig von Italien des großen Bildes wegen; sie haben aber noch keine Antwort darüber erhalten. In den Journalen wurde ich köstlich gepriesen. Der Bischof hat mich sehr lieb gewonnen, ich komme sehr oft zu ihm, und er ladet mich auch zu seiner Tafel, allwo es fürstlich zugeht. Auch von andern angesehenen Leuten werde ich oft zu Gastmählern gebeten und bin bereits dieser Dinge satt geworden, denn ein geräuschvolles Leben verträgt sich nicht gut mit dem ernsten Studium der Kunst. Eine Landschaft von denen, die ich nicht ausgestellt, habe ich um 200 fl. verkauft, so daß es mir in diesem Augenblick an Gelde nicht fehlt, da ich auch kurz zuvor für den Christus, der den Kelch segnet, 270 fl. erhalten habe. Zugleich habe ich auch die Bestellung bekommen, das Porträt einer polnischen Gräfin (ganze Figur, Lebensgröße) nebst einem Porträt en Buste zu machen, für welche beide ich 650 fl. bekommen werde. Ich gedenke das Ganze in zwei und einem halben, höchstens drei Monaten zu vollenden, in welcher Zeit ich gewiß hoffen kann, mein großes Bild zu verkaufen. Ich bin nur recht froh, daß ich es nicht gleich um den ersten besten Preis weggegeben habe, denn jetzt, da ich andere Arbeiten bekommen

*) Eine Beschreibung der Ausstellung enthält das Morgenblatt, 1809, Nr. 85 f., wo zugleich auf eine ausführlichere Nachricht, in den Miscellen der allgemeinen Weltkunde von Zschokke, verwiesen wird.

habe, kann ich es abwarten, einen tüchtigen Käufer zu finden. Unter 2000 fl. kann gar keine Rede seyn, daß ich es weggebe, und das werde ich auch gewiß bekommen. Auf diese Weise hoffe ich dem Schwager mit Geldschicken nicht sobald wieder Ungelegenheit zu machen. Es kann sich das Häuflein nun wieder ein wenig vergrößern, das bisher immer kleiner wurde.

Wenn ich mit den Porträts fertig bin und auch das Gemälde verkauft habe, dann könnte es mir wohl einfallen, einen kleinen Besuch bei Euch zu machen. Meine Emilie hätte gar großes Vergnügen, Euch als meine Verwandten zu sehen, sowie auch das Haus, wo ich geboren bin. Mein kleines Schicklein mit der deutschen Stumpfnase würde Euch gewiß freuen; er spricht nun schon einige Worte. Meine Emilie ist ein Weib nach dem alten Testament, voller Fruchtbarkeit; sie trägt und nährt schon wieder ein Schicklein unter'm Herzen; gebe der Himmel, daß es ein Mädchen sey, was mir beschert werden soll. Der geistliche Rath Keller hat mir den Brief von Hrn. Professor Dannecker übergeben, in welchem einer von Christiane eingeschlossen lag. Dieser geistliche Rath scheint mir sein braver Mann zu seyn; er besitzt auch viele schöne Kenntnisse; wir sind öfters beisammen und unterhalten uns recht gut. Derselbe sagte mir, daß Hr. v. Uexküll in kurzer Zeit hier eintreffen würde; das glaube ich aber nicht, denn es wäre ja fast unsinnig, in dieser Jahreszeit eine Reise zum Vergnügen nach Italien zu machen. — Ich habe an dem Weihnachtsfeste an den Heinrich gedacht, der an diesem Tage nach vielen süßen Mühseligkeiten Ruhe findet. Ich sah in Gedanken seinen Laden auf's Köstlichste ausgeschmückt; auf der einen Seite ganze Bollwerke von Lebkuchen, auf der andern Seite Confekt in Fächern, über das Ganze ein balsamischer Geruch verbreitet, der Fliegen und Menschen anzieht, dabei eine schmucke Ladenjungfer, die wie eine Nemesis nach Maß und Gewicht die herrlichen Gaben vertheilt. Dann die Jungen und das Mädchen von Heinrich, diese mit ihren Weihnachtsgeschenken im Arm, einer großen Puppe, die Knaben hingegen, der eine einen gemalten Wagen hinter sich ziehend, der andere auf eine Trommel so unmäßig hineinschlagend, daß den armen Leuten Hören und Sehen vergeht.

Dieser Winter ist kälter, als ich einen noch hier erlebt habe; es fiel ein paarmal Schnee, was eine Seltenheit hier ist. Mein kleiner Theodor bekam Winterbeulen von der Kälte, die aber jetzt geheilt sind; er befindet sich sehr gut und ist außerordentlich munter; er hat jetzt zwei Zähne und arbeitet wirklich an vier andern; er geht auch schon viele Schritte allein. Ich wünschte, er spräche schon ganz gut die italiänische Sprache, ehe ich nach Deutschland gehe, weil er so auf eine leichte Art zwei Sprachen erlernen könnte. Mit meiner Emilie beschäftige ich mich auch zuweilen, sie die deutsche Sprache zu lehren. Ihr seht, ich bin kein Fremder geworden, ob

ich gleich viele Jahre schon im Ausland zubringe. — Dem Hrn. Professor Dannecker habe ich seinen Brief beantwortet; grüßt ihn vielmal von mir, wie auch meine Schwägerinnen, von denen ich schon lange Nichts gehört habe. — — — Jetzt wie immer und ewig

Euer treuer Bruder Gottlieb.

Ist denn der Candidat noch nicht in Stuttgardt angekommen, dem ich einen Brief an Euch und einen an Dannecker mitgegeben habe?

102. An dieselben.

Rom den 16. Merz 1809.

Ihr habt ganz Recht, daß Ihr mich darum anklaget, daß ich so lang nicht geschrieben habe, und ich würde mir, wäre es Nachlässigkeit oder Lauigkeit, was mich vom Schreiben abhielt, selbst nicht verzeihen können. So aber kann ich Euch alle die Ursachen anführen, warum ich nicht schreiben konnte. Ich bekam unterdessen viele Aufträge auf neue Bilder, alles von Leuten, die theils in diesem, theils im folgenden Monat von hier abreisen wollen. In diesem Augenblick noch habe ich zwei Porträts unter der Hand, eines von der Frau des Ministers vom Innern, Degérando *), die den 15. April mit ihrem Gemahle nach Paris reisen und das Porträt (welches ganze Figur ist) mitnehmen will. Das andere ist die Tochter eines amerikanischen Cavaliers, der mit seiner Familie den 1. April abreist. An diesen beiden Bildern habe ich alle Hände voll zu thun, um sie für diese Zeit zu vollenden. — Der König von Neapel hat mein Bild nicht gekauft, hat mir aber den Auftrag zu einem andern Gemälde gegeben. Der junge Kupferstecher Müller in Stuttgardt **) hat mir eine Copie des Gemäldes (Apollo unter den Hirten), etwas über die Hälfte der Größe des Originals, bestellt, und wird mir 825 fl. dafür geben. Ich bin mit dem Preis zufrieden und habe bereits die Copie durch einen Andern anfangen lassen. Sagt aber Niemanden Etwas davon, denn Müller hat mich gebeten, Niemand Etwas

*) Generalsekretär im (kaiserl. französ.) Ministerium des Innern? Gemeint ist der auch als philosophischer Schriftsteller bekannte Baron Joseph Marie Degérando († 1842). — Das Porträt seiner Gemahlin (neben andern Bildern Schicks) besprochen im Morgenblatt, 1811. Nr. 14.

**) Chr. Friedrich Müller, der Sohn Johann Gotthards, welcher später die sixtinische Madonna stach (vgl. oben, S. 43); die Bestellung der weiterhin erwähnten Copie war aus Anlaß eines Aufenthalts erfolgt, den derselbe im vorhergegangenen Winter zu Rom gemacht hatte.

davon wissen zu lassen, bis das Gemälde fertig ist; er wird es vermuthlich in Kupfer stechen wollen. *)

Wie leid es mir thut, aus Eurem Brief vernehmen zu müssen, daß sich die Christiane nicht wohl befindet, kann ich nicht sagen; ich muß immer seufzen, so oft ich daran denke. Die Hoffnung habe ich jedoch, daß eine wärmere Wtterung ihr wieder zu ihrer Gesundheit verhelfen wird. Wäre sie hier, so brauchte sie nicht darauf zu warten, denn es ist schon völliger Sommer hier, alles ist schon grün — am 16. Merz — was sagt Ihr dazu? Macht das nicht auch dem Gottlob Lust, hieher zu kommen? Wenn dieser keine andere Ursache hat, nicht hieher zu reisen, als weil er meint, daß er allein, ohne die Sprache zu kennen, müßte wieder hinaus reisen, so mag er nur immer hieherkommen. In jedem Frühling und Spätjahr kommen und gehen so Viele nach Rom, daß es zehn für eine Gelegenheit gibt, die Reise mit andern Deutschen zu machen. Gottlob ist ganz frei, warum sollte er die Reise nicht machen? Geld hat er auch genug. Nur wünschte ich, daß er einen bessern Reisegesellschafter bekäme, als Uexküll ist, der so gar schlecht hört; für das Hinausreisen soll er nur mich sorgen lassen. Was ich dazu beitragen kann, ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen, wird er glauben, daß ich thun werde, und ich bin auch gewiß, daß in späten Jahren die Erinnerung an Italien dienen wird, ihn heiter zu stimmen. Hätte ich jetzt die Christiane hier, ich glaube, ich wollte sie durch ein paar Spaziergänge gesund machen, wie einen Fisch! Es ist ein gar herrliches Land!

Die gute Christiane wünscht immer in ihren Briefen, daß ich in Stuttgardt möchte angestellt werden; sie glaubt vielleicht, daß ich den armen Morff um seine Pension von 500 fl. beneide. **) Ich bitte sie aber, mir ja kein Glück zu wünschen, was für mich keines wäre; ich werde gar keine Stelle annehmen, wenn sie mir auch angetragen würde. Hr. Professor Dannecker hofft, daß ich die Stelle eines Akademie-Direktors in Nürnberg vielleicht erhalten könnte. Wenn mir der Antrag dazu gemacht werden sollte,

---

*) Zur Ausführung eines Stichs durch Fr. Müller kam es nicht, und in den beiden erhaltenen Briefen desselben an Schick, d. d. Stuttgart den 1. Juli und den 6. Oct. 1810, die hauptsächlich von der (damals noch erwarteten) Copie handeln, wird auch keine bezügliche Absicht kundgegeben. Ueber Stiche, von Andern ausgeführt, s. ob., S. 230. Anm.)

**) Gottlob Wilhelm Morff, geb. zu Stuttgart 1771, in die Hohe Carls-Schule inscribirt (und als „Kunstmaler“ eingetragen) im J. 1788, war Hofmaler unter König Friedrich, und in einem der oben erwähnten Briefe von Fr. Müller an Schick, d. d. Stuttgart den 1. Juli 1810, heißt es von ihm: „Morff hat so viel ich weiß fast Nichts als Miniatur-Porträts von Sr. Majestät [auf Tabatièren] zu verfertigen, soll aber für dieselben noch außer seiner Besoldung von 500 fl. bezahlt werden.“ Vgl. im Uebrigen H. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule, I. (1856), S. 471.

so schlage ich es aus, denn ich will gar keine Stelle haben. Wollte mir ein Fürst eine Pension geben, ohne eine weitere Verpflichtung, das nähme ich natürlicherweise an. Ich habe jetzt alle Ursache zu glauben, daß ich es mit eigenen Kräften durchsetzen kann, mir eine schöne unabhängige Existenz in der Welt zu bereiten, sogar ein reicher Mann zu werden. Hiebei erinnere ich mich, daß ich einst mit Gottlob in Paris ein Gespräch führte, in welchem ich ihn glauben machen wollte, daß ich einmal in der Welt großen Ruhm haben würde, ein reicher Mann seyn und in eigenem Wagen fahren würde. Er lächelte damals mitleidig, und mich schmerzte es im Innersten, daß er nicht glauben wollte, daß ich dieses durchsetzen könnte. Das eine, den Ruhm, habe ich schon erlangt, denn nach dem Schlusse der Gemälde-Ausstellung auf dem Capitol, bei welcher alle Künstler von allen Nationen ihre Werke ausstellten, kamen zwei Deputationen zu mir, nehmlich eine französische und hernach eine italienische, die mir im Namen aller ihrer Landsleute (Künstler, Kenner und Liebhaber) den Preis und die Krone überreichten. Was den Reichthum betrifft, den besitze ich noch nicht, bin aber gerade jetzt dazu auf dem Wege. Ich habe für ein ganzes Jahr Bestellungen, alle gut bezahlt, so daß ich hoffen kann, daß auch Wagen und Pferde sich realisiren werden.

Heinrich fordert mich auf, ihm Etwas von meiner Familie zu schreiben; dieses kann ich in's Kurze fassen: Meine Emilie ist gesund, ich auch; mein älterer Bube, Theodor, spricht schon ordentlich und ist recht folgsam, der kleinere, Julius, hat nun heute gerade acht Monate, und hat zwei Zähne bekommen. Ich möchte Euch gerne noch so viel schreiben, aber des Tags habe ich alle Hände voll zu thun, und des Nachts bin ich von der Arbeit so abgespannt, daß ich Arme und Beine hängen lasse. Bis der 15. April verflossen, müßt Ihr mit diesem Gesudel vorlieb nehmen; nachher will ich Euch einen ordentlichen großen Brief schreiben. Verzeiht mir also, und glaubt, daß gewiß nie Mangel an Liebe die Ursache des Ausbleibens meiner Briefe seyn werde. Tausend Umarmungen von

Eurem Bruder Gottlieb.

Viele Grüße von meiner Emilie; sie würde sich sehr freuen, den Bruder Gottlob hier zu sehen.

103. An dieselben.

Rom den 13. October 1809.

[Den Hauptinhalt des Briefes bildet eine Geschichte, welche Schick mit einem gewissen geistlichen Rathe hatte, der öfters in seiner Abwesenheit seine Frau zu besuchen kam, von Höflichkeiten bald zu Zärtlichkeiten überging, und endlich bei einem abendlichen Besuche, bei dem er sich den Eintritt erzwungen, sich unzweideutige Angriffe auf die weibliche Ehre der ihm schutzlos gegenüberstehenden Frau erlaubte]: — — Da fuhr meine Emilie auf, nannte ihn einen unverschämten, falschen Mann, und gab ihm alle die Namen, die ihr der Aerger eingab; sie nahm dabei das Licht vom Tische und ließ ihn finster die Thüre zur Treppe finden. Als ich nach Hause kam, fand ich Emilie weinend; sie erzählte mir, was vorgefallen, und ich wußte nicht, was ich in der ersten Wuth thun sollte. Ich wollte ihm ein Billet schreiben und darin meine ganze Galle gegen ihn auslassen, hielt es aber hernach bei kälterer Ueberlegung für besser, einen aufgeklärten Pfaffen nicht zu reizen. Der geistliche Rath ging nach dieser Geschichte auf acht Tage auf's Land, und als er zurückgekehrt war, hatte er noch die Frechheit, zu mir zu kommen, um bei mir Abschied zu nehmen, weil er fortreisen wollte. Ich glaubte ihm die Augen auskrazen zu müssen, als ich ihn vor mir stehen sah; ich sagte nichts von dem, was vorgefallen, behandelte ihn aber so kurz und kalt, daß er ganz verblüfft von mir weggieng und die ganze Treppe hinunter brummte und mit sich selbst sprach. Zwei Tage darauf reiste er ab und hinterließ ein Billet an mich, worin er mich noch seiner redlichen Absichten versicherte und beifügte, daß er hoffte, Gelegenheit zu finden, mir zu zeigen, welche Achtung, Freundschaft und dergleichen er für mich hätte. — —

Gottlob schreibt mir im letzten Brief, daß Pfaffen und Weibsleute den größten Schaden in der Welt angerichtet hätten. Diß ist sehr wahr, aber eben deßwegen, weil sie ohne Entartung auch das Höchste, Beste und Schönste in der Welt sind. Beim höchsten Licht ist immer der stärkste Schatten. — Meine Emilie und ihre zwei Kinder befinden sich wohl, und erstere läßt Euch tausendmal grüßen. Bis auf den 1. Januar werden es drei Jahre, daß wir zusammen leben, und noch soll der erste Streit unter uns entstehen. Lebt wohl, und schreibt mir bald wieder! Viele Grüße an Herrn Professor Dannecker, Herrn Wächter, Benedict u. s. w.

Ewig Euer treuer Bruder Gottlieb.

104. An dieselben.

Rom den 2. May [1810.*)]

Gestern Abend erfuhr ich durch Linckh**), welcher einen Brief von Herrn v. Uexküll erhalten hat, daß sich Tieck, der Bildhauer, gegenwärtig in Stuttgart aufhalte, und sich viel mit Schwager Erbe und Bruder Gottlob herumtreibe. Ich nahm mir deßwegen gleich vor, Euch mit morgender Post zu schreiben und Euch zu warnen, daß Ihr Euch mit Tieck in Acht nehmet; er ist überall viel Geld schuldig, mir selbst noch über 250 fl., die ich beinahe für verloren geben muß, weil die Zahl der Gläubiger gar zu groß ist. — — — Daß Euch Tieck gefällt und daß Ihr mit ihm umgeht, freut mich, denn er ist ein interessanter Mensch; daß Ihr ihm sonst Freundschaft erweiset — Alles recht gut, aber leiht ihm kein Geld! Wenn er auch den besten Willen hätte, es heimzuzahlen, so könnte er nicht, denn er ist zu sehr verschuldet.

Mit dem Porträt der Frau des Ministers des Innern de Gérando bin ich noch nicht ganz fertig. Wenn ich es geendigt habe, schreibe ich Euch wieder; indeß setzt Eure Hände auch für mich ein wenig in Bewegung und schreibt mir; besonders soll mir Gottlob schreiben, ob er hieher kommen will, oder nicht? Uexküll kommt auf den September hieher, mit diesem könnte er reisen. Meine Frau mit ihren Kindern befindet sich gut, sie läßt Euch vielmal grüßen. Von meinem Schwiegervater Wallis habe ich Briefe aus Madrid, von dem Tage seiner Abreise von dort, erhalten; in 15 Tagen von jetzt kann er in Italien eintreffen; von Bayonne aus wird er mir noch schreiben. Er ist reich geworden und kann mir also das Heirathsgut seiner Tochter geben, welches in 1500 fl. besteht, was ich immer mitnehmen kann. Wenn also Gottlob hieher kommt, findet er nicht nur einen Bruder, sondern auch noch einen Schwager, viele Vettern, Neffen u. dergl. Verwandte. Gottlob könnte ein außerordentliches Aufsehen hier machen, wenn er seine Harmonika hieher brächte und sie nächsten Winter in einer Kirche oder einem Theater hören ließe. Man kennt dieses Instrument hier gar nicht; zu der alten Kirchenmusik wäre es wie gemacht.

Grüßt Tieck, wenn er noch in Stuttgardt ist, und sagt ihm, daß er mir schreiben solle, denn er ist mir einen Brief schuldig, aber versteckt diesen Brief vor ihm. Auch an Dannecker viele Grüße, wie an Benedict, ich werde ihm dieser Tage seinen Brief beantworten. Lebt tausendmal wohl!

Euer Bruder Gottlieb.

---

*) Der Brief gibt die Jahreszahl 1809; die Vergleichung mit dem folgenden beweist aber, daß auch der gegenwärtige im J. 1810 geschrieben ward.

**) Vgl. oben S. 149, Anm.

105. An dieselben.

Rom den 18. Juni 1810.

Weil ich seit einiger Zeit Schmerzen im Unterleibe hatte, so habe ich gestern Rhabarber genommen. Diß machte keine sonderliche Wirkung, und so habe ich heute wieder welche genommen, bleibe ordentlich als Patient zu Hause und schreibe Euch einen großen Brief. Wenn Euch derselbe matt vorkommt, dann denkt an die Rhabarber, und entschuldigt den auspurgirten Brief. Ich weiß nicht, ob mein Brief, den ich Euch zur Warnung vor Tieck geschrieben habe, zur Zeit noch bei Euch angekommen ist. Von Gottlob weiß ich, daß er ihm Geld geliehen hat; ob aber auch der Schwager und Heinrich, weiß ich nicht, zweifle aber, weil mir ja doch Gottlob, in dem drolligen Brief, den er mir über den Aufenthalt Tiecks in Stuttgardt geschrieben, Etwas davon würde gesagt haben. Nie habe ich über eine Nachricht so viel lachen müssen; ich finde den Tieck und die guten Stuttgardter so vortrefflich darin geschildert, daß ich diesen kleinen Brief als ein charakteristisches Document stets aufbewahren werde. Dabei hatte ich einen kleinen Triumph. Ich erinnerte mich zugleich, daß mir Gottlob in seinen Briefen oft den Tieck als Muster aufstellte, seiner Klugheit und seines Verstandes halber, besonders in der Zeit, da mich das Liebesfieber schüttelte. Wenn ich ihn nun wirklich zum Muster genommen hätte? Wenn ich diesen (von dem Verstande so genannten) Chimären, Ehrgeiz und Liebe, nicht gefolgt hätte, was besäße ich jetzt? Schulden und schlechte Nachrede, wie Tieck sie beide in hohem Grade besitzt. Tieck betrachtet Alles in der Welt als Mittel zu zeitlichen Zwecken; er erkennt nichts an sich; keine Kunst und keine Wissenschaft achtet er, als nur, weil sie zu Ehrenstellen und gutem Einkommen verhilft. Einen Titel hat er, er heißt Professor; ein bequemes Einkommen kann er sich auch durch seine Kunst, wenn er nicht auf einem so großen Fuß mit seiner Schwester leben will, erwerben, aber kein Lorbeer, kein Myrthenkranz wird jemals ihn zieren.

Ich bin nun wieder auf's Neue in Arbeiten verwickelt. Das Porträt von der Frau des Ministers des Innern Madame de Gérando ist vollendet, und ich habe bereits wieder zwei andere Porträts angefangen, zwei Mädchen, die Töchter eines lifländischen Barons von Blankenhagen, beide in ganzer Figur und in Lebensgröße. Ich bekomme dafür 1100 fl. und hoffe dieses Gemälde in vier Monaten zu vollenden, vielleicht auch in weniger Zeit; dabei habe ich noch das Porträt eines polnischen Grafen zu mahlen. Die Copie meines Apollo für Müller habe ich untermahlt. Daneben habe ich

noch ein kleines Bildchen gemahlt, welches Ariadne auf Naxos vorstellt *) und dazu noch eine Skizze, die, wenn ich das Bild ins Große ausführen könnte, gewiß das Beste würde, was ich in meinem Leben gemacht habe; so habe ich aber wegen der andern Bestellungen keine Zeit dazu.

Es ist mir in diesen Tagen ein Haus zur Miethe angetragen worden, was für jetzt keinen Bewohner hat, und in dem Rufe steht, daß Geister darin hausen. Es würde für mich ganz eingerichtet werden, wenn ich den Accord für ein ganzes Jahr machen wollte; aber dieses thue ich ungern, ob ich schon vorhersehe, daß es beinahe unmöglich ist, daß ich meiner Geschäfte wegen vor einem Jahr von hier wegkommen kann. Der Hauszins ist nicht größer, als den ich in meiner jetzigen Wohnung gebe, ja er ist sogar um 20 fl. jährlich geringer, und die Wohnung hat acht Zimmer, ist im ersten Stockwerk, hat einen schönen Garten, einen Brunnen darin, und noch Wasser im Haus, zur Wasch, zum Baden u. dgl. Nur die einzige Idee, daß ich es ein ganzes Jahr behalten soll, macht mich ordentlich ängstlich. Wüßte ich gewiß, daß Gottlob hieher käme, so nähme ich es dennoch. Immer zwickt und klemmt und beißt es mich, eine Reise zu Euch zu machen; und es muß geschehen, es mag biegen oder brechen. Ich habe auch jetzt mehr Hoffnung dazu, weil ich in Zeit von einem Jahr ziemlich viel verdient haben werde und diese Reise vom erworbenen Gelde werde machen können. — Nun, davon können wir noch weiter sprechen. Der Schwager fragt mich in dem letzten Briefe, ob er die Zinsen von der Uber'schen Schuld auch eintreiben soll? Um alles in der Welt möchte ich ihm diese Mühe nicht machen. — — Auch bitte ich ihn, wenn er die Zinsen, die von meinem Capital eingehen, auf eine sichere Art anlegen kann, es zu thun, denn ich denke, daß ich, wo nicht sonderliche

*) Das 1' 4" breite und 1' 4" 2''' hohe Bild wurde aus dem Nachlasse des mehrfach in den Schick'schen Briefen erwähnten Kunstfreundes J. Linckh, der es übrigens nicht unmittelbar von Schick erworben, vor einigen Jahren für die K. Staatsgalerie zu Stuttgart angekauft und vom Herausgeber dieser Schrift, als in weiteren Kreisen noch nicht bekannt, zur Vertretung des Meisters für die beigegebenen Illustrationen ausgewählt. — Ariadne, von dem treulosen Theseus auf der Felseninsel Naxos zurückgelassen und hier von dem auf seiner Wanderung, zugleich mit seinem Gefolge, erscheinenden Dionysos aufgefunden, ist bekanntlich ein Gegenstand, von welchem häufige Darstellungen der antiken Kunst, und in Denkmälern der verschiedenen Gattungen (vgl. C. O. Müller, Denkmäler der alten Kunst, fortgesetzt von Fr. Wieseler, Theil II. Göttingen 1856. Taf. XXXV. Nr. 417—419 und XXXVI. Nr. 420. 421, nebst K. B. Stark, in den Berichten der phil.-hist. Classe der Kön. Sächs. Gesch. der Wiss. 1860. S. 24 ff.) erhalten sind. Daß unserem Schick das Sarkophag-Relief des Museo Pio-Clementino (bei Millin, Galerie Mythologique, T. I. Paris 1811. pl. LXIII. N. 241.) die nächste Anregung zu seinem Bilde gegeben, daran läßt, bei aller Freiheit der Behandlung, die Uebereinstimmung mehrerer Motive keinen Zweifel. — Eine nähere Beschreibung des Bildes enthält das Morgenblatt, 1811, Nr. 14, wo jedoch das antike Vorbild übersehen ist.

Fälle eintreten (langwierige Krankheit u. dgl.) nicht mehr Geld von Haus werde nöthig haben.

In meiner Familie ist jetzt Gottlob Alles gesund. Mein älterer Knabe spricht schon ordentlich. Wenn der Knabe auf mich zugesprungen kommt, mich Vater nennt, und einen langen Discurs in italienischer Sprache an mich hält, so muß ich ihn manchmal anstarren und kanns nicht begreifen, daß dieser kleine Italiener, der mit mir spricht, mein eigener, leiblicher Sohn ist. So auch, wenn ich zu Tische neben meiner Emilie sitze, und zwei Kinder zu beiden Seiten, und eine Magd ab und zu geht, wenn mir dann einfällt, wie ich oft meinem eigenen kleinen Mund nicht Genüge zu schaffen wußte und nun einem kleinen Haufen zu essen gebe, und das von meinem eigenen Erwerb — das gibt mir für die Zukunft großen Muth.

Dem jungen Müller habe ich auf seinen letzten Brief geantwortet und ihm zugleich gemeldet, daß das Bild für ihn untermahlt ist; er hat mir in seinem Brief den Antrag gemacht, mir dasselbe in mehreren Terminen zu bezahlen, und so habe ich für die erste Zahlung 250 fl. von ihm verlangt, die er mir schicken soll. — Linckh ist mit einigen Andern nach Griechenland gereist; es wird viel seyn, wenn sie in gegenwärtiger Lage der Dinge ungestört ihre Reise fortsetzen können.

Schwager Erbe soll mir das nächste Mal auch wieder Etwas von seinem neuen Hause schreiben, ob es fertig, ob er schon eingezogen, ob er den Weinschank noch treibt, und ob er recht reich geworden ist? Die Christiane soll sich auch einmal wieder anstrengen; ich habe in den letzten Briefen wenig von ihr zu hören bekommen. Ihre Gesundheit ist wohl nun wieder ganz hergestellt, denn sonst würde mir doch gewiß entweder Gottlob oder der Schwager etwas davon geschrieben haben. Ich hoffe schon im voraus, daß in dem Brief, den sie dem Tieck mitgegeben, Mehreres von ihr geschriebenes seyn wird. Von Zürich aus habe ich erfahren, daß Tieck daselbst angekommen ist; er muß sich lange dort aufgehalten haben; denn sonst könnte er schon hier seyn, es sind bereits Briefe für ihn hier angekommen. — Meine Emilie ist auf das Leibchen, das Christiane dem Tieck für unsern kleinen Julius mitgegeben, sehr neugierig. Ich möchte nur einmal meine kleinen Kinder mit des Heinrichs seinen spielen sehen; es müßte närrisch anzusehen seyn, weil sie einander nicht verstünden. Sie sehen einander gewiß in den Gesichtern ähnlich, denn die meinigen tragen ganz den Stempel des Schickschen Geschlechts; wenn mein älterer Knabe Theodor schläft, so glaube ich unsern seligen Vater zu sehen, denn die Augen hat er ganz von der Mutter; die Kinder werden von Jedermann für Kinder eines deutschen Vaters erkannt, denn die italienischen haben eine ganz andere Physiognomie.

Dem Herrn Professor Dannecker werde ich seinen Brief bald beantworten.

Wenn ich auch gern thun wollte, was er mir rathet, so kann ich es für jetzt nicht. Lebt tausendmal wohl!

Euer Gottlieb.

---

106. An dieselben.

Rom den 16. September 1810.

Indem ich den geschriebenen*) Brief einige Tage liegen ließ, um zu sehen, ob nicht noch vielleicht einer von Euch ankäme, erhielt ich wirklich zwei Tage darauf Euren letzten vom 16. Juli. Wie vergnügt war ich nicht, da ich las, daß die Christiane gesund aus dem Bade zurückgekommen ist, und daß Ihr Euch überhaupt Alle wohl befindet. Daß Gottlob nicht hieherkommen will, thut mir sehr leid, und die Ursache, die er angibt, warum er die Reise nicht machen will, machte mich vollends lachen. Er sagt nehmlich: daß er nicht mehr der Mann dazu seye, solch eine Reise zu machen, die Schwaben werden erst im vierzigsten Jahre klug. Da ist er ja kaum klug geworden, und will doch schon den alten Mann spielen. — —

Ich bitte Euch, mir in Eurem nächsten Briefe zu versprechen, daß Ihr mir, wenn sich irgend Jemand unter Euch nicht wohl befindet, sogleich schreibt, und so fortfahren wollet, bis die Krankheit gehoben ist, damit, wenn der Zufall (wie bei den vorigen Briefen) es wollte, daß mir Eure Nachrichten nicht zu rechter Zeit zukämen, ich doch in keinen Sorgen und Bedenklichkeiten wegen Krankheit seyn darf. Ich weiß wohl, daß es nicht immer Stoff zum Schreiben gibt; ich verlange deswegen auch nicht, daß Ihr mir immer einen großen Brief schreibt, ein Blatt ist zuweilen genug, und ich verlange selbst das nicht, wenn ich nur einmal schriftlich durch Euch versichert bin, daß ich es als ein Zeichen von Eurem allerseitigen guten Wohlbefinden ansehen darf, wenn ich keine Briefe von Euch erhalte, und Ihr mir alsdann am öftesten schreiben wollt, wenn sich Jemand unter Euch nicht wohlbefindet. Ich versichere Euch, daß mir bei dem langen Ausbleiben Eurer Briefe am Ende angst und bange war, weil ich weiß, daß man bei uns die schändliche Gewohnheit hat, Unglücksfälle, Krankheiten und alle möglichen Uebel so lange in Briefen zu verheimlichen, bis entweder das Uebel gehoben oder zehnmal vergrößert ist, so daß man oft in Briefen die Nachricht von der Krankheit und dem Tode zugleich erhält.

Ich habe so ein schlechtes Papier getroffen, daß ich diese Seite kaum

*) Nicht mehr erhaltenen.

vollschreiben kann. Was ich noch sagen wollte — Heinrich Erbe muß einen großen Palast gebaut haben, nach dem Hauszins, den er zieht. Ich gratulire von Herzen; die Christiane sagt, daß sie bis nächsten Sommer den untersten Stock selbst beziehen werden; allda wird wohl das Weinschenken aufhören, oder werdet Ihr auch im neuen Haus den Weinschank forttreiben? Und nun lebt tausendmal wohl, denn ich muß diesen Augenblick den Brief auf die Post tragen, sonst geht er heute nicht fort. Lebt nochmals wohl!

Euer Gottlieb.

107. An dieselben.

Rom den 24. October 1810.

Als ich das Porträtgemälde der Familie des Barons v. Blankenhagen*) vollendet hatte, ging ich, theils mich auszuruhen, theils auch, weil ich seit einiger Zeit viele Beschwerden in meinem Unterleibe fühlte, aufs Land. Ich durchzog einen großen Strich Landes theils im Wagen, theils zu Pferd, zu Esel und zu Fuß mit meiner ganzen Familie. Mit meiner Gesundheit ging es dabei besser. Nach 17 Tagen war ich wieder zurück in Rom, allwo ich zu meiner großen Verwunderung Hrn. v. Uexküll mit seiner Frau und Advocat Keller antraf, die seit acht Tagen daselbst eingetroffen waren. Ich empfing durch ihn Euren lieben Brief und das niedliche Geschenk für meinen Theodor, was meine Emilie in die größte Rührung versetzte; sie zog ihm das Mameluken-Kleidchen gleich an, und führte ihn bei ihren Bekannten herum. Sie wird mit nächster Gelegenheit ihren Dank selbst schriftlich dafür abstatten; inzwischen thut sie es durch mich. Dem Bruder Gottlob danke ich aufs Innigste für sein schönes Geschenk und werde suchen, ihm bald anders als durch Worte zu danken. Wie schön wäre es gewesen, wenn Gottlob sich selbst auf den Weg gemacht hätte; er wäre sehr schnell hieher gekommen, denn Uexküll machte mit den Andern die Reise in 17 Tagen. Ich hätte ihn auch recht gut logiren können, denn ich habe die Wohnung, die Fr. v. Humboldt hier verlassen, gemiethet, wo ich schöne Zimmer und eine herrliche Aussicht habe.

Gottlob klagt, daß man in Stuttgardt gar keinen Sinn für Musik mehr hätte, daß nur gute Sänger Beifall und Belohnung fänden. Dasselbe kann ich ihm von Rom sagen. Die Musik ist auch hier im kläglichsten Zustande. Ein gewisser Zingarelli machte hier eine Oper, Gerusalemme distrutta betitelt, die für die Composition meinem Gefühl nach sehr mittelmäßig ist,

*) Ueber dieses Bildniß (der beiden Töchter von Blankenhagen), als eines der trefflichsten Porträtgemälde Schicks, vgl. Morgenblatt, 1811, Nr. 14, und deutsches Museum, 1813. S. 62 f.

welche aber durch ein gut besetztes Orchester und ein paar sehr gute Sängerinnen ganz unmäßigen Beifall einärntete. Man liebt Künstlichkeit, nicht Kunst, halbe Stunden lange Triller und Tiraden setzen das Volk allein in Bewunderung. Ich gehe deswegen gar nicht ins Theater, denn ich ärgere mich halb todt darüber. Zuweilen höre ich in Privatgesellschaften gute Musik. So hörte ich vor einem Monat Musik von Marcello, einen Psalm Davids, der mich ganz in Entzücken versetzte. Ich weiß nicht, ob Gottlob diesen herrlichen Meister kennt. Sonst hörte man in der Capelle des Papstes herrliche Musik, aber das ist nun auch vorbei, da der Papst nicht mehr hier ist.

Gottlob fragt mich auch, was es denn wäre, was ich jetzt malen wollte und wovon ich mir verspräche, daß es besser werden sollte, als Alles, was ich bis jetzt gemacht habe. Dieses ist ein wenig weitläufig zu erzählen, denn der Gegenstand ist nicht historisch, er ist ganz symbolisch. Das Bild stellt Jesus Christus vor in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling; er schläft auf Wolken über der Erde erhaben, in den Armen der Engel, die ihre Flügel über ihn breiten; im Traume erscheint ihm in einer Glorie das Kreuz, und er breitet sehnsüchtig im Traume die Arme darnach; andere Engel knieen anbetend vor ihm.*) Der Sinn davon ist: die erste Vorempfindung

*) Ein Umriß nach der Farben-Skizze ist dem Aufsatz über Schick von Fr. Eggers, im Deutschen Kunstblatt, Mai 1858, beigegeben. — Wenn der Wortführer und Gesetzgeber der Romantik in Kunst und Poesie, Friedrich Schlegel, als Zweck der Kunst „die symbolische Bedeutung und Andeutung göttlicher Geheimnisse" aufstellte, und wenn Gemälde, in seinem Sinne gemalt, „Hieroglyphen voll heiliger Mystik" sein sollten (vgl. E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst, Bd. IV. Leipzig 1860. S. 162), so thut das beschriebene Bild solcher Forderung reichlich Genüge. Daß auch Schick, der bei aller ihm eigenen Plastik der Formgebung so innige und seelenvolle Meister, von der damals, zumal seit dem Auftreten Overbecks (1810), in der deutschen Künstlerwelt zu Rom sich so mächtig Bahn brechenden christlich-romantischen Richtung ergriffen ward, kann unsere Verwunderung um so weniger erregen, da August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck in verwandtem Sinne schon früher auf ihn gewirkt hatten, und da in der Zeit, der die fragliche Skizze angehört, die subjektive Stimmung, wie sie durch seine mehr und mehr sich entwickelnden körperlichen Leiden erzeugt ward (vgl. die Briefe Nr. 108 ff.) den äußeren Einflüssen entgegenkam. Ein in ähnlichem Geist wie das obige concipirte Gemälde — Christus, der den Kelch segnet (vgl. ob., S. 29) — gehört übrigens zu den bereits im J. 1808 ausgestellten Werken, wogegen ein drittes, den beiden andern anzureihendes, dessen Gegenstand die Verlobung der heil. Catharina mit dem Christuskinde bildet, in die letzte Zeit des Meisters fällt; es befindet sich, nur halb vollendet, im Besitze des Sohnes. Etwas früher mag die Skizze gemalt sein, welche jetzt Herr Oberpostrath v. Scholl zu Stuttgart besitzt: eine Himmelfahrt Christi, in Gegenwart von 10 Aposteln und der Jungfrau Maria; wie die letztere, so blickt ein Theil der Apostel zu dem aufschwebenden Heiland empor, während andere, das Verschwinden des Meisters zu fassen unfähig, mit Blicken und Geberden auf die leer gelassene Stätte des Erdbodens gerichtet sind. Auffallend ist die offenbare Mönchsgestalt, in der einer der Apostel erscheint.

seines Leidens und der Erlösung des menschlichen Geschlechts durch dieses Leiden. Ich könnte den Gedanken noch weiter analysiren, aber Gottlob wird das selbst im Stande seyn. Dieses will ich noch in Rom malen und die Copie meines Apollo für Müller; alsdann, wenn ich kein anderes Kind in der Zeit bekomme, wandere ich mit meiner Familie nach Stuttgardt, um Euch wieder zu sehen und zu umarmen. — — —

Das Haus, welches sich Schwager gebaut, sagt mir Uexküll, seye eines der größten und schönsten in Stuttgart. — Wie ich von Reisenden hier erfahren, so ist Tieck noch immer in Zürich und hat dort schon so viele Schulden gemacht, daß er nicht von da wegkommen kann. Mein Schwiegervater Wallis ist noch immer in Mailand. Gestern erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir schreibt, daß er in wenigen Tagen hieherkommen werde. Beinahe hätte ich vergessen zu sagen, wenn ich nicht schon vielleicht davon geschrieben habe, dessen ich mich aber nicht erinnere, daß ich durch eine Mahlerin, Madame Reinhard*), die Geschenke der Christiane, das gestrickte Leibchen und anderes Kindszeug erhalten habe. Wenn ich noch nicht darüber geschrieben habe, so bedanke ich mich herzlich nebst meiner Emilie. Ich erhielt zugleich auch einen Brief von Benedict und einen kleinen von der Christiane. Madame Reinhard brachte mir dieses von Zürich, allwo es ihr Tieck übergeben. — — — Tausend Grüße und Küsse von

Eurem Bruder Gottlieb.

108. An dieselben.

Rom den 7. April 1811.

Ihr habt mich das letztemal drei und einen halben Monat auf einen Brief warten lassen — über ein Vierteljahr! — Auch ich lasse Euch ziemlich lange auf eine Antwort warten, aber aus einer wichtigern Ursache; ich bin von den Neuauferstandenen. Dieser Brief, den ich an Euch schreibe, ist meine erste Beschäftigung nach einer sechswöchentlichen Krankheit, von der ich auch jetzt noch nicht ganz genesen bin, aber doch Gottlob mich auf dem Rückweg befinde. Oft und viel habe ich Euch zu mir gewünscht, um Euch noch zu sehen, weil ich nicht glaubte, daß ich die Krankheit überleben würde. Da bin ich nun aber wieder, erwartend, wie lange mich Gott die Zeit meiner Wallfahrt will fortsetzen lassen; heiterer und gelassener als je sehe ich in die

*) Wahrscheinlich Sophia R., geb. um 1778 zu Carlsruhe, die als Künstlerin Italien und andere Länder bereiste (und unt. And. durch Compositionen zu Hebels alemannischen Gedichten, die sie selbst radirte, sich bekannt machte).

Zukunft hinaus. Es hat ein großer Sturm in meinem Innern ausgetobt, dadurch, daß mein Körper eine große Krise überstanden hat. Ich höre Euch mit Ungeduld fragen, welche Krankheit ich denn gehabt hätte? und ich kann keinen Namen von ihr angeben, ich kann sie bloß in ihren Erscheinungen nacherzählen.

Schon vor beinahe drei Jahren fühlte ich, wenn ich ging oder stand, nicht wenn ich lag oder saß, Beschwerden im Unterleibe. Ich achtete es weiter nicht, weil die Schmerzen nicht groß waren; auch fühlte ich mich von Zeit zu Zeit wieder besser. Doch dauerte das kaum ein halb Jahr, und die Schmerzen kehrten in stärkerem Maße zurück. Man sagte mir, es komme von der Leber, und ich solle mir viel Bewegung zu machen suchen. Das that ich; aber weil die Schmerzen gerade im Gehen stärker wurden, so konnte ich nicht viel gehen. So trieb ich es ins dritte Jahr, wo ich nur hie und da eine Zwischenzeit von ein paar Wochen gesund zubrachte. Der Schmerz fixirte sich endlich an einigen Orten, z. E. an beiden Hüften, unter beiden Schulterblättern. Wenn es aber am stärksten war, so kam mir der Schmerz nach einem kurzen Drücken im Unterleibe herauf gegen die Brust, preßte mir das Herz zusammen, welches fürchterlich schlug und mich halb des Athems beraubte. Dieses begegnete mir nur im Gehen; sobald ich mich niedersetzte, so waren die Schmerzen gleich verschwunden. Ich machte eine kleine Landreise, weil mir mehrere Aerzte riethen, die Luft zu verändern und mir viel Bewegung zu machen; ich versuchte es auf alle Weise, ich ritt, ich fuhr im Wagen, ich ging zu Fuß, aber das Uebel nahm nur noch mehr zu, obgleich ich mich im Uebrigen noch gut befand; ich hatte Appetit, Schlaf, so daß ich fett vom Lande zurückkehrte. In Rom fand ich zum Glück einen geschickten deutschen Arzt, dem ich mein Uebel erzählte; er konnte aber selbst nicht klug daraus werden. Er verordnete mir ein Mittel, Tropfen, die aus Hofmännischen Tropfen, Opium und Kampher bestanden, welches mir wenigstens die Schmerzen lindern sollte, wenn auch das Uebel nicht selbst dadurch gehoben würde. Das Mittel machte eine gute Wirkung für eine Zeitlang, die Schmerzen stiegen durch das Gehen in keinem so hohen Grad mehr, aber es erfolgte etwas anderes; statt der Schmerzen bekam ich im Gehen Uebelseyn, Schwere und Mattigkeit in den Gliedern, bittern Mund und einen großen Durst; der Appetit verlor sich bald darauf, und den 23. Februar war ich gezwungen, mich ins Bett zu legen. Ich bekam zu den übrigen Uebeln noch ein entsetzliches Kopfweh und Beängstigungen, so daß ich öfters glaubte, ich müßte ersticken; Fieber hatte ich jedoch nicht viel. Einige Tage darauf fing ich an, am ganzen Körper zu schwellen; die Geschwulst währte eine geraume Zeit, eh' sie zu schwinden anfing; jetzt aber bin ich nun zweimal so mager, als ich durch die Geschwulst zu fett war. Der Appetit ist auch wieder gekommen, nur der kurze Athem

und die Mattigkeit ist noch nicht von mir gewichen. Ueberhaupt bin ich noch weit davon, mich gesund nennen zu können; der Arzt will, daß ich die Luft verändern soll, er meint, die Seeluft in Neapel würde mehr als alle Arzneimittel dazu beitragen, mich gesund zu machen. Wenn ich es so einrichten kann, so werde ich seinem Rathe folgen, denn die Gesundheit erkauft man nicht zu theuer.

Ich habe hier den Auftrag zu einem Porträt, ganze Figur, zu mahlen bekommen. Die Dame, eine gewisse Frau v. Burgsdorf, wird sich noch zwei Wochen in Rom verweilen. Wenn ich es also machen kann, daß sie mir die Hälfte der Bezahlung vorausgibt, so verwende ich dieses Geld zur Reise nach Neapel und nehme meine Emilie und meinen ältern Knaben Theodor mit mir und male dann das Porträt statt in Rom in Neapel.

Ich bin durch diese Krankheit in meinen Geschäften sehr zurückgeblieben und bin auch genöthigt, durch die Ausgaben, die mir die Krankheit verursacht, dieses und noch ein anderes Porträt zu mahlen, um die Reise nach Hause möglich zu machen. Ihr habt mich in Eurem letzten Briefe falsch verstanden. Ihr meintet, daß ich schon dieses Frühjahr nach Stuttgardt zurückkehren sollte; ich sagte diß aber nicht, sondern schrieb Euch, auf's Frühjahr über ein Jahr, und jetzt, da ich durch die Krankheit zwei Monate wenigstens an Zeit verliere, wird es viel seyn, wenn ich nur bis dahin Wort halten kann.

Es war mir recht traurig, aus Eurem letzten Brief zu vernehmen, daß Gottlob und die Christiane sich nicht wohl befinden. Ich las auch gerade den Brief, da ich selbst mich schon sehr übel befand. Diß machte mich recht melancholisch; ich dachte: wie? soll uns der Tag allen auf einmal untergehen? Nun, ich hoffe, in Eurem nächsten Brief tröstendere Nachrichten zu finden. Nach den Schmerzen muß die Freude wieder kommen; es war auch Winter, und der Sommer ist wieder gekommen.

In meiner Krankheit hatte ich auch Gelegenheit, meine Freunde kennen zu lernen, und sah mit Verwunderung, daß ich deren mehr hatte, als ich mir selbst vermuthete. Ich wurde mit Allem versehen, was ich nöthig hatte; Viele boten sich mir zur Nachtwache an, Andere trugen mir Geld an, wenn ich dessen benöthigt wäre, andere schickten mir zu Essen, worunter auch Frau v. Uexküll, die mir manche gute schwäbische Bißlein schickte, Andere sandten mir fremde Weine, die Vornehmeren, Reichern trugen mir ihre Wagen und Pferde an, um zu jeder Zeit, wann ich wollte und der Arzt es erlaubte, auszufahren. Was meine Emilie gethan hat, davon mag ich gar nicht anfangen. Sie ist vor Kummer sehr abgefallen; dabei nahm sie sich weder zum Essen noch zum Trinken Zeit, und schwächte ihren Magen dadurch sehr, so daß sie eben sogut wie ich Erholung nöthig hat. Gottlob, das Heftigste ist überwunden; bis ich Euch das nächstemal schreibe, gebe ich Euch vielleicht

Nachricht von meiner ganz wiederhergestellten Gesundheit. Lebt indessen wohl, bedankt Euch auch für diesen Brief, denn er ist ein großes Stück Arbeit, ich habe drei Tage daran geschrieben, weil ich noch sehr schwach bin. Lebt tausendmal wohl, und schreibt mir recht bald wieder!

Ewig Euer treuer Bruder Gottlieb.

---

109. An Frau von Humboldt. *)

Ariccia den 19. Mai 1811.

Sehr lange mußte ich es wider meinen Willen anstehen lassen, Ihnen, meine allergnädigste und verehrteste Frau, zu sagen, wie sehr mich Ihre beiden Briefe, die ich, den einen durch Schadow **), den andern durch Veit ***) erhalten, gefreut haben. Tausendmal danke ich Ihnen für diese beiden, aber millionenmal für das letzte Briefchen, welches meine Emilie durch Einschluß von Ihnen erhalten hat, in welchem sich eine so warme Theilnahme an meinem Uebelbefinden äußert. Wer bin ich, daß Sie sich mit so viel Liebe für mich interessiren? Soll ich stolz und aufgeblasen werden, glauben, daß ich etwas bin? Durch Ihr Lob, Ihre Theilnahme könnte ich leicht dazu gebracht werden, weil mein ganzes Herz von Hochachtung und Liebe gegen Sie erfüllt ist.

---

*) In dem Hause des preußischen Ministers zu Rom, das so vielen Landsleuten und Fremden und insbesondere Künstlern nicht allein als geselliger Vereinigungspunkt diente, sondern jedem, nach Maßgabe seiner Individualität, sich als geistige Bildungsstätte bewährte, war unser Schick (s. oben den Brief Nr. 84, S. 220 und vgl. Nr. 87, S. 224) ein regelmäßiger, und wie aus den Reliquien der später zwischen Frau v. Humboldt und ihm, wie seiner Wittwe gewechselten Briefen zu schließen erlaubt ist, ein besonders werthgeschätzter und vor Andern willkommener Gast geblieben. Nachdem Herr v. Humboldt im Oktober des Jahres 1808 sich in Urlaub nach Deutschland begeben hatte und wenige Monate darauf an die Spitze des Departements des Kultus und öffentlichen Unterrichts in Preußen war berufen worden, so blieb seine Gemahlin mit den Kindern in Rom, bis zum Herbste des Jahres 1810, in dem sie ihrem, vor Kurzem zum Gesandten in Wien ernannten Gemahle in die deutsche Kaiserstadt folgte. (Vgl. G. Schlesier, Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt. Bd. II. Stuttg. 1845 f. S. 130—132. 219.) Nach Wien sind die beiden von uns mitgetheilten Briefe an Frau v. Humboldt gerichtet.

**) Friedrich Wilhelm Schadow, der spätere Direktor der Akademie in Düsseldorf.

***) Johann Veit, der ältere Bruder Philipps; vgl. einen Brief seiner Mutter, Dorothea Schlegel, an Sulpiz Boisserée, d. d. Wien, den 15. Febr. 1811 (in dem neuestens erschienenen Werke: „Sulpiz Boisserée." Bd. I. Stuttg. 1862. S. 109.): — — „Johann ist noch bei uns, geht aber in einigen Tagen nach Rom, wo er sich ganz besonders an Schick anzuschließen gedenkt, von dem einige Gemälde hier sind, die allgemein bewundert zu werden verdienen; unserm Urtheile nach verdient dieser Schick die Palme vor allen Malern unserer Zeit."

Ich lebe hier in Ariccia mit meiner Frau und Kindern (welche erstere sich Ihnen durch mich vielmal empfehlen läßt) und suche durch das Einathmen einer freieren und leichteren Luft meine Gesundheit wo nicht ganz herzustellen, doch etwas auszubessern. Aus den Fenstern meines Hauses habe ich die Aussicht über Val Ariccia und die weite Ebene und über das Meer hinaus; beinahe jeden Abend sitze ich da und ergötze mein Herz beim Anblick der untergehenden Sonne, die in mannigfaltiger Pracht, bald von großen lichten Wolken umgeben, bald schleierlos im vollsten Glanze das Meer an der Stelle, wo sie hinabsinkt, in Feuer und Flammen setzt, zuweilen auch bei neblichter Luft die eine Hälfte hochroth über dem Wasser zeigt und nach und nach untertauchend mit dem letzten röthlichen Strahle von der stillen Welt rührenden Abschied nimmt. Der Anblick dieses ewigwiederkehrenden Schauspiels erregt immer ein gewisses Gefühl in mir von Trauer und Freude, er erhebt mich und demüthigt mich zugleich. Diese Jahreszeit ist die schönste, um sie auf dem Lande zuzubringen; Alles ist im schönsten Grün, welches später, in den Sommer hinein, verwelkt. Ich besuche oft die Stellen, wo ich Sie, als ich vor vier Jahren in Castel Gandolfo wohnte, mit Ihrer Familie begegnete, gehe oft durch das enge Thor Ihres Sommer-Palastes in Albano *), welcher sich in einem rührenden Zustand befindet; ein geduldiger Esel muß es über sich nehmen, mich an diese Orte zu tragen, denn zu Fuße kann ich noch nicht weit gehen.

Sie werden auch fragen, in was meine Krankheit denn bestanden? und mir wird es schwer, darauf zu antworten. Mein Arzt selbst kann es nicht; sollte er aber dazu gezwungen seyn, der Krankheit einen Namen zu geben, so würde er es am ersten einen nervösen Rheumatismus nennen. Die Herzählung all der Uebel und Schmerzen, woraus die Krankheit zusammengesetzt war, wäre im Stande, mich wieder krank zu machen, und so schweige ich lieber davon. — Gottlob! es ist vorüber, und ich beginne mit feierlicher Empfindung einen neuen Act meines Lebens. So wie ich hergestellt seyn werde, ziehe ich wieder nach Rom und mahle meinen Christus, den ich bereits schon im Großen auszuführen angefangen habe. Diß soll das letzte Bild seyn, welches ich (wenigstens für jetzt) noch in Rom mahlen werde, denn ich will alsdann nach Deutschland gehen, theils um meine Verwandten wieder zu sehen und ein kleines Vermögen, was mir jetzt nichts einbringt, in Ordnung zu bringen, theils um mein Vaterland vollständig kennen zu lernen, von dem ich bis jetzt weniger als von Frankreich und Italien gesehen habe, welches ja eine Schande ist.

Für diese Reise habe ich auf eine sonderbare Art schon das Handgeld

*) Vgl. G. Schleſier (a. a. O.), S. 78.

erhalten, und diß auf folgende Weise. Herr v. Burgsdorf *), welcher mich gleich nach seiner Ankunft in Rom besuchte und mir Ihre gnädigen Grüße überbrachte, fand mich krank im Bette. Er bezeugte sich so freundschaftlich und theilnehmend gegen mich, als hätte ich Jahre lang in innigster Freundschaft mit ihm gelebt; er wünschte sehr, daß ich das Porträt seiner Frau Gemahlin (die ganze Figur) mahlen möchte; aber meine Wiederherstellung zögerte dergestalt, daß ich in der kurzen Zeit, die er sich in Rom aufhalten wollte, nicht im Stande war, auch nur einen Pinsel anzurühren. Er sprach mir sehr zu, da er hörte, daß meine Nerven durch das Clima sehr gelitten hätten, und er selbst sich mit seiner Frau Gemahlin in Rom nicht wohl befand, eine Reise nach Deutschland zu machen, und auf dieser Tour auch bei ihm in Zibingen, seinem Landgute **), einzusprechen, um das Porträt seiner Frau zu mahlen. Bei diesem seinem ersten Einfall blieb es aber nicht, sondern er spann einen großen Reiseplan für mich aus; er meinte, ich müßte zuerst nach Wien gehen, weil es unmöglich fehlen könnte, dort einige Porträts zu mahlen zu bekommen, und erbot sich zugleich, deßwegen an Sie zu schreiben, damit Sie inzwischen, eh' ich selbst dort einträfe, einige Personen

---

*) Wilhelm v. Burgsdorf, der Gönner und Freund Ludwig Tiecks (vgl. R. Köpke, „Ludwig Tieck" ꝛc. Bd. I. Leipzig 1855. S. 72 f. 137—139. 230. 299—308. 358. 371—382.), welchen auch mit der Humboldt'schen Familie, wie mit Rahel und Varnhagen (vgl. K. A. Varnhagen von Ense, „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel", Bd. I. Leipzig 1836; VI. „Wilhelm v. Burgsdorf", S. 101—105, mit fünf Briefen an Rachel aus den Jahren 1796—97, S. 106—118, und G. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt, I. S. 432 ff. II. S. 15) ein engeres Freundschaftsband verknüpfte. — Hören wir über den Mann, für den die Mittheilungen Schicks in dem obigen Briefe eine warme Sympathie zu erwecken geeignet sind, die Worte Varnhagens (a. a. O., S. 103): „Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man sagen, die alten ausgetretenen Wege vorschriftmäßiger Ansichten zu verlassen und mit den jungen Genien der Zeit in frischen und glänzenden Bahnen voranzugehen. Statt vieler Belege stehe hier die eine Thatsache: Burgsdorf war der früheste, innigste Freund Ludwig Tiecks, bezaubert von dessen damals noch verkannter, ja bestrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Ansichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporstieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf, dessen Verhältnisse und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten und mit seinem Leben und seinen Schriften unauflöslich sich verwebten." Und am Schlusse der Schilderung (S. 105): „So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe seines Standes und seiner Vortheile, mit allen Besten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich schönes Bild persönlich und weltlich zusammenstimmender Begabung, durch sein Dasein mehr als absichtliches Leisten es oft vermag, seinem Lebenskreise nützlich und somit wirksam und erfreulich in die Nähe und Ferne."

**) Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt; dasselbe Gut, auf dem Tieck wiederholt und auf längere Zeit bei dem edelmüthigen Freunde erwünschten Aufenthalt gefunden.

für mich würben, die sich mahlen lassen wollten; sodann sollte ich, nachdem ich in Wien einige Porträts gemahlt und diese Stadt genossen und kennen gelernt hätte, mich wieder aufmachen und meine Verwandten und Freunde in Stuttgart besuchen, darauf nach Dresden gehen, die Gallerie dort zu sehen, und zuletzt zu ihm nach Zibingen kommen, allwo ich dann das Porträt seiner Frau nach Lust und Laune, mit aller Bequemlichkeit und Freiheit mahlen sollte. Der Plan des Herrn v. Burgsdorf war bis in die geringsten Details fertig, wobei ich einiges bestätigte, anderes wieder verwarf. So zum Beispiel wollte er, daß ich die Reise nach Deutschland schon, nachdem ich von Ariccia wieder in Rom eingetroffen wäre, antreten sollte; ich bestand aber darauf, noch vorher das Bild meines schlafenden Christus in Rom zu mahlen. Den Abend vor seiner Abreise besuchte er mich noch mit seiner Frau Gemahlin und Herrn Baron v. Bielefeld, und nachdem sie ein wenig bei mir gesessen, sagte Herr v. Burgsdorf zu seiner Frau Gemahlin und Herrn Baron v. Bielefeld: sie möchten doch ein wenig in das andere Zimmer treten, um das Bild meines Apollo, noch einmal, ehe sie abreisten, zu sehen. Ich verwunderte mich sehr über dieses Anmuthen, und so auch die Andern, wie ich merken konnte, denn es war beinahe Nacht, und nicht mehr Zeit, Gemälde anzusehen; sie mochten aber errathen, daß Herr v. Burgsdorf etwas allein mit mir reden wollte, und gingen ins andere Zimmer. Als er sich nun allein mit mir befand, zog er eine Geldrolle aus der Tasche und gab sie mir, indem er mir zugleich sagte, daß es hundert Zechinen wären, die er dazu bestimmt hätte, das Porträt seiner Frau von mir mahlen zu lassen; da ich nun dieses zu thun durch meine Krankheit wäre verhindert worden, so gebe er mir jetzt dieses Geld, welches ich vielleicht jetzt oder doch zu meiner Reise brauchen könnte, nach einiger Zeit erwarte er mich bei sich, um meine Schuld mit dem Bilde seiner Frau abzutragen. Dieses Anerbieten überraschte mich so sehr, daß ich im ersten Augenblick ganz konfus darüber war und kaum recht wußte, was er gesagt hatte. Als er aber in mich drang, das Geld anzunehmen, so that ich alles Mögliche, um ihn davon abzubringen. Ich sagte ihm: daß ich ja nicht wissen könnte, ob ich mich von dieser Krankheit wieder erholen würde, und wenn das auch geschähe, ob nicht andere Zufälle es vielleicht unmöglich machen könnten, mein Wort zu halten und das Porträt zu mahlen, auch, daß er selbst später die Lust verlieren könnte, es gerade von mir mahlen zu lassen, wenn sich früher ein geschickter Mahler dazu vorfände — noch vieles setzte ich hinzu, was zu weitläufig wäre, anzuführen; aber er wollte von Nichts hören, auch kamen nun seine Frau Gemahlin mit Herrn Baron v. Bielefeld aus dem andern Zimmer, nahmen schnell alle Abschied von mir, und ich blieb mit meinen hundert Zechinen in der Hand verdutzt und mit Thränen in den Augen stehen. Nach einigen

Tagen erhielt ich einen Brief von ihm aus Florenz, in welchem er mir nach einigen Ermahnungen zur Reise auch noch die Nachricht gab, daß er wegen meiner schon an Sie geschrieben habe, und nicht im mindesten zweifle, daß Alles für mich gut gehen würde.

Wie gerne möchte ich Ihnen alles das mündlich erzählen, um gleich zu wissen, was Sie meinten. Ich bin seit so lange schon gewohnt, Sie in allen meinen wichtigeren Angelegenheiten um Rath zu fragen, und wenn mir Andere rathen, Ihnen die Entscheidung zu überlassen; so, daß ich nun ohne Sie in Unruhe und Zweifeln stecke, und nicht weiß, ob ich klug oder thöricht gehandelt habe. Die hundert Zechinen habe ich in der Hand und bin dadurch verpflichtet, die Reise zu machen; auch machte ich sie recht gerne und wäre es auch nur, um Sie, gnädige Frau, am dritten Orte, und zwar im gemeinschaftlichen Vaterlande wiederzusehen.

Ich bitte Sie nun, mir nach Ihrer Herzensgüte zu sagen, was ich thun soll; wie Sie mir auch rathen, so werde ich Ihren Rath befolgen. Ich weiß, ich bin nur ein Kind in der Welt und nicht im Stande, mir selbst meinen Weg zu bestimmen und so thue ich am besten, mich von Menschen, deren Verstand und gutes Herz ich schon in anderen Fällen erprobt habe, lenken und leiten zu lassen. Der enge Raum des Papiers erinnert mich, daß ich des langen Gewäsches ein Ende machen müsse; sonst wollte ich gerne noch einen Bogen voll schreiben, wenn ich wissen könnte, ob Sie solche große Briefe zu lesen die Lust und auch nur die Zeit hätten. Ich muß leider so viel Platz auf dem Papier einnehmen, wenn ich etwas sagen will, denn meine wenigen Gedanken schwimmen immer, wie ein paar kleine Fischchen in einem großen See von Worten. Darüber muß ich Sie um Geduld bitten: Sie sind ja schon gewohnt, mir immer zu geben, ohne je von mir zu empfangen. Selbst das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, ist mir durch Rauch *) von Ihnen geschenkt; auch bleibt mir noch übrig, Ihnen für das letzte Geschenk, welches ich und meine Frau durch Veit erhalten haben, in meinem und ihrem Namen zu danken. Da ich dagegen, wenigstens jetzt, Nichts Anderes thun kann, so bitte ich den Himmel, Ihnen dafür alles Glück, Freude und Gesundheit zu schenken. Haben Sie die Gnade, mich und meine Frau Ihrem Herrn Gemahl und der übrigen Familie zu empfehlen. Ich hoffe, daß sich Alles bei Ihnen wohl befindet, da Sie mir darüber in Ihrem Briefe nichts sagen, auch bei mir befindet sich außer mir alles wohl; mein Theodor ist inzwischen sehr gewachsen. Leben Sie tausendmal wohl!

Ewig Ihr ergebenster Schick.

Das Campo Vaccino wird zu einem englischen Park umgeschaffen, alle

*) Christian Rauch, der Bildhauer, der seit dem Jahre 1805 in Rom weilte.

die architektonischen Monumente werden ausgegraben, die ausgegrabene Erde wird in Berge aufgeschüttet, und überall werden Bäume gepflanzt. Wenn es gut gelingt, so wird man gar nicht mehr merken, daß man sich auf einem merkwürdigen Platze der Vorwelt befindet; auch risquirt man nicht mehr, auf einsamen Wegen einem Capuciner oder Franciscaner zu begegnen.

Herrn Veit habe ich nicht viel gesehen, weil ich bald nach seiner Ankunft nach Ariccia ging. Mit Schadow dem Mahler bin ich öfters zusammen; er ist ein guter herzlicher Mensch, und hat Talent und auch Liebe zu seiner Kunst.*) Es freut mich sehr, daß Eckstein ihr Haus in Wien besucht; wenn Sie ihn wieder sehen, so bitte ich Sie, ihn von mir zu grüßen.**)

Die Herren Thorwaldsen, Schlosser, Riepenhausen, Werner, Platner***)

---

*) Ueber Wilhelm Schadow und Schick vgl. oben, S. 25, Anm. — Mit der dort mitgetheilten Bemerkung A. Hagen's stimmt die Aeußerung eines Schülers von Schadow, des Professors Julius Hübner zu Dresden, in einem Briefe an den Herausgeber: „Schick war mir durch die enthusiastische Verehrung, die mein Meister Wilhelm Schadow ihm von jeher widmete, schon eine leuchtende Jugenderinnerung.“

**) Ferdinand Baron v. Eckstein, der bekannte, im vorigen Jahre zu Paris verstorbene Publicist und Gelehrte, im J. 1790 zu Kopenhagen von protestantischen Eltern geboren, trat während seines Aufenthaltes in Rom zur katholischen Kirche über, wurde nach seiner Rückkehr von Italien ein Mitglied des Tugendbundes und kämpfte im Lützowschen Freicorps, nahm aber, als dieses Corps ein preußisches werden sollte, seine Entlassung als Officier und trat in niederländische und nach der Restauration in französische Civil-Dienste. Während der Restaurationsperiode lebhaft an verschiedenen royalistischen Zeitschriften betheiligt redigirte er selbst, vom Jahre 1826—29, das Journal „le Catholique“. Nach der Julirevolution ins Privatleben zurückgetreten setzte er seine publicistische Thätigkeit (unter Anderm als Mitarbeiter der Augsburger Allgem. Zeitung), sowie seine gelehrten Studien fort, die vornehmlich dem Orient gewidmet waren.

***) Der zweite der Genannten, Dr. Christian Schlosser, aus Frankfurt a. M., war ein Neffe von Goethe's Schwager und Bruder des (späteren) Rathes, Joh. Friedrich Heinrich Schlosser, welcher letztere, abwechselnd in seiner Vaterstadt und auf seinem Gute, Stift Neuburg bei Heidelberg lebend, sich als eifriger Verfechter der ultramontanen Bestrebungen bekannt machte. Das Beispiel des Uebertritts zur römischen Kirche, der von Seiten des Letztgenannten und seiner Gattin (einer geb. du Fay aus Frankfurt) im Jahr 1814 erfolgte, hatte Christian Schlosser dem Bruder gegeben, indem er bereits im Jahre 1811 (ob gleichzeitig mit Eckstein und Zacharias Werner?) zu Rom convertirte. Wie wir aus dem vor einigen Jahren erschienenen Buche: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie; Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers, zusammengestellt von Carl Jügel, Frankfurt a. M. 1857; für den Verfasser als Manuscript gedruckt“ (und zum Besten der Frankfurter Schillerstiftung herausgegeben), S. 166, entnehmen, hielt er sich im J. 1813 wieder in seiner Vaterstadt auf und war unter den Ersten, die zu Ende dieses Jahres ihre Namen in die Listen eines Corps von Freiwilligen einzeichnen ließen. Im Laufe der folgenden Jahre vermählt mit Helena Gontard, einer Tochter Jakob Friedrich Gontard's, von Susette, einer geb. Borkenstein aus Hamburg (der „Diotima“ Hölderlins; vgl. C. Jügel, a. a. O., S. 384—391), lebte er um das Jahr 1820 zu Paris, wo der Schwiegervater, neben dem Frankfurter, ein

lassen sich Ihnen stündlich empfehlen; sie haben mir das aufgetragen, eh' ich von Rom nach Ariccia gegangen bin, viele meiner guten Freunde habe ich schon hier besucht.

---

zweites Bankgeschäft leitete, verlor aber die junge Gattin in eben jenem Jahre durch jähen Tod, wie ein Brief des ihm befreundeten Sulpiz Boisserée an Goethe, aus Paris, vom 24. Nov. 1820, berichtet; s. das neuerschienene Werk über Sulpiz Boisserée (Bd. II. S. 297), woselbst auch (Bd. I. S. 231) ein Brief von Christian Schlosser an die Brüder Boisserée, Frankfurt, 28. Okt. 1814, zum Abdruck gebracht ist. — Der gleichfalls in den Schick'schen Briefe genannte Dichter Ludwig Friedrich Zacharias Werner, lebte zu Rom vom December 1809 bis zum Jahre 1813 und convertirte daselbst am 19. April 1811. Von dem Eindrucke, den er durch seine Persönlichkeit, sowie durch die gerne und öfters von ihm vorgetragenen Produkte seiner tragischen Muse in den Kreisen der damals zu Rom lebenden Deutschen hervorbrachte, geben Briefe des von Schick, seinem Landsmanne, wiederholt genannten Kunstfreundes, J. Lindh (vgl. oben, S. 149 ꝛc.), die sich in den Händen des Herausgebers befinden, sowie die Mittheilungen Zeugniß, welche Friederike Brun (die „nordische Sappho"), in ihrem „Römischen Leben" (Bd. II. Leipzig 1833, S. 311 f.) über Werner, den Tragöden, macht. — Daß auch Ludwig Tieck, dessen frühere Schriften eine entschiedene Hinneigung zum Katholicismus offenbaren, „wahrscheinlich förmlich zur römischen Kirche übertrat, obwohl er diesen Schritt in seinen späteren Lebensverhältnissen möglichst in Vergessenheit zu bringen suchte", mag in diesem Zusammenhange erinnert werden. — Von den obengenannten Brüdern Riepenhausen, Franz und Johannes, ließ sich der erstere noch in den letzten Augenblicken seines Lebens († am 3. Januar 1831) in die alleinseligmachende Kirche aufnehmen. Wenn der weiter erwähnte Platner (vgl. oben, S. 233, nebst den unten mitgetheilten Auszügen aus Briefen desselben an die Wittwe Schicks) seine Confession nicht wechselte, so gehörte er doch in den Freundeskreis der „neukatholischen Maler" (s. oben, S. 25, Anm., und vgl. S. 30, Anm.). Der unserem Schick so nahestehende Wilhelm Schadow trat nach dem Abgange des ersteren von Rom (ob gleichzeitig mit Overbeck, zu Pfingsten 1813, oder vor demselben?) zur römischen Kirche über, während die beiden Brüder Veit, als Israeliten geboren, schon als Knaben, im J. 1803, mit ihrer Mutter, Dorothea, geb. Mendelsohn, welche selbst dem Impulse ihres späteren, zur selben Stunde mit ihr und ihren Kindern in die römische Kirche aufgenommenen Gatten, Friedrich Schlegel folgte, die Taufe als katholische Christen empfangen hatten. — Der Flucht so vieler Männer aus dem Kreise der Humboldt'schen Bekanntschaft in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche gegenüber mag die Aeußerung einer milden und billigen Gesinnung von Seiten Carolinens v. Humboldt, enthalten in einem Briefe an Friederike Brun, den sie während eines spätern Aufenthalts zu Rom, im J. 1817, schrieb (s. „Römisches Leben" II. S. 326), eine schickliche Stelle finden: „Ich bin gut mit Allen" — so schreibt sie der Freundin —, „sie mögen neu- oder altkatholisch sein oder Protestanten. Wenn sie nur gute Menschen und gute Künstler sind. Zu diesen guten Künstlern muß ich allerdings einige katholisch gewordene rechnen, aber sie sind es im Geiste der Liebe. Als Künstler sind diese Katholiken mit die besten" — —.

---

110. An dieselbe.

Rom den 5. July 1811.

Sie hätten wohl alle Ursache, gnädige Frau! auf mich böse zu seyn, da ich so langsam in Beantwortung Ihrer werthen Briefe bin. Sie drangen in Ihrem letzten Schreiben auf eine schleunige Beantwortung desselben, und schon ist ein halber Monat verflossen, ohne daß ich geantwortet habe. Ich kann mich aber leider nur zu gut entschuldigen; ich hatte wieder einen starken Rückfall, so daß ich genöthigt war, wieder das Bett zu suchen. Zu verschiedenen Malen versuchte ich, Ihnen zu schreiben, aber es wollte immer nicht gehen. Heute habe ich Gottlob einen bessern Tag und ich benutze ihn auch sogleich, um Ihnen Punkt für Punkt auf Ihren Brief Antwort zu geben. Herr v. Burgsdorf schrieb Ihnen, daß ich schon bis auf das Spätjahr nach Wien gehen würde; aber dieses ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich wollte nach meinem ersten Plan bis auf's kommende Frühjahr nach Hause reisen, um meine Verwandten wieder zu sehen und dann später im Mai auf der Donau nach Wien schiffen. Es hätte noch Zeit gehabt, die Copie meines Apollo in Rom zu vollenden und meinen schlafenden Christus im Großen auszuführen. Diesen Plan aber mußte ich gezwungen aufgeben, weil es mit meiner Wiedergenesung so entsetzlich langsam ging, und ich immer Rückfälle bekam, worunter der letzte, woran ich noch darnieder liege, sehr heftig war.

Alle Aerzte, die ich noch über meine Krankheit befragt habe, stimmen in dem Rathe überein, daß ich so bald möglich Rom verlassen müßte, und so habe ich nun auch beschlossen, bis Ende August von hier abzureisen, und den Winter in Stuttgart hinzubringen. Wie weh es mir thut, mich von Rom zu entfernen, so tröstet und erhebt mich wieder der Gedanke, so viele liebe Freunde im Vaterland wieder zu sehen, und vielleicht meine vollkommene Gesundheit wieder zu erhalten. — Bin ich nur wieder gesund, so ist Rom nie ferne von mir, so sehe ich es zum zweiten und wohl auch zum dritten Mal wieder. —

Sie sind der Meinung, gnädige Frau, daß es besser wäre, nicht lange im Voraus für mich Leute anzuwerben, die sich mahlen lassen wollen, sondern es gerade darauf ankommen zu lassen, bis ich selbst hinkomme. Sie machen mir dabei den gütigen Vorschlag, in der Zeit, da ich noch keine andere Bestellung hätte, ein Bild für Sie zu malen, und diß ist alles, was ich mir nur Gutes wünschen kann. Ich zweifle auch keineswegs, daß sich bald Personen finden werden, die Lust bekommen, sich von mir malen zu lassen, wenn Sie mit Ihrem großen Beispiel vorangehen, da Sie als Kunstkennerin dort

bekannt und berühmt seyn müssen. Sie sind ferner der Meinung, daß der Preis, den ich auf ein Porträt in ganzer Figur gesetzt habe, für Wien, woselbst diese Summe in Papiergeld übertragen, sehr viel beträgt, zu hoch wäre. — Ich kann ihn herabsetzen. — Statt 50 Louisdor, die ich bis jetzt gefordert, will ich mich mit 45, und wenn auch das zu viel wäre, mit 40 begnügen. — Hätte ich dieses Geld in Wien selbst zu verzehren, so wollte ich es auch für noch weniger machen; so aber, da ich nach Ihrem Rathe meine Familie in Stuttgardt zurücklassen will, so lebt diese dort nicht mit Papiergeld. Den Preis für ein Porträt in halber Figur setzten wir in Rom auf 25, für ein Porträt en buste auf 12 Louisd'or. Diese beiden Preise setzte ich noch lieber herab, als den ersten für eine ganze Figur, woselbst immer die Umgebung eben so viel Arbeit macht, als die Figur selbst. Mit dem Preise für ein Brustbild will ich sogar auf 8 Louisd'or herabsteigen (obschon ich weiß, daß Grassi aus Dresden 50 Louisd'or für ein Brustbild nimmt, und sie gewiß wenigstens nicht besser macht als ich); für ein Kniestück will ich statt 25 nur 20 Louisd'or setzen.

Dem Himmel sey Dank, daß ich die Geschichte mit den fatalen Preisen niedergeschrieben habe; ich muß mich ordentlich darnach schütteln, damit nichts von Rechnung an mir hängen bleibe. Wäre ich allein, so hätte ich darüber nicht so viel Worte gemacht; ich für mich brauche wenig und könnte mit jedem Preise zufrieden seyn; wenn es auch selbst unter der Hälfte des Angesetzten wäre, so würde mir immer noch so viel übrig bleiben, um in Wien ins Casperl zu gehen und im Prater ein paar gebackene Händel zu speisen. So aber sperren nun auch meine Kindlein die Schnäbel auf — auch sie wollen speisen; dabei gehen sie auf Schuhen und tragen Kleider; meine Emilie ist überdiß noch guter Hoffnung und will mich auf den November mit einem neuen Kindlein erfreuen. Diß alles muß mich auf Geld-Erwerb aufmerksam machen, es mag sich mein Innerstes dagegen sträuben, wie es will. Was ich in der letzten Zeit an Gold in Rom erworben, habe ich durch die Krankheit aufgezehrt. Zudem war die Quelle verstopft, um meiner Casse neuen Zufluß zu verschaffen. Ich habe seit dem Februar, da ich anfing, ernsthaft krank zu werden, bis auf den heutigen Tag noch nichts Ordentliches arbeiten können, und der Himmel weiß, wie lange es noch währt, bis ich im Stande sein werde, ohne nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit mit Anstrengung zu arbeiten. Wenn ich aber nur bald wieder gesund werde, so fürchte ich mich nicht, denn „der die jungen Raben speist, und die Lilien auf dem Felde kleidet“, wird auch für mich sorgen. Nur Gesundheit und wieder Gesundheit, diß ist alles, um was ich den Himmel oft mit Thränen in den Augen bitte.

Die Herren Schadow's sind hier sehr traurig und niedergeschlagen; sie

mochten mit einiger Meinung von sich und ihren Talenten hiehergekommen seyn, und finden nun, daß ihr Tröpflein im hiesigen Kunstmeere zerrinnt. Der ältere (der Bildhauer) hat ganz allen Muth verloren und befindet sich deswegen in einem recht traurigen Zustande, so daß er selbst schon davon spricht, nach Berlin wieder zurückzukehren. Der jüngere setzt doch noch so viel Zutrauen in sich, um zu glauben, daß mit der Zeit, wenn er recht fleißig, doch noch etwas aus ihm werden könnte. Das glaube ich auch und bestärke ihn, so viel an mir ist, in dieser Meinung; denn er hat wirklich Talent.—

Thorwaldsen ruht sich recht auf seinen Lorbeeren aus; er hat schon mehrere Monate gar nichts gearbeitet. Wie Schade! So Viele, gegen welche sich die Natur karg in Gaben gezeigt hat, zerarbeiten sich Tag und Nacht und hoffen so, es der Natur durch Mühe und Fleiß abzugewinnen, und er, so verschwenderisch mit Gaben ausgestattet, läßt sie so brach da liegen. — Canova hat indessen die Porträtstatue der französischen Kaiserin gemacht. Ich habe sie selbst nicht gesehen, weil ich noch nicht weit gehen kann; ich höre aber, daß sie sehr schön sey.

Rom hat in der Zeit, daß Sie es verlassen, in aller Hinsicht sehr abgenommen, immer entvölkerter die Stadt, immer ärmer deren Einwohner, immer schlechter die Luft! Wenn nur das letzte nicht wäre; sonst — um

„mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beschluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt —“

Das Einzige, was mir aus Schlegels Elegie auf Rom im Gedächtniß geblieben, weil es mir auch allein gefallen hat.

Zwei Monate, und vielleicht nicht mehr so lange bleibe ich noch in Rom. Wann Sie, gnädige Frau, späterhin so gnädig seyn wollen, mich mit einem Schreiben zu beglücken, so bitte ich Sie, solches unter folgender Adresse nach Stuttgardt zu schicken:

An Herrn Heinrich Erbe, Senator,
wohnhaft in der Königsstraße, abzugeben an Mahler Schick.

An diesem Briefe schreibe ich schon vier Tage, und glaubte jeden Tag eine große Arbeit zu verrichten, indem ich eine Seite davon mit Worten anfüllte. Ich bitte Sie noch, mich Ihrem Herrn Gemahl und den Uebrigen Ihres werthen Hauses aufs Beste zu empfehlen.

Mit dem Gefühl der tiefsten Hochachtung und Liebe verbleibe ich jetzt und immerdar

Ihr ergebenster Schick.

111. An die Geschwister.

Rom den 7. August 1811.

Gestern erhielt ich Euren Brief vom 22. July, der mir sehr tröstlich war, und den ich deswegen aus Dankbarkeit auch gleich beantworte. Gerne möchte ich Euch recht viel schreiben; aber ich traue mir diß selbst nicht zu, da meine Gesundheitsumstände noch immer von der Art sind, daß sie noch keine große Anstrengung erlauben. Es geht Gottlob leidlich gut, und ich hoffe, daß mir die Reise gut bekommen soll, wenn ich nur bis zu meiner Abreise nicht wieder schlimmer bin, denn bis jetzt, so oft es sich zur Besserung kehrte, hatte ich immer wieder Rückfälle. Meines Hausraths bin ich jetzt los, ich mußte ihn auf eine sonderbare Art verkaufen, die ich Euch mündlich erzählen werde. Geld brauche ich keins, ich bin auf eine eigenthümliche Weise zu Geld gekommen, was ich Euch ebenfalls erzählen werde.

Meine Abreise ist auf die Zeit, die ich Euch schon geschrieben habe, festgesetzt; entweder reise ich die letzten Tage des jetzt laufenden Monats August oder zu Anfang des Septembers. Jetzt bin ich am Einpacken meiner Gemälde, welches mir sehr viel Mühe verursacht. Dem Benedict danke ich von ganzem Herzen für sein freundschaftliches Anerbieten; ich freue mich sehr, ihn wieder zu sehen. Im Ganzen kann ich sagen, daß, da ich mich nun einmal entschlossen habe, Rom zu verlassen, diese Stadt schon viel von ihrem Interesse für mich verloren hat, und daß ich mich schon in Gedanken an dem Anblick der väterlichen Thäler und Hügel weide. Dann zeigt sich mir auch die Freude des Wiedersehens oder des brüderlichen Genusses mit Euch. Wäre ich doch ganz gesund, damit ich diese Freude ohne traurige Nebenempfindungen genießen könnte! Vielleicht thut die Reise Wunder; diß will ich glauben, um mich zu trösten. — Ehe ich abreise, schreibe ich noch einmal, um Euch bestimmt den Tag meiner Abreise zu melden. Einen Brief von Euch kann ich nicht mehr erhalten, Euer römischer Briefwechsel hat sein Ende erreicht. Später wollen wir zusammen mündlich sprechen, und recht fröhlich und in Freundschaft zusammen leben.

Auf den nächsten Mai werde ich nach Wien reisen, wo ich schon Bestellung zu einigen Porträts habe, darauf nach Berlin, wo ich auch Bestellung habe. Hätte vielleicht Eines von Euch Lust, mir ein wenig entgegen zu reisen, etwa bis Zürich, so könnten wir uns dort im Wirthshaus zum Schwert treffen. Davon ist aber noch Zeit im letzten Briefe zu sprechen. Nehmt indessen mit diesem mehr Billet als Brief vorlieb; in 15 bis 16 Tagen schreibe ich Euch wieder und melde Euch bestimmt den Tag meiner Abreise. Ich küsse Euch alle und bin mit unveränderter Liebe

Euer Bruder Gottlieb.

Meine Emilie grüßt Euch alle und freut sich sehr, Euch kennen zu lernen. Auch mein kleiner Theodor will immer abreisen, weil man da im Wagen fährt, was er sehr liebt. Mein Julius gleicht der Christiane sehr. Es wird sich die kleine italienische Familie kurios in Stuttgardt ausnehmen. Dem Hrn. Professor Dannecker, Benedict und Allen, die mich kennen, meinen Gruß, und wem es lieb ist, zu hören, daß ich nach Stuttgardt komme, dem sagt es. Die Reise wird beschwerlich seyn mit diesen zwei Kindern, da meine Emilie hochschwanger ist, im November wird sie Kindbetterin seyn.

---

112. An dieselben.

[Rom den 25. August 1811.]

Das leztemal, daß ich Euch von Rom aus schreibe, und diß um Euch bestimmt meine Abreise von hier anzuzeigen. Heute ist der 25. August, und den 1. oder 2. des Septembers mache ich mich mit meiner Familie auf den Weg. Die Straße nehme ich über Florenz, Mailand, den Gotthardt, Altorf, Luzern, Zürich und Schaffhausen, oder wäre die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, wenn ich in Mailand eintreffe, so nehme ich einen weitern, aber bequemern Weg durch die Schweiz, nehmlich über den Simplon, Lausanne, Bern nach Zürich. In Mailand werde ich meinen Schwiegervater Wallis sehen, der sich immer noch dort aufhält und ihn um das versprochene Heirathsgut seiner Tochter bitten, das in 500 Piastern (1250 fl.) besteht, sowie auch um die Abschrift der Verlassenschaft der Verwandten meiner Emilie in Schottland, die beträchtlich seyn soll, wie er mir selbst schon aus Madrid geschrieben hat. Es wird schwer seyn, ihn zu allem Diesen zu vermögen, weil er für sein Kind keine große Liebe hat und Alles für sich behalten möchte. Ich selbst bin in Betreibung solcher Geschäfte ungeschickt und unerfahren, und verspreche mir in der Sache nicht den besten Ausgang. Darum will ich mich aber nicht so sehr grämen, wenn es nur mit meiner Gesundheit so wie seit einigen Wochen vorwärts geht. Mit meinem weitern Fortkommen in der Welt ist mir nicht bange; ich habe gute Aussichten deswegen *); alles diß werde ich Euch mündlich mitzutheilen Zeit genug haben. Euren letzten Brief mit der Einlage des Doktors Autenrieth habe ich erhalten. Ich zweifle aber, daß für Autenrieth die Nachrichten, die ich in meinem Brief von der Krankheit gegeben, hinlänglich sind, um bestimmt über den Lauf derselben urtheilen zu können, und ich lasse die Arznei, da ich mich ohnediß

---

*) Vgl. unten den Brief der Frau v. Humboldt an Schick vom 6. August 1811.

besser befinde, und mir selbst von der Reise viel Hülfe verspreche. Indeß danke ich Euch auf das Allerinnigste für Eure zärtliche Besorgniß und bitte Gott, daß er Euch alle die Liebe vergelten möge. Mein Herz ist schon von Rom entwichen und zu Euch hingewandert, meine Gedanken sind mit der frohen Stunde des Wiedersehens beschäftigt. Die acht Jahre meines hiesigen Aufenthalts erscheinen mir wie ein kurzer Traum, wie eine südliche Phantasie. Von Florenz schreibe ich Euch wieder und nehme für dießmal Abschied; in einem Monat von heute halte ich Euch in meinen Armen.

Meine Emilie freut sich außerordentlich auf Eure Bekanntschaft und läßt Euch tausendmal grüßen. Ich bitte die Christiane ein paar Betten für uns Ankömmlinge zu bereiten; im Uebrigen braucht es keiner Umstände, wir begnügen uns mit wenig.

Meine Gemälde sind eingepackt und werden morgen in einer großmächtigen Kiste abgehen, welche wohl einen Monat später als ich in Stuttgardt ankommen wird. Meine Möbeln sind verkauft; ich habe ein Gemälde dafür eingehandelt, welches ich in Deutschland gut zu verkaufen hoffe. Wenn ein Brief für mich bei Euch ankommen sollte, so behaltet ihn für Euch, bis ich komme. Lebt nochmals wohl!

[Die in vorstehendem Briefe erwähnte „Einlage des Doktors Autenrieth" — Johann Hermann Ferdinand A., seit 1797 Professor der Medicin an der Landesuniversität zu Tübingen (und später Kanzler derselben), der sich frühe schon den Ruf eines der ausgezeichnetsten Aerzte Deutschlands erworben — dürfte nicht ohne Interesse gelesen werden, daher wir sie dem Briefe anfügen.]

Tübingen den 3. August 1811.

Aus den beiden, freilich nicht für einen Arzt geschriebenen, also mangelhaften Briefen des Herrn Schicks scheint jedoch Unterzeichnetem als Arzt so viel entscheidend hervorzugehen, daß eigentlich das Nervensystem des Unterleibes bei dem Kranken der eigentliche Sitz der Krankheit ist, und zwar einer Krankheit, wie sie nur durch metallische Vergiftung, z. B. durch Bleistaub, oder Blei und Arsenikstaub oder ähnliche Körper entstehen kann. Verfälschte, mit Blei versüßte Weine können schon etwas der Art hervorbringen, selbst unvorsichtiges Umgehen mit vielen metallischen Farben, was bei einem Maler leicht seyn könnte, wäre es auch nur das in Mundnehmen nicht reiner Pinsel, oder etwas dergleichen. Zugleich ist wahrscheinlich das Lebersystem mit angegriffen, den Erscheinungen von verlorenem Appetit, bitterem Munde u. s. f. nach zu urtheilen. Das viele Sitzen bei der Beschäftigung eines Malers muß in Verbindung mit irgend einer zufälligen metallischen Vergiftung, in

einer ungesunden Luft, wie die von Rom ist, leicht solche Krankheiten erregen. Zum Glück ist dieselbe Heilart, welche die aus solcher Ursache angegriffenen Nerven besänftigt, auch die, welche einem afficirten Lebersystem gut kommt. Sie besteht bei dieser Krankheit wohl in jedem Falle im Gebrauche von Schwefel, der in einem destillirten Oehle, z. B. Anißöhle aufgelöst ist, und in etwas stärker beruhigenden Mitteln, als Opium ist. Einen viel kräftigeren Eindruck als Opium macht auf die Nerven des Unterleibes der Aufguß von etwas Belladonna. Unterzeichneter würde also den Gebrauch der auf dem hier beifolgenden Blatte verzeichneten Mittel rathen, und zwar, wenigstens 14 Tage lang, wobei die Reise nicht dürfte aufgeschoben werden, wenn der Kranke nur einen Vorrath der Mittel mit sich nehmen würde. Da Unterzeichneter nicht wissen kann, ob in den Apotheken von Rom dieselbe Bereitung der Mittel, wie in Deutschland gebräuchlich ist, so hat er ausführlich lateinisch die Art beigesetzt für den Apotheker, wie er zu verfahren hätte. Die Portion ist auf 14 Tage berechnet. Laue Bäder und der Genuß vieler wässerigter Suppen von Fleischbrühe, Reis, Gerste, Nudeln dürften dabei die beste Diät seyn; zum Getränke Wasser mit unverfälschtem weißem Weine.

Professor Dr. Autenrieth.

---

113. An dieselben.

Florenz den 9. Sept. 1811.

Gestern Abend sind wir mit vieler Beschwerlichkeit hier angelangt, und haben so den vierten Theil unserer Reise zurückgelegt. Morgen werden wir noch hier bleiben und übermorgen vor Tagesanbruch die Reise nach Bologna antreten. Dieses ist noch ein schlimmer Paß über die Apenninen; alsdann ist aber flaches Land durch die ganze Lombardei. Die Reise ist mir in den ersten Tagen gut bekommen: die letzten drei Tage aber ist es wieder schlimmer geworden, und die vorige Nacht hatte ich viele Schmerzen in der ganzen linken Seite. Diß hat mich heute sehr verhindert, die Merkwürdigkeiten dieser herrlichen Stadt zu besehen. Meine Emilie hat mit meinem jüngern Knaben viel zu leiden; sie hat ihn während der Reise immer vor sich in ihrem Schooße, und das macht ihr bei ihrer hohen Schwangerschaft vieles Leiden; sie ist aber geduldig wie ein Lamm, und ist nur geschäftig, um es mir bequem zu machen. Sie freut sich nicht so sehr, ihren Vater und Bruder in Mailand zu sehen, als sie sich auf Eure Bekanntschaft freut. Ich selbst habe auch keine Ruhe mehr, bis ich Euch wieder sehe, und wenn ich mit meinen

Kinderlein glücklich bei Euch ankomme, so werde ich es für ein wahres Wunder halten, denn es ist keine Kleinigkeit, unter diesen Umständen, da ich selbst krank bin, und meine Emilie, wegen ihrer Schwangerschaft, auch für krank zu achten ist. Ich werde deswegen nicht den näheren Weg durch die Schweiz (über den Gotthardt) nehmen können, sondern über den Simplon, durch die französische Schweiz. Ich hätte sehr gewünscht, daß Ihr mir ein wenig entgegen gekommen wäret, da ich aber nicht weiß, wie lange ich mich in Mailand aufhalten werde, so könntet Ihr zu lange auf mich warten müssen. So wird es also besser seyn, daß es unterbleibe, oder daß Ihr mir nur nach Tübingen entgegenkommt. Von Mailand aus schreibe ich Euch wieder. Euch jetzt weiter zu schreiben, ist unmöglich, da ich noch vieles hier zu besorgen habe. Nehmt also mit diesem vorlieb; von Mailand aus mehreres, wenn wir glücklich dort ankommen. Lebt tausendmal wohl und grüßt alle Freunde von mir, und sagt ihnen von meiner Ankunft.

---

114. An dieselben.

Zürich den — ten October 1811.

Mein Entschluß, Mailand zu verlassen, war so schnell gefaßt, daß ich nicht einmal mehr so viel Zeit übrig hatte, um Euch von meiner Abreise daselbst zu benachrichtigen. Ich und meine Frau machten verschiedene Wege, um hieher zu gelangen; sie machte den Weg über den Simplon, weil dieser Weg fahrbar ist, und ich machte den kürzern über den St. Gotthard. Meine Emilie kam zwei Tage vor mir in Zürich an. Mit meiner Gesundheit geht es leidlich, wiewohl mich die Strapazen der Reise nicht übel mitgenommen haben. Auf morgen werde ich mir einen Wagen bis Schaffhausen nehmen, und von dort mit der wirtembergischen Diligence nach Stuttgardt gehen. — Auf diese Weise hoffe ich Euch in weniger als einer Woche zu sehen. — Ihr waret vielleicht in Unruhe wegen meiner, daß ich Euch nach meinem ersten Brief aus Mailand nicht weiter mehr geschrieben habe; ich hatte auch fest im Sinne es zu thun, nur daß meinem Entschluß gleich die Ausführung folgte, macht, daß es unterblieb.

Dieses ist nun das Letztemal, daß ich Euch schreibe — von dem langen Briefwechsel der letzte Brief. Ich bin es auch recht zufrieden, und bin es herzlich satt, mit der Feder zu Euch zu reden, ich will mich nun satt schwazen. So mache ich denn des Schreibens ein Ende und bitte Euch, mit freundlicher Miene Euren Bruder Gottlieb zu empfangen.

Meinem Herrn Professor Dannecker, Benedict, Heinrich Rapp viele Grüße! Lebt tausendmal wohl! Ein paar Tage nach dem Briefe erscheine ich selbst.

Anhang

von

Briefen an Schick und dessen Wittwe. *)

1. Frau v. Humboldt an Schick.

Wien den 29. Mai 1811.

Mein theuerster Schick! Ich habe mich schon gar lange sehr gesehnt, von Ihnen zu hören, und mich über die beunruhigenden und besonders unklaren Nachrichten geängstigt, die wir über Ihre Gesundheit von Zeit zu Zeit hier bekamen. Endlich schreibt mir Burgsdorf**) und sagt mir, daß Sie zwar außer Gefahr seyen, allein daß Sie selbst und alle Ihre Freunde wünschten, Sie einige Zeit außer Rom zu wissen. Obgleich mir nun weder Burgsdorf oder sonst Jemand jemals deutlich gesagt hat, was eigentlich Ihr Uebel ist, so glaube auch ich, daß Luftveränderung nach jeder bedeutenden

*) Aus der Zahl der betreffenden, früher vorhandenen Briefe (vgl. oben, S. 31) sind einige, wie ein Brief von Schelling an Schick und ein anderer von Chr. Rauch, zum Bedauern des Herausgebers und wie er glauben darf der Leser abhanden gekommen. Der Brief von Schelling war indessen nur kurz und enthielt im Wesentlichen nichts Anderes als das Zeugniß der Achtung, die der große Denker dem trefflichen Künstler weihte. Von den Briefen, die wir mittheilen, dürften besonders die von Caroline v. Humboldt geschriebenen, als ehrenvolle Zeugnisse für Schick und als werthe Reliquien einer Frau, die in der Zeichnung ihres Bildes durch Solche, die ihr näher zu treten das Glück hatten, wie in den bekannt gewordenen brieflichen Denkmalen von ihrer Hand uns als eine der edelsten deutschen Frauengestalten entgegentritt, und die auch in den folgenden Blättern ihr von Wohlwollen erfülltes Gemüth und ihre lautere und innige Empfindung uns so anspruchslos und liebenswürdig enthüllt, einer warmen Theilnahme begegnen. (Aus dem Briefwechsel, in dem sie mit Freundinnen stund, ist schon früher eine Anzahl von Briefen an Rahel und an Friederike Brun, sowie neuerdings eine Reihe von solchen an Charlotte v. Schiller zur Veröffentlichung gelangt; viele andere, an Freunde und Freundinnen gerichtet, wären ohne Zweifel der letzteren nicht minder werth.)

**) Vgl. oben, die Note zu dem Briefe Nr. 104.

Krankheit gut ist, und vielleicht, in einem doch einigermaßen abspannenden Clima, wie das römische ist, noch mehr. Burgsdorf fordert mich zugleich auf, Ihnen meine und Humboldts Meinung zu sagen, ob Sie wohl hier einige Beschäftigung und Arbeit fänden. Natürlicherweise beschränkte sich solche bei einem Aufenthalte von nur einigen Monaten bloß auf Porträts. — Ich glaube ja. Dennoch bin ich nicht, wie es Burgsdorf wünscht, im Stande, Ihnen ein eigentliches Versprechen von zwei oder drei Personen zu geben, und das aus dem Grunde, daß gerade die Damen, von denen ich beinahe überzeugt bin, daß sie sich mahlen ließen, weil sie reich, hübsch, noch jung und sehr eitel, aber auch unendlich eingenommen von Ihren Bildern sind, schon vor der Ankunft des Burgsdorf'schen Briefes auf dem Lande waren, von wo sie erst im Herbst zurückkommen. Dann aber, glaube ich auch, macht sich so etwas bei Weltmenschen weit leichter, wenn es kurz vorher vorbereitet ist, als wenn man es zu früh anspannt. Beim weither Anlegen erregt man Aufmerksamkeit und Neider, die es überall giebt. Sie machten vielleicht im Anfang gleich ein Bild für uns, und so fände es sich gewiß mit andern. Was den Preis betrifft, da müßten wir uns ein wenig berathschlagen mit wohlmeinenden Menschen, nicht daß ich den Ihrigen theuer fände; allein bei dem schrecklichen Cours hier machen jetzt 100 Ducaten 4 bis 5000 Gulden, und da man sich hier alles auf Gulden reducirt und auch kein anderes Geld im Umlauf ist, so erschrecken dieselben Leute vor 4000 fl., die ehemals nicht vor 100 Ducaten erschrocken wären. Zur Steuer der Wahrheit muß ich aber auch sagen, daß ein einzelner Mensch hier ein Jahr lang sehr bequem und gut mit 6000 fl. lebt. — Es ist nothwendig, Lieber, daß Sie mir schreiben, ob Sie allein oder mit Ihrer Familie Rom zu verlassen denken. Ich muß beinahe rathen, daß Sie allein kommen. Unabhängiger von häuslichen Umständen können Sie ungestörter und gesammelter seyn, aber freilich auch die größte Freude entbehren. Doch wollen wir hoffen, daß die deutsche Luft Ihnen schnell gut thun und Sie stärken soll. Nur eine Sache ist hier theuer, sehr theuer, Quartier. Für Ihren Tisch versteht es sich, daß Sie freundlich mit uns vorlieb nehmen. Schreiben Sie mir nun gleich, was Sie für ein Kniestück, was für ein Brustbild mit ein oder zwei Händen nehmen; ich besinne es mich nicht mehr, obgleich Sie es mir ehemals gesagt haben. Die Leute fragen nach so etwas. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir das alles. —

Ihre Emilie wird einige Zeilen von mir bekommen haben, in denen ich sie um Nachricht von Ihnen bat. Ich habe mich unaussprechlich um Sie geängstigt. — Ihre Bilder erregen hier allgemeine Bewunderung — Bewunderung ist aber mehr hier, als tiefer Sinn. Meine Kinder und Humboldt grüßen Sie recht freundlich. Ich höre auf, um die Post nicht zu versäumen

und umarme Emilie und die lieben Kleinen. Rechnen Sie auch auf die treue Freundschaft Ihrer

Caroline v. Humboldt.

---

2. Dieselbe an denselben.

Wien den 6. August 1811.

Vorigen Posttag den 3. dieses habe ich Ihren lieben Brief vom 5. Juli*) erhalten, theurer, lieber, armer Schick, und ich eile, Ihnen diese Zeilen noch nach Rom zu schreiben, damit Sie wo möglich noch vor Ihrer Abreise ein Wort von mir hören. Ich muß Ihren Entschluß billigen, so bald wie möglich Rom zu verlassen, denn nach einer solchen Krankheit wie die Ihrige ist Luftveränderung wohl durchaus nothwendig. — Wie unaussprechlich mich Ihr Leiden und aller der Widerspruch, den Sie dadurch in Ihrem Kunstleben erfahren, schmerzt, vermag ich Ihnen nicht zu sagen. — Doch Sie kennen, schmeichle ich mir, meine innige und wahre Anhänglichkeit für Sie, und glauben es mir ohne weitere Versicherungen. Gott gebe, daß die Reise und die vaterländische Luft Sie stärke; ich sehe dieser Nachricht mit dem tiefsten Verlangen entgegen. Es muß Sie sehr schmerzen, Ihren Christus und die Copie Ihres Apolls unvollendet stehen zu lassen; doch Muth, mein Bester, es kann und wird alles gut gehen, und in Deutschland werden sich vielleicht neue und günstige Aussichten für Sie eröffnen. — Ich hoffe, liebster Schick, Sie haben meinen Brief vom Juli bekommen, den ich Giuntotardi**) zur Besorgung anvertraut habe. In diesem widerrufe ich meine Ihnen früher geäußerten Besorgnisse wegen des Preises von Porträten, und sage Ihnen, welche Nachricht ich darüber hier eingesammelt habe. Auch Humboldt ist der Meinung, daß Sie mit dem, der hier für den ersten Mahler gilt, Preis halten müssen. Ueber diesen Punkt können Sie sich, mein guter lieber Schick, gewiß ganz auf Humboldt's Weltkenntniß verlassen. Was er Ihnen darin rathen wird, das wird gewiß für Sie das Ersprießlichste und Angemessenste seyn.

Burgsdorf schreibt mir von einer Bestellung für Sie — da er Ihnen selbst geschrieben zu haben sagt, so setze ich weiter nichts hinzu, als daß, wenn Sie glauben, daß es Ihnen conveniren könnte und daß wir auf irgend einem Wege dazu beitragen können, Sie uns nur angeben sollen, wie, was

---

*) S. oben, Nr. 110, S. 276 ff.

**) Ein römischer Maler und Freund Schicks (vgl. oben, S. 184).

und wo wir dafür wirken können.*) — Hier sind Sie jetzt rühmlichst bekannt, wie Sie es verdienen, und es lassen mich oft fremde Leute um die Erlaubniß bitten, Ihre Bilder**) zu besehen.

Emilie umarmen Sie in meinem Namen. Wenn Sie das liebe stille Wesen in einer guten und freundlichen Umgebung in Ihrer Vaterstadt lassen können, so halte ich es allerdings für öconomischer, wenn sie in Stuttgardt bleibt; aber wenn Sie vielleicht unruhig und ängstlich sind, wenn Sie Ihre Lieben nicht um sich sehen, so will ich nicht gerathen haben, sie zurückzulassen. Darüber müssen Sie sich selbst kennen und prüfen, mein theurer Freund! Ich hoffe, Sie schreiben mir oder lassen mir durch Emilien schreiben, wenn es Sie angreift, da Sie ihr ja dictiren können, und ich selbst schreibe Ihnen der gegebenen Adresse gemäß nach Stuttgardt. Humboldt und alle Kinder grüßen Sie. Könnte ich Ihnen doch mit diesen Zeilen Gesundheit senden, wie ich Ihnen alle besten Wünsche meines Herzens sende. Ganz die Ihrige. C. v. Humboldt.

Grüßen Sie Thorwaldsen, Schlosser, Riepenhausen, Platner, Koch, Werner und alle, die gütigst meiner gedenken.

A Monsieur Monsieur Schick, Peintre à Rome au palais Tornati, Rue Gregoriana Nro. 42.

---

*) Zu diesen Worten vgl. G. Schlesier (über Schick), in den „Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt" II. S. 103: „Wahrscheinlich würde er nachmals in Berlin eine bleibende Stellung gefunden haben; Humboldt hatte dieß schon eingeleitet."

**) Vgl. oben, S. 253, wo nur die Familien-Porträts nicht vollständig genannt sind. Zur Ergänzung s. G. Schlesier, a. a. O., S. 102: „Schick war auch ein vortrefflicher Porträtmaler und hat gerade in dieser Hinsicht ganz Ausgezeichnetes für die Humboldt'sche Familie gearbeitet — Stücke, die zu dem Schönsten gehören, was die Malerei hervorgebracht hat, und die jetzt zu den Zierden des Schlosses Tegel gehören. Es sind folgende: 1. die Skizze eines Familiengemäldes (die Mutter von ihren Kindern umringt; 2. das Porträt der Frau v. Humboldt mit einem Sohne; 3. das der ältesten Tochter (Karoline), lebensgroße ganze Figur, mit einer Guitarre in der Hand; endlich 4. noch ein herrliches Oelbild, die beiden jüngsten Mädchen, Adelheid und Gabriele, die, in lieblicher Gruppe sich umarmend, mit bloßen Füßen auf einer Mauer sitzen." Ueber letzteres Bild schreibt Julius Hübner in einem Briefe an den Herausgeber: „Ich sah von Schick in dem Humboldt'schen Hause, das auch mir als eine geweihte Stätte im Andenken bleibt, das schöne Bildniß zweier Schwestern — eine reizend verschlungene Gruppe, auf einer Steinbank, vor einer Thüre, beide Mädchen beinahe in griechischem Costüme und doch von lebensvoll ansprechender Wahrheit, so steht es mir in seinen bescheidenen Lokaltönen, doch frisch und lebendig vor der Seele." — Näheres über die verschiedenen erwähnten Bildnisse s. im Morgenblatt 1809, Nr. 85, in Schlegels deutschem Museum IV. (1813), S. 35 f., 38 f., 62, im Kunstblatt 1818, Nr. 3; von Schick selbst, in seinen Briefen, ist das Bildniß Nr. 1 nach der obigen Ordnung erwähnt S. 253, Nr. 2 S. 120. 123, Nr. 3 S. 171. 179. 186. 190 f. 193, Nr. 4 S. 134.

3. Dieselbe an denselben.

(Wien) den 11. December (1811).

Nach Monaten banger Sorge um Sie, mein theurer verehrter Freund, hat mir die Nachricht Ihrer Ankunft in Stuttgardt durch Herrn Cotta sehr viel Freude gemacht, und ich eile, Sie auf deutschem Grund und Boden zu begrüßen. O möge er Ihnen wohlthätig seyn, mit neuem Leben und neuer Kraft sie aufnehmen! Schreiben Sie mir bald, mein Lieber, und sollten Sie je beschäftigt oder zu schwach und angegriffen sein, so lassen Sie mir durch Emilie oder Ihren Bruder schreiben. Was machen Ihre Kinder, und mit was hat Emilie Sie dießmal beschenkt? Wie kommt ihr Deutschland vor? wie Ihnen? Ach mir können Sie es beide schon eingestehen, daß die Sehnsucht nach Rom durch nichts als durch Rom gestillt werden kann.

Rauch erwarte ich zu Ende dieses Monates. Seine Gesundheit hat auch in Berlin gelitten, und er hat deshalb und vieler Nebenaufträge wegen nicht früher abreisen können. Nun aber kommt er gewiß, und geht von hier nach München, wohin er eingeladen ist, und also wie ich vermuthe, dann über Stuttgardt und Innsbruck ins gelobte Land zurück. Sein großes Modell*) ist bereits von Berlin mit Fracht abgegangen. Wie wird er sich freuen, Sie mein theurer Schick wieder zu sehen. — Wann werde ich Sie sehen? Auch Burgsdorf schreibt mir und fragt mit innigster Liebe nach Ihnen. Sagen Sie ihm bald ein freundliches Wort.

Von Gropius**), von dem ich so lange nichts gehört, habe ich endlich einen Brief bekommen aus Trikery, einem Hafen in Thessalien, wo er englischer Vice-Consul ist. Er giebt mir die Nachricht von 17, durch Herrn v. Haller, Linckh und zwei Engländer gefundenen herrlichen Statuen im Tempel des Jupiters auf Egina***) — er selbst scheint sich aber oft nach Italien zu sehnen. Eine mir recht schmerzliche Nachricht giebt er — von dem Tode des jungen Koes, der in Zante von einem bösartigen Fieber hingerissen worden ist.†). — Es war ein so lieber guter Mensch. Wie wird seine Braut um ihn trauern! — Leben Sie wohl und schreiben uns

---

*) Das in den folgenden Jahren zu Rom in Marmor ausgeführte Grabdenkmal der Königin Luise.

**) Karl Gropius, der bekannte Landschaftsmaler und Reisende (später Hoftheatermaler und Mitglied der Akademie der Künste in Berlin).

***) Vgl. oben, S. 149, Anm.

†) Ein Däne von Geburt und Gelehrter von Beruf, hatte derselbe mit seinem Landsmanne v. Bröndsted und den oben Genannten (v. Haller und Linckh) eine Forschungsreise nach Griechenland unternommen.

bald! Alle meine Kinder und Humboldt empfehlen sich Ihnen. Emilie, Theodor und Julius umarme ich.

Ihre Caroline v. Humboldt.

---

4. Frau v. Humboldt an die Wittwe Schicks.*)

Wien den 23. September 1812.

Theure Frau!

Ich habe Ihnen bis jetzt nicht schreiben wollen, überzeugt wie ich bin, daß es bei einem so gerechten Schmerz, wie der Ihrige, keinen Trost zu ertheilen gibt; allein ich habe darum nicht weniger an Sie gedacht. Im Gegentheil, immer stehen Sie mir vor Augen, und vielleicht kann Niemand ein tieferes Gefühl von dem haben, was Sie empfinden müssen, da Niemand außer Ihnen Ihren theuren Gatten mehr geachtet und geliebt haben kann, als ich**). — Mein sehnlicher Wunsch ist jetzt, theure Freundin, zu erfahren, ob die Tröstungen der Religion Ihr bekümmertes Herz etwas ruhiger gemacht haben werden, und wie Sie und Ihre lieben Kinder sich befinden. Ich bitte Sie, mir zu schreiben und mir nähere Nachricht von Ihrer Lage zu geben. Sagen Sie mir auch, ob Sie noch keinen Schritt gethan haben, um sich in das Andenken Ihrer Großmutter zu rufen, welche dem zufolge, was unser theurer Verstorbener mir gesagt, noch in England lebt. Es scheint mir, daß Sie nicht versäumen sollten, zum Besten Ihrer Kinder einen solchen Schritt zu thun.

Ihr Schwager schrieb mir, daß Sie Auskunft in Betreff der Schuld Ihres Mannes, gegenüber dem Baron von Burgsdorf, sowie dem Herrn Kohlrausch***), durch mich zu erhalten wünschten. Was den Baron v. Burgs-

---

*) Der italienisch geschriebene Brief vom Herausgeber übertragen.

**) Welche Verehrung hinwiederum Schick seiner edlen Gönnerin zollte, dafür leistet ein Bild von ihr Zeugniß, das er nach ihrem Abgange (vgl. oben, S. 287, Anm.) aus der Erinnerung malte, und das eben deshalb mehr als ein Idealbild oder ideales Bildniß, denn als ein Porträt in dem strengen Sinne des Worts zu bezeichnen ist. Das Motiv zu dem Gemälde bot eine Gewohnheit der Frau v. Humboldt, bei stillem Nachdenken die Augen zu schließen und die Hände zu kreuzen; in solcher Haltung erscheint sie auf dem Bilde, in welchem der oberflächliche Betrachter eine Schlafende zu erblicken glaubt. (Das vom Sohne aus dem Nachlaß des Vaters ererbte Gemälde wurde neuerdings von dem kais. russischen Gesandten zu Stuttgart, Baron v. Titoff Exc., erworben.)

***) Dr. Heinrich Kohlrausch, ein Arzt, Hannoveraner von Geburt, der in Begleitung der Humboldt'schen Familie nach Rom gekommen war, und der von Schick in seinen

dorf angeht, so habe ich ihm geschrieben, und er hat mir geantwortet, daß er nie daran dächte, von Ihnen die hundert Zechinen, die er Ihrem Manne gegeben *), zurückzufordern; daß, wenn Schick am Leben geblieben wäre, er ein Bild seiner Frau, von dessen Hand gemalt, zu bekommen gewünscht hätte, daß es jetzt aber, da er seiner Krankheit habe unterliegen müssen, ein süßer Gedanke für ihn sey, daß der Kranke vielleicht in den Stand gesetzt worden, sich einige Bequemlichkeit mehr zu verschaffen. Im Uebrigen giebt mir Burgsdorf den Auftrag, Sie zu grüßen und zu bitten, ihn wissen zu lassen, ob und wann die Gemälde Schicks werden gestochen werden, um darauf unterzeichnen zu können. — Herr Doctor Kohlrausch steht in Correspondenz mit Herrn Duttenhofer zu Stuttgart, und ich habe ihm deßhalb geschrieben, daß er durch Vermittlung dieses Herrn Ihnen Kunde von seiner Entschließung geben möchte. So viel ich weiß, hat Herr Kohlrausch durch meine Hände dem Herrn Schick 75 Scudi übergeben lassen; seine Möbel sind zu 66 Scudi berechnet worden, den Rest habe ich baar hinzugefügt. **)

Ich schließe hier, theure Freundin, indem ich Sie zärtlich umarme und Sie vielmals von meinen Kindern grüße. Ich weiß, daß Theodor Ihnen seinen Besuch gemacht hat; Sie werden ihn ziemlich groß gefunden haben. ***)

Briefen wiederholt erwähnt wird (vgl. oben S. 161 und 171, an welcher letztern Stelle ihn Schick als seinen „sehr guten Freund" bezeichnet; eine dritte Stelle, S. 236, scheint sich gleichfalls auf Kohlrausch zu beziehen. Nachmals durch Wilhelm v. Humboldt nach Berlin gezogen, starb derselbe im J. 1826 als Geh. Ober-Medicinalrath (vgl. G. Schlesier, Erinnerungen an W. v. Humboldt, II. S. 63).

*) Vgl. oben den Brief von Schick an Frau v. Humboldt, Nr. 109, S. 272.

**) Wie es scheint, hatte Schick vor dem Abgange Kohlrausch's von Rom dessen Möbel übernommen (die von Frau v. Humboldt, am Rande des Briefes, einzeln, mit den angesetzten Preisen, verzeichnet sind). — In dem handschriftlichen Nachlasse Schicks fand sich folgende, von Kohlrausch ausgestellte, von Schick selbst aber später in Stücke zerrissene Urkunde: „Endes-Unterzeichneter bezeugt hierdurch, so lange als es seine Umstände erlauben, und auf jeden Fall auf vier Jahre, selbst wenn er sterben sollte, sich oder seine Erben verpflichtet zu haben, dem Herrn Maler Schick aus Stuttgart hundert Thaler deutschen Geldes, die die Summe von fünfundsiebenzig Piastern römisch ausmachen, jährlich auszuzahlen. Und bittet denselben dagegen, ihm nach Lust und Willkür etwas dafür zu malen. — Dieser Termin nimmt mit dem Jahre 1809 seinen Anfang, und kann nach Hrn. Schicks Gutbefinden alle drei oder sechs Monate bezahlt werden. Rom den 12. Dez. 1808. Heinrich Kohlrausch, der Medicin und Chirurgie Doctor aus Hannover." (Ueber Bilder von Schick, die sich später im Besitze Kohlrausch's befanden, s. unten den Brief des Barons v. Burgsdorf, Nr. 7, und vgl. auch oben, S. 236).

***) Theodor, der ältere der beiden Söhne Wilhelms v. Humboldt (die zu reiferem Lebensalter gelangten; von dem frühen Tode eines dritten, des Erstgeborenen, zu Rom, berichtet Schick, s. oben, S. 112), war geb. den 19. Januar 1797 zu Jena (und erbte nach dem Tode des Vaters die Herrschaft Ottmachau-Ritterwitz bei Neisse in Schlesien): vgl. G. Schlesier, Erinnerungen rc. II. S. 560 f.

Leben Sie wohl, theure Signora Emilia! Denken Sie an mich, als Ihre Freundin und Dienerin

Caroline Humboldt.

---

5. Frau v. Humboldt an Gottlob Schick,
den Bruder des Malers.

[Wien] den 23. Sept. 1812.

Mit vielem Antheil und Vergnügen empfing ich den Brief von Ew. Wohlgeboren vom 12. Juni, und nur der Wunsch Ihrer lieben Frau Schwägerin wegen des Auftrags an Herrn v. Burgsdorf Auskunft zu geben hat mich bewogen, so lange mit meiner Antwort zu zögern. Hr. v. Burgsdorf war selbst tödtlich krank und darum blieb seine Antwort aus. Endlich hat er geschrieben, er wolle nie die 100 Dukaten zurückhaben, Schicks Andenken bleibe ihm unvergeßlich, und er wünsche nur durch mich genau zu erfahren, was von seinen Werken gestochen werde, um darauf zu subscribiren. Hr. Geheimrath Kohlrausch wird sich wohl bei Hr. Duttenhofer erklärt haben. Wie ich weiß, zahlte er theils in Effekten die Ihr Herr Bruder annahm, theils baar 75 römische Thaler auf das bestellte Bild des schlafenden Christus.

Ich bitte Sie überzeugt zu seyn, daß ich von unsrer früheren Bekanntschaft in Paris*) nur das Andenken Ihrer Zuvorkommenheit und Ihres ausgezeichneten musikalischen Talentes habe, und mich auf gar keinen gesellschaftlichen Verstoß besinne.

Ihrer lieben Schwägerin habe ich beigehend selbst geschrieben; Gott wolle sie trösten! Ihres mir unvergeßlichen Bruders Bilder machen hier den größten Effekt. Der Director der Academie, Hr. Prof. Füger, hat laut über sie erklärt, daß Niemand hier und seines Wissens Niemand in Deutschland sey, der dergleichen zu machen im Stande sey, und seitdem vergeht selten eine Woche, wo nicht Fremde herkommen, um sie bei mir zu sehen. Leben Sie wohl! Grüßen Sie freundlichst Herrn Cotta von mir und erhalten mir ein geneigtes Andenken!

Caroline v. Humboldt,
geb. v. Dacherröden.

---

*) Vgl. oben, S. 62, Anm. (wo indessen die Angabe zu berichtigen, daß Gottlob Schick sich im J. 1802 noch Behufs seiner Ausbildung zu Paris befunden habe; von dem ersten Aufenthalt daselbst in die Heimath zurückgekehrt war er Ehemann und nach kurzer Zeit Wittwer geworden, worauf er sich zum zweitenmal, und jetzt als ausübender Künstler, nach Paris begab.)

6. Frau v. Humboldt an die Wittwe Schicks. *)

Wien den 24. April 1813.

Theuerste Frau!

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe vom 26. October und 13. März erhalten, den letzten durch Vermittlung des Herrn Eckstein. **) Nein, meine Freundin, ich werde Sie niemals vergessen, und nur in den Umständen, die während der letztvergangenen Monate schwer genug für mich waren, lag die Ursache der Verzögerung des Schreibens. Im vergangenen November, kurz nachdem ich Ihren ersten Brief erhalten, erkrankte mein Hermann.***) Er bekam ein Nervenfieber von der äußersten Heftigkeit, und wenig Hoffnung blieb mir für seine Erhaltung. Aber Gott wollte meine Gebete erhören und mir ihn wieder schenken. Allein seine Erholung, in diesem schrecklichen Winter, gieng nur sehr langsam von Statten. Er lag Monate zu Bett, nachdem er von dem Fieber befreit war, und als er wieder anfing das Gehen zu erlernen, so hatte er das Unglück zu fallen und sich an den Lenden so wehe zu thun (di farsi tanto male ai reni), daß er abermals drei Wochen zu Bett liegen mußte. Auf diese Weise verbrachte ich den ganzen Winter, ohne ein einziges Mal auszugehen, und meine Gesundheit hat viel von der Strenge des Winters und der Sorge und Angst um Hermann gelitten, so daß ich meine Nerven noch jetzt weit angegriffener fühle, als jemals. — Meine Töchter dagegen befinden sich alle drei wohl, und Adelaide, ob sie gleich das dreizehnte Jahr noch nicht vollendet, ist so groß als ich. Theodor hatte mir geschrieben, daß er Sie zu sehen das Vergnügen gehabt; er nahm zärtlichen Antheil an Ihrem allzugerechten Schmerze. Theodor hat auf seiner Reise noch ein zweites Mal Stuttgart berührt, allein zur Nachtzeit und ohne sich aufzuhalten, daher es ihm nicht möglich war, Sie aufzusuchen.

Er ist drei Tage bei mir gewesen und alsdann zur Armee abgegangen, bei der er als Freiwilliger im Garde-Regiment zu Pferd eingetreten. Sie können sich denken, daß ich nicht ohne große Herzensangst ihn so großen Gefahren, in so zartem Lebensalter †) ausgesetzt sehe. Ich finde keinen Trost,

---

*) Der Brief, gleich Nr. 4, aus dem Italienischen übersetzt.

**) Vgl. oben den Brief von Schick an Frau v. Humboldt, Nr. 109, S. 274, Anm. **).

***) Dieser jüngere der beiden Söhne (die den Vater und die Mutter überlebten) war geboren den 24. April 1809 zu Rom (und wurde nach dem Tode des Vaters der Erbe der Herrschaft Ottmachau-Friedrichseck, auf dem rechten Neisse-Ufer).

†) Theodor v. Humboldt stund damals im sechzehnten Jahre (s. oben, S. 290, Anm.).

als indem ich ihn Gott empfehle, und zweifle nicht, daß Sie mich als Mutter verstehen werden.

Mein Sohn hat mir gesagt, daß er Ihren Herrn Vater in Heidelberg gesehen habe; es befremdet mich sehr, daß derselbe keine größere Theilnahme für Sie zeigt; wie ich höre, hat er zwei große Gemälde in Heidelberg ausgeführt. Ich bitte Sie, Ihren Schwager und Ihren Bruder, wenn er bei Ihnen ist, von mir zu grüßen; Ihre Kinder umarme ich zärtlich. Sollten einige der Werke Ihres theuren Verstorbenen gestochen werden, so bitte ich, mich davon zu benachrichtigen.

Ich weiß, daß Herr Burgsdorf die Gemälde erhalten hat, die Sie ihm sandten*) — vielleicht, daß auch ein Brief von ihm auf der Post zu Stuttgardt liegt; für alle Fälle will ich ihm zu wissen thun, daß Sie keine Antwort erhalten haben. Und nun, meine theure Freundin, umarme ich Sie mit aufrichtigem Herzen (di vero cuore). Mein Mann und die Kinder grüßen Sie. Ich wünschte, daß Sie hier wären, um Ihnen beweisen zu können, wie sehr ich Ihnen wohl will, und wie theuer mir stets das Andenken Ihres theuren Gatten sein wird. Gott wolle Sie erhalten, theure Freundin, für Ihre Kinder, und den größten Trost in Ihrem Schmerze Sie darin finden lassen, daß Sie Seinem Willen sich unterwerfen.

Ich verbleibe Ihre wahre Dienerin und Freundin

Caroline v. Humboldt.

---

7. Wilhelm v. Burgsdorf an die Wittwe Schicks. **)

Berlin den 1. März 1813.

Hochgeachtete Frau,
meine sehr zu verehrende Gönnerin!

Ihren werthesten Brief mit den so kostbaren und unerwarteten Geschenken, die mir immer eine theure Erinnerung an Ihren verewigten Gatten bleiben werden, erhielt ich mit einer Empfindung, die aus Süß und Bitter gemischt war. Süß waren diese Andenken (questi ricordi) für mich, sofern sie mir die Talente und den ansprechenden Genius (il genio confacevole) des theuren Verstorbenen vor Augen führten, bitter, sofern Sie mir seinen

*) Vgl. den folgenden Brief.

**) Auch dieser Brief aus dem italienischen Urtext übertragen. — Ueber W. v. Burgsdorf s. oben den Brief von Schick an Frau v. Humboldt, Nr. 106; den Inhalt seines Schreibens betreffend vgl. den Brief der Frau v. Humboldt, Nr. 4.

allzufrühen Tod und Ihr herbes Geschick in Erinnerung riefen. Eine Stunde früher war ich ausgegangen und trat unterwegs in der Wohnung des Herrn Kohlrausch ein, der verschiedene Gemälde von unserem Freund besitzt; indem ich dieselben mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, befiel mich ein gewisser, ich kann nicht sagen wie sehr mich erschütternder Schmerz (un certo ribrezzo non so dire quanto doloroso), daß kein Andenken an seine Talente und seine Denkweise, die so sehr mit der meinigen übereinstimmte, in meinem Besitze sein solle. Als ich heimkehrte und diese theuren Pfänder unseres ehemaligen vertrauten Umganges (della passata nostra domestichezza) vorfand, so werden Sie sich denken können, welche Freude ich an ihnen hatte, daher ich meine Dankbarkeit nicht vollkommen auszudrücken im Stande bin.

Zu den vielen Schmerzen, die mir sein allzufrüher Tod bereitet hat, gehört, daß der theure Verstorbene nicht das Glück gehabt, sein Leben nur so weit zu verlängern, daß er Zeuge der öffentlichen Ereignisse dieser jüngsten Zeit geworden wäre, welche ohne Zweifel, wie ich seinen Charakter kannte, ihm zum größten Troste gereicht hätten.

Ich wiederhole mit den aufrichtigsten Versicherungen der Gewogenheit den Ausdruck meines Dankes; meine Frau empfiehlt sich Ihrem Andenken, und ich bekenne mich, meine hochgeachtete Gönnerin, als Ihren Diener

W. v. Burgsdorf.

[Dem engeren Kreise der Humboldt'schen Bekanntschaft gehörten gleich W. v. Burgsdorf zwei Brüder Alexander und Gustav von Rennenkampf, geborene Livländer, an, von denen der erstere (später Viceoberhofmeister der Großherzogin von Oldenburg) sich auch literarisch, wie durch die „Umrisse aus meinem Skizzenbuch," Hannover 1827 f., 2 Bde., u. A. bekannt machte. Von seiner Hand rühren folgende an die Wittwe Schicks gerichtete (undatirte) Zeilen, die sich unter dem Schick'schen Nachlasse fanden:

„Da ich hoffe, Sie werden sich meiner noch erinnern und der vielen Morgen in Rom, wo ich das Vergnügen gehabt habe, Sie bei Ihrem verstorbenen Herrn Gemahl zu sehen, und da ich einen recht herzlichen Gruß von Frau v. Humboldt für Sie habe, so bitte ich mir die Erlaubniß aus, Sie besuchen zu dürfen, und mir die Stunde, wo ich Sie am wenigsten störe, zu bezeichnen.

A. von Rennenkampf.]

---

8. Fr. Tieck (der Bildhauer) an die Wittwe Schicks.*)

Carrara den 12. Juli 1812.

Theuerste Signora Emilia!

Es sind erst acht Tage, daß mir die Nachricht von dem Tode meines geliebten Freundes zugekommen, und noch scheint es mir unmöglich, daß sie wahr sei. Ich hatte nach Wien geschrieben, um Kunde von ihm zu erhalten, indem ich glaubte, daß er dorthin gegangen sey, und als Antwort kam eine so traurige Botschaft. Sie wissen, wie sehr ich ihn liebte, und werden gerne glauben, daß ich tief betrübt bin. Wie ich einen aufrichtigen Freund verloren habe, mit dem ich lange Zeit gelebt, wie man mit einem Bruder lebt, einen Freund, an den ich allein bei der Ausführung einer Arbeit dachte, und dessen Rathschläge mir die lehrreichsten waren, so haben Sie noch mehr verloren als ich und beklagen Ihr eigenes Loos, zu derselben Zeit, daß Sie meinen Verlust beklagen. — — —

[Nachdem der Schreiber des Briefes die Schuld berührt, in der er noch gegen den verstorbenen Freund gestanden und jetzt gegen die Erben stehe und den redlichen Vorsatz einer baldigen Tilgung ausgesprochen, so schließt er mit den Worten]:

Indem ich hoffe, Sie werden mich unter die Zahl Ihrer Freunde rechnen und für den Fall, daß ich im Stande wäre, Ihnen irgend welche Dienste zu leisten, sich nicht zuletzt an mich wenden, zeichne ich mit der schuldigen Hochachtung als Ihr Diener und Freund

Friedrich Tieck.

---

9. Ernst Platner an die Wittwe Schicks.**)

Rom den 8. Januar. [1813]

[Nachdem der Schreiber des Briefes die Verzögerung des letzteren mit dem Tode seiner jüngsten, nach dem Abgange der Schick'schen Familie aus Rom geborenen Tochter entschuldigt und sodann eine äußerliche Angelegenheit besprochen hat, fährt er in diesem verschiedene andere voraussetzenden Briefe fort:]

Es macht mir lebhaftes Vergnügen, daß Sie mit so großem Eifer die

---

*) Der Urtext, wie bei Nr. 4., 6., 7. und 9., 10., italienisch.

**) In Bezug auf die Person des Briefstellers s. oben, S. 233, und S. 30, Anm., nebst S. 275, Anm.; in Betreff der Sprache des gegenwärtigen und des folgenden Briefes vgl. die Bemerkung zur Ueberschrift des vorigen.

deutsche Sprache studiren, und mit vieler Ungeduld erwarte ich Ihren ersten, in dieser Sprache geschriebenen Brief. Ich weiß indessen nicht, ob Sie wohl thun, mit Gewalt Ihre Söhne die italienische Sprache vergessen zu machen, denn eine Sprache mehr zu verstehen ist immer etwas Gutes und kann von großem Nutzen seyn.

Ihr armer Gatte bleibt mir stets in lebendigem Andenken. Ich habe von Herrn Schlegel in Wien die Einladung erhalten, eine Abhandlung über seinen Charakter als Künstler und sein Talent zu verfassen, und ich werde diese Arbeit mit der größten Liebe und dem größten Fleiße ausführen und mich wenigstens bemühen, sie so gut zu machen, als meine Kräfte es gestatten. *)

Ein anderes Mal werde ich Ihnen einen längeren Brief schreiben, indem ich mich jetzt nicht ganz wohl befinde; ich bin noch sehr niedergeschlagen vom Verlust meiner armen Tochter. — — — Bleiben Sie bei guter Gesundheit und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder. Ihr

unterthäniger Diener (umilissimo servitore) Ernst Platner.

---

10. Derselbe an dieselbe.

Rom den 1. Juli. [1814.]

Da Herr Leybold morgen von Rom nach Stuttgardt abgeht**), so will ich nicht verfehlen, die Gelegenheit zu benützen, um Ihnen diesen kleinen Brief zu senden, theure Signora Emilia, der Ihnen wenigstens ein Beweis sein wird, daß Ihr Andenken nicht aus meiner Seele geschwunden. Es würde mir großes Vergnügen machen, nach so langer Zeit Etwas von Ihnen zu vernehmen und Kunde zu erhalten, ob Sie mit Ihren lieben Kindern sich wohl befinden und mit Ihrer Lage in Stuttgardt zufrieden sind. Mir und den Meinigen geht es gut in Betreff der Gesundheit, aber schlechter als je in Betreff der Finanzen, wie Sie werden sich denken können, da Sie ohne Zweifel wissen, wie viel mein Vaterland in dem letzten Kriege gelitten hat. Ich tröste mich indessen mit der Hoffnung, daß wenn einmal die Welt von diesen verwünschten Franzosen befreit ist, auch meine Angelegenheiten ein gün-

---

*) Der Aufsatz erschien in dem 4. Bande (Wien 1813) des deutschen Museums von Fr. Schlegel, und zwar unter dem Titel: „Ueber Schicks Laufbahn und Charakter als Künstler." (In der Anmerkung zu S. 30 unserer Schrift steht irrig 1812, statt 1813.)

**) Karl L., Historien- und Bildnißmaler, lebte fernerhin zu Wien und seit 1821 zu Stuttgart, wo er 1844 als Professor an der Kunstschule starb; über seinen Eintritt in Rom vgl. oben, S. 244.

stigeres Aussehen gewinnen werden. Sehr leid thut es mir, daß ich nicht von der gegenwärtigen Gelegenheit Gebrauch machen kann, um Ihnen den kleinen Rest meiner Schuld zu senden, indem es mir in diesem Augenblicke völlig unmöglich ist; allein ich habe die Hoffnung, es thun zu können, wenn die erste nächste Gelegenheit sich finden wird, um Etwas nach Stuttgardt senden zu können.

Es scheint mir, daß die Zeit für Sie gekommen sey, einen Schritt zu thun, um Ihre mütterliche Erbschaft aus England zu erhalten, und könnte ich Ihnen in dieser Angelegenheit dienen, so würde ich es mit dem größten Vergnügen thun. Und diß wäre nicht unmöglich, da sich gegenwärtig viele Engländer in Rom befinden. — — Ich bitte Sie bei der Liebe, die Sie zu Ihren Kindern haben, mit allem Ernste an diese Sache zu denken. Viele Grüße von Seiten meiner Frau. Möge Gott Sie mit Ihren lieben Kindern erhalten, und vergessen Sie nicht Ihren Freund und unterthänigen Diener Ernst Platner.

[Nach dem Drucke der voranstehenden Briefe gelangte noch das folgende Schreiben des Barons v. Burgsdorf an Schick in die Hände des Herausgebers, das er nachträglich, als weiteres Zeugniß der thatsächlich bewährten Freundschaft des ersteren für den letzteren, folgen läßt.]

11. W. v. Burgsdorf an Schick.

Dresden den 28. Juli 1811.

Ihr Brief, mein theurer Freund, hat mir und meiner Frau die größte Freude gemacht, da er im Ganzen so viel Gutes über Ihre Gesundheit enthält. Es war das Erste, was ich meiner Ernestine am Wochenbette vorlas, in dem sie seit zehn Tagen nach der glücklichsten Entbindung liegt (oder lag). Sie hat mir ein zweites Mädchen gebracht und alles ist so gut gegangen, als wäre es in Neapel geschehen. In Rom wenigstens haben Sie aber auch schwerlich so schönes Wetter als wir hier, ich meine eine so angenehme Wärme. Wir wohnen in einem Garten an der Elbe und ich finde täglich von Neuem, daß diese Gegend sich mit dem besten vergleichen läßt, was es gibt. Dabei bestärke ich mich in der Meinung, daß es nicht nur Ihnen, sondern auch Ihrer Frau in Deutschland gefallen wird, und freue mich herzlich auf die Zeit, wenn Sie mit ihr zu uns kommen. Da ich Sie vergnügt zu sehen wünsche, möchte ich Sie nicht allein kommen sehen, und meiner Frau wäre es nur die halbe Freude, wenn die Ihrige zurückbliebe. Wo aber werden wir uns sehen? ich selbst bin im Begriff Ihnen Plane

vorzulegen, die vielleicht Ihre Reise hieher erschweren, — hier sind sie. Ich grüßte den Professor Hartmann *), den ich sehr wohl kenne, von Ihnen, und er erzählte mir, daß er sich eben mit Ihnen in Gedanken beschäftigt habe. Sein Freund, der Ober-Baudirektor Weinbrenner aus Carlsruhe, habe ihm eben geschrieben und ihm die Professorsstelle am Lyceo **) daselbst angetragen, mit der Weisung, daß der Gehalt in 1000 Gulden bestehe, daß er sich sonst Manches bedingen könne, daß er, Weinbrenner, in der Lage sey, ihm außerdem einen jährlichen Erwerb von wenigstens 2000 Gulden zusichern zu können, daß dem Professor Zeit genug für sich bleibe, besonders wenn er sich erst Jemand zum Unterlehrer gebildet habe, und daß er nur unter einem Direktor stehe, der sehr alt und unwissend sey, der 3000 Gulden Gehalt habe, und dessen Stelle ihm künftig offen stehe. Hierauf will Hartmann antworten, daß er um die Professorsstelle seine hiesige bei der Akademie nicht aufgeben könne, daß er freilich auf künftig sich die des Direktors recht gern vorbehalte, und daß er sagte, Sie, lieber Freund, würden die jetzt vakante Stelle annehmen, wenn man sie Ihnen antrüge. Wenn ich es nun nicht, aus der Kenntniß des Mannes, für unwahrscheinlich hielte, daß Hartmann auch dann, wenn er Direktor werden kann, von hier geht und wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Ihnen, wenn man Sie einmal persönlich dort kennt, auch diese Stelle künftig zufiele, so würde ich es kaum gewagt haben, ihn, den Hartmann, in seiner Absicht zu bestärken. So aber that ich es und habe heute bei ihm den Brief an Weinbrenner abgehen sehen. Es heißt der Badner Hof werde nach Mannheim verlegt und dann also vielleicht das Lyceum mit. Um Ihnen zu zeigen, daß es für Künstler, denen damit gedient seyn könnte, doch noch Aussichten in Deutschland gibt, sage ich Ihnen, daß eben auch dem Hartmann im vorigen Jahre als er dort reiste, eine Stelle am bayerischen Lyceo [?] in Nürnberg unter guten Bedingungen angeboten wurde, und daß der Graf Lerchenfeld (Ober-Landesdirektor), der sich sehr dafür interessirte, ein junger gescheidter Mann seyn soll, der jetzt in Innspruck lebt. Sie sehen, daß wenn es Ihre Absicht wäre, sich auf Jahre in Deutschland festzusetzen, sich dazu bei Ihrer Reise Gelegenheit finden könnte. Für's Erste warten Sie nur ab, ob man Sie von Carlsruhe aus beruft und entscheiden Sie dann oder schreiben Sie, Sie würden hinkommen und es sich ansehen. Selbst Schritte darum zu thun, wenn der Antrag nicht vorausgegangen ist, wäre wohl erst auf der Reise selbst rathsam. Ich habe der Humboldt von der Sache geschrieben und ihr gesagt, Sie würden sie von Ihrer Meinung darüber benachrichtigen, damit sie, etwa durch Badner in

---

*) Ueber Ferdinand Hartmann, den Historienmaler, vgl. oben S. 15 ff.

**) ? Der Akademie?

Wien, oder durch die Frau v. Wolzogen mit dazu zu wirken sich bemühe. So wenig diese Pläne, die ich mit Hartmann vielleicht sehr voreilig in Ihrem Namen gemacht habe, nun auch dem Ihrer Reise bis zu mir widersprechen, so gewiß muß ich mich doch selbst bescheiden, daß Ihr Besuch, der mir so viel werth ist, nachstehen müßte, wenn er mit der Antretung des Postens unverträglich wäre. Dann bliebe mir die Aussicht, Sie in Schwaben aufzusuchen, wo ich ohnedem sehr gerne Baden und Heidelberg im nächsten Jahre besuchte.

Von Bildhauer Tieck habe ich endlich vor Kurzem einen Brief aus Zürich erhalten, den er mir als Antwort auf den schreibt, der ihm von Rom aus erst nach meiner Abreise von dort zugekommen ist. Sein Brief erfreut mich, weil er mir seine Freundschaft beweist, und betrübt mich, weil er mir seine üble Lage zeigt, der ich nicht abzuhelfen weiß. Er erwartet seit Jahr und Tag beständig, und freilich jetzt mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß Knorring, dem er all sein verdientes Geld geborgt, ihn von Rußland aus in den Stand setze nach Carrara zu gehen. Seinen Bruder erwarte ich in wenigen Tagen hier, wo er vier Wochen bei mir bleiben wird, dann gehen wir Alle nach Sandow bei Frankfurt a. d. Oder, und dahin (p. Berlin) bitte ich Sie mir zu schreiben. Sagen Sie mir, wenn Sie können, etwas Erfreuliches von Rom und meinen dortigen Bekannten. Grüßen Sie diese von mir und seyen Sie so gütig, die Einlagen abgeben zu lassen. Meine Frau empfiehlt sich der Ihrigen und Ihnen, und auch mein Compliment bitte ich bestens zu bestellen. Leben Sie wohl und immer wohler, und machen Sie meine Hoffnung, Sie wieder zu sehen, bald zur Gewißheit! Ihr ergebenster Freund A. v. Burgsdorf.

Die Gräfin Finkenstein *) aus Wien finden Sie hier in Dresden, wo ihr Mann Gesandter wird, doch ist auf sie nicht fest zu rechnen.

Nachwort des Herausgebers.

Das zuletzt mitgetheilte Schreiben erreichte Schick noch zu Rom, von wo er bald darauf die Reise in die Heimath antrat, in der er von schweren körperlichen Leiden die Genesung zu finden hoffte. Indem diese Hoffnung ihn täuschte, verschwand auch die Möglichkeit der Uebernahme eines öffentlichen Berufes. Ueber die letzten Monate seines Lebens, sowie über die Natur seines Leidens und die Ursache desselben erfahren wir Näheres aus dem Nekrologen, den das Morgenblatt vom 19. Mai 1812, aus der Feder eines

---

*) Eine Anverwandte von Burgsdorf, bekannt als die Freundin Ludwig Tiecks.

Freundes brachte. *) „Kaum waren ihm“ — so heißt es daselbst — „noch einige Tage (nach der Ankunft in der Heimath) vergönnt, die er außer dem Bette zubringen konnte. Seine schmerzhafte Krankheit legt ihn auf ein langwieriges Lager, das er nicht wieder verließ. Hätten die Aufopferungen der Seinigen, hätte die Kunst der geschicktesten Aerzte ihn retten können, er wäre gewiß gerettet worden. Das Uebel wurde richtig erkannt und für das angegeben, wie es sich nachher gezeigt hat; aber zugleich wurde es auch für ganz unheilbar erklärt. Es war eine Verletzung an der großen Herz-Schlagader, wodurch diese eine ungewöhnliche zunehmende Ausdehnung erhielt, und endlich durch ein plötzliches Zerplatzen den Tod bringen mußte. Der unsäglich und immer geduldig Leidende wußte diese Gefahr nicht, und nährte bis auf den letzten Moment noch Hoffnungen. Merkwürdig ist es, daß seine Stuttgardter Aerzte den Ursprung der Krankheit bestimmt in einer überreizten Affekts-Anwandlung suchten, und den Kranken darüber befragten, der solches auch zugab, aber gutmüthig Alles auf die Anstrengungen bei seinen Künstlerarbeiten schob. Nur wenige Tage vor seinem Ende entschlüpfte ihm gegen einen Vertrauten das Geheimniß, daß er an den Folgen einer abscheulichen und ungerechten Kränkung leide, welche ihm in Rom ein ungewöhnlich starkes Fieber zugezogen habe, von dem er sich nicht wieder erholen könne. — — —

Am Himmelfahrts-Tage, 7. Mai **) 1812, rang sich der Geist dieses jungen aber großen Mannes von seiner irdischen Hülle los, und schwebte hinauf zu dem Lichte, dessen Sohn er war.“

Um über die dunklen, im Vorstehenden enthaltenen Andeutungen vielleicht eine Aufklärung zu gewinnen, befragte der Herausgeber den Sohn des verewigten Meisters, dessen willigem Entgegenkommen er die Mittheilung folgender, dem Sohne von der Mutter überlieferten Thatsachen verdankt, welche in dem behaupteten Causalnexus mit der Krankheit, die dem Vater den Tod brachte, freilich einem Zweifel Raum gebend, doch an sich für die Charakteristik des Künstlers so werthvoll erscheinen, daß wir durch ihre Niederlegung an dieser Stelle einer Pflicht zu genügen glauben.

Nicht ohne einige Verwunderung dürfte mancher Leser vernehmen, daß der Meister, dessen historische und religiöse Gemälde uns vor Allem durch die zarte und innige, in ihnen zum Ausdruck gelangte Empfindung so unwiderstehlich anziehen, zugleich der trefflichste Zeichner — von Carricaturen war. Ausgezeichnete Anlagen des kritischen Verstandes mit tiefem Gemüthe zu

---

*) Der Verfasser war ohne Zweifel der Schwager Danneckers, der auch unserem Schick befreundete und öfters in seinen Briefen erwähnte Kaufmann Heinrich Rapp.

**) Also nicht April (s. oben, S. 30). — Der Geburtstag Schicks war der 15. Aug. (1799).

vereinen, ist das Vorrecht genialer Naturen, welches unserem Schick nicht mangelte. Als geborener Künstler mit der Gabe, das Charakteristische aufzufassen, in seltenem Maße ausgerüstet, vermochte er auch die Schwächen der Anderen, wie sie im Ausdruck des Gesichts, in Geberden, in Haltung und Bewegung zu Tage traten, mit raschem Blick zu erkennen und verstund sie mit kecken und sicheren Strichen des Pinsels oder Stiftes, je nach der Natur des Objektes oder nach seiner Laune mit schwächerer oder auch kräftigerer Steigerung der Motive, auf das Schlagendste darzustellen. Schon während der Stuttgardter Lehr- und sofort der Pariser Studien-Jahre war er gewohnt, sich durch Zeichnung von Carricaturen zu erheitern; und so hatte er denn auch im Verlaufe des römischen Aufenthalts mit solchen Humoresken eine Mappe gefüllt, die er übrigens, von der Absicht zu verletzen, selbst Feinden gegenüber weit entfernt, mit gewissenhafter Sorgfalt verborgen hielt, so daß nur wenige nähere Bekannte von ihrer Existenz eine Kunde hatten. Einem von denselben — sein Name ist unserem Gewährsmann entfallen — gelang es, den Besitzer der Mappe und Urheber ihres Inhalts durch anhaltende Bitten und durch das gemachte Versprechen einer strengen Verschwiegenheit zur Oeffnung zu vermögen. Mit dem lebhaftesten Interesse und mit steigendem Vergnügen betrachtete der Glückliche die geistreichen Blätter. Das Bild des Freundes, welcher selbst ein Objekt des satyrischen Humors geworden war, hatte Schick vor der Oeffnung geflissentlich beseitigt. Der Freund indessen, das Vorhandenseyn des Bildes vermuthend oder sicher davon unterrichtet, erreichte schließlich durch unbefangene Versicherung der Erhabenheit über jedes Mißverständniß, daß ihm auch das eigene Conterfei in die Hand gelegt wurde. Jetzt aber, da er selbst vor den Spiegel trat, in dem er von der Seite her so viele bekannte Gestalten mit unverholener Lust betrachtet, verließ ihn der Humor; er erbleichte beim Anblick seines Bildes, verließ auf der Stelle, im Innersten aufgeregt, die Wohnung des Freundes, und verfiel, in die eigene zurückgekehrt, in eine Fieberkrankheit, in der er nicht aufhörte, von den Ausgeburten eines Spottes, welcher keinen Freund, keine Freundin, keine weltliche noch geistliche Größe, ja selbst den heiligen Vater nicht verschont gelassen, die gräßlichsten Schilderungen zu entwerfen.*) Schnell verbreiteten sich die Aussagen des Kranken über dessen Wände hinaus, und zu unwillkürlicher Entstellung trat leider die Lüge und Verleumdung hinzu. Schon seit längerer Zeit hatte der Neid und der Haß der Berufsgenossen den zu glänzenden Erfolgen und Ehren so schnell emporgetragenen Meister

*) Die Person des schwachmüthigen Freundes betreffend erfuhren wir nachträglich durch das Zeugniß der Tochter über die Aussagen der Mutter, daß der sonst wohlmeinende Platner es gewesen, der durch diese krankhaften Ausbrüche das Unheil veranlaßte.

verfolgt, und der Anlaß der sich jetzt bot, ihm zu schaden und wo möglich ihn völlig zu verderben, wurde gründlichst ausgebeutet. Geheime, wenn nicht offene Denunciation fand statt und in Folge derselben war es nahe daran, daß der Angeklagte auf die Engelsburg gebracht oder aus Rom verwiesen worden wäre. Vornehmlich war es, wie die Wittwe bezeugte, der Einfluß der Frau v. Humboldt, der ihn rettete, und dieses Verdienst um unsern Freund wird der Leser ihr doppelt verdanken, wenn er hört, daß die edle Gönnerin selbst, nach ihrer äußeren Erscheinung, dem Humor des Künstlers als Stoff gedient, daß Frau v. Humboldt davon Kunde erhalten, und daß Schick, welcher freilich von jedem mißliebigen Motive sich frei wußte, auf die an ihn gerichtete Frage die Thatsache nicht geleugnet hatte.

Wie wir aus zwei Briefen Schicks (82., 83., S. 215. 217.) ersehen, welche allerdings weitere Angaben vermissen lassen, drohte ihm die Gefahr der Gefangensetzung oder Verweisung aus Rom in dem Spätsommer des Jahres 1806. In welche Aufregung des Gemüthes die erwähnte Gefahr den seit Kurzem Verlobten und eben mit der Ausführung seines Meisterwerks beschäftigten Künstler versetzte, und wie tief er die durch seine Neider und Hasser ihm zugefügte Kränkung empfinden mußte, ist leicht zu ermessen, und daß heftige Erschütterungen der Seele die verderblichste Wirkung auf den Körper zu üben vermögen, ist sicher nicht zu läugnen. Sofern nun aber dem durch den Sohn überlieferten Zeugniß der Gattin zufolge das unheilbare Leiden Schicks auf die damals eingetretene Affection des Gemüthes zurückzuführen wäre, so dürfen wir unsererseits darauf hinzuweisen nicht unterlassen, daß Schick in einem späteren, vom 7. April 1811 datirten Briefe an seine Geschwister (Nr. 108), in dem er von einer kaum überstandenen heftigen Krankheit und zugleich von den schon länger dauernden körperlichen Beschwerden Kunde gibt, in der letzteren Beziehung äußert, daß er diese Beschwerden seit „beinahe drei Jahren" verspüre. Dem scheinbar sich hieraus ergebenden Widerspruche gegenüber ist indessen die Annahme denkbar, daß Schick, in Erinnerung an gewisse andere, schon seit dem Erlebniß des Jahres 1806 vorhandene Symptome sich des fraglichen Zusammenhangs seiner Krankheit erst später mit Sicherheit bewußt geworden. Dürfen wir diese, durch die Achtung vor dem Zeugniß der Gattin uns nahe gelegte Annahme, wie die eigene Ansicht Schicks als gegründet voraussetzen, so beschloß er sein inhaltreiches und scheinbar noch so zukunftvolles Künstler-Leben als ein Opfer des Künstler-Neides. Durch die Lesung seiner Briefe mit dem Wesen und Charakter des Menschen und Künstlers vertraut geworden, können wir, bei der wehmüthigen Betrachtung dieses tragischen Schicksals, ein Moment der Schuld, in jenem Uebermaße von Ehrgeiz liegend, der freilich auf das edelste Streben sich gründete, aber andererseits auch die Spuren der Läuterung nicht übersehen, die das schwere

Geschick in dem Geist und Gemüthe des mehr und mehr dem selbstischen Element sich Entwindenden reifte.

Als mittelbare Zeugin des Berichteten nannten wir die Wittwe des Meisters, und ihr, der so innig vom ihm Geliebten, seyen schließlich noch wenige Worte geweiht. Auf ein buntbewegtes und vielfach geprüftes, aber durch die Liebe eines Mannes wie Schick doch reich erfülltes Leben schaute die früh Verwittwete zurück. Zu Neapel im Jahre 1790, als die Tochter eines englischen Malers, wie wir wissen, geboren, durfte sie nicht lange die liebreiche Sorge einer mütterlichen Erziehung genießen. Als sie noch im zarten Kindesalter stund, verließ ihr Vater, von unruhiger Wanderlust getrieben, zugleich mit ihrer Mutter Neapel und übergab die unmündige Tochter den Händen der berühmten und berüchtigten Lady Hamilton, der aus niederem Stande durch natürliche Reize und verführerische Künste emporgestiegenen Gemahlin des englischen Gesandten, in deren Hause sie das Mitglied eines kleinen, aus einer Anzahl junger Mädchen von anmuthiger Bildung und Gestalt zusammengesetzten Hofstaates wurde. Lebhaft erinnerte sie sich später des Glanzes, der sie damals umgab, und erzählte gerne von einzelnen Scenen, wie von einem prachtvollen Ballfeste, das der englische Admiral, Lord Nelson, der erklärte Liebhaber der Lady Hamilton, vermuthlich nach seiner Rückkehr von dem Siege bei Abukir, im Jahr 1798 auf seinem Admiralschiffe veranstaltete, und dem sie im Gefolge ihrer gefeierten Gebieterin anwohnte. Daß in dem Hause der letzteren die meiste Zeit auf Putz und Tand verwendet und die Ausbildung des Geistes und Pflege des Gemüthes der jungen Mädchen versäumt ward, ist leicht zu denken. Gleichwohl bewahrte Emilie die Reinheit ihres kindlichen Herzens und wurde in ihrer Unschuld der besondere Liebling Lord Hamiltons, dem die Unterhaltung mit dem liebenswürdigen Kinde Erheiterung und Trost in den Stunden der Bekümmerniß bot, die der Leichtsinn und Uebermuth seiner untreuen Gemahlin schon vor dem Erscheinen des Admirals ihm bereitete.

Nach Verfluß einiger Jahre kam der Vater Emiliens nach Neapel zurück, um die Tochter nicht lange darauf mit sich nach Rom zu nehmen, wo er gleichfalls nur kürzere Zeit verweilte und vor dem Abgange sein Kind einer Frau von geringem Stande übergab, die das Mädchen, zumal bei dem Ausbleiben des Kostgeldes, gleich einer Dienstmagd behandelte, ja selbst mißhandelte. Wie Emilie später in dem eigenen Hause des Vaters eine nicht viel bessere Stellung einnahm und unter dem Benehmen desselben, nachdem ihre Mutter das Opfer seiner leidenschaftlichen Verirrungen geworden, auf das Schwerste litt, wie in dieser ihrer Lage unser Freund als ein Eros erschien, der die duldende Psyche mit liebender Sorge umgab, aber freilich auch von seiner Seite sie auf harte Proben stellte, um endlich ihre Bande zu lösen

und all das vergangene Trübsal durch den Lohn seiner Liebe aufzuwägen, davon haben uns die vorausgehenden Briefe zu Mitwissern und weiterhin zu Zeugen gemacht, wie die hohen, von unserem Freunde gestellten und auf die Bedürfnisse seines tiefen Gemüthes gegründeten Ansprüche auf eheliches Glück sich erfüllten, und wie ihm die treue Gattin, nach dem Eintreten seines andauernden und schweren Leidens, mit der aufopferndsten Pflege zur Seite stund.

Nach dem Tode des früh Vollendeten lebte die Wittwe in dem Hause seines Schwagers und im Kreise seiner Geschwister ein stilles Leben, der Erziehung ihrer Kinder *) gewidmet, die ihr bei den bescheidenen äußeren Mitteln **) nicht leicht ward. Ein Jahr nach dem Tode ihrer Schwägerin

*) Von den beiden zu Rom geborenen Söhnen starb der ältere, Theodor, (geb. den 10. Dec. 1806) als ein Knabe von zehn Jahren; die erst zu Stuttgart (am 14. Nov. 1811) geborene Tochter Emilie ist seit längerer Zeit vermählt mit dem Oberconsistorialrath v. Geyer zu Stuttgart; der jüngere Sohn Julius (geb. den 16. Juli 1809) lebt unvermählt daselbst, nach der Aufgabe einer früher betriebenen Gärtnerei den Ein- und Verkauf von Gegenständen der Kunst und des Alterthums mit Liebe zur Sache pflegend.

**) In dem Vortrage über Schick, S. 29, heißt es bezüglich des Bildes Apollo unter den Hirten: „Ursprünglich erwarb es der Freiherr v. Cotta, der es später dem Könige [Friedrich] abtrat. Nicht ohne die Größe des Opfers zu erkennen, sagt der Graf Raczynski, hat Herr v. Cotta sich hiezu entschlossen; er that es zum Besten der Familie Schick, welcher der Tod ihr Haupt und ihre Stütze entrissen hatte." Welche Hoffnungen in dieser Richtung dem Verkäufer des Bildes vorschwebten, vermögen wir näher nicht anzugeben; was wir aber zur Geschichte des Bildes von dem Sohne des Meisters als sicher vernommen, ist soviel, daß Herr v. Cotta es bald nach der Rückkehr Schicks in die Heimath, vornehmlich veranlaßt durch den Plan, es im Stiche herauszugeben, um den Preis von tausend Gulden und unter der Zusage von hundert Freiexemplaren des Stiches erkauft hatte. Die Ausführung des Kupferstichs hatte allerdings (vgl. oben, S. 256, Anm.) der Sohn Johann Gotthards, Friedrich Müller, übernommen. Nach dem Tode des letzteren gab Herr v. Cotta den Plan der Herausgabe auf, und dem Wunsche des Königs Friedrich gemäß überließ er das Bild Seiner Majestät, und zwar um den Ankaufspreis, mit dem Vorbehalte des Rechts der Vervielfältigung durch den Stich für die Wittwe. Der letzteren gestatteten indessen die Umstände nicht, von dem vorbehaltenen Rechte Gebrauch zu machen. — Ihr mütterliches Erbtheil aus England an sich zu ziehen, machte die Wittwe Schicks, trotz verschiedener Mahnungen (s. oben, S. 297 und vgl. S. 259), nie einen Versuch, weil sie jeden solchen Schritt als erfolglos ansah. Von dem Vater, der die Tochter überlebte, und der in der zweiten Periode seines Lebens (vgl. Naglers Künstlerlexikon Bd. 21, S. 102—3.) durch den von ihm getriebenen Gemäldehandel ein ansehnliches Vermögen erwarb, ist ihr nie eine Unterstützung zu Theil geworden. — Wie trotz dieser Gleichgültigkeit gegen die Gattin Schicks, die eigene Tochter, der Künstler Wallis den Künstler Schick (und die Meister der deutschen Schule im Allgemeinen) zu würdigen wußte, dafür mögen die Worte zeugen, die ein (italienisch geschriebener) Brief des ersteren an den Sohn des letzteren, aus Siena vom Jahr 1842, enthält. „Die deutschen Künstler sind ausgezeichnet durch Tiefe; unser theurer tief betrauerter Schick

Christiane, der im Sommer 1824 erfolgte, vermählte sie sich, von der Rücksicht auf das Beste ihrer Kinder geleitet, in zweiter Ehe mit dem kinderlosen Schwager Heinrich Erbe, der indessen schon im zweiten Jahre ihrer Verbindung durch den Tod von ihrer Seite gerissen wurde. Sie selbst beschloß ein an bittern und süßen Erinnerungen reiches Leben, nach längerer Kränklichkeit, den 3. August des Jahres 1841.

Außer dem Briefe v. Burgsdorfs an Schick, den wir nachträglich mittheilten, gelangten auch einige Briefe des Letzteren, an die Angehörigen in der Heimath, zu spät in unsere Hände, um sie in die Reihe der gedruckten einzuordnen; ein von Auszügen begleiteter Bericht über dieselben mag an dieser Stelle noch folgen.

Der erste der Briefe, welcher aus der Zeit des Pariser Aufenthalts rührend, vom 30. Januar 1799 datirt ist, beschreibt unter Anderem, wenn gleich mit einer Feder, welche Etwas von der späteren Gewandtheit vermissen läßt, die Herrlichkeiten der französischen Hauptstadt und vornehmlich den Jardin des Plantes mit seiner Menagerie, die Tuilerien mit ihren Gärten, die Champs Elysée's (in ihrer nächtlichen Beleuchtung) u. s. w., bezeugt aber auch, daß der fleißige junge Künstler den Weg in sein „liebes Louvre", der von seiner Wohnung eine gute halbe Stunde betrug, zwei-, drei- oder gar viermal des Tags zurücklegte. *) —

---

hatte solch ein feines Gefühl wie keiner der italienischen Meister; Carstens und Wächter waren zwei Apostel der Kunst. Die Religion untersagt den Engländern das Ausschmücken der Kirchen, was den Italienern immer ein Feld für die Kunst bietet; darum ist in England nur das Malen von Porträts und von kleinen häuslichen Scenen heimisch."

*) Ein historisches Gemälde Schicks aus der Zeit seines Pariser Aufenthalts, im Besitze des Hrn. Friedrich Kapf zu Stuttgart befindlich, das die Abgesandten Agamemnons vor Achilleus darstellt, wurde neuerdings dem Herausgeber bekannt. Der junge Künstler malte dasselbe in der Schule Davids, wie es scheint als Bewerber in einem Concurse, in welchem Jean Aug. Dom. Ingres, sein berühmter Mitschüler, den ersten Preis davontrug. Das Schick'sche Bild verleugnet nicht den theatralischen Charakter, aber auch nicht das glänzende Colorit der französischen Schule; wie ein Stich nach dem Bilde Ingres' ergibt, zeigten beide Gemälde in Composition und in Anordnung eine nahe Verwandtschaft. — Der „Franzosen-Kopf", welchen Schick in einem Brief an die Geschwister (Nr. 28, S. 112.) erwähnt, ist zur Zeit im Besitze der zu Stuttgart wohnenden Wittwe des öfters genannten Kunstfreundes, Hofraths J. Linckh (aus Cannstadt); es ist ein Studienkopf, zu dem der Sohn „eines berühmten französischen Malers", im Knabenalter stehend, gesessen haben soll.

Die beiden ersten der sechs weiteren, von Rom an die Geschwister gerichteten Briefe, vom 10. Dez. 1802 und vom 15. Okt. 1803, sind von minder wichtigem Inhalt, und nur eine Stelle aus dem zweiten möge ausgehoben werden, die das lebhafte Interesse unseres Meisters für die Baukunst bezeugt. — „Die Nachrichten," so heißt es daselbst, „die mir Heinrich von dem Bau seines Magazines gibt, freuen mich; wenn ich es nur auch einen Augenblick sehen könnte, ich habe eine so große Freude am Bauwesen und erlange in dieser Hinsicht einige Kenntniß in Rom, wo das Schönste sowohl in hoher, sublimer, als auch in simpler Baukunst zu sehen ist — denn all' das Schöne, was die Stuttgardter an den architektonischen Zeichnungen des Thouret *) ergötzt, und was ihnen nagelneu scheint, seh' ich in allen Winkeln von Rom ausgeführt dastehen, so daß, wenn ich einmal in die glücklichen Umstände gerathen sollte, mir selbst ein Haus erbauen zu können, ich dieses so hinstellen wollte, daß es weder an Schönheit noch an nützlicher Einrichtung einem der übrigen weichen sollte. Nach Heinrichs Beschreibung gleicht die geflickte Reitschule mehr einer Scheuer als einem Theater. **) — Es ist doch ärgerlich, daß man bei dieser Gelegenheit, der Stadt eine neue Zierde durch ein neuerrichtetes Schauspielhaus zu geben, sich dieses Stalles dazu bedient, indeß unser Churfürst für nichtsbedeutende englische Gärten und Gartenhäuschen Summen verwendet, die doch wieder nach ein paar Jahren der Zerstörung Preis gegeben sind."

In dem Eingange eines Briefes vom 6. Januar 1804 wird zuerst über die Geschwister Klage geführt, daß sie anfangen, als Correspondenten untreu zu werden, indessen der Bruder, den ganzen Tag durch eine Arbeit beschäftigt, die Nacht zum Schreiben nehme. Weiterhin spricht der Briefsteller den Vor-

*) Nikolaus Friedrich v. Thouret, ein Zögling der Carls-Akademie und in dieser für die Fächer der Malerei und der Baukunst ausgebildet, war unter den letzten Herzogen und unter dem Churfürsten und König Friedrich, wie noch unter König Wilhelm der bedeutendste Baumeister Stuttgarts und vertrat in den zahlreichen (daselbst und in Weimar, wohin er vorübergehend durch Goethe berufen war) von ihm ausgeführten Bauten, sowie in den dekorativen Constructionen, durch die er besonders glänzte, mit Geist und mit Eifer den römisch-antiken Geschmack.

**) Ueber das fragliche Gebäude vgl. K. Pfaff, Geschichte der Stadt Stuttgart, Bd. II., Stuttg. 1846, S. 68: „Das vom Herzog Friedrich I. erbaute Futterhaus wurde 1775 in eine Reitschule verwandelt, 1802 aber, nachdem das kleine Theater abgebrannt war, zu einem Theater eingerichtet — —. Einige Jahre später nahm man eine neue Veränderung mit dem Gebäude vor, Hofbaumeister Thouret wandelte es in einen 160 Fuß langen, 51 breiten und 36 Fuß hohen Redoutensaal um" — —. An der Stelle dieses Redoutensaales (und der Nebengebäude), dem Residenzschlosse gegenüber, ließ König Wilhelm vor wenigen Jahren den von Oberbaurath C. Leins ausgeführten Bau des Odeon („Königsbau"), mit seiner imposanten Reihe von jonischen und korinthischen Säulen, errichten.

satz aus, nach Vollendung der fraglichen Arbeit *) sich durch eine Reise auf's Land zu erholen; während seines ganzen Aufenthalts zu Rom sey er nur ein einziges Mal auf dem Lande gewesen und habe auch da keine Ruhe gehabt, weil er auf dem ganzen Wege an sein Gemälde gedacht, das er so unvollendet auf dem Zimmer habe stehen lassen.

Im Verfolge des Briefes heißt es: „Von dem Taschenbuche sind zwei Exemplare hier angekommen, worin zwei Kupferstiche nach den Zeichnungen, die ich hier in Rom für Cotta gemacht, sich befinden; sie sind nicht übel gestochen, besser als die in einem andern Taschenbuche von Autenrieth nach Wächter gestochen sind. **) Ich denke mit Angst an die Zeichnungen, die ich für Cotta noch zu machen habe; es bleibt mir noch so viel Anderes zu thun, daß ich fast keine Zeit dazu habe; erst heute habe ich wieder ein neues Porträt bestellt bekommen, was ich vielleicht nicht einmal annehme, weil ich hier keine Porträte mahlen und kein Geld damit verdienen will. Mein Hauptaugenmerk ist jetzt auf den Churfürsten gerichtet, ob dieser von meinen Arbeiten haben will. Wäre das, so sollte meine große Periode erst angehen. Schon jetzt bin ich hier sehr geehrt; meine große Reputation erspart mir ordentlich Geld, denn vorigen Monat habe ich zehnmal außer dem Hause gespeist, das letztemal beim Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, bei dem ich Alles aß, was nur die französische, italienische und deutsche Küche zusammen Schmackhaftes haben kann; es wird auch bald so weit kommen, daß ich mehr welsche Hahnen und junge Pfauen als Ochsenfleisch esse. Das

---

*) Sie bestund in „einem kleinen Familiengemälde, das auf den 18. Januar fertig seyn mußte"; vgl. oben, S. 253 und 287, Anm. **), und unten, den Auszug aus dem Briefe vom 10. März 1804.

**) Ueber Zeichnungen, welche Schick für „das Taschenbuch" (das Cotta'sche „Taschenbuch für Damen") im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Rom gefertigt hatte, s. oben, S. 89, 92 f., 103. Der Jahrgang 1804, in dem die beiden erwähnten Stiche nach Zeichnungen von seiner Hand zu suchen sind, enthält 11 Kupfer, ohne Angabe der Zeichner; nach unserer Vermuthung dürften die beiden Bilder, S. 1, Alceste auf ihrem Todtenbette, und S. 32, die Erblindung des Tiresias (oder statt des ersten ein drittes, S. 48, zwei Kinder mit ihren Schutzengeln?) unserem Meister beizulegen seyn. Einen Stich nach der von Schick in einem Briefe an Dannecker (oben, S. 103) besprochenen Zeichnung brachte erst der Jahrgang 1808, unter Nennung seines Namens; einen weiteren Stich nach einer Zeichnung von ihm vermögen wir nur in der „Satyrn-Familie", Jahrgang 1809, S. 1, von der bei den erhaltenen Handzeichnungen des Meisters eine Skizze sich findet, mit Sicherheit nachzuweisen. Von der Composition, die uns nach der Erläuterung des Zeichners selbst (in dem Briefe an Dannecker, S. 103) einen Greis vorführt, welcher einen Baum für seine Enkel pflanzt, besitzt übrigens ein Stuttgarter Kunstfreund (Herr Oberkriegsrath v. Landauer) eine Ausführung in Oel, von der Hand des Zeichners, aber nicht in bunten Farben, sondern einfach in braunem Tone. Auch das kleine Oelbild war ursprünglich für den Verleger des Taschenbuches gemalt.

ist aber wahrhaftig Alles nicht, was mich reizen kann — mein ganzer Sinn ist nur auf Eins gerichtet; wenn mein Mahlen mir nicht gelingen will, könnte man gut mir alle Leckerbissen vorsetzen, sie würden mich doch nicht freuen. Es ist mir ärgerlich, daß ich so immer nur von mir selbst reden muß; aber das unterscheidet den Brief vom Gespräch, weil man den gegenwärtigen Zustand der abwesenden Freunde nicht kennt. Ihr habt mir Nichts geschrieben, und ich kann nicht wissen, in welchem Licht Euch wirklich die Welt erscheint. Bis nächsten Donnerstag zähle ich nun die Stunden, denn da werden die Briefe von der mailändischen Post ausgegeben — immer frage ich mit Furcht im griechischen Caffeehaus, ob Briefe für mich da wären? Sehe ich darauf das Illustrissimo — das Ihr füglich bei der Adresse weglassen könnt*) — auf einem der Briefe, so zuckt mir's in allen Gliedern vor Freude, ich laufe dann schnell nach Hause, werfe mich breit auf das Bette hin und lese ihn mit großer Andacht bis zum Ende." — Den Schluß des Briefes bildet die Besprechung von Familien-Angelegenheiten.

Ein weiterer, vom 10. März 1804, berührt zunächst die von den Geschwistern gemeldete Ankunft des für den Churfürsten bestimmten „Saul", worauf es heißt: „Daß mein Gemälde dem Hrn. Professor Dannecker, auch Hrn. Rapp gefallen würde, konnte ich so ziemlich im Voraus vermuthen; wenn es aber das Glück haben sollte, dem Churfürsten zu gefallen, so würde mir das beinahe unglaublich vorkommen, denn ich kenne schon ohngefähr seinen Geschmack, der gerade dieser Art von Mahlerei nicht günstig ist. Wenn ich in dieser Hinsicht noch Hoffnung habe, so gründet sich solche allein auf das Urtheil, das Hr. Direktor Hetsch unserem Churfürsten über das Gemälde fällen wird." — — — Und weiterhin: „Hr. Professor Dannecker rathet mir, gleich wieder ein anderes Gemälde anzufangen; diß habe ich auch gethan, das heißt, ich mache wirklich die Skizze zu einem andern; wenn ich erst damit einig bin, will ich Euch den Gegenstand sagen, es wird wenigstens dreimal so groß werden, als mein erstes. Ich bin deswegen schon im Handel mit einer Wohnung, weil das Zimmer, wo ich wirklich bin, zu einem großen Gemälde nicht hinreicht. Es thut mir sehr leid, aus meiner jetzigen Wohnung zu scheiden; aber meiner Kunst kann ich kein zu großes Opfer bringen." — — Ferner an einer späteren Stelle: „Heinrich, der sich die Mühe gab, mein Bild zu beurtheilen, hat mich gefreut; was er mir aber an der Farbe tadelt, hat man mir gerade hier als Verdienst angerühmt: nehmlich, daß keine Farbe für sich auffällt, sondern daß sie alle unter sich

*) Eine Nachschrift kommt hierauf zurück, und es heißt in derselben: „Bei Eurer Adresse an mich laßt ein andermal das Illustrissimo weg, denn dieses Wort, ins Deutsche übersetzt, heißt Allerberühmtester, und der bin ich denn doch nicht."

eine angenehme Harmonie bilden. Eines aber ist von dem Bilde zu sagen, daß es hie und da in Licht und Schatten stärker seyn sollte, und diesen Fehler hat vermuthlich Heinrich auf die Schuld der Farbe geworfen. Vielleicht habt Ihr das Bild ohne Firniß gesehen. An die Zeichnungen für Cotta komme ich sehr ungerne, doch habe ich wirklich eine in der Arbeit. Für die Zukunft wird aber wohl nicht mehr viel daraus werden; denn wenn ich ein großes Gemälde unter Händen habe, kann ich an nichts Anderes denken, besonders bei dem, was ich jetzt mahlen will, und welches meinen ganzen nachherigen Ruf machen muß. — Wie freue ich mich, allen meinen Freunden und Bekannten zu zeigen, was an mir ist, und meiner Familie Ehre zu machen; wie würde es mich auch freuen, Euch einmal (könnte ich durch meine Kunst zu Ruhm und Reichthum gelangen) zu zeigen, wie ich Euch liebe und schätze. Aber freilich in unserem kalten Norden lebt kein Gefühl für Schönheit, da werde ich so viel nicht zu hoffen haben."

Zwischen den ausgehobenen Stellen berührt der Briefsteller u. A. die Abreise der Frau v. Humboldt über Deutschland nach Paris, die in diesen Tagen erfolgt sey, und meldet: „Für das kleine Familiengemälde erhielt ich den Tag nach ihrer Abreise nebst einem sehr verbindlichen Briefe noch dreißig Ducaten und für das Porträt eines deutschen Arztes, der sie auf ihrer Reise begleitet [Kohlrausch? vgl. oben, S. 289 und 294] vier Louis'dors."

Eine andere Stelle des Briefes lautet: „Die Sonnenfinsterniß (nach welcher Ihr mich so angelegentlich fragt) war hier sehr stark, so daß ich selbst bei Lichte zu Mittag gegessen habe. Ich sahe von meinem Fenster aus ein Weib über den Platz rennen; sie stopfte sich die Schürze in den Mund und biß in der Verzweiflung mit aller Heftigkeit darein; sie glaubte, diese Finsterniß sey der Anfang des letzten Gerichts. Ueberhaupt hatten die ganz gemeinen Menschen seltsame Meinungen über die Sonnenfinsterniß; es war bei mir selbst ein paar Tage vorher ein Weib, das mir ganz weinerlich erzählte, daß nun bald die Sonne und der Mond einen großen Streit auszumachen hätten, wer von beiden die Welt regieren sollte, daß dabei Blut auf die Erde träufeln würde, wenn sie sich wechselsweise verwundeten; sie besorgte, wenn es die Sonne verlieren sollte, daß wir alsdann in ewiger Dämmerung leben müßten."

Endlich enthält der Brief noch die Bitte an die Verwandten, sich zu Gunsten des Landschaftsmalers Müller aus Riga, der in Rom sich nicht fortzubringen im Stande sey, bei den Herren Dannecker, Rapp, v. Uexküll zu verwenden.

Der folgende Brief, vom 14. April 1804, meldet zuerst, daß die neue Wohnung bezogen sey; ohne so niedlich mit Meubeln geschmückt zu seyn, wie die vorige, sey sie mehr als zweimal so groß als die letztere. „In

demselben Hause," heißt es an einer späteren Stelle — „sind noch zwei Maler, ein Franzose und ein Engländer; wir kommen öfters des Abends zusammen." Eine Nachschrift aber lautet: „In meinem Nebenzimmer sind augenblicklich drei Franzosen, die einige alte Freiheitslieder so laut plärren, daß ich kaum noch denken kann. Es sind unruhige Nachbarn, die Franzosen! Immer springen, tanzen und singen! — — In der Folge, wenn ich noch bekannter mit ihnen bin, werde ich sie bitten, ihre Späße mehr in der Stille zu machen." — —

Einem heiteren Brief des Bruders Heinrich gegenüber spricht übrigens der Brief eine melancholische Stimmung aus, die u. A. in den Worten sich äußert: „Weniges ist nur in der Welt, was rein frohe und heitere Gefühle in mir erweckte. Alles in der Natur mahnt mich zu sehr an Verschwinden, Vergehen; es thut mir wehe, daß der Mensch so gar Nichts Gewisses hat, daß er sich nicht einmal auf den andern Tag freuen kann." Daß indessen der Arbeitsmuth nicht fehlte, beweisen die folgenden Worte: „Ich bin wirklich stark beschäftigt, die Studien zu meinem großen Bilde [dem „Noah"] zu machen. Mit diesem Bilde werde ich mehr als ein Jahr zu thun haben, denn es wird mehr als dreimal so groß werden, als mein voriges, und soll auch, so Gott will, dreimal so gut als das vorige werden."

In dem letzten der fraglichen Briefe, vom 18. März 1809, bezeichnet der Bruder den Geschwistern zuerst die verschiedenen Ursachen der Verschiebung seiner Reise in die Heimath, und zwar als die erste und wichtigste die neuen Mutter-Hoffnungen seiner Emilie; als die zweite einen Auftrag der Frau v. Humboldt, nehmlich ihre zwei kleinen Mädchen, beide in einem Bilde lebensgroß, zu malen, was er nicht verschieben könne, weil sie selbst darauf mit ihrer Familie nach Deutschland zu ihrem Manne reisen werde, der als Minister des Cultus in Berlin angestellt sey*); als die dritte Ursache die bald zu erwartende Rückkunft des Schwiegervaters Wallis, den er, besonders wegen des Heirathsguts seiner Tochter, gerne sehen möchte; als die vierte die drohenden Kriegsaussichten und als die fünfte — doch sey diß die kleinste Ursache für ihn — das wenig ermunternde Beispiel von Wächter, der sich zu Stuttgart in schlechten Umständen befinden solle. Wenn Hr. Professor Dannecker glaube, daß er dort für einige Zeit Beschäftigung finden würde, so bleibe die Reise auf das Spätjahr desto gewisser.

„Alsdann" — schreibt er weiter — „will ich, wie Jakob mit aller meiner Habe ausziehen. Der Gedanke freut mich unendlich, das väterliche Haus und Euch Geschwister wieder zu sehen. Bis den 11. oder 12. Sep-

---

*) Ueber das erwähnte Bild vgl. oben, S. 287, Anm. **). — Die beabsichtigte Reise der Frau v. Humboldt wurde zunächst nicht ausgeführt, s. oben, S. 269, Anm. *).

tember sind es 7 Jahre, daß ich von Euch abwesend bin; ich glaube deßwegen, daß Niemand in Stuttgart über mich spotten wird, als käm' ich zu bald aus der Fremde. Ueber zehn Jahre habe ich unter fremden Nationen zugebracht, wenn ich die Zeit dazu rechne, die ich in Frankreich verlebt habe. In Italien bin ich in Sitten, Gebräuchen und Sprache ordentlich einheimisch geworden, so daß es mich ein wenig Mühe kosten wird, den deutschen Pelz wieder aufzunehmen. Dem Gottlob und Schwager bin ich für ihr freundschaftliches Anerbieten, mich bei sich zu beherbergen, viel Dank schuldig und werde, kommt die Zeit, Gebrauch davon machen. — Mit meiner Emilie gebe ich mir viel Mühe, sie deutsch zu lehren; es geht aber schwer ein, die Worte mit den vielen Consonanten stocken ihr im Munde, so daß sie oft ein paar Minuten an einem einzigen arbeitet. — Gottlob verlangt von mir, daß ich ihm die Bilder, die ich bei dem bayerischen Bischof ausgestellt habe, beschreiben soll. Ich brauchte dazu viel Zeit, und ich glaube, daß er in öffentlichen Blättern davon gelesen haben wird; ich weiß bestimmt, daß meine Bilder in der Jenaer Literatur-Zeitung beschrieben und sehr zu meinem Vortheil critisirt sind; auch in der Heidelberger Literatur-Zeitung ist eine Beschreibung meines großen Bildes, diese habe ich selbst gelesen, und ob ich schon darin gelobt werde, schlecht gefunden. Auch im Morgenblatt werdet Ihr davon zu lesen bekommen, wie auch in einem Journal, das in Zürich herauskommt, der Name davon ist mir entfallen.*) Das große Bild habe ich bei mir, es ist noch nicht verkauft; wenn mir 1250 fl. genug wären, so könnte ich es gleich los seyn, ich hoffe aber mehr dafür zu bekommen. Indessen steht es gut bei mir, es sehen es immer viele Leute, und ich habe auf diese Art doch etwas von meiner Arbeit aufzuzeigen."

„Die heilige Cäcilie für Gottlob habe ich aufgezeichnet; sie gefällt mir aber selbst noch nicht recht, und so muß ich sie ein wenig stehen lassen, bis mir die Idee dieser Heiligen etwas klarer wird. Ich habe inzwischen ein kleines Bildchen gemalt (Fausts Höllenfahrt)**) und mahle wirklich an einem andern kleinen (dem Traum des Christuskindes), um nicht an

*) Ueber die beiden letzteren Zeitschriften vgl. oben, S. 253, Anm.; die „Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung" enthält in dem Jahrgange 1809, Intelligenzblatt Nr. 9 f. (S. 65—76) eine ebenso einsichtsvolle als ausführliche Würdigung der sämmtlichen im Palast des bayerischen Bischofs ausgestellten Gemälde Schicks, während in den „Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur für Philologie, Historie, Literatur und Kunst", 1. Jahrgang, 1808, Intelligenz-Blatt Nr. XI. (S. 97—106) „Kunstnachrichten aus Rom" (von T. Glöckle) sich finden, in denen der „Apollo" unseres Meisters (S. 102—105) mit einer wohlmeinenden, aber freilich nicht von der wünschenswerthen Reife des Urtheils begleiteten Gesinnung besprochen ist.

**) Jetzt im Besitze der Frau Dr. Dreifuß zu Stuttgart, einer Tochter des mit Schick befreundeten Moses Benedikt (s. oben, S. 63, Anm.). Näheres über das Bild in der Vorrede.

dem Bilde, dem Portrait des polnischen Grafen zu müde zu werden. Ich werde Euch, glaube ich, schon gesagt haben, daß ich das Portrait eines polnischen Grafen mahle; dieses ist nun über die Hälfte fertig — wollte der Himmel, es wäre schon ganz fertig; ich mahle es höchst ungern, und es wird auch gar nicht gut, was immer der Fall ist, wenn ich etwas nicht mit großer Lust mahle. Doch jetzt genug und übergenug von Malerei."

Zum Schluß gibt der Bruder den Geschwistern Bericht über die Fortschritte seines Theodor, äußert den Wunsch, daß seine Frau ihm ein Mädchen schenken werde, und grüßt mit der Innigkeit, von der alle seine Briefe an die Angehörigen in der Heimath ein so unverfälschtes Zeugniß enthalten.

II.

Briefe von Eberhard v. Wächter.

Aus seiner Correspondenz mit dem Freiherrn K. F. E. v. Uexküll.*)

1.

Wien den 12. August 1803.

— — Es ist sehr natürlich, daß es einem Künstler viel Vergnügen gewähren muß, sich mit dem Wohlwollen ausgezeichneter Kunst-Verehrer beehrt zu wissen, aber dieses Vergnügen muß um so mehr wachsen, je seltener solche wahre Anbeter der schönen Künste (besonders der dramatischen Malerei) sich finden, welche dieselbe wegen ihrer selbst und aus wahrem Gefühl für das Schöne lieben. Es ist eine schöne Sprache um die Sprache dieser Kunst, die durch die Imagination so laut zum Herzen spricht; und welche Belohnung für einen Künstler, die Saiten eines edlen Herzens berührt zu haben! Ja kann er auch einen billigeren Richter finden, als einen gefühlvollen Kenner, welcher ihn auch da noch mit Nachsicht beurtheilen wird, wo der Künstler den großen Zweck der Kunst nicht ganz erreicht hat, sobald man nur sieht, daß er solchen zu erreichen gesucht hat?

Ich hatte zwar einige Mal schon den Gedanken, Ihnen zu schreiben, aber ich wollte Ihnen in der That eine besser anzuwendende Zeit mit

---

*) Ueber diesen Kunstfreund und Gönner des Briefstellers vgl. oben, S. 6., 75, Anm., 137, Anm. — Nach den Proben, die ein Aufsatz von D. Fr. Strauß („Zur Erinnerung an den Maler Eberhard Wächter," s. Kleine Schriften ꝛc. Leipzig 1862. S. 333—360) aus der Reihe der fraglichen Briefe mitgetheilt, werden reichere Auszüge nicht überflüssig erscheinen; indem sie mit der Anschauungs- und Denkart des geistvollen Vertreters der classischen Schule, der zugleich als ein Vorläufer und Verwandter, obschon nicht Genosse der romantischen gelten darf, uns vertrauter zu machen geeignet sind, dürften sie auch für das Schicksal des edlen Märtyrers der Kunst unsere Theilnahme neu erwecken.

Neuigkeiten von meinem unbedeutenden Nichts nicht entwenden. Seit meinem hiesigen Aufenthalt hat sich in meiner Lage nichts verändert, und ob ich zwar gleich nicht müßig gewesen bin, so ist doch der größere Theil meiner Beschäftigung von der Art gewesen, welche wenig oder vielmehr nichts zum Fortschritt in dem Studiren beigetragen. Ja ich halte Wien gar nicht für den Ort (in welcher Lage ich mich auch befinden möchte), wo in der höhern Malerei sich gewisse Gefühle so zu entwickeln Gelegenheit haben, daß solche in helle Flammen aufloderten. Gewisse zusammentreffende glückliche Umstände geben ohnedieß im menschlichen Leben bei so vielen Gelegenheiten den Ausschlag; und danken wir in der Kunst nicht eben solchen Umständen die Größe selbst des Malers mit der göttlichen Seele, Raphaels? als z. E. der Bekanntschaft Raphaels mit Bramante, und dann dem glücklichen Zufall, daß gerade der Papst, dem Raphael damals vorgestellt wurde, ein feiner Kenner seyn mußte? — Aber ich mißbrauche Ihre Geduld; die Manie von Kunst zu reden reißt mich so unvermerkt dahin. — Wenn ich auch ein nur mäßiges bestimmtes Auskommen hätte, so würde ich solches nur in Rom zu verzehren suchen, denn es ist doch auch jetzt noch fast der einzige Ort, wo man nach etwas Solidem in der Kunst zu streben wagen darf. — — —*)

2.

Wien den 19. Februar 1804.

Ich bin so frei, Ihnen abermal zu schreiben, und diß kraft der Erlaubniß, die Sie selbst in dem Briefe, womit Sie mich beehrten, mir ertheilten. Ich theile mit Ihnen die Sehnsucht, womit Sie nach Rom verlangen, und es würde eine wahre Freude für mich seyn, mit Ihnen die Logen Raphaels und die Sixtinische Capelle zu besuchen; wir würden die Ueberbleibsel des alten Roms betrachten, das Amphitheater des Vespasianus, den Bogen des Titus, das ehmals goldene Haus des Nero; Stoff genug, um uns von der Nichtigkeit der eingebildeten menschlichen Größe zu überzeugen; wir würden uns in den Katakomben verweilen, und welch ganz andere Gedanken würden in uns aufsteigen, wie kleinlich würde uns Alles scheinen, wonach man so leidenschaftlich ringt! Ich würde Sie sogar zu bereden suchen, mit mir in die Franciscanerkirche auf dem Monte Palatino (die sogenannte

*) Die Unterschrift des ersten Briefes lautet: Dero unterthäniger Diener rc.; die der folgenden: Dero gehorsamster, Dero ergebenster, Ihr ergebenster Diener; auch einfach: E. Wächter, oder Everardo Wächter.

Polveriera) hineinzutreten, wo mich der Chorgesang so oft im Innersten gerührt hat; im Heraustreten würden wir nicht vergessen, den Palmbaum im Garten des Klosters anzuschauen; o wie ist alles so still ringsum! Da liegen sie umher, die eingestürzten Steinhaufen, hier thronten die vermeinten Götter der Erde, aber sie sind nicht mehr. Der Wind säuselt sanft durch die Zweige des friedlichen Palmbaums, und man hört nur die Stimme der Patres zum Lobe des Höchsten ertönen. — Doch was denke ich — ich werde ja fast zum Dichter. Aber verzeihen Sie mir, es sind die süßesten Erinnerungen meiner angenehmsten verlebten Augenblicke, und sie müssen mich jetzt noch schadlos halten für alles, was mich betroffen, seit ich die heilige Roma verließ.*) So schwach auch meine Hoffnung ist, je wieder dahin zu kommen und ein geliebtes Weib wieder zu ihren Penaten zurückzuführen, so erhält sie mich doch gewisser Maßen am Leben. Hier ist alles für mich verloren, alle Hoffnung zum weitern Fortschritt in der Kunst, ja selbst fast meine Gesundheit.

Sie schrieben mir von einer zu hoffenden Anstellung bei einer Academie, aber dieß hat nur wenig Reiz gegen jenen Gedanken, und wenn ich je so etwas zu wünschen anfienge, so wäre es höchstens, um meine und meiner Familie Existenz in etwas zu sichern, und gerade dieser Beweggrund müßte mich dazu unwürdig machen. Sie denken, daß dieser Umstand mich wieder in Ihren Theil von Deutschland zurückführen würde, aber auch ohne dieses kann es vielleicht geschehen. Es ist vielleicht Fügung des Himmels selbst, der uns von hier wieder entfernen will. Meine, besonders aber meiner Frau Gesundheitsumstände erfordern dieß dringend; ich fürchte, dieses gute, engelreine Weib zu verlieren, wenn ich sie nicht durch ein baldiges Entfernen dieser Gefahr entreiße.**) Vielleicht wird Herr Professor Hetsch***) Ihnen schon davon gesagt haben. Ich will jetzt nur sehen, ob alle Umstände so zusammentreffen werden, um dieß Projekt ausführbar zu machen. Ich habe

---

*) Es war im Jahre 1798, daß Wächter, durch äußere Umstände veranlaßt, mit schwerem Herzen sich von Rom nach Wien begab, um an letzterem Orte „auf bessere Zeiten zu warten." — Wie er eben „am besten darin war und am ruhigsten arbeitete", da war auch, wie er selbst sagte, „das Ende seines eigentlichen Studierens gekommen". Die Franzosen hatten damals angefangen, in Rom auch fremde Künstler in den Soldatenstand einzureihen. Diß vertrieb ihn aus der Tiberstadt.

**) Die Gattin Wächters, Franciska Clementina Petronilla Bandini aus Rom, geb. den 16. März 1779, war ihm angetraut zu Rom den 27. Septbr. 1796, und starb zu Stuttgart, etwa anderthalb Jahre nach ihrem Gatten, am 13. Januar 1854. Die Liebe zu ihr war es ohne Zweifel, die den in Rom erfolgten Uebertritt Wächters zur römischen Kirche zunächst veranlaßte.

***) Der im Mai 1803 von Rom nach Wien (vgl. oben, S. 97, 104, 109) gereist, und inzwischen in die Heimath zurückgekehrt war.

freilich wenig Aussicht, mich in Stuttgardt durchzubringen; aber ich hoffe auf die Vorsehung, die uns oft schon sichtbar gerettet; jetzt muß ich nur an die Rettung der Frau denken — vielleicht reussirt unterdessen gar auch das Project nach Italien, und dann müssen Sie mitgehen. Die Gebeine des Cestius sollen übrigens ungestört ruhen. —

Was ich von Belisar *) höre, ist mir leid. Ich für mich halte es für eine meiner schlechtesten Sachen, und wenn ich Ihnen von der Entstehung des Stücks jetzt erzählen könnte, würden Sie mit mir übereinkommen, daß es nicht so ganz innig gefühlt seyn kann. Uebrigens ist es wahr, daß in Herrn Dir. Ruoffs **) Zeichnung Motive sind, die in der gemahlten Skizze verändert oder wenigstens geschwächt sind. Der Mann z. E., der in seinen Mantel eingehüllt den Belisar mitleidsvoll betrachtet, scheint mehr gerührt zu seyn, ja er scheint mit der rechten Hand (die zwar unter dem Mantel verborgen ist) die Bewegung zu machen, als wenn er im Begriff wäre, Belisar etwas zu geben. Aber die Maler mit ihren Gewändern! Da hat man den Mann schöner zu drapiren gesucht, und der Gedanke ging verloren. Den auf der Zeichnung sitzenden Soldaten habe ich auf Anrathen unseres nun verstorbenen Karstens hinweg gelassen und einen andern Platz für ihn gesucht. —

3.

Wien den 4. May 1804.

— — Ich bin jetzt entschlossen zu reisen, zu Ende dieses oder in den ersten Tagen des folgenden Monats, wenn keine dringende oder unvermuthete Ursachen mich davon abhalten. — — — Die Aussicht ist freilich traurig, die sich für mich in meinem Vaterlande zeigt; selbst wenn ich ein Coloriste wäre, würde sie schon traurig seyn; und da ich nun dieses nicht einmal bin, so ist gar nichts zu erwarten. Wenn nur der dortige Aufenthalt meiner und meiner Frau Gesundheit zuträglich ist, so will ich übrigens schon zufrieden seyn und meinen Aufbruch von hier immer als den ersten Schritt eines weiteren Aufbrechens nach Italien ansehen, werde mich indeß zum Vignettenzeichnen bequemen müssen, das historische Genre vielleicht darüber ganz vergessen, und endlich von dieser Erde wieder verschwinden. — — Wenn ich jetzt Zeit hätte, so würde ich Ihnen vielleicht nur zu viel über das sogenannte Colorit oder die Schönfärberei (denn das ist es eigentlich, was die Leute meinen) ge-

---

*) Ueber diese Composition von Wächter vgl. oben, S. 11, und Försters Gesch. der deutschen Kunst, IV. S. 80, wo ein Umriß nach dem Bilde gegeben ist.

**) Consistorialdirektor Ruoff; vgl. oben, S. 157, Anm. (u. 119. 123.).

schrieben haben. Ich habe nichts gegen diesen Theil der Kunst, so wenig als gegen die künstliche Beleuchtung, den Effect, und andere Possen der neuern Kunst; gebrauche man solche in allen verschiedenen Branchen, worin die Malerei zerfällt; nur die dramatische Malerei verschone man damit, denn diese wird ganz dadurch ruinirt. Und man denke an keine Vereinigung — die Grundsätze, welche dieses höhere Genre verfolgen muß, laufen den andern schnurstracks entgegen. — Es gehört auch in der That mehr Selbstverläugnung dazu, als Sie glauben, und große Liebe zur Kunst, um gegen den Strom zu schwimmen. Denn selbst einem vernünftigen Menschen ist es manchmal nicht gleichgiltig, vom Pöbel angegafft und beklatscht zu werden. Ich könnte meine vier Seiten anfüllen, und ich hätte noch nicht geendigt; verdanken Sie es also der Kürze der Zeit, die mir das Maas vorschreibt.

4.

Wien den 30. Januar 1805.

Ich säume nicht, Ihren Brief vom 13. dieses zu beantworten. Ich erbrach denselben mit größter Erwartung, und vernehme mit vieler Freude, daß Sie gerne Italien durchwanderten; auch war es mir gewiß nicht gleichgültig, zu hören, daß sich einige, die ich ehedem in Rom gekannt habe, jetzt noch meiner freundschaftlich erinnern. Wenn Rom, nur im Schleier gesehen, Sie entzückt hat, wie muß es Ihnen erst im Sonnenschein glänzen!*) Lassen Sie mich zu unserer Beiden Belehrung, zur feineren Bildung unseres Geschmacks nun etwas weiter schließen. — Was muß erst das alte Rom (zu Trajans oder Hadrians Zeiten) gewesen seyn? Gewiß, das jetzige Rom ist dagegen nur ein Skelet, verglichen mit einem gesunden Körper. Aber was ist selbst ein gesunder Körper im Vergleich mit einem verklärten Leibe? So denke ich mir Athen zu seiner schönen Zeit. Wurde je irgend einer Nation ein so reiner Sinn für das wahrhaft Schöne und Große zu Theil, als der griechischen? Und dieser Schönheitssinn war nicht nur bei einzelnen Partikuliers, wie sonst überall; in der ganzen Nation wurde jeder mehr oder weniger von dieser Flamme durchwärmt. In Rom wurden die schönen Künste nicht so geehrt; sie wurden nicht von freien Menschen getrieben und konnten also auch nicht das Gepräge des Göttlichen an sich tragen. Und doch, doch muß uns alles ehrwürdig seyn, was uns von den Alten kommt. (Ich rede hier immer nur von Sachen des Geschmacks.) Mit

---

*) Ueber Uexkülls Reise vgl. oben, S. 149, 150 f., 152, 153.

welcher Sorgfalt müssen wir nicht Alles hervorsuchen, wenn wir uns aus unserm Schlamm etwas erheben wollen, wie wichtig wird uns selbst das Mittelmäßige, ja sogar das Schlechte, in den Zeiten des Verfalls hervorgebracht, erhebt sich (wenigstens in dem Princip) über das beste Neuere — oh die längstvergangenen, goldenen Zeiten! — Die Zeiten der Medicäer waren schon nicht mehr so rein! Es waren die Zeiten der Prachtliebe. — Doch ihr verdanken wir den göttlichen Raphael und den erhabenen M. Angiolo! — Aber auch diese Zeiten sind verschwunden. — Danken wir es daher immer dem Genius der Kunst, daß er sich noch ein Plätzchen auf diesem Erdenrund als Heiligthum ausersehen hat, wo es doch wenigstens noch erlaubt ist, den Grazien opfern, nach dem Schönen und Hohen streben zu dürfen. Und in so fern muß Roma la Santa einem jeden wahren Verehrer des Schönen heilig seyn.

O welchen glücklichen Einfluß könnten die schönen Künste selbst auf unsere Moralität haben! Eine fast tägliche Bemerkung zeigt mir, daß in der That fast den meisten Menschen eine gewisse Neigung dafür eingeprägt zu seyn scheint. Wenn man derselben nur eine bessere Richtung gäbe; und so könnten selbst wir neueren Künstler, trotz aller unserer Armseligkeit, doch immer noch viel Gutes wirken. Wo ist aber jetzt eine Aufmunterung? Academien sind hier nicht nöthig — wo Belohnung durch Achtung (welches mehr ist als Gold), wo Mit-Empfindung? In der That, ein Künstler scheint jetzt ein so unnützes Glied in der menschlichen Gesellschaft zu seyn, daß ich nicht begreifen könnte, wie man das Studium der Kunst zu seinem Hauptzweck machen kann, wenn derselbe nicht so viel Reizendes und Selbstbelohnendes in sich enthielte. Aber ich verirre mich! Ich muß Ihnen auf Ihren mir zum zweiten Male gemachten Antrag antworten; nur erlauben Sie mir vorher, Ihnen mit dem gerührtesten Herzen meinen Dank zu bezeugen, für den großen Antheil, den Sie an meinem Schicksal nehmen; wodurch habe ich dieses verdient? Könnte ich Ihnen wenigstens einigermaßen meine Erkenntlichkeit dafür bezeugen! Ach bei manchen Personen, wo ich so etwas dergleichen noch eher hätte erwarten können, mußte ich dieses vermissen.

Jetzt auf den Zweck Ihres Briefes. Um desto bestimmter zu antworten, so nehme ich Ihre zwei Hauptfragen, die Sie an mich machen, zusammen. Ich soll Ihnen schreiben: „wie es mir geht, aber ausführlich“ — — und, „was ich für einen Entschluß gefaßt.“ —

Wenn es einem Menschen nicht ganz gut geht, so schließt man entweder auf schlechte Aufführung, auf Mangel an Talent, oder eine andere Ursache, und dadurch verliert der Mensch eher noch mehr. Ja es gibt oft Leute, die die ungünstige Lage eines andern zu benützen wissen, um ihn völlig zu unterdrücken. Es ist daher nicht gut, jeden so gerade hin zum Vertrauten zu

machen. Aber diß ist hier nicht der Fall. Sie sind es, die mich um meine Lage befragen, Ihre gütige Theilnahme verpflichtet mich, Ihnen mit aller Wahrhaftigkeit zu antworten. Ich muß Ihnen also sagen, daß meine Lage 1) als Künstler nicht schlechter seyn könnte. Ich glaube nicht, auch wünsche ich es nicht, daß irgend ein Künstler in einer solchen Situation sich befinden mag. — Es ist gewiß nicht angenehm, die besten Jahre seines Lebens, eines nach dem andern, so unthätig dahinschwinden zu sehen, in einer Lage sich zu befinden, wo alle Keime erstickt werden müssen, wo der letzte Funken des göttlichen Feuers, das der Schöpfer in unsere Seele gelegt, verlöschen muß. — Nur durch Aeußerung der Kraft kann sich dieselbe entwickeln. Ich fühle wohl in mir, daß es manchmal noch gährt; ach, die Bilder, die oft in mir aufsteigen, die ich mir oft in Gedanken ausmahle, sie verschwinden wie ein Rauch! Noch etliche Jahre in Wien, und es ist um mich geschehen — ich mußte seither die Kunst so ziemlich als Gewerbe treiben. — Welchen Schwung kann die Phantasie nehmen, wenn man das mit genauer Noth Erworbene empfängt, um wieder heim zu geben! Da muß man machen, daß man nur immer fertig wird. O ihr goldenen Träume der lebhaft bewegten Seele eines für seine Kunst passionirten Künstlers, ihr seyd mit seiner Jugend entflohen! — Doch vielleicht ist der Schaden auch nicht so groß. Es kann ja leicht meine Eigenliebe die Sache wichtiger machen, als sie ist. Bleibe also bei deinem Gewerbe, wenn du dazu berufen bist. Aber 2) auch als Handwerker geht es mir schlecht. Denn seit meinem letzten Reiseproject habe ich keine Beschäftigung mehr. Ich habe noch ein paar Zeichnungen für Cotta unter der Hand, die schon lange bezahlt sind; und dann ist für jetzt alles aus. Dieser Mangel an neuer Beschäftigung hat mich gezwungen, aus einer Art von Verzweiflung, die 300 fl., welche Sie mir zu meiner Abreise gütigst vorgestreckt hatten, anzugreifen, um meine liebe Familie zu erhalten. — Ich stehe hier nun an einem Abgrunde; ich sehe nur dem äußersten Elende, ja fast dem Hungertode entgegen. Welche erschreckliche Lage, wenn ich nicht an eine göttliche Vorsehung glauben dürfte; dieser Glaube beruhigt mich, und die sichtbare Hülfe, die ich in meinem hiesigen Exil von derselben erfahren, sichert mich auch für die Zukunft. — Ja ich danke es sogar dieser Vorsehung, daß sie mich auf diesem Wege geführt; durch größeres Talent, durch ein brillanteres Glück hätte mein Herz übermüthig und trunken werden können. Durch das faux brillant, oder um jetzt italienisch zu reden, durch diesen falso splendore verführt hätte es seines letzten Zieles vielleicht vergessen! Es ist immer besser, daß dieses Schicksal mich getroffen, als sonst einen andern meiner Brüder; es wäre ihnen vielleicht schwerer zu ertragen gewesen. Das Bewußtseyn, nicht durch schlechte Handlung mich hineingestürzt zu haben, hat viel Beruhigendes. Reichthum habe ich ohnediß immer mit

Gleichgültigkeit angesehen. Armuth ist freilich auch hart; was mir sie am schwersten ertragen macht, ist der Gedanke an meine liebe Familie. Aus diesem allem können Sie nun schließen, ob ich nicht mit Freuden einen Antrag, wie der Ihrige ist, annehmen würde, wenn er anzunehmen wäre. Aber das ist er nicht. — Mit welchem verächtlichen Mitleiden wurde ich nicht behandelt, als ich nach Stuttgart kam, und jetzt bin ich noch viel ärmer. Hier haben wir ein paar Betten und etliche Stühle, dorten oder in Rom müßten wir wieder eine neue Haushaltung aufrichten. Und von was würden wir leben —? Reisen Sie glücklich — lassen Sie mich in meinem Schlamme liegen! Doch vielleicht, wenn es der Wille der Vorsehung ist, könnte es trotz Allem noch geschehen, daß ich Sie in der heiligen Roma wieder sähe. Ich habe in der That einen Versuch gemacht, und ich hoffe bald etwas Genaueres zu erfahren, ob ich dorten nicht irgend ein kleineres Etablissement finden könnte. Wenn ich nur vor den allerdringendsten Bedürfnissen gedeckt wäre, daß das Herz etwas leichter wäre, um alsdann freier arbeiten zu können! Diß ist es, was ich zu erfahren hoffe. — Sollten Sie in Rom den Senatore di Roma, il principe Rezzonico kennen lernen, so sprechen Sie ihm doch von mir! Doch wollte ich Sie gebeten haben, für jetzt wenigstens in Stuttgardt nichts von diesem Project zu sagen; es kann vielleicht auch ja nichts daraus werden. Selbst das Obengesagte ist nicht nöthig auszubreiten, es wird mir dadurch doch nicht geholfen. Dio ajutera, Dio provedera.

5.

Wien den 25. Juni 1804.

Mein Reiseproject wird für jetzt nicht können ausgeführt werden. — — In Folge eines Stoßes an den Kopf, und daraus entstandener sehr starker Hirnerschütterung, bin ich jetzt noch kaum im Stande, nur dieses Wenige auszuschreiben, obgleich schon es vor fast 6 Wochen geschehen ist. Es ist mir für den Augenblick alle Arbeit untersagt; das geringste Nachdenken, ja selbst das Reden verursacht mir Mühe. — Diß fehlte noch, um alles Weiterkommen im Historien-Mahlen ganz stocken zu machen. — — —

6.

Wien den 16. Merz 1805.

Ihr Schreiben vom 20. Februar ist ziemlich lange unterwegs geblieben, denn ich empfieng es erst vor wenigen Tagen, und ich benütze den ersten

Posttag, um Ihnen zu antworten, in der Hoffnung, daß Sie noch nicht werden aufgebrochen seyn. Sie nehmen dißmal *) Ihren Weg über Graubündten, und ich glaube, daß Sie viel Vergnügen haben werden; auf mich machten diese Gegenden viel Eindruck. Seit dieser Zeit hat der leidige Krieg auch in diesen Thälern gehaust! Ist denn nirgends mehr Sicherheit in der Welt? Gewiß, wenn wir den Frieden nicht in uns selbsten zu etabliren wissen, so werden wir ihn vergebens suchen. —

Wenn Sie nun die Via mala und das Campo dolcino werden durchwandert haben, welch' angenehme Ueberraschung wird Ihnen der reizende Lago di Como gewähren! Ich enthalte mich aller Beschreibung; die Natur wird sich Ihnen schon selbst loben. Aber auf meine Gesundheit müssen Sie immer auch ein Stückchen von den frisch im See gefangenen Fischen genießen und meiner dabei gedenken, denn ich begleite Sie im Geiste überall hin. Mit dem sogenannten Lindauer Boten, der aber nicht in Lindau, sondern in Fußach (über dem Bodensee drüben) wohnt, und den man auch den Corriere di Milano heißt, reist man bequem bis nach Mailand, aber weiter geht er nicht. Nun auf Ihren Brief! —

Was ich Ihnen in meinem Briefe, der Ihnen verloren gieng, schrieb, erinnere ich mich gerade nicht mehr recht. Meine Hauptabsicht war nur, um Sie keine Zeit durch Suchen verlieren zu sehen, einige der interessantesten Sachen, und den Ort, wo sie zu finden wären, zu nennen. Wenn ich manchmal ausgeschweift bin, wenn ich vielleicht zu viel geplaudert oder gar empfindelt habe, so war dieß die Folge einer in der That gerührten Seele bei Wieder-Erinnerung an diese, wie ich sie nennen möchte, heilige Künstler. Der Orte, wo ich etwas von meinem geliebten Fra Angelico da Fiesole gesehen, erinnere ich mich nicht mehr; in der Kirche della Croce in Florenz sind in der Sakristei Gemälde von Giotto (wenn ich nicht irre), wie auch im ersten Stocke in einem Gange eben dieses Klosters — sehr merkwürdig. Die Capelle di S. Pietro von Masaccio in einer Carmeliterkirche werden Sie bald finden. Auch den Bartolomeo di San Marco lernt man in Florenz kennen und respectiren. Ich fürchte nur, daß manches nicht mehr wird zu finden seyn. Selbst von Andrea del Sarto, welches ein sehr großer Künstler, aber doch nicht immer mehr so ganz naiv wie seine Vorgänger war, werden Sie in der Kirche der S. Nunziata in dem Porticus etwas sehr Schönes sehen, das, wie ich glaube, die meisten seiner sehr fleißig gemalten, fast geleckten Oelgemälde weit übertrifft. In diesem Porticus sind mehrere Fresco-Malereien, theils von Andrea, theils von Andern. Ihr eigenes Gefühl wird Ihnen bald sagen, daß nur ein einziges, vielleicht zwei da sind, beide von

*) Ueber diese zweite italienische Reise des Freiherrn v. Uexküll vgl. oben, S. 167.

Andrea selbst gemahlt, die der älteren einfachen Kunst vollkommen würdig sind. Als ich das erstemal durch Florenz reiste, um nach Rom zu gehen, so frappirten mich diese Sachen schon ungemein. Ich war ein elender unwissender Mensch, der noch wenig Gemälde gesehen hatte; aber es waren die ersten Gemälde, die mich anzogen, und bei meiner zweiten Durchreise sah ich sie mit dem nehmlichen Vergnügen. Die berühmte Madonna del Sacco von eben diesem Meister, in der nehmlichen Kirche über eine Thüre gemahlt, habe ich nicht ganz goutiren können. Dieses Bild schien mir mehr Florentiner Pretention als wahre Größe zu haben, in der Stellung sowohl, als in den Gewändern. Der heil. Joseph schien mir das Beste, und sehr gut; aber die jungfräuliche Sittsamkeit in der Madonna fehlt ganz. O Raphael, nur du konntest dieses mahlen! — Vom Campo Santo kann ich Ihnen nichts sagen, denn diß ist in Pisa, wo ich nicht war, und wo Sie vielleicht auch nicht werden hingehen.

Fast in den meisten toscanischen Städten findet sich etwas Interessantes in diesem Genre. Bei einem parmesanischen Edelmann, einem gewissen Marchese Taccoli Canacci, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe genannt habe, können Sie eine ganze Suite von den älteren Florentinern beisammen sehen. — Ich glaube, der reinste und schönste Styl herrscht von Masaccio bis Fra Bartolomeo; dann verlor sich nach und nach die Naivität. In Bologna sehen Sie auch das Kloster S. Michele in Bosco (außerhalb der Stadt), wo Sie den Ludovico Carracci werden kennen lernen. Es ist eine große Schule, die der Carracci; durch Vereinigung des Besten verschiedener Schulen haben sie sich einen eigenen und großen Styl formirt. Sie werden besonders Größe der Formen, eine gute correcte Zeichnung, eine große Manier des Pinsels bewundern. Aber nach meinem Gefühle verbirgt sich doch das Künstliche nicht ganz; die Zusammensetzung ist schon etwas gesucht, und für die Empfindung doch nicht viel gethan. — Was will überhaupt (wenn man sich nicht gerade als Kritikus bilden will), was will die Eintheilung in Schulen bedeuten, oder was hat man sich wenigstens darum zu bekümmern? Ich würde wenigstens gar nicht nach Ueberzeugung sprechen, wenn ich sagte, die römische Schule seye mir die liebste. Wie viel Manier unter so vielen Meistern dieser Schule! Wer ist nach Raphael rührender im Ausdruck, als Domenichino, und dieser ist schon bolognesisch. Poussin (le peintre des gens d'esprit) ist ein Franzose; der edle le Sueur kam nie aus Paris, und war noch dazu ein Schüler von Vouet. Wer hat mehr Geistes-Verwandtschaft mit Raphael als unser Dürer? — Aber das heißt geschwätzt, nicht wahr? — Wenn ich nur nicht fürchten muß, bei Ihnen in den Verdacht zu kommen, als wollte ich Sie belehren; nein gewiß, diß will und kann ich nicht. Wo Sie auch hinkommen, so folgen Sie nur Ihrem eigenen

Gefühle, und lassen Sie sich dieses von Niemand verderben; es ist die schönste Gabe, die Sie mit auf eine Kunstreise nehmen, und die sie als ein kostbares und seltenes Kleinod sorgfältig bewahren müssen. Es wäre ja doch nur der individuelle Geschmack eines Jeden, den Sie annehmen müßten, und wie oft würden Sie diesen zu ändern genöthigt seyn. Wo Ihnen Künstler nützlich seyn können, das ist in Beurtheilung über das Mechanische der Kunst, über Correctheiten in den Conturen u. dgl.; denn um hier gewisse Sachen zu begreifen, muß man fast das Handwerk selbst treiben.

Das öftere Anschauen der Werke Raphaels und die wunderbaren Werke des Michel Angelo werden Ihnen einen Eckel einflößen gegen so Vieles, was in den meisten modernen Produktionen als die größte Zierde gepriesen wird. Vorzüglich aber betrachten Sie mit aller Aufmerksamkeit Alles, was uns von den Alten kommt, es seyen Bildsäulen oder Cameen oder Basreliefs. Diß wird Ihren Geschmack am Schönen vorzüglich bilden. Unsere elenden Zeiten können noch Nahrung finden selbst an Werken des Verfalls der alten Kunst. Ja die schlechtesten Statuen, die gar wenig Kunst in der Ausführung zeigen, so wie man sie zu hunderten in manchen römischen Villen antrifft, tragen ein Gepräge von Eleganz und natürlichem Anstand, das wir vergeblich bei Produkten der neuern Kunst suchen oder wenigstens nur selten finden.

Die schönen Progressen der Herren Schweickle *) und Schick machen mir äußerst viel Vergnügen. Wie wäre es zu wünschen, daß solche vielversprechende junge Künstler einstens durch Achtung und Belohnung immer weiter zu kommen angespornt würden. Daß letzterer seine Gegenstände aus der Bibel wählt, finde ich sehr vernünftig. Er hat dadurch den Vortheil, desto allgemeiner und leichter verstanden zu werden. **) Es ist doch gewiß eines der unbegreiflichsten Vorurtheile, ein Kunstwerk oft verworfen zu sehen, weil es, wie man es heißt, ein geistliches Sujet oder aus der Bibel gewählt ist. Es ist mir schon selbsten begegnet, daß es mir zu einem Hauptbedingniß gemacht wurde, wenn ich etwas auszuführen hatte, nichts dergleichen zu wählen. Wo mag wohl diese sonderbare Antipathie herkommen? Ich halte es für Folge eines gewissen libertinage d'esprit, dem alles verhaßt ist, was uns von ferne an eine religiöse Idee erinnern könnte. Und warum ist das Religiöse so sehr verhaßt? Gewiß nur, weil unsere Leidenschaften, denen aller Zwang verhaßt ist, einem so lästigen Censor, wie das christliche Gesetz, sorgfältig auszuweichen suchen. Und doch ist es wahr, und gewiß wahr, daß es keinen vollkommeneren Menschen geben würde, als einen solchen,

---

*) Vgl. oben, S. 184, Anm.

**) Aehnlich die Aeußerung des in Rede stehenden Meisters selbst, in dem Briefe Nr. 39 (S. 130).

der ganz nach der christlichen Moral denken und handeln würde, und welcher Gewinn für die menschliche Gesellschaft, wenn Alle so lebten! — Welch Feld zum Nachdenken!

Gott geleite Sie auf Ihrer Reise! Küssen Sie den Boden der heiligen Roma auch in meinem Namen! — Die Katakomben bei S. Sebastiano fuori delle Mura werden Sie wohl auch besuchen. Freilich so bequem nicht, als Sie dieselben hätten durchwandern können, wenn noch ein Bekannter von mir in Rom wäre, der das unterirdische Rom noch besser als das obere kannte. Welch' eine ganz andere Ansicht der Dinge bekommt man, wenn man so unter der Erde nachdenkt! Wie kleinlicht und abgeschmackt erscheint hier unten der menschliche Stolz, der elende Ehrgeiz, der Neid! Warum jagt man doch so rastlos nach so unbedeutendem Nichts! — Ich schwärme nicht, denn wenn man die Zeit so pfeilschnell vorübereilen sieht, oder wenn man gar in Rom ist, in diesem ehemaligen Sitze der mächtigsten Beherrscher der Welt, und das goldene Haus des Nero sucht, das Forum Trajani und hundert dergleichen berühmte Orte, — wahrlich, es steigen Gefühle in einem empor, die uns mächtig ergreifen. Warum sollten nun wir denselben nicht folgen, warum sollte man nicht wünschen, Alle, die uns werth und lieb sind, von ähnlichen Gefühlen durchdrungen zu sehen?

Wohl haben Sie recht, fast zu wünschen, nie etwas von Kunst gesehen oder gehört zu haben. Sie haben diß mit fast allen Künstlern gemein; denn es ist eines der traurigsten Loose der neueren Künstler (wenigstens derer, die gerne ihre Kunst nicht bloß als Erwerbs- und Nahrungszweig treiben möchten), daß dieselben, wenn sie selbst anfangen zu denken und zu fühlen, so gar viel wieder zu thun haben, um sich abzugewöhnen, was sie oft mit vieler Mühe in jüngeren Jahren haben lernen müssen. Dieses ist gewiß (nebst dem wenigen Antheil, den unser grobsinnliches oder nur für's immer Reicherwerden empfängliches Publikum an dem echt Großen und Hohen in der Kunst nimmt) eine der Hauptursachen, warum man es, hätte man selbst doppelte Fähigkeit, nicht so weit bringen kann, als die Alten. Und dieses Abgewöhnen gilt nicht nur der Manier, es gilt der Art, die Dinge anzusehen, den Begriffen, den Ansichten über den Zweck der Kunst u. dgl.

Meine Hoffnung, bald nach Rom zu kommen, ist für jetzt wieder verschwunden. Das Projekt ist nicht geglückt, von dem ich Ihnen geschrieben habe. Man muß es mit Unterwerfung annehmen. — Frye, Wagner, Koch *)

*) Der erstgenannte, ein Sohn des (im J. 1762 verstorbenen) englischen Malers und Kupferstechers Thomas Frye? — Wagner, Johann Martin, der Maler und Bildhauer, der zu Anfang des Jahrhunderts in Wien unter Füger studiert hatte und nunmehr, seit Kurzem, sich zu Rom befand. — Koch, der bekannte Landschaftsmaler, Zögling der Stuttgarter Carls-Akademie (vgl. oben, S. 11 f.).

und wer sich meiner erinnern mag, grüßen Sie herzlich. — Es ist eine Ihnen eigene und zu große Gütigkeit, die Sie für die gerade nicht glückliche Lage eines Künstlers so theilnehmend macht, daß Sie mir, der ich Ihr Schuldner bin, noch auf Rechnung einer erst zu verfertigenden Arbeit für einen Freund 350 fl. anweisen lassen. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für diesen gütigen Antheil; aber ich weiß doch nicht, ob ich jetzt schon solle davon Gebrauch machen — einen Fall der höchsten Verzweiflung ausgenommen; kann ich ja nicht wissen, ob meine Arbeit gefallen wird! Zwei Tage vor Ankunft Ihres Briefes hatte ich in der That nichts mehr; aber fast gleich darauf empfienge ich etwas, zwar nur weniges, aber auf eine so wunderbare Weise, daß ich glauben darf, die Vorsicht werde uns nicht gänzlich verlassen; aber es fehlt mir Raum *) — —

7.

Wien den 31. Juli 1805.

— — Ich setze meine Gedanken so unverdaut hin, wie sie mir beifallen; es sind mitunter schon Punkte, die mir lebhaft genug vor Aug' und Seele schweben, ohne langes Besinnen nöthig zu haben. Vor Allem steht oben an die ganz besondere Anhänglichkeit und Ihre Güte gegen mich, die ich auf keine Art mir verdienen konnte. — Daß Sie so alle Gelegenheit zu benützen suchen, mir unbedeutendem Künstler auf eine oder die andere Art aufzuhelfen! Ich fühle mich in der That unglücklich, mich so ganz unfähig zu sehen, Ihnen nur im Geringsten zeigen zu können, wie sehr ich dieses zu schätzen weiß. — — —

— — Füger **) ist ein Künstler von vielem Genie; ich bewundere und ehre in ihm den geschickten Künstler und den rechtschaffenen Mann. — Auch von Professor Caucig ***) wünschte ich, daß Sie seine Composition sähen. Er ist gewiß ein Künstler, der hier nicht nach Verdienst geschäzt ist. C. habe ich seit der Zeit schon einigemal gesehen. Er erkundigte sich selbst nach mir und empfieng mich mit aller Höflichkeit und Freundschaft. — —

— — Vor Allem muß ich Sie benachrichtigen, daß ich nothgedrungen war, die mir an Hrn. v. Rieger angewiesenen 150 fl. auszahlen

---

*) Der Schluß des Briefes, welcher ohne Zweifel auf einem Beiblatte stund, ist verloren.

**) Ueber Heinrich Füger s. oben, S. 7. (wo er übrigens zu nieder gestellt scheint).

***) Franz Caucig, geb. zu Görz 1742, seit 1799 Professor der Historienmalerei und akademischer Rath an der Kunstakademie zu Wien, wurde später an die Künstlerschule der k. k. Porcellan-Manufaktur berufen, und starb 1828.

zu lassen. Ich schrieb Ihnen das letztemal, daß dieses nicht geschehen werde, als im größten Bedürfniß, und bis ich die Zeichnung vollendet hätte; aber diß ist noch nicht ganz geschehen, denn ich wurde wieder durch einen Anfall von rheumatischen Entzündungsfiebern auf einige Zeit in Unthätigkeit gesetzt; jetzt bin ich aber Gottlob wieder gut hergestellt. Ich habe seit der Zeit wieder ein kleines Maß Calenderzeichnungen gemacht. Es ist freilich traurig, wenn man etwas Besseres in sich zu fühlen vermeint, sich mit dergleichen Zeug abzugeben, oder besser gesagt, seine Hauptbeschäftigung daraus zu machen; es ist traurig, sage ich, denn wenn es eben lange anhält, so läuft man Gefahr, nach und nach (oder vielmehr im größten Galopp) das Bischen, was man so gelernt hat, zu verlieren. Doch genug hievon. —

Sehen Sie die schönen blauen Fernen? Diß sind die Sabinergebirge. — Glück auf die Reise, ich kann nicht mit — was Sie auch sagen! Eine Tour nach Rom und wieder zurück hätte nicht so erstaunlich viel gekostet, meinen Sie? — oh zurück hätten Sie mich so leicht nicht wieder gebracht! Hätte ich keine Familie (o die liebe Familie, ich möchte doch nicht ohne sie seyn!), ich könnte mich vielleicht eher entschließen, ein Philosoph auf der Scala della Trinità di Monte zu werden, als in's Vandalenland zurückzukehren. In's Toskanische hätte ich Sie schon begleitet, und dann hätte ich mich beurlaubt. —

Verzeihen Sie mir doch das Gewäsch, was so mitunter läuft, ich hatte keine Zeit mehr, viel nachzudenken — wie geht doch die Zeit so schnell, wie geschwind bewegt sich der Minutenzeiger! — und wo führt sie uns hin? Was soll ich Ihnen wünschen, was Ihnen wahrhaft gut wäre? — Kunstgenuß, ungestörte Muße, Gesundheit, Reichthum, Ehre? — es ist Alles der Mühe nicht werth, o wie schnell verfliegt Alles! — —

— — Ich werde es wohl bleiben lassen, mich zum Kunst-Informator aufzuwerfen. Ich rede eben gerne von der göttlichen Kunst; aber ein directeur de conscience en matière de peinture et de goût kann und will ich nicht seyn. — —

— — Der Einzug von Pius VII. hat Ihnen also gefallen? Welchen Eindruck muß ein solches Fest erst auf diejenigen machen, welche in seiner Person mehr als nur den weltlichen Regenten erkennen, die in ihm den chef de l'église erkennen, contre laquelle les portes de l'enfer ne prevaudront jamais!? Sie werden mich doch für keinen Schwärmer halten? Das bin ich gewiß nicht. — Werden Sie noch lange in Rom bleiben? Gehen Sie auch nach Neapel?

8.

Wien den 15. Januar 1806.

— — — Ich will des Raumes halber nicht viel Worte mit Danksagung verlieren; Worte drücken ohnehin so selten die Gefühle des Herzens aus. Aber womit hab' ich doch verdient, daß Sie so sehr um uns besorgt sind? Diß ist auf keine Art zu vergelten! — Nun zur Sache. Das Unbrillante der Fulda'schen Stelle ist gerade das, was für mich an der ganzen Sache den meisten Reiz hätte. O wie glücklich ist der Mensch, der so unbemerkt seinen Weg durch die Welt zurücklegen kann! So sehr ich mir zum Gesetze gemacht habe, keinen Plan mit zu viel Hitze zu verfolgen oder die vorbeifliehende Gelegenheit mit starkem Arme zu haschen, so sehr bin ich auch gewohnt, nicht gerade widersetzlich dagegen zu handeln. Ich glaube dadurch am besten in das Geleise zu kommen, wohin mich die Vorsehung bestimmt hat.

Ich kann nicht genug mich mit Rührung verwundern, wie Sie so alle Gelegenheit ergreifen, mir nützlich zu seyn. Da dieses mein Wohl der Zweck aller Ihrer Bemühungen ist, so weiß ich auch gewiß, daß Sie mir es sicher nicht übel nehmen werden, wenn ich einige Bedenklichkeiten Ihrer Beurtheilung vorlege, in Betreff der erwähnten Stelle. Ich befürchte nicht ohne Grund, daß ich als Künstler gänzlich alle Hoffnung zum weitern Entwickeln meiner Kräfte aufgeben müßte. An einem Orte, wo wenig Ressource zum Studieren, wo ich vielleicht der einzige Maler in der ganzen Gegend seyn mag, muß da nicht nothwendig alle Phantasie einschlummern? — Auch kann ich nicht hoffen und verlangen, durch diese Stelle in eine solche Lage gesetzt zu werden, die mich in den Stand setzen könnte, meine Familie anständig zu erhalten, und auf Erwerb in meinem Fache wird wohl nicht viel zu bauen seyn. Ich müßte also ganz zum Calender- und Vignetten-Zeichner mich umwandeln, und allenfalls die Porträtmahlerei ergreifen, wovon ich ganz und gar nichts verstehe; sollte ich nun gar sterben, wie würd' es meiner guten Frau ergehen! Was mir aber vorzüglich nicht angenehm wäre, die Zurückweisung von Andern, die sich schon präsentirt haben, diß wäre mir ein ewiger Vorwurf. Entscheiden Sie selbst hierüber!

In meinem letzten Brief schrieb ich Ihnen von Vorlegung einer Idee, die ich hatte, um von hier wegzukommen, denn ich kann mich kaum mehr hier sehen. Mein nichtgünstiges Geschick als Künstler, meine und meiner Frau Gesundheit machen eine Aenderung wünschenswerth; auch das Heranwachsen meiner Kinder erfordert es — und diß war auch der Wunsch meines hier erst verstorbenen Freundes*) — denn die Immoralität ist hier auf den

*) Vgl. unten, S. 334, Anm. *).

höchsten Grad gesteigert, und um die contagieusen Exempel zu fliehen, müßte man blind und taub seyn; auch geben die jetzigen Umstände vor Jahren keine Hoffnung für mich zu einer soliden Beschäftigung in meinem Fache. Rom ist also wieder der Stern, nach dem ich blicke, und dahin wünschte ich mich diesen Sommer versetzen zu können. Mein Plan wäre also, von hier weg zu gehen, zuerst nach München, wo ich wenigstens Eine Woche lang dem ehrwürdigen A. Dürer zu Ehren verweilen möchte. (Ihre Idee von München, sofern die Vorsehung mich in Deutschland fixiren wollte, würde mir nicht gerade mißfallen haben; Gelegenheit an Bibliotheken, ein Ausflug nach Venedig und andere dergleichen Ideen reizen die mit Planen schwangere Einbildung.) Von München über Stuttgart zu gehen, theils meines Vaters wegen, theils auch Sie persönlich wieder zu sehen, würde wohl zu kostspielig werden; folglich von München nach Venedig, um die dortige Schule kennen zu lernen. Von Venedig nach Rom (ob ich gleich nicht weiß, wie es jetzt in Italien aussieht; denn hier gibt es nur Gerüchte, deren eines das andere widerlegt). Es fiel mir nämlich ein Gedanke bei, wie man sich eben so an Alles hängt, was einem thunlich scheint, wenn man etwas auszuführen wünscht, und diesen Gedanken wünschte ich eigentlich meinem Vater vorzulegen. *) — —

— — Freilich wäre ich dadurch nicht geborgen, doch würde ich großes Unrecht thun, der Vorsehung nicht weiter zu vertrauen, da ich so viele und tägliche Beweise habe, wie sehr sie für uns bis jetzt gesorgt. Auch hoffe ich durch Canova, Rezzonico u. s. w., wenn ich einmal an Ort und Stelle bin, schon Beschäftigung zu erhalten. Vielleicht auch für Neapel, wohin ich Manches hätte zu machen gehabt, wenn nicht der Krieg damals sich dorthin gezogen hätte. Hier sind nun meine pia desideria — glauben Sie es thunlich, mit meinem Vater darüber zu sprechen, oder wollten Sie sogar selbst ein noch dringenderes Schreiben meinem Vater als Beilage an die Brüder übergeben? — Halten Sie etwas darauf, so agiren Sie, ohne (um keine Zeit zu verlieren) mir vorher zu antworten. Wo nicht — je nun — pazienza!

Ich hatte schon eine Zeichnung angefangen für die von Ihnen empfangenen 150 fl. Ich befand mich aber vor wenig Monaten ganz ohne Geld und bekam durch besondere Fügung der Vorsehung den Auftrag, zwei Zeichnungen zu machen; um solche geschwinder fertig zu haben, wählte ich diese angefangene Zeichnung zum Gegenstande der einen und machte dann noch eine andere dazu, welche mir beide sehr gut bezahlt wurden. Sehen Sie hier die Vorsehung! Wir hätten nicht gewußt, auf welche Art diesen Winter

*) Der im Folgenden ausführlicher entwickelte Plan bestand darin, zwei jüngere, in Holland lebende und in guten Umständen befindliche Brüder um ein Darlehen zu bitten.

durch unsere Existenz zu erhalten, besonders jetzt, wo fast Alles weit über die Hälfte theurer geworden. Sie schrieben mir von Verfertigung eines Gemäldes oder von zwei Zeichnungen, Sie ließen mir die Wahl, und ich zog die Zeichnungen vor: erstens weil Sie doch eher zu Zeichnungen inclinirten, und zweitens, weil es mir eben so gieng. Zu Vollendung eines Gemäldes gehört nicht nur mehr Zeit und Studium, es gehört eine weit größere Muße, ein weit ruhigeres Gemüth (in Absicht auf Familien-Sorgen) dazu, und ich hätte Ihnen nicht versprechen mögen, daß solches gut würde ausgefallen seyn. Es ist ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit. Ein Anderes ist aus Trieb, aus Neigung mahlen, ein Anderes aus Bedürfniß; und mich däucht, man muß es einer mahlerischen Darstellung ansehen, in welche von diesen beiden Tinten der Pinsel getaucht ist. — In einer Zeichnung, wo die äußerste Strenge im Detail nicht so erfordert wird, wie in einem Gemälde, und wo man eher auch nach Umständen aufhören und anfangen kann, läßt sich eher hoffen, etwas Erträgliches zu machen; und so gut es mir möglich ist, und nach meinen Umständen möglich ist, werden Sie die Zeichnungen erhalten; ich habe schon eine entworfen. — — —

9.

Wien den 15. Merz 1806.

Ihr Schreiben vom 29. Januar habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten. Es betrübt mich wohl, daß nach der Erinnerung meines Bruders auch von dieser Seite meine Hoffnungen getäuscht sind. Es ist nun einmal so; es gibt Menschen, denen all ihr Vorhaben gelingt, ja deren Wünsche oft weit über Erwarten erfüllt werden, andern scheint auch nichts gerathen zu wollen, sie mögen sich wenden und drehen so viel sie nur mögen, und da muß man den Nacken beugen, denn diß ist gewiß höhere Fügung. Freilich als Künstler ist es oft schwer zu verschmerzen, seine besten Lebensjahre beinahe ungenutzt dahinfliehen zu sehen, und die immer geschäftige Phantasie kann doch nicht umhin, sich in den Schooß der Hoffnung zu werfen, dieser treuen Freundin des Menschen, aber da kommt das Alter auf seinen Stab gestützt allmälig dazu und begleitet beide in's Grab; und da verschwinden die Träume. — Ihr Brief hat mich übrigens sehr gefreut; es ist so allerhand darinnen, obwohl auch manches nicht Angenehme. So bedaure ich mit Ihnen, und zwar sehr herzlich, unser armes Vaterland, und ich finde aus meiner Theinahme, daß ich wirklich mehr Anhänglichkeit an dasselbe habe, als ich selbst bei mir ver-

muthete. — Ich werde die Jenaer Blätter über die römische Kunst *) zu bekommen suchen.

Mich wundert, daß Sie unter den Künstlern in Rom nicht auch den Camuccini nennen; ich hätte ihn seiner Reputation nach für den ersten von allen gehalten, so Sie mir nannten. (Von eigener Composition habe ich selbst Nichts von ihm gesehen, aber viel gehört.) —

Wagner hat gewiß viel Anlage zur Kunst, aber er ist noch nicht selbstständig genug, und ob ich gleich Vieles dazu beigetragen habe, ihn nach meiner besten Ueberzeugung nach Paris zu bereden, so bin ich doch froh, daß er nur kurz sich dorten verweilte. Ein kleines Blättchen, das ich, nach einer seiner Zeichnungen, ich weiß nicht von wem als Contour in Kupfer gestochen gesehen habe, ist insoferne merkwürdig, als es einen Beweis ablegt, wie sehr das, was den Menschen umgibt, auf ihn wirkt. Wagner war bis auf den letzten Augenblick seines Aufenthalts in Paris gegen den neufranzösischen Styl eingenommen, und doch glich Nichts so sehr diesem Styl, als obgesagtes Blatt. — Kurz, er ist ein Proteus, der alle Gestalten annehmen kann, und diese Leichtigkeit ist ein Talent, das zu schätzen ist, aber man muß auf seiner Hut seyn, sonst verliert man gerne sein Eigenthümliches.

Lesen der erhabensten, antiken Dichter, Beobachten der Natur, so viel es in unserem unnatürlichen Zeitalter möglich ist, und genaues Aufmerken auf das, was eigene Empfindung uns sagt, sind die besten Mittel — denn die Kunst wieder aus Gemälden zu studieren, ist mehr nützlich, um in der Ausübung derselben Fortschritte zu machen; ein Studium, das freilich absolut nothwendig ist, um ein gutes Kunstprodukt hervorzubringen. Ich weiß nicht, ob Sie mit Wagner in Correspondenz sind; wäre es, so schreiben Sie ihm diß ausdrücklich von meiner Seite, denn ich weiß nicht, ob ich so bald werde eine Gelegenheit finden, demselben zu schreiben.

Unterstützung mittelmäßiger Talente ist freilich, wie Sie sehr richtig bemerken, eine schädliche Sache. Die Wirkung ist ungefähr dieselbe, welche die so häufigen Akademie-Anstalten verursachen. Und insofern ist mir die Errichtung einer jeden neuen Akademie etwas Unerträgliches. — Wie viele junge Menschen werden, wegen der Leichtigkeit, eine Profession unentgeltlich erlernen zu können (vielleicht gar noch in der Hoffnung, bald Geld zu erwerben), von den Eltern in diese Kunstschulen geschickt; sie haben aber von der Natur gar keinen Beruf dazu. So vervielfältigen sich nun Künstler aller Sorten, und durch sie muß auch das Ansehen der Kunst leiden; nicht zu gedenken, wie viel unglückliche Menschen dadurch gemacht werden — un-

*) Es sind wohl die Mittheilungen von A. W. Schlegel an Goethe (vgl. oben, S. 26 f.) gemeint.

glücklich, wenn sogar alle Raphaele würden — sobald nach geendigtem Studienkurs der Staat nichts weiter für die Pflege der Künste thut.

Es steht nun in Gottes Hand, was über mich beschlossen werden soll. Ich werde vorsätzlich keinem Wege ausweichen, den mir die Vorsehung eröffnen mag. Eröffnen muß und wird sie mir einen, denn die jetzige Lage kann unmöglich so dauern. Es sey nun Fulda oder München oder die heilige Roma. — Es sey Ihnen hier nochmals gedankt für all die Theilnahme, die Sie an unserem Schicksale nehmen. — Ich erwarte in einiger Zeit auch Briefe von Canova; ich will sehen, was er mir von dem dortigen Aufenthalt schreibt; unlängst bekam ich einen Brief von ihm, woraus ich aber Nichts ersehen konnte. — — —

— — Die engelreine Seele meiner guten Frau grüßt Sie herzlich. — Hrn. Professor Hetsch bitte, mich zu empfehlen. Es würde mir sehr angenehm seyn, mich mit ihm über die Kunstpflege genauer zu unterreden. Allein was wird dieser mit einem Menschen reden wollen, der fast im Begriff ist, für Löschenkohl *) und Consorten zu arbeiten! Doch Sie können vielleicht diesen Mann nicht; ich will aber den persönlichen Charakter von Menschen nicht antasten, die ich selbst nicht genau kenne — ich rede nur als von einem Kunst-Negoz. — —

Carstens' Geist begleite uns; wenn ich bedenke, wie ein so ganz ungünstiges und unverdientes Loos dieser Mensch als Künstler hatte, oh da krieche ich wieder in meine Höhle zurück und bin mäuschenstille. — — —

10.

Wien den 16. Juni 1806.

Vor einigen Wochen habe ich die für mich von Rom mitgebrachten zwei Bücher erhalten. Ich mache Ihnen unterdessen meine große Danksagung. Was Sie dafür ausgelegt haben, haben Sie mir noch nicht geschrieben, aber ich bin ja ohnediß noch Ihr großer, großer Schuldner, und ach! wie sonderbar kam ich dazu! — O mein Gott, ich bin heute in einer sonderbaren Stimmung, und ich weiß selbst nicht recht, was ich Ihnen schreiben werde; der Mensch ist von Geist und Fleisch zusammengesetzt, und trotz alles Raisonnements hat oft das Körperliche so gar sehr das Uebergewicht.

Wien den 21. Juni 1806.

Es war gut, daß ich das hier oben Angefangene damals abbrach, denn Sie hätten ein sehr verworrenes Geschreibsel zu lesen bekommen. Noch jetzt

*) Johann Löschenkohl, Kupferstecher, zu Wien.

zwar kann ich nicht freier athmen, aber ich halte es für Pflicht, Ihnen sogleich zu schreiben, denn ich könnte sonst sehr leicht in Verdacht von Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen Sie gerathen, besonders wenn Hr. Artaria*) in Stuttgardt ankommt, da derselbe Nichts von mir mitbringt. — Ich bat denselben, mir einige Briefe mitzunehmen, und da er mir die Zeit seiner Abreise nicht ganz bestimmt sagen konnte, so dachte ich unterdessen meine Sachen zu richten; als ich aber nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen denselben wieder aufsuchen wollte, so hörte ich mit Mißvergnügen, daß er schon abgereist sey. Mein Brief reise also nun mit der gewöhnlichen Post, und mögen Sie, wie ich hoffe und wünsche, in den besten Gesundheitsumständen denselben empfangen!

Ich werde Ihren Brief nach der Ordnung beantworten, so wie er vor mir liegt. Was ich damals von Wagnern schrieb, sagte ich mit gutem Bedacht, und selbst einige von den Sachen, die Sie mir nannten, und die ich kenne, würden nur dazu dienen, meine Gründe zu verstärken. Aber es ist der Mühe nicht mehr werth; denn ich bin von der Wahrheit dessen, was Sie sagen, nehmlich, seit W. in Rom ist, hat sich der treffliche Künstler wunderbar entwickelt, vollkommen überzeugt, weil ich W. kenne; auch war es nicht sowohl eine Kritik, als ein Wink, um denselben durch Sie aufmerksam machen zu lassen, weil ich ihm wenig zu schreiben Gelegenheit habe. Es ist ganz natürlich, daß ein junger Mensch, der nach Vollkommenheit in der Kunst strebt, sich an Alles attachirt, was ihm auffällt, daß er es nachzuahmen sucht; nach und nach aber wird der immer reicher werdende Verstand durch das Anschauen von Werken eines geläuterten Geschmackes fixirt; und kommt dazu noch eigenes Empfinden, eigenes Gefühl für's Wahre und Schöne, o da muß ja ein Künstler sich trefflich entwickeln, wenn ihm nur die Zeitumstände günstig sind; ich kann Ihnen daher nicht sagen, wie sehr mich die Nachricht Artaria's freute, daß Wagnern seine Pension werde wahrscheinlich erhöht werden, denn er verdient es und wird dieselbe gewiß benutzen.

Artaria war einmal bei mir; er sagte mir, er habe einen Brief von Ihnen erhalten, und den Auftrag, mich von Ihnen zu grüßen; er berichtete mir, daß er sich glücklich für Koch am bayerischen Hofe verwendet habe, und daß man überhaupt dorten viel für die Kunst zu thun gesonnen sey. Auch erzählte er mir, daß man Willens sey, in Mannheim die Akademie einzurichten, und daß, wie Sie mir schon schrieben, durch Sie die Rede davon gewesen sey, mich dort zu employiren. Das ist nun, was man sagt.

Sie schrieben mir im letzten Briefe von der Anstellung in Fulda. Er-

*) Wahrscheinlich Domin. Artaria (unten, S. 339), Kunsthändler aus Mannheim, ein Sprößling der bekannten Wiener Familie.

lauben Sie mir nun, mich hiebei ein wenig aufzuhalten. Ich habe hier drei Orte genannt, an welchen allen dreien Sie sich für mich zu verwenden gesucht haben. Ich wußte anfangs gar nichts davon, und da ich es erfuhr, so verhielt ich mich dennoch ganz passiv; einmal weil es mir sonderbar vorkommen würde, um etwas anzusuchen, was ich nicht gewünscht habe, zweitens, weil es ebenso sonderbar wäre, um einen Platz anzusuchen, ohne überzeugt zu seyn, daß ich die gehörige Geschicklichkeit habe, solchen mit Würde zu versehen. Aber das Gefühl von Dankbarkeit gegen Sie (der Sie sich so unverdienter Weise, so sehr für mich interessiren) wird ewig in meiner Seele leben. Mein heißester Wunsch wäre immer noch, wieder nach Rom zu gehen, da diß für einen Historienmaler für jetzt wohl noch der einzige Ort in der Welt ist, wo sich so Manches vereinigt, denselben zum Weiterschreiten in der hohen Kunst zu befähigen. Aber die leidigen Zeitläufte ziehen das Dahinreisen sehr in die Länge, und indessen gehe ich hier beinahe zu Grunde. Eben im jetzigen Augenblicke, da ich dieses schreibe, ist die dickste Finsterniß beim Blick in die Zukunft vor meinen Augen, ich sage vor *meinen* Augen, da ich gewiß gar nicht den Fehler an mir habe, mir viele Sorgen für die Zukunft zu machen, und da ich gar niemalen den mesquinen Plan gehabt habe, mich mit dem thörichten Wunsch nach zeitlichen Gütern und Ehren zu quälen. — Unbedeutende Lobeserhebungen von einigen Künstlern und ein paar Kunstfreunden (vielleicht sind es sogar nur leere Complimente) sind Alles, was meine Existenz befördern soll! — O meine Frau und meine Kinder! Wenn ich nicht an die göttliche Vorsehung glaubte, wie schlimm wäre unser Loos! Aber der Gedanke an diese kann Muth einflößen! — In Widerwärtigkeiten muß die Tugend geläutert werden. — Ich bitte Sie, nehmen Sie mir doch nicht übel, daß ich hier ausgeschweift bin. Ich weiß, daß es nichts Ueberdrüssigeres geben kann, als immerwährende Klagen anzuhören, aber für den leidenden Menschen ist es immer eine Art Erleichterung, seine Empfindung in den Schooß eines Freundes (mit diesem Namen beehrten Sie mich) auszugießen. Ich bitte aber besonders, mich recht zu verstehen; argwöhnen Sie doch ja nicht, als hätte ich die niedrige Absicht, Mitleiden zu erregen, und dadurch Hülfe zu erbetteln. Sie haben mir in Ihrem letzten Schreiben Ihre etwas genirte und abhängige Lage anvertraut, und weiß es nur ich, so weiß es Niemand, aber eben dieses Zutrauen hat auch das meinige erregt, indem hier der Verdacht des Bettelns hinwegfällt. — Aber Ihr Interesse für uns darf ich schon erregen; folglich schreibe ich weiter. Wenn es wahr ist, daß in Bayern so viel für Kunst gethan werden soll, wäre es nicht vortheilhafter für mich, an einen solchen Ort versetzt werden zu können, wo ein größerer Zusammenfluß von Künstlern (freilich: Gott genade diesem Zusammenfluß, der traurigen Ursache so vieler

Feindschaften und Cabalen) zu hoffen ist? — In was aber wohl dieses Viel für die Kunst thun bestehen soll, kann ich mir noch nicht recht vorstellen, etwa in Errichtung einer Akademie und einer großen Gemäldesammlung? Was will das heißen? — In Fulda wird's ohnediß Nichts werden; weiß ja der Herr von Fulda selbst nicht, ob er solches wird behalten dürfen. Ich sehe also alle diese Anstellungen bloß als Existenzmittel an, in einer Zeit, wo es schwer ist, sich durchzuschlagen; denn sein eigener Herr seyn ist doch viel werth; wie viel unangenehme Collisionen werden dadurch vermieden! — Wenn ich also mich anzuketten wünschen müßte, so möchte ich wenigstens meine Freiheit dahin verkaufen, wo ich am meisten dafür lösen würde, und das könnte vielleicht noch eher in München als in Mannheim oder Fulda seyn, doch hätte auch Mannheim einigen Reiz wegen seiner größeren Nähe an Paris.

Hr. v. Uexküll, wir haben Niemanden mehr hier, mit dem wir uns berathschlagen könnten; mein Abbate Virginio *) ist uns gestorben; verzeihen Sie also (oder wie man in Rom sagt: compatisca), wenn ich so umständlich und langweilig immer eben dasselbe sage. — Es ist mir leid, daß dieser Artaria so abreiste, ohne daß ich es wußte. Ich wollte außer Ihnen auch meinem Vater schreiben und meinem Bruder antworten, wie auch Hrn. Professor Hetsch einen Brief schicken, und eben wegen dieser Abreise des Artaria zögerte ich an Sie zu schreiben, weil ich diese Gelegenheit benutzen wollte.

Und nun etwas von den zwei Zeichnungen. — Sie werden wohl bei sich selbst denken, daß ich bei weniger oder gar keiner Beschäftigung um so eher schon lang mit diesen Zeichnungen hätte fertig seyn können. — Eine Andromache auf Hektors Grab **) war für Sie bestimmt; ich hatte aber damals, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, Gelegenheit, solche an den Fürst Sinzendorf zu verkaufen, für welchen ich auch die Philosophen, die ich noch in Rom mahlte (aber die Figuren groß, wie die von Hiob) zu zeichnen hatte; eine Gelegenheit, die ich nicht versäumen durfte, weil ich gar kein Geld, aber auch gar keines hatte; denn von diesem Ertrag haben wir bis jetzt gelebt, seit der Anwesenheit der Franzosen — außer diesem wollten Sie Etwas con amore gemacht, und deßwegen wollte ich nicht gerade das erste beste Sujet so ganz mechanisch dafür anbieten. Ich beobachtete also ganz stille die erste

---

*) Der Vorsteher der italienischen Gemeinde in Wien, von dem Wächter in einem sonst weniger wichtigen Briefe vom 4. Januar 1806 schreibt: Er war unsere erste Bekanntschaft in Wien; er war unsere Hülfe, unser Rathgeber und Freund im besten Sinne des Worts. Seinen Tod fand er als Opfer der Charité, indem er Tag und Nacht den Blessirten in den Hospitälern beistund. — Vgl. auch oben, S. 327, z. E.

**) Dieselbe Composition, in einem Oelgemälde ausgeführt, ist im Besitze der zu Stuttgart lebenden unvermählten Töchter des Meisters.

natürliche Aeußerung einiger meiner Bekannten über verschiedene meiner Ideen, und da ich solche mit meiner Meinung einstimmend fand, so entstand nun eine andere Zeichnung, die Sie erhalten hätten, wenn Artaria oder Frauenholz *) solche hätte mitnehmen können. Frauenholz erbot sich zwar sehr freundschaftlich dazu, aber ich traute nicht, solche unter andere Kupferstiche legen zu lassen, besonders da er erst gegen den September oder Oktober nach Stuttgardt kommen wird, denn die neue Zeichnung ist mit Crayon gemacht; wenn ich nicht bald eine Gelegenheit finde, solche in einem Kistchen wegzuschicken, so werde ich Ihnen solche mit Tusche oder Sepia gezeichnet zuschicken. Es ist ein todter Christus; ich weiß nicht, ob das Sujet recht ist. Man hat es, durch den Ausdruck der Trauer, nicht ganz uninteressant finden wollen. Die zweite Zeichnung ist, wenn ich kein tauglicheres Sujet finde, ein Julius Cäsar in Phrygien.

Es ist vor einiger Zeit ein Herr zu mir gekommen, der Etwas von mir gesehen hat und mich wollte kennen lernen. Er lud mich zu sich ein. Da er eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft zu haben scheint, so ist das jetzt von Neuem eine Art Stab in der Höhle oder dunkeln Grotte, durch welche ich auf einen etwas besseren Fußsteeg zu kommen hoffe. Sehen Sie die Vorsehung wieder! Das Sinzendorf'sche Geld ist verzehrt; ich muß jetzt meine Hausmiethe bezahlen und auch leben; siehe da kommt der Mann und kauft mir ein paar kleine Gemälde ab, die ich schon sehr lange habe und nicht anbringen konnte. Es ist wahr, ich mußte sie sehr wohlfeil (zu wohlfeil) weggeben, aber es ist doch wieder etwas weniges Oel in das Lebenslämpchen. Es wäre also auch unbillig zu klagen, und ich bin überzeugt, daß dieser Weg für uns der beste ist, sonst hätten wir ihn nicht betreten müssen. Ich bin auch deßwegen nichts weniger als melancholisch; und wenn ich mich so ganz Ihnen ausgieße, so ist es, weil ich weiß, daß Sie Theil an unserem Schicksal nehmen und mir diese Erleichterung meines Herzens erlauben. Doch genug — ich fahre fort nach Ihrem Briefe.

Koch hat, wie Artaria sagt, bereits 1200 fl. jährlich erhalten. Er hat gewiß viel Genie, nur finde ich etwas zu Wildes in seinen Ideen und besonders oft in seinen Figuren, doch die sind in Landschaften immer nur Nebensachen, wenn er nur deren nicht oft zu viel hinein setzte! Doch habe ich eine Contour mit der Feder von Figuren gesehen, davon eine weibliche nicht mehr Grazie haben könnte, als er ihr gegeben. — —

— — Ich habe so eben Etwas entworfen, wovon Ihnen der Gedanke wohl sehr drollig vorkommen mag: es ist ein schlafender Sokrates. Man hat wohl schon schlafende Nymphen und Faunen gesehen in der Kunst; aber den

*) Der bekannte Nürnberger Kunstverleger.

Sokrates schlafend darzustellen werde ich wohl der Erste seyn — doch scheint mir das Sujet schön. — Hievon ein andermal, wenn's mehr Raum gibt. — —

11.

Wien den 13. September 1806.

Heute schreibe ich Ihnen in meinem Bette; ich bin etwas unpäßlich, doch hoffe ich zu Gott, es werde nicht von Bedeutung seyn. Ich fürchte zwar den Tod nicht und bin noch weniger an die Welt mit all ihrem falso splendore gefesselt, aber in meiner jetzigen Lage würde es doch hart seyn, meine Familie in einem uns so unbekannten Lande zu verlassen; und diese einzige Besorglichkeit ist es, was mir die Erhaltung und Gesundheit wünschenswerth macht. — Ich beantworte Ihren Brief vom vorigen Monat nach der Ordnung, wie Sie solchen geschrieben. Zuerst also, doch nur ein paar Worte von unseren Platzprojecten. Daß aus der Fuldaischen Anstellung Nichts werden kann, ist mir so unlieb nicht, ich habe jetzt schon einmal ein Vorurtheil dagegen, das ich nicht ablegen kann; es ist aber jetzt nicht der Ort, von diesen meinen Gründen weitläufiger zu reden. — Von Herzen wünsche ich übrigens nirgends eine Anstellung, weder bei Hof, denn diese Luft ist mir gar zuwider, noch bei einer Akademie, deren es leider zu viele gibt; ich wünsche also nur nothgezwungen ein dergleichen Unterkommen, um meiner lieben Familie willen. Ueberlassen wir der Vorsehung, was sie über mich bestimmt hat. — —

Was das Mahnen bei Herrn Artaria betrifft, so will ich Sie sehr inständig gebeten haben, nicht zu eifrig für mich noch zu dringend zu seyn. Sie müssen nicht glauben, daß Jedermann gleiches Interesse an unserem Schicksale nimmt, wie Sie. Treiben Sie nicht zu wiederholt; wenn eine Sache nicht natürlich geschehen kann, so ist es ein Zeichen, daß es nicht seyn soll. Ich würde deßwegen, wenn ich auch mehr Fähigkeiten hätte, nie schriftlich einkommen. Ein Historien-Maler kann ohnedieß nirgends als in Rom zu leben wünschen, — in München habe ich keine Freunde. Ein einziger Landsmann hält sich dort auf, den ich hier gesehen habe bei Anwesenheit Napoleons in Wien; ein gewisser Hofastronom oder Ingenieur Seyffert. —

Die Ursachen, warum Sie Ihre Entlassung genommen, werden wohl überwiegend gewesen seyn — bei einer so totalen Veränderung in unserem ehemahligen Vaterlande mag man wohl gerne ruhig für sich leben mögen. —

Allegorische Vorstellung bekommen Sie keine; Artaria war nur ein einziges Mal bei mir, und konnte sich nicht recht erinnern. Ich bin auch

kein großer Freund von allegorischen Erfindungen, und eben so wenig von der eigentlichen Fabel, — doch haben die Dichtungen der Musen, der Horen und dergl. einen besonderen Reiz für mich, und habe ich auch dieselben schon in mehreren Gestalten erscheinen lassen, aber fürchten Sie sich nicht, denn davon ist Ihnen nichts bestimmt. Sie bekommen den todten Christus. Schon vorher hatte ich einige Sujets gemacht, die so wie dieser Christus für Sie gezeichnet waren, die ich aber aus Noth zu leben wieder weggeben mußte, aber diese letztere Zeichnung bleibt Ihnen um so mehr zugedacht, weil sie nach meinem Gefühl unter die weniger schlechten meiner Arbeiten gehört. — —

Der Hiob ist hier gestochen worden *), ganz ordentlich, doch ist etwas in den Characteren, das nicht ganz sanft ist. — Es ist auch die Maria gestochen worden (mich däucht aber weniger glücklich), von der Hr. Professor Müller [Joh. Gotthard M.] schon eine kleine Zeichnung gemacht. Wenn ich den Stich derselben hätte verhindern können, so hätte ich solches gethan; aber die Zeichnung gehörte nicht mehr mir, der Kupferstecher hatte dieselbe schon in Händen, und die Platte dazu. Hätte ich auch keine andere Ursache zur Verhinderung dieses Stichs gehabt, so wäre mir das schon genug Ursache gewesen, daß Hr. Professor Müller die Maria gezeichnet hatte, wenn er auch gleich, wie es wahrscheinlich ist, die Zeichnung nie gestochen hätte. Diß aus Achtung für den Hrn. Professor Müller, dem ich solches zu sagen bitte; — auch deßwegen ist mir der Stich nicht angenehm, weil er kein Ganzes macht; eine Maria in diesem Zeitpunkte kann ich mir gar nicht allein denken. Es muß beinahe ein h. Johannes dabei seyn, so wie ich es im Bilde gemacht, aus dem diese einzelne Figur durch eine curiose Veranlassung gezogen worden. —

Wer mag aber Ihnen doch auch gesagt haben, daß ich die Palette verlassen habe? Es ist übrigens wahr, daß ich viel weniger gemahlt habe, als ich selbst wünschte, aber ich unterließ es, weil ich mußte; in Rom zeichnete ich oft, weil die Compositionen mich zu sehr anzogen, hier ist der Grund viel unedler, ich zeichnete öfters, weil ich essen mußte. Ohne die Arbeit für Cotta **) hätte ich ja oft nicht existiren können! Jetzt mache ich schon lange nichts mehr für ihn, und so lieb mir diß einerseits ist, so sollte ich doch das

*) Von C. Rahl, der noch mehrere Gemälde von Wächter, wie die weiterhin genannte Maria u. A. durch den Stich vervielfältigte.

**) Die Zeichnung von „Vignetten", zur Ausstattung des „Taschenbuchs für Damen" (vgl. oben, S. 307.), das auch in späteren Jahrgängen noch zahlreiche Compositionen Wächters (zum Theil ohne Nennung seines Namens) wiedergab. — Für den Verleger des Taschenbuchs hatte unser Meister schon zu Anfang des Jahrhunderts einen Cyclus von dreißig kleinen, das Familienleben darstellenden, braun in braun gemalten Oelbildern ausgeführt, welche jetzt der Sohn des Bestellers, Freiherr Georg v. Cotta besitzt, und die durch ihre sinnigen Gedanken und die anmuthige Darstellung den trefflichsten Arbeiten des Meisters sich anreihen.

Gegentheil fast wünschen — denn durch Zeichnung habe ich verhältnißmäßig mehr Geld gewonnen, als für meine Gemälde. Ein Gemälde, con amore gemacht, kostet viel Studium; während der Zeit muß man nicht nur essen, man hat auch viele Ausgaben zum Gemälde selbst zu machen — ich appellire hier an Wagnern. — Doch habe ich etwas mehr gemalt, als man Ihnen gesagt, ich habe die Paletta nicht ganz verlassen; aber ich habe auch manchen Personen meine Arbeiten absichtlich verborgen, weil ich weiß, daß man sie nur aus Vorwitz, vielleicht auch schlimmen Absichten sehen wollte. — Fernows römische Studien*) kenne ich nicht. Daß er Carstens' Leben herausgegeben, habe ich gehört; ob es aber im Buchhandel hier zu haben ist, weiß ich nicht; ich will suchen, ob ich solches kann zu lesen bekommen; es muß gut geschrieben seyn. Uebrigens ist mir Carstens' Erinnerung selbst schon angenehm und wichtig — und war mir eine Unterredung mit ihm, sowie auch die Betrachtung seiner Arbeiten immer lehrreich. — Carstens als Künstler hatte kein glückliches Schicksal, so wie er es verdiente. Was hätten wir nicht zu sehen gehabt, wenn dieser Mann Gelegenheit gehabt hätte, sein großes Talent im Großen auszuüben, durch Frescogemälde (die zum großen Styl mehr geeignet scheinen), in eigens dazu erbauten Sälen, — aber welcher Wink für mich! — Wie manchmal sagt' ich zu mir selbsten — denke an die Lage eines Carstens, und was kannst du prätendiren? — Ach mein Gott, aber ich habe Familie und eine so liebe Familie — wäre diß nicht, so hätt' ich gar nichts nöthig, — ja vielleicht gieng' ich gar in ein Kloster, wie ein Fra Angelico oder Fra Bartolomeo. — —

12.

Wien 20. Dezember 1806.

Sie haben ganz Recht, mit mir zu zanken. Der Empfang Ihres Briefes, den ich so eben erhalte, hat Sensation auf mich gemacht, und lasse ich deßwegen meine Geschäfte liegen, um Ihnen sogleich zu antworten. Ich war Anfangs Willens, Ihren vorletzten Brief noch vor Abschickung der Zeichnung zu beantworten, unterließ es aber nachher doch, weil ich dadurch das nun auf's Neue stark erhöhte Briefporto ersparen wollte; aber jetzt kann ich nimmer länger warten.

Als Artaria im verflossenen Sommer mich besuchte, war die Zeichnung

*) Von denen ein Abschnitt (Bd. I. Zürich 1806. S. 249—278: „Ueber die Begeisterung des Künstlers") unserem Wächter gewidmet ist.

beinahe fertig; ich konnte aber nach Vollendung derselben nicht mehr mit ihm sprechen, weil er, als ich ihn aufsuchen wollte, einige Tage vorher abgereist war. Seit der Zeit hätte ich gerne noch eine zweite Zeichnung gemacht, aber Sie wissen meine Lage, die selbst dem größten Genie Fesseln anlegen müßte (denn ich bin vielleicht eher mehr als weniger seit der Zeit ins Gedränge gekommen). So wie ich zu Anfang dieses Jahres die Andromache, die ich Ihnen bestimmt hatte, hier verkaufte, da sich die Gelegenheit, solche passable zu verkaufen, anbot, eben so mußte ich auch meine Zeit, statt eine zweite Zeichnung zu machen, zu dem verwenden, was der Augenblick mir in die Hände gab. — Diß zur Entschuldigung, daß ich nur Eine Zeichnung gemacht, und diese Eine ist eben der todte Christus, der für Sie bestimmt ist, und den Sie nun bald haben werden; bis jetzt habe ich solchen noch in Händen. Gleich nach Empfang Ihres Briefes vom vorigen Monat bestellte ich ein Kistchen dazu, das ich jetzt schon über vierzehn Tage zu Hause habe, und doch bin ich wegen des Abschickens besorgt. — O wenn ich Ihnen könnte recht fühlbar machen, wie oft ich seit der Zeit an Sie dachte, und wie unangenehm mir der Gedanke war, daß Sie nun jetzt wohl alle Tage die Ankunft der Zeichnung zu erfahren gedächten, diß allein schon würde hinreichend seyn, mir Ihre Verzeihung auszuwirken. Wäre es thunlich gewesen, so hätten Sie die Zeichnung mit Duttenhofers Kupferstichen*), vielleicht schon vorher erhalten; aber leider war es unthunlich.

Die Zeichnung ist nehmlich mit schwarzer Kreide gezeichnet, so ungefähr wie der Belisar des Herrn Ruoff [S. 316.]; weil ich aber kein so natürlich graues Papier mehr hatte, so war ich genöthigt, englisches weißes Papier zu nehmen, und ihm eine grauliche Tinte durch Anstrich zu geben. Dieses englische Papier nun ist etwas zu glatt und mein Crayon etwas weich, so daß ich mir nicht getraue, eine solche Zeichnung unter andere Stiche und Zeichnungen zu legen, ohne fürchten zu müssen, daß sie könnte in etwas verwischt werden, sonst hätte ich solche damals Frauenholzen, der länger als Artaria hier blieb, mitgegeben. — Diß brachte mich Anfangs auf den Gedanken, solche in Sepia zu copiren; allein da in jeder Copie das Geistigste doch sich verliert, so ließ ich es bleiben. Indessen selbst jetzt, da ich habe ein Kistchen machen lassen, bin ich doch noch etwas besorgt, — warum? Dieses ist mir hier zu beschwerlich, schriftlich auseinander zu setzen, da ein Blick mit dem Auge darauf es gleich begreifen würde.

Vor einigen Tagen habe ich gehört, daß schon seit 5 bis 6 Wochen Dominicus Artaria sich hier aufhalten solle; meine Absicht war, mit selbigem noch vorher darüber zu reden, ich habe ihn aber noch nicht aufsuchen können.

---

*) Ueber Duttenhofer vgl. oben, S. 185. 186. (189.).

Dieser wird Ihnen dann auch das Warum erklären können. Eine etwas flüchtige Copie habe ich aber seit der Zeit doch für mich gemacht. — Meine Idee war immer, die Zeichnung noch vor Ende dieses Jahres abzuschicken, welches, wie ich hoffe, auch geschehen soll. Seyen Sie also bis zu Erhaltung derselben ohne Sorgen! Gebe nur der Himmel, die Arbeit möchte einigermaßen so ausgefallen seyn, daß sie Ihrer Sehnsucht darnach nicht ganz unwürdig möchte erfunden werden.

Ich habe solche mit Crayon gezeichnet, weil ich glaube, die Charaktere dadurch mit mehr Ausdruck zeichnen zu können. Die Empfindung bestimmt gewissermaßen den stärkeren oder schwächeren Druck der Hand und des Instruments, womit man zeichnet — welches bei dem Tusch nicht so leicht thunlich ist. Es ist schon eine mechanische Arbeit, das zehn- oder zwanzigmalige Ueberfahren der nehmlichen Stelle mit Tusche; bis man nur die Stärke des Tons hervorbringt, mag leicht das Gefühl erkalten. Eine Sepia-Zeichnung hätte zwar etwas mehr Kraft, als eine graue Kreide auf grauem Papier haben kann, aber wenn man für Kenner von Gefühl arbeitet, die nicht an der äußern Hülle eines Dings kleben bleiben, hat man solche Schminke nicht nöthig, so wenig als die Syrenenhülfe des Effects — wo nicht die Sache die letztere fordert. —

Was Sie mir von den Gesundheits-Umständen meines lieben Vaters schreiben, ist mir sehr betrübt zu hören, ich hoffe zu Gott, daß es sich wieder bessern möge. Ich hatte schon einige Tage im Sinne, an ihn zu schreiben, will aber jetzt noch warten, vielleicht könnte er sonst den Brief gar nicht empfangen. Sollte, was ich nicht wünschte, sein Ziel erreicht seyn, so wüßte ich an Niemand mich mit mehr Zutrauen zu wenden als an Sie, um zu erfahren, ob er auch meiner, als des ärmsten seiner Söhne, gedacht habe; es fließen mir Thränen, indem ich dieses schreibe. — Gott erhalte ihn noch lange! — — Meine Frau (von der ich sagen darf, daß es solche Römerinnen gewiß nicht viele gibt) ist sehr gerührt über Ihre Andenken. Sie empfiehlt sich Ihnen höflichst. — O die engelreine Seele — wie glücklich wäre ich, selbe wieder in ihre Heimath führen zu können! Hier verliere ich meine Zeit; was ich gelernt habe, geht zu Grunde. — Doch wie Gott will! — —

13.

Wien den 20. April 1807.

— — Mein letzter Brief wurde durch die beschränkte Zeit nicht vollendet. Ich glaube, ich war gerade in der Vertheidigung der Magdalene begriffen; doch ich sehe jetzt selber ein, daß das Vertheidigen in Kunstsachen

nicht viel hilft. Blick und Gefühl ist da der einzige Richter; was choquirt, ist schon nicht recht. Wie man sich oft selbst betrügen kann! Mir gefiel die Stellung und besonders dieser aufgestützte Arm — vielleicht nur weil ich wünschte, daß sie gefallen sollte — doch der Wahrheit zu Liebe muß ich immer sagen, daß ungeachtet alles Gefallens ich doch Etwas auszusetzen hatte, und dieses Etwas glaubte ich an den Haaren zu finden. Sehen Sie nur den hintern Theil der Zeichnung an, und Sie werden ein Stück herausgeschnitten finden. Ich änderte so oft daran, daß das Papier endlich unrein wurde. Ich schnitt es also heraus und stellte nachher die Haare her, so gut ich konnte. — Meine Absicht war, durch einen Ueberrest von elegant geordneten Haaren ihre vorige etwas leichtere Lebensart anzuzeigen, aber ich sehe, daß mir die Sache nicht gelingen wollte. Ich habe das nehmliche Sujet noch einmal componirt, nur ein etwas früheres Moment gewählt, wo Magdalene eine anspruchsvollere Rolle spielt. — O die Maler! — Dieser Brief kommt in Begleitung einer Zeichnung, die Sie ohne Zweifel Herr Dannecker wird sehen lassen — „Die Aeltern der Psyche verlassen ihre Tochter," nach dem Apulejus — ich will mich hier nicht wieder mit einer beiläufigen Beschreibung versündigen, ob ich gleich Dannecker eine Erklärung werde beilegen müssen.

Etwas ist auch in dieser Zeichnung, was mit Recht Ihre Kritik verdienen mag — „die Psyche sollte schöner seyn" — und dieß ist so wahr, daß wenn ich solche in einigen andern Momenten der Fabel vorgestellt hätte, ich nothwendig ihre Gestalt nicht ganz so hätte lassen können. Es ist nehmlich in dem obern Theil der Gestalt etwas Kurzes und etwas Genirtes in der Bewegung. Jetzt eben, ehe ich die Zeichnung zusammenrollte, habe ich daran etwas zu verbessern gesucht, und ich sehe in der That, daß schon diese geringe Aenderung vieles genutzt hat, doch konnte ich die Physiognomie nicht mehr interessanter machen, denn man hieße sie die zweite Venus; aber in diesem Moment ist Psyche ohnedieß nicht Hauptfigur. Der älterliche Schmerz ist hier der Hauptvorwurf, nebst dem Antheil einiger Andern, und wenn ich sie verfehlt habe, so kann ich in der That keine Entschuldigung vorbringen. — Die Gruppe von Köpfen, zwischen Vater und Mutter, sowie der Zephyr mißfielen hier nicht. Wir neuern Künstler haben eigentlich nur noch die sogenannte dramatische Vorstellung, wo wir Etwas leisten können; Schönheit im höchsten Grad, oh, das ist nicht mehr für uns; mit vierfach größerem Genie, als die Alten hatten, können wir es nicht mehr in diesem Theil so weit bringen, um zu verdienen, nur mit den schlechtesten der Alten in eine Vergleichung gesetzt werden zu dürfen. So viele glücklich zusammentreffende Umstände gibt es jetzt nicht mehr. Doch soll immer das Streben nach Schönheit, auch bei der Unmöglichkeit des Erreichens,

ein Hauptstudium seyn. Thun wir also hierin, was wir können, und wenden es auf das an, wo unsere neuere Kunst noch Etwas leisten kann, so haben wir uns keinen Vorwurf zu machen in diesem auch der Kunst so ungünstigen Zeitalter. Auf die Empfindung, aufs Herz zu wirken, ist auch ein schöner Zweck, freilich ein sehr undankbares Feld für den Künstler, der von der Masse des Publikums abhängt; deßwegen muß er eben Selbstverläugnung und Goldverachtung besitzen, um so viel als möglich unabhängig im Studium der Kunst selbst seinen Genuß zu suchen und zu finden! Ich wollte nur zwei Linien schreiben, und sehe mich schon auf der dritten Seite — oh des Geschwätzes! — —

— — Ich habe an Rapp wegen Steinkopf geschrieben. Unterstützen Sie doch mein Gesuch! Es ist Empfindung in seinen Arbeiten, er sucht einen guten Styl und verdiente in Italien zu studiren*). — —

14.

Wien den 25. April 1807.

— — Sie scheinen sich wie entschuldigen zu wollen wegen der bewußten Kritik. — Solche Sachen freuen mich immer mehr, als die schaalen Complimente, die nichts bedeuten. Man denkt doch nach, man untersucht; ist das Urtheil falsch, je nun, was macht's; ist es gegründet, so ist es gut auf ein andermal. Ist Approbation mit dem Tadel vermischt, so darf man eben deßwegen jener auch eher glauben.

Nicht wahr, die Hölle ist gut gerathen? und schnell? A propos — lassen Sie sich doch durch diese Schnelligkeit ja nicht verleiten, die Grablegung (wie Sie meinten) hieher schicken zu wollen. Die Gründe warum? ein andermal! Und noch weniger Ruoff's Belisar!

Mit dem esprit sublime des Boileau habe ich nichts gemein, so roth auch die Dinte seyn mag, womit er unterstrich**) — ce degré parfait, qu'il tâche de trouver — schickt sich für meine Lage gar nicht — — ja ich halte mich gar nicht für unglücklich deßwegen, denn es hieße sich ja gegen den Schöpfer selbst, gegen den Austheiler aller Talente, empören, wegen Mangel des Grades von Vollkommenheit, den er uns nicht hat geben wol-

*) Der von Wächter befürwortete Reiseplan des genannten Landschaftsmalers (Gottlob Friedrich Steinkopf, in späteren Jahren Professor an der Kunstschule zu Stuttgart und Vorstand derselben) kam im folgenden Jahre zur Ausführung (s. oben, S. 244. 246.).

**) Gemeint ist ohne Zweifel der Verfasser eines an Uexküll gerichteten Briefes, worin von Wächter die Rede war.

len, sich zu grämen. Nehmen wir mit Dankbarkeit auch das Wenige an, was er uns zugetheilt. Es ist oft besser Wenig, als Viel zu besitzen, denn letzteres zieht nur Neid und Verfolgung herbei, nicht zu gedenken der eiteln Anmaßung, der sich unser Herz oft schuldig macht. Das Einzige, was mir, als Künstler, nicht gerade angenehm seyn kann, ist nur, daß selbst das Wenige, was mir die Natur nicht versagt, daß selbst dieses vermöge der Umstände nicht kann zur Reife gebracht werden; und das gar nicht des eiteln Ruhmes wegen — ich liebe die Kunst um ihrer selbst willen, und gar nicht um einen Vergleich zu wollen. Einige gefühlvolle Seelen einen Augenblick nicht ungerührt vor einem meiner Werke zu sehen, wäre mir, wenn ich dieß vermöchte, die reinste Belohnung; und desto reiner, je weniger sie dabei an mich selbst zurückdenken würden. — —

— — Von dem Müller'schen Ausfall auf Kotzebue*) habe ich nichts gehört — ich lese gar nichts von solchen Sachen, und noch viel weniger Elogen oder Tadel von lebenden Künstlern, wo fast immer Parteilichkeit mit unterläuft. Mehrere Generationen müssen eigentlich das Verdienst erst sanctioniren. Wie kleinlich ist es, sich oft über ein Nichts herumzubalgen, wie sogar unsere Philosophen! — —

15.

Wien den 8. December 1807.

Auf Risico lasse ich dieses Schreiben abgehen, denn ich weiß nicht, wo Sie sind. Wären Sie wirklich nach Rom gegangen, so nähme ich es doch ein bischen übel, wenn Sie mir gar nichts davon geschrieben hätten. — Nicht als gehörte sich dieß, aber der Antheil, den ich an der Reise eines reinfühlenden Kunstfreundes nehme, und der Genuß, den ich habe, so in meiner Phantasie mitzureisen, scheint mich dazu einigermaßen zu berechtigen. Sind Sie aber noch in Stuttgart, so empfangen Sie mit Güte den Ueberbringer dieß, den guten Hrn. Seyffert, Sohn des Herrn Oberamtmanns in Cannstatt, als einen Abgesandten von mir, der Ihnen meine Person zu Füßen legen soll, und den ich Ihnen bestens empfehle. — Ich habe Hrn. Artaria gesehen, der mir Complimente von Ihnen brachte, mir aber nicht sagen konnte, wo Sie sich jetzt aufhalten. — Kommt er nach Stuttgart zurück, so werden Sie von ihm das Räthsel, einen schlafenden Sokrates betreffend, wovon Sie nicht wußten, was Sie daraus machen sollten, gelöst finden. Schlafende Nymphen werden Sie wohl schon gesehen haben, aber einen schla-

*) Vgl. oben, S. 195, Anm.

fenden Sokrates schwerlich. Dem sey wie ihm wolle, wenn das Räthsel nicht glücklich gelöst ist, so ist es mehr meine Schuld, als die des Sujets.

Ich habe in der That im Sinne, gegen das Frühjahr von hier wegzugehen. — Nach Rom zu reisen, wäre freilich mein heißester Wunsch. Aber es ist doch immer viel gewagt, denn Hoffnung auf Erwerb ist ja wenig jetzt dort, und doch glaube ich so viel Vertrauen auf die Vorsicht setzen zu dürfen, daß sie uns auch dort erhalten würde. — Die Plane in München, viel für Kunst zu thun, mögen wohl höchstens auf Einrichtung einer Academie hinauslaufen — 's giebt ja schon so viele Dinger der Art in der Welt! Gelegenheit zu Anwendung des Gelernten, zu Entwicklung des schlummernden Keimes, Schätzung der hohen Kunst, Theilnahme daran und, da es doch auch seyn muß, Belohnung derselben, das würde weit mehr fruchten. Den Sinn dafür kann freilich kein Fürst befehlen. — In Stuttgart selbst möchte ich so mancher Verhältnisse wegen am wenigsten bleiben. —

16.

Wien den 12. Merz. [1808].

Ihren Brief vom 8. vorigen Monats habe ich nicht sogleich beantwortet, theils weil ich eine Antwort von meinem Bruder täglich erwartete, theils weil ich Ihnen das Räthsel vom schlafenden Sokrates anschaulich lösen wollte.

Zuerst vom Sokrates; dieser ist zwar nicht so sehr wie etwa schlafende Nymphen zum Aufhängen in einem Boudoir geeignet, hat aber doch auch sein Interesse, vielleicht noch ein größeres. Ich rede hier nicht von meiner Art, dieß vorzustellen, sondern von dem Gegenstand als Sujet zur bildlichen Darstellung. Das platonische Gespräch (Kriton betitelt) gab mir die Idee dazu. Kriton betrachtet mit inniger Theilnahme seinen im Gefängnisse schlafenden, schon zum Tode verurtheilten Freund Sokrates. — Das Sujet stellte sich mir so lebhaft vor Augen und bewegte mich so sehr, daß ich es nur abzeichnen durfte. Und man würde unbillig seyn, der Composition wegen Mangel an sogenannter malerischer Anordnung Vorwürfe machen zu wollen. Dieß war ja und durfte auch hier nicht mein Zweck seyn. — Auf Begehren Ihres Freundes, des Hrn. v. Seckendorf, habe ich diesen Umriß durch Rahl machen lassen. Es schien mir, als geschähe ihm dadurch eine kleine Gefälligkeit. Der Umriß drückt ziemlich das Bild aus; nur der Sokrateskopf ist mißrathen, und am Gewande des Kriton machen einige falsch angegebenen Striche den Wurf des Gewandes etwas undeutlich; doch was läßt sich in einem so kleinen Raume ausdrücken! Das Bild selbst hat 2½ Fuß Höhe, 3½ Fuß Breite. — Sokrates ist nur mit seinem Mantel umhüllt, welcher

letztere geworfen ist wie der des Kriton, nur ist er im Schlafe von der linken Schulter gefallen; es ist der eigentliche Philosophenmantel. — —

— — Jetzt noch was mehr auf Ihren Brief. — Koch hat zuverläßig Talent und Imagination genug, um nicht Andere zu bestehlen; ich habe aber doch in Rom schon von Mehreren, die nicht gerade seine Gegner waren, ihm hören den Vorwurf machen, daß er das schöne Land, das er bewohnt, nicht genug für seinen Zweck benütze, und in seinen vier Wänden seine große Menge Kupfer in Contribution setze; ob dieß wahr, weiß ich übrigens nicht.

Frye's Situation bedaure ich; in solchen Fällen, ja, da bedaure ich, ja ich könnte über mein Mißgeschick in Vermögensaffairen recht herzlich weinen, aber nur in solchen Fällen. O welche Glückseligkeit, durch einen Haufen sonst unbedeutenden Metalls Ruhe und Freude verbreiten zu können, Kummer aus einer honetten Familie zu verscheuchen! Der Mensch kennt freilich sein eigenes Herz selbst nicht genau; aber ich glaube doch in der Disposition zu seyn, wenn ich Reichthum besäße, solchen vorzugsweise dazu anzuwenden.

Als ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, wußte ich noch gar nicht, wozu ich mich entschließen sollte; jetzt ist der Würfel geworfen. Ich habe schon meine Wohnung aufgesagt und gedenke nach Stuttgart zu kommen, versteht sich von selbst (und Sie dürfen mich nicht warnen), nicht um mich dort zu setzen. Bliebe sonst noch lieber hier. Aber beinahe bereue ich meinen Entschluß wieder. Man redet hier so viel von der unglücklichen Lage Italiens, von neuer Theuerung in Rom, von dem Mangel an Gelegenheit nur des allernöthigsten Verdienstes, daß ich erbebe. Und doch sey es gewagt in Gottes Namen! Könnte ich nur gleich hinein; aber ich muß vorher nach Stuttgart. — —

— — Hetsch ist in der That ein glücklicher Prinz! Möcht' ihn gerne nach Paris begleiten! Mich dort zu fixiren, wollte ich nicht wagen; der Concurs ist gar zu groß, und dazu müßte man den französischen Glauben annehmen, von dem ich noch nicht ganz überzeugt bin, was auch mein Bruder von der Pariser Tendenz nach dem größeren Style mir schreiben mag; — doch möcht' ich gern mich ein wenig umschauen. — —

[Die Hoffnung Wächters, über Stuttgart den Weg nach Rom zu finden, blieb unerfüllt. In seiner Vaterstadt von König Friedrich zu dem Amt eines Inspektors der neuangelegten Kupferstichsammlung (s. oben, S. 54.) berufen, war er Jahre lang mit der mühseligen Arbeit des Katalogisirens der Sammlung beschäftigt und bezog dafür einen Gehalt von 500 fl., der im J. 1817 als Pension auf die Staatskasse übernommen ward (vgl. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule, I., S. 465 f., mit den weiteren daselbst gegebenen Notizen). — Auch von Stuttgart aus wechselte er Briefe mit dem Freiherrn

v. Uexküll, welcher abwechselnd auf seinem Gute (zu Eschenau bei Weinsberg) und in Ludwigsburg wohnte.]

17.

Stuttgardt den 19. Februar 1813.

— — Vor einigen Wochen hat der König einen Band von Dürer'schen Holzschnitten gekauft. Es enthält derselbe allerdings um ein ziemliches mehr Blätter, als wir besitzen (obgleich nicht in besseren Drücken). Doch zweifle ich, ob er wirklich die Vollständigkeit hat, die an ihm gepriesen wurde; auch kann ich, vermöge meiner Unwissenheit in diesen Sachen, die mich in der That auch wenig interessiren, nicht entscheiden, ob alle darin enthaltenen Sachen wirklich von Dürer sind. Ich werde das Ganze ruhen lassen, bis etwa Sie wieder hieherkommen, wo ich Ihnen die Sache vorlegen und Ihrem Rathe folgen werde.

Seit mehr denn vierzehn Tagen haben mich rheumatische Schmerzen nicht nur nach Hause, sondern selbst ins Bette gesprochen, nachdem ich seit dem October mich immerwährend mit Kupferstichen abgegeben hatte. — Nichts ist seltener für mich, als daß ich künstlerisch mich beschäftigen kann. Es würde mich gar nicht wundern, wenn irgend ein mir abholder Scribent (unter der Maske eines Durchreisenden) mich wieder einmal als einen Nichtsarbeitenden an den Pranger stellte. Ich lese nie Journale, folglich auch das nicht, was dieselben gelegenheitlich mir zu Gunsten oder Ungunsten äußern mögen, und ich würde dieses hier gar nicht berühren, wenn ich nicht wüßte, daß Sie selbst mein Betragen in diesem Punkte aus einem nicht ganz richtigen Gesichtspunkt ansehen; denn sonst würden Sie mir zugestehen müssen, daß, wenn ich einen solchen Entschluß (das Kunststudium förmlich aufzugeben) überlegt gefaßt hätte, ich deßwegen nicht einmal zu tadeln wäre. Doch hat meine beinahe angeborne Leidenschaft für diese göttliche Kunst dieses bis jetzt nicht zugelassen, und ich werde mir nicht so leicht selbsten eine Täuschung benehmen, die mich beinahe am Leben erhält.

Aber Sie wissen selbst, wie vielerley glücklich zusammentreffen muß, um das Kunsttalent sich gehörig entwickeln zu lassen, und wie leicht Drang der Umstände das Aufkeimen verhindern kann! — Wem wäre es angenehmer gewesen, als mir selbsten, mich zweckmäßig zu beschäftigen und nach einem Ziele zu streben, welches, so unerreichbar es auch seyn mochte, einem vernünftigen Geschöpfe schon im bloßen Ringen darnach den reinsten Genuß verschaffen konnte? Und in der ganz letzten Zeit meines Aufenthalts in Rom schienen die Sachen sich wirklich so fügen zu wollen, daß dieß hätte geschehen können. —

Einen aus Liebe Dahinsterbenden können seine schwindenden Kräfte nicht anders gesinnt machen, nur mit dem letzten Hauche des dahinfliehenden Lebens verliert sich die Liebe; auch kann Gewalt einen Wurm zerstören, aber er windet sich so lange, bis er zernichtet ist. — In diesem Verhältnisse stehe ich zur Kunst. —

Was mich hierin am meisten betrübt, ist, daß ich meine Familie darunter muß leiden sehen.

Verzeihen Sie mir mein Geschwätz! Sie werden es diesem Brief vielleicht schon anmerken, daß der Schreiber desselben nicht ganz wohl ist.

18.

Stuttgardt den 13. October 1813.

— — Sie wollen z. E. wissen, wie es mir gehe? Das weiß ich ja fast selber nicht; allenfalls so, wie schon lange: ich vegetire mehr, als ich lebe. Ich arbeite zwar immer etwas, aber Sachen von wenig Belang; auf diesem Wege muß die Kunst zu Grunde gehen. Sie wissen ja wohl, wie sehr Muße nothwendig ist zur Pflege der Kunst, und diese fehlt mir schon lange. Aber unbillig und unfreundlich ist es doch, wenn man mich der Faulheit beschuldigt, wenn man (wie ich gewiß weiß) sagt, daß ich gar nicht mehr male, ja, nie gemalt habe; daß vermöge meiner sonderbaren Lebensweise ich nicht einmal gerne sehe, wenn mich jemand besucht. (NB. Hier kommt es freilich darauf an, wer es ist.) — Sie dürfen wohl glauben, daß mich dergleichen Sachen gar wenig kümmern; aber es ist doch auch wahr, daß solche Geschwätze nichts zur Verbesserung meiner Lage beitragen. Es würde mir nicht schwer seyn, auf den Grund von dergleichen Geschwätz zu kommen, aber ich mag es nicht wissen, so sehr ich die Motive errathen könnte. Und ich wünschte nur, daß ich meine Frau eben so gleichgültig machen könnte über elende Sagen, die man ehedessen von ihr ausgestreut hat, von ihr, die die Unschuld selber ist, und deren sittlichen Charakter sowohl, als ihre Herkunft Lästerzungen sich erkühnt haben anzutasten. Aber ihr geht es so zu Herzen, daß ich für ihre Gesundheit fürchte.

Ich habe unlängst Ihren Protégé Conrad *) gesprochen. Er wünscht

*) C. Weitbrecht, geb. zu Bonfeld bei Heilbronn im J. 1796, der sich später als Bildhauer einen ehrenvollen Namen erwarb und im J. 1837 als Professor an der Stuttgarter Kunstschule starb. Zu seinem (und des Malers J. Fr. Dietrich) Andenken hielt der Lehrer an der K. Kunstschule und Inspektor der Kupferstichsammlung zu Stuttgart, L. Weisser, am Königlichen Geburtsfeste des Jahrs 1862 einen Vortrag, der im Staats-Anzeiger für Württemberg 1862, Nr. 246. 250. zum Abdruck kam.

gar sehr, Gelegenheit zu haben, Anatomie nach der Natur zu studieren. — Es ist sehr gut, daß er das Bedürfniß fühlt, er wird dieß Studium mit mehr Nutzen unternehmen, — hier wird es eben schwer seyn. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß Sie, sobald es die fatalen Zeitumstände (die Niemand über die Gränze des Landes lassen) erlauben, sehr wohl thun würden, denselben bald irgendwohin zu schicken, wo mehr zu sehen ist, als hier. — Ich für mich halte die Tendenz des französischen Kunststrebens (in so weit es mir nehmlich bekannt ist) nicht gerade für die wahre, und doch glaube ich, daß ein Aufenthalt in Paris nicht so übel wäre. — Er hätte doch Gelegenheit, in Gesellschaft mit mehreren Künstlern, unter Einem Meister, das Technische der Kunst leichter zu erlernen, und wie nöthig ist nicht der Mechanismus derselben! Er hätte Gelegenheit, zu vergleichen (da jetzt alles, was von Kunstwerken transportabel war, zusammengeschleppt und dort aufgestellt ist). Nichts würde ihn verbinden, seine Empfindungsweise nach der dort herrschenden umzumodeln. Und dann müssen wir doch auch nicht unbillig seyn. Es gibt gewiß auch gute Künstler unter den jetzt dort lebenden, und wahrscheinlich auch in größerer Anzahl, als irgendwo. — —

19.

Stuttgardt den 15. Januar 1815.

— — Die vergangene Woche hatte ich im Schlosse zu thun, wo ich gegen fünf Stunden bei unserer Majestät mich befinden mußte, welche das Cabinet der Handzeichnungen besahen. Der König war sehr gütig gegen mich, und gesprächig; und da er auch von meinen Zeichnungen etwas zu sehen begehrte, so mußte ich endlich den Belisar, so Hr. Rnoff hatte, vorlegen; das war nun nicht genug, und er wollte noch Mehreres sehen; besonders sprach er von Einer, die ihm, wie er sagte, sehr wohlgefallen habe; ich konnte mir aber nicht vorstellen, welche diese, seiner Beschreibung nach, seyn könnte, wenn es nicht Ihre Grablegung ist, oder, was fast noch wahrscheinlicher, die Psyche, so der Kronprinz besitzt (und die mich unter den hiesigen Künstlern und Liebhabern in so großen Mißkredit gebracht hat). Dem sey nun wie ihm wolle, der König will, wenn er wieder zurück kömmt, in dieser Woche auch das Kupferstich-Cabinet besuchen, und deßwegen wollte ich Sie bitten, wenn die Zeichnungen aus Darmstadt schon sollten zurückgekommen seyn, diejenigen, so mir zugehören, doch gleich zu schicken; nicht, daß ich glaube, er würde etwas davon kaufen wollen, aber er ist einmal der Landesherr, — und da ist es doch gut, wenn man Gelegenheiten, die sich

natürlich darbieten, insofern benutzt, um sich zuweilen in Erinnerung zu bringen. Sie wissen, daß mein einziges Dichten und Trachten immer noch nach Süden gerichtet ist; wollte ich ein solches Projekt je ausführen (wenn mir nehmlich der Tod nicht einen Strich durch die Rechnung macht), so könnte dieses ja bloß durch die Genehmigung des Herrn geschehen, und da ist es ja gut, wenn man ihm nicht ganz unbekannt ist. — —

20.

Stuttgardt den 27. Januar 1815.

Ihre gütige Theilnahme an dem, nach Ihrer Ansicht, für mich aufgehenden Glückskomet rührt mich von Herzen. Wir wollen sehen, ob die Sache einige Folgen haben wird. Ich zweifle so ziemlich daran und denke, Sie stellen sich die Sache zu wichtig vor. Vielleicht mag auch der Kunstsinn unterdessen auf der Jagd wieder erkaltet seyn, und ich verstehe ohnedieß blutwenig von dem Schmiedhandwerk, um am rechten Fleck zu treffen. Meine Wünsche sind übrigens, wie Sie selbst wissen, nicht sehr ausgedehnt. Etwas mehr Gewißheit in Absicht auf die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse meiner Familie, und die nöthige Muße, um meine Kunst nicht so handwerksmäßig treiben zu müssen, und so vielen Zeitverlust vermeiden zu können, das wäre wohl alles, was ich hienieden begehre, und diß zu erreichen, wäre leicht möglich gewesen, wenn man das Eisen zu rechter Zeit geschmiedet hätte, d. i. wenn ich z. E. den Grafen Erbach (wegen dessen der König das Zeichnungscabinet besah, und der ein sehr braver Mann seyn soll) vorhero gekannt hätte, oder wenn an dessen Stelle der Herr von Uexküll zugegen gewesen wäre. Denn es wurde Vor- und Nachmittag angewendet, um Zeichnungen anzuschauen, bei welcher Gelegenheit, ich muß es sagen, der König äußerst gnädig gegen mich war (und nur der König, der Graf und ich waren zusammen). Bleibt der Graf noch länger hier, so wird er wohl auch ins Kupferstichzimmer kommen, außerdem zweifle ich.

Bei dieser Gelegenheit war auch von Koch die Rede, dessen Zeichnungen der König sehr schätzt, und worauf er den Grafen besonders aufmerksam machte. Ich zeigte ihm auch die Carricaturen Kochs von der Academie her [vgl. oben, S. 12.], die ihn sehr ergötzten. Er sagte mir, daß er den Koch durch den Herrn v. Görlitz, der ihn von ehemals her kannte, habe fragen lassen, ob er nichts Fertiges hätte; er habe ihm aber damals nur einige Skizzen zugeschickt.

Doch, setzte er hinzu, hoffe ich, daß mir K. bald wieder Zeichnungen von seiner Composition schicken werde. Dieß schreibe ich, weil ich weiß, daß Sie mit Koch correspondiren.

Von Füger sprach er sehr entzückt und bewunderte dessen Talent, die Gewänder aus der Imagination zu mahlen, den äußerlichen Anstand, die Gesprächigkeit des Mannes u. s. w.

21.

Stuttgardt den 29. Januar 1818.

— — Nach langer Frist kamen die Zeichnungen unversehrt wieder in meine Hände zurück. Es sollen auch die allerhöchsten Herrschaften denselben die allerhöchste Approbation haben angedeihen lassen, sonst aber hatte es keine weitern Folgen und wird auch wohl keine haben. Es ist hier zu Lande mit Künstlercredit und Kunstprotection so eine ganz eigene Sache, und ich bin überzeugt, daß wenn ich sogar ein Raphael geworden wäre, meine äußere Lage wohl schwerlich wäre gebessert worden, — verstehen Sie mich aber recht, ich will hier nicht klagen; noch viel weniger will ich dadurch sagen, daß mein Bischen Wissen, das ohnehin hier zur Hälfte wieder zu Grunde gegangen, eine besondere Würdigung verdiene. Aber es ist denn doch gewiß nicht gleichgültig, wenn bei allem Mangel an geistiger Nahrung auf unserm dürren Kunstboden dieses noch dazu kömmt, daß es hier fast absichtlich darauf angelegt scheint, das Kunstleben des Künstlers zu vernichten, und durch diesen Ruin, ohne geradezu die Absicht zu haben, jenen einer ganzen Familie herbeizuführen. Wohl hatten Sie recht, mich früher zu warnen, mich nur hier nicht zu fixiren. — — — Ach, dieß geschah ja so ganz gegen meinen Willen; denn es waren nur wenige Wochen dazu bestimmt, Familienangelegenheiten halber hier zu verweilen, und blos ein damals wieder neu ausgebrochener Krieg machte einen Strich durch die Rechnung. Es schien, daß es nun einmal so seyn mußte. Jetzt hat zwar der Krieg für eine Weile, wie wir hoffen wollen, ein Ende; aber es sind auch zugleich ganze neun Jahre verflossen, und ich bin um so viel älter geworden, so daß das Reisen mit vermehrter Familie doch gegenwärtig etwas gewagt wäre . . . . aber die Nothwendigkeit kann es denn doch noch gebieten — — nur fragt sichs wohin? — Ich gestehe, daß mir ein Aufenthalt in Toscana seit einiger Zeit sehr im Kopfe herumgeht, und nur der Gedanke, wenn ich unterwegs dahingerafft würde, wie würde es um meine Familie stehen? dieser Gedanke will das Ding noch nicht recht zur

Reise kommen lassen. Was sagen Sie dazu? . . . . Sie wissen, daß ich für mich selbst nie viel gewünscht habe, und jetzt gar nichts mehr erwarte, aber eine geliebte Frau mit ihren muntern Kindern legen mir doch Pflichten auf, die ich nicht versäumen darf. Es wäre zwar undankbar, die Vorsehung zu mißkennen, die seither über uns gewaltet, denn gerade in den verflossenen drückendsten Jahren war es, wo ich hier die meisten und für einen Künstler auch anständigen Geschäfte gehabt habe, und diß soll uns auch für die Zukunft bürgen: aber wir sollen deßwegen keine speciellen Wunder erwarten und die Maßregeln der Klugheit deßwegen nicht verwerfen. Das Gelingen kommt dann freilich von Oben. Aeußerst düster ist das Gewölke am hiesigen Kunsthimmel. Jetzt wäre es noch Zeit, dem Gewitter auszuweichen, denn ich fühle, daß das Flämmchen der Kunst noch nicht ganz in mir erloschen ist, nur frage ich noch einmal, wohin? Verzeihen Sie mir dieses Geschreibsel, — da ich gerade im Begriffe war, Ihnen bei Zurückschickung der Zeichnung zu schreiben, so kam ich so hinein, und habe doch keine Zeit mehr, die Sache wieder abzuschreiben und mich kürzer zu fassen, zugleich ist es einige Erleichterung des Gemüths, sich mittheilen zu können.

22.

Stuttgart den 7. April 1818.

Die Geschichte mit den Zeichnungen setzt mich in einige Verlegenheit. — In dem Augenblicke, da die Königin*) sich als Wohlthäterin gegen eines meiner Kinder, also auch gegen mich, zeigt, soll ich als Kaufmann auftreten. Dieses erregt so heterogene Gefühle in mir, daß ich solche nicht beschreiben kann. — Nun hören Sie meine Gedanken. Schon als ich die Zeichnungen zusammenrollte, dachte ich bei mir selber, ob es nicht angienge, eine davon als Geschenk überreichen zu dürfen, und meine Frau hielt es für gut, namentlich die Cornelia, die ich für sie machte, dazu vorzuschlagen. Die damalige Ankunft Ihrer russischen Gäste machte, daß ich es Ihnen um jene Zeit zu sagen vergaß. Glauben Sie, daß es schicklich wäre, so sey es so! — Was die zweite Zeichnung betrifft, so muß ich dieselbe freilich verkaufen, weil meine Lage und meine Pflichten dieses befehlen. Ich könnte daher auch nicht weniger als 32 Louisd'or ansetzen. Sie wissen, daß ich von Fürst

*) Die Königin-Wittwe Mathilde, Kronprinzessin von England, die zu Ludwigsburg residirte — eine Liebhaberin der zeichnenden Künste, die sie selbst zu üben pflegte.

Lichtenstein, Sinzendorf u. s. w. 40 und 50 Louisd'or für ähnliche Zeichnungen erhalten habe, obgleich hier gewisse Leute sich dagegen aufgehalten haben, für die Alles zu viel ist, was man Andern gibt.

Zu einem Pendant für die Cornelia scheint mir die Königin den Coriolan (als Faktum nehmlich) sehr sinnvoll gewählt zu haben. Jedoch würde ich so frei seyn, die Bemerkung zu machen, daß sich das Schöne dieser Geschichte doch nicht eigentlich bildlich darstellen lasse. Ich wenigstens würde mir nicht versprechen, dieses mit Glück zu thun.

Wäre es mir erlaubt, einen Gegenstand vorzuschlagen, so hätte ich deren zwei. Einmal — und dieses habe ich schon als eigentlichen Pendant zur Cornelia seit einiger Zeit in mir selbst herumgetragen und halte es für's Beste: 1) eine altrömische Hochzeitfeier; die Cornelia nehmlich würde die Würde der Mutter bezeichnen, sowie das Epithalamium die künftige Bestimmung der Jungfrau; da diß zugleich kein reinhistorisches Faktum ist, so scheint mir dieser Gegenstand poetischer und einer freieren Darstellung fähig. 2) Würde aber dieses nicht genehmigt, so glaube ich, wäre Cato als Familienvater und Landwirth*) kein unpassendes Pendant; ja selbst der Paulus Aemilius, den Sie draußen haben, könnte dazu taugen, nur müßte er besser ausgeführt werden. — Für ein Pendant zur Cornelia würde ich als Preis setzen: a) für den Cato oder Paulus Aemilius 12 Louisd'or; b) für das Epithalamium aber, das mich mehr Zeit kosten würde, 15 Louisd'or. — —

23.

Stuttgardt den 2. Mai 1818.

— — Rücksichtlich der Cornelia**) bin ich noch bereit, dieselbe der Königin als Geschenk zu offeriren, wenn Sie es aufnehmen wollte. Es ist diese Aeußerung blos durch ein Gefühl von Dankbarkeit hervorgebracht, denn so lange ich hier bin, ist es für mich von Wichtigkeit, doch eins von meinen Kindern in der Gelegenheit zu sehen, mehr lernen zu können, als meine Lage mir selbst gestattet haben würde, es lernen zu lassen. Sie haben doch Herrn v. Gemmingen in meinem Namen gedankt, bis ich es selbst werde thun können? —

*) Die beiden Compositionen, Cornelia und Cato, gestochen von Rahl.

**) S. den vorigen Brief; in dem Eingang des gegenwärtigen war berührt, daß die Zeichnungen zu theuer befunden worden.

Die Herrn von S. Isidoro *) (die eben jetzt nicht mehr dort wohnen, weil das Kloster seine erste Bestimmung wieder erhalten) haben bekanntlich eine einigermaßen öffentliche Arbeit unter Händen, die sie al fresco auszuführen (die Geschichte des egyptischen Joseph, Figuren in Lebensgröße). Von zweien dieser Compositionen befinden sich jetzt die Cartons in Frankfurt; davon die eine (Joseph von seinen Brüdern verkauft, von Overbeck) ganz schön seyn soll.

Wie angenehm ist es doch, in einem Lande zu leben, wo auch etwas von Kunst hervorgebracht wird, wo das Kunststreben rege erhalten wird, und wo der Künstler nach seiner wahren Bestimmung hin arbeiten kann, ohne von allen Seiten durch Nebengeschäfte abgehalten zu werden, welche seinen Tod (als Künstler) befördern, und trügen sie ihm auch Louisd'or zu Tausenden ein. —

24.

Stuttgardt den 8. Mai [1818.]

Um rücksichtlich der bewußten Zeichnungen Ihnen eine Erläuterung zu geben, so habe ich die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich auf die Cornelia den Preis von 10 Louisd'or setze (da ich zu Verfertigung derselben noch einige schon vorher gemachte Studien zu Gewändern benutzen konnte), für ein Gegenstück dazu aber 12 Louisd'or begehren würde, ausgenommen für die in meinem letzten Briefe vorgeschlagene römische Hochzeit, für die ich 15 Louisd'or fordern müßte, wenn ich sie con amore behandeln dürfte, da die Composition weit reicher ist. — Glauben Sie aber nicht, daß ich eine höhere Forderung mache, weil es eine Königin ist, so darnach fragen läßt; vielmehr ist es die nehmliche Forderung, die ich an einen fremden Kunsthändler gemacht hatte, der mir diesen Preis auch genehmigte, und für den ich mehr als zwanzig Blätter hätte verfertigen sollen; welches Geschäft ich aber aus triftigen Gründen, welche hier zu erzählen zu weitläufig wäre, wieder aufgegeben habe, nachdem ich blos die Cornelia verfertigt und die Hochzeitfeier nur erst entworfen hatte. Auch Degen in Wien hat mir für meine Zeichnungen zum Lucanus das nehmliche bezahlt, und nach Verfluß mehrerer Jahre, da ich schon lange wieder hier war, mich noch mit einem Exemplar der Prachtausgabe des Werkes **) beschenkt, welches König Friedrich für die K. Privat-

*) Overbeck und dessen Freunde; vgl. Försters Gesch. der deutschen Kunst, IV, S. 175 f.

**) Titel desselben: M. Annaei Lucani Pharsalia, — — recensita ab Ang. Illycino (Ang. d'Elzi). Cum 10 tabb., quas Wächter delineavit, Leybold, Kuhn, Schramm et Frey sculpserunt. Ed. splendidissima in Fol. maj. Vindob. 1811. Degen. (Ladenpreis 36 Rthlr.)

bibliothek von mir erkauft hat; ich begehre also nur, was ich auch von bloßen Particuliers erhalten.

Die Zeichnungen für die Cotta'schen Damen-Almanachs werden gewöhnlich eine in die andere zu 6 Louisd'or bezahlt; dagegen sind sie weniger ausgeführt als die Cornelia, und beschränken sich auch sehr oft nur auf eine oder zwei Figuren, obgleich zuweilen auch die Compositionen reicher sind, nachdem das Sujet es forderte. — Zugleich war dieses Geschäft einige Jahre hindurch gewissermaßen eine fixe Einnahme und ein Opfer, das der Künstler dem Familienvater brachte. — —

25.

Stuttgardt 23. November 1818.

Die Briefe, so Sie die Güte hatten, mir mitzutheilen, habe ich an Herrn Fischer*) abgegeben. Ich bin Ihnen dafür sehr verbunden, ob es gleich in gewisser Hinsicht beinahe besser für mich wäre, gar Nichts mehr aus Rom zu erfahren, indem durch solche Nachrichten das Unangenehme meiner Lage als Künstler sich mir nur desto auffallender vor Augen stellt. Es gehört auch in der That nicht wenig Ueberwindung dazu, um den Muth nicht ganz sinken zu lassen, und sich con buona grazia in sein Schicksal zu fügen. — Etwas Erbärmliches ist es aber doch, um die einander verfolgenden Künstler-Parthieen; die Deutschen mit ihren Ghirlandajos- u. dergl. Meistern dünken mir nicht weniger seltsam, als die sogenannten Michelangelisten und andere Cohorten, deren die Briefe erwähnen, sobald solche ausschließlich jeder ihrem Abgotte Opfer zollen. Freilich kann dieses nicht leicht anders seyn, weil in unserer modernen Kunst keine allgemein geltende, aus dem Wesen und Zweck der Kunst gezogene Principien festgestellt sind, und deßwegen jeder Künstler seiner eigenen Ansicht folgt und folgen muß, die dann nach der verschiedenen Bildungsstufe des einzelnen mehr oder weniger extravagant werden; daher die Manieren — bei den Deutschen geht die Affectation ja selbst auf eine besondere Kleidungsart über. — Nein, die Mummerei bei dem Künstlerfeste hätte ich gewiß nicht mitgemacht. — — Was würde jener Engländer sagen, wenn er erführe, daß sein gefeierter Thouret**) als Architect ganz auf die Seite geschafft worden? Dem Thouret ist Geschmack gewiß nicht abzusprechen, und er hätte sich ohne Zweifel in schönerem Licht gezeigt, wenn er

---

*) Gemeint ist ohne Zweifel der unten, S. 355, genannte Baumeister (Ferdinand Fischer, der spätere Oberbaurath und Vorstand der polytechnischen Schule zu Stuttgart).

**) Ueber Thouret, als Vertreter des römisch-antiken Geschmacks, s. oben, S. 306, Anm.

weniger wäre gebunden gewesen. Aber hier ist der Kunstmord zu Hause. So konnte Weinbrenner*) z. E. bei seinem letzten Hierseyn nicht genug bedauern, daß man einen Mann wie den jungen Fischer**) so vernachlässige, er finde es schändlich, denselben der Kunst so ganz entzogen zu wissen. —

Die Sucht nach antiquarischen Kenntnissen ist schon lange nicht so lebhaft gewesen, als gegenwärtig, — ich fürchte nur, daß es bei Vielen wohl blos Curiosität, vielleicht auch eine Mode seye, die aber zu einer solchen Affectation ausarten kann, daß man nichts, als was man für antik hält, schön finden möchte, und in sofern würde es dem Streben des neueren Künstlers nicht sehr günstig seyn; doch ist es von der andern Seite auch zuverlässig, daß gerade die bessere Kenntniß des Antiken dazu beitragen kann, das wahrhaft Gute in neueren Werken mehr zu würdigen und das Gehaltvolle in denselben von dem Flittergolde desto leichter zu unterscheiden.

In Rom sollen gegenwärtig die Künstler meistens sehr zweckmäßige und genugsame Beschäftigung haben; wäre ich um zehn Jahre jünger, so würde ich längst einen Schritt gewagt haben, der mir aber jetzt etwas bedenklich vorkommt, und doch muß ich sehen, auf irgend eine Weise meine Lage zu verändern; aber wie? darüber hätte ich schon oft gern mit Ihnen gesprochen. —

26.

Stuttgardt den 15. Juni 1819.

— Nur die Affaire des guten Conrad [vgl. S. 347.] und seine Lage zwischen Furcht und Hoffnung vermögen mich dießmal zu schreiben. Sie sind schon durch den jungen Wallis***) von den Wünschen Conrads unterrichtet. Wenn ich also diese Sache jetzt berühre, so ist es, um Ihnen zu sagen, daß Wallis in größter Bälde nach Mailand zu reisen im Begriffe ist. — Ich will keineswegs in den Plan einzudringen suchen, den Sie mit diesem jungen Menschen vorhaben, und deßwegen auch nur dieses Einzige äußern, daß, wenn er sich der Kunst bestimmt weihen soll, eine baldige Entfernung von hier äußerst nothwendig, und die Gelegenheit (in Gesellschaft eines soliden jungen Menschen) in die Fremde zu reisen, sehr glücklich wäre. —

Besser wäre es sonst, lieber das Malerhandwerk ganz aufzugeben und

---

*) Friedr. Weinbrenner aus Carlsruhe, der künstlerische Gesinnungsgenosse Thourets.

**) Vgl. oben, die vorletzte Note; „der junge“, im Unterschied von dem Vater, dem für die Baugeschichte Stuttgarts bedeutenden Architekten, Major v. Fischer.

***) Trajano Wallis, der Schwager G. Schick's.

Kanzleigeschäfte zu erlernen. — Ich weiß wohl, daß das Außerlandgehen nicht allein den Künstler bildet; aber ich glaube auch, daß selbst ein Kunstgenie auf unserem hiesigen trockenen Kunstboden gleich einer entkräfteten Pflanze verschmachten kann.

Meine besondere Bitte geht also dahin, Sie möchten die Güte haben, nur mit wenig Worten und, wenn es möglich wäre, mit umgehender Post etwas Näheres über diese Sache zu äußern, allenfalls an Ihren Herrn Bruder, weil Wallis so bald als möglich von hier aufbrechen will; welches ich ihm so wenig übel nehme, daß ich selbst dessen Koffer beinahe beneide um das Schicksal, jenseits der Gebirge spedirt zu werden. — —

27.

Gais den 9. August 1819.

Ich kann nicht umhin, Sie auch von hier aus zu begrüßen. Denn Sie sind es ja, die es mir möglich machten, diesen Versuch zur Stärkung meiner Gesundheit ausführen zu können. Ich wiederhole Ihnen auch nochmalen meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundschaftliche Güte. Ich fürchte jedoch, daß der Zweck meiner Reise nicht ganz dürfte erfüllt werden; auch haben die Molken bis jetzt noch wenig Macht über meinen Körper bewiesen. — Da die seit ein paar Tagen eingetretene Witterung nicht zu weiten Promenaden einladet, so ergreife ich die Feder, um diese Zeilen an Sie zu schreiben. — Der Eintritt in die Schweiz bei Rheineck hat mich sehr angenehm überrascht. Ich glaubte in einen Garten zu treten; die Häuser, welche unter den vielen Bäumen hervorschauten, die Menge fröhlicher und freundlicher Menschen, der Gedanke, unter einem freien Volke zu wandeln, alles dieses entzückte mich wahrhaft. In St. Gallen bestieg ich die benachbarten Höhen; überall liegen friedliche Hütten umher, niedliche Gärten umschließen die reinlichen Häuser, welche den Wohlstand ihrer Bewohner verkündigen. Wie oft hegte ich den Wunsch, meine liebe Familie hieher versetzt zu sehen, um im Stillen da zu leben, entfernt von jenen leidigen Umtrieben in unserer gekünstelten Welt. Natürlich war ich auch begierig, die berühmte Abtei zu sehen, und Sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in der Kirche derselben die S. Messa gehört habe, an jenem Orte, wo einst ein so würdiger Mann [der h. Gallus?] sein Leben zugebracht. Aber rücksichtlich des Eindrucks der Kirche auf meine Sinne und durch diese auf mein Inneres wurde ich in meiner Erwartung

sehr betrogen. — Für viele Unkosten nichts Rechtes — Zuckerbäckerarbeit in Menge. — Die Frescomalereien, mit viel Praktik gemalt, aber ohne allen Styl in der Composition, werden jetzt renovirt, aber mich däucht, nicht besser. — Der Dom in Ulm, den ich kurz vorher besehen, welch ganz andere Empfindung erregt dieser! — Das von Ihnen mir anempfohlene Wildkirchlein habe ich noch nicht gesehen. — Wenn eine Gegend keine glückliche Beleuchtung hat, so fehlt ihr sehr viel (eine Bemerkung, die besonders der Landschaftsmaler nicht vergessen soll; im Historischen ist dieß was ganz anderes), und diese fehlt seit einigen Tagen. — Die frische Luft hier erquickt mich allerdings, aber zum Mitwirken der Cur gehört auch Heiterkeit des Geistes. Bei allem Kunstsinn kann ich eben die Idee nicht verdrängen: welch Schicksal wartet auf dich und deine Frau und Kinder? Mein Herz muß mit Wehmuth erfüllt werden, da ich nirgends einen Weg zur Verbesserung meiner Lage voraussehe. Und wenn dann gar noch das bischen Kraft aus den Gliedern verschwindet? Verzeihen Sie diese Klage, in die ich so unvermerkt als natürlich hineingekommen. — Nach Appenzell-Innerrhoden komme ich öfters, vielleicht (wenn ich nicht noch weiter gehe) werde ich dahin ziehen, um die Molken daselbst zu trinken. — Die Leute sind von einer Art, die den Maler weit mehr interessiren muß, als jene Außerrhodner, die eben aussehen, wie alle Einwohner in kleinen Städtchen; dort sind sie mehr Naturmenschen. A propos, sagen Sie Hrn. Liesching*), daß ich zum Theil auch wegen des Ulysses die Appenzeller besuche, besonders des Colorits halber. So groß auch seine Antipathie gegen braune Carnation seyn mag — bräunliche Griechen, ich kann ihm nicht helfen, muß ich machen. So schöne bräunlich-rothe Fleischtinten habe ich noch nie gesehen. Schade, daß ich gar keine Farben bei mir habe, da sich so was nicht auswendig behalten läßt. — —

28.

Stuttgardt den 31. December 1819.

Es ist mir sehr leicht begreiflich, wie das Ciseleur-Geschäft zur Kunst kann veredelt werden, denn ein gebildeter Geist hat ziemlich freien Spielraum für seine Phantasie, und wenn er technisches Talent damit verbindet, warum

*) Samuel Liesching, der als Kunstfreund bekannte Verlagsbuchhändler; den Gegenstand des für ihn ausgeführten Gemäldes bildete der an den Sirenen vorbeisegelnde Ulysses.

sollte er nicht liebliche Bilder hervorbringen können? Ich glaube aber auch, daß sich das Ganze doch immer im Kreis der Ornamente herumtreiben wird, besonders in unsern Tagen, da diese Arbeit mehr Befriedigung der Mode und den Putz galanter Damen zum Zwecke hat, und daß wohl viele tausend Agraffen mögen verfertigt werden, ehe nur Eine Patera zum Vorschein kömmt. Einträglicher mag es nun leicht seyn; wenigstens früher wird man erwerben können, als in der Mahlereï. Mir steht es wie gesagt keineswegs zu, Ihre und Dero Herrn Bruders Plane in Absicht des Conrad zu ergründen, noch zu reguliren, was und wie lange Sie etwas für ihn thun wollen; aber Ihre Erklärung: „Was ich thun kann, werde ich unter allen Umständen thun", ist schön und Ihrer würdig und freut mich für den Conrad, weil derselbe nur gar keine Lust zu der vorgeschlagenen Sache zu haben scheint. Den Ausdruck „unter jetzigen Zeiten" sollten Sie gar nicht dazu setzen. Wenn Sie zehn Söhne hätten, so würden gewiß alle gut versorgt seyn; lassen Sie etwas davon auf diesen jungen Menschen fließen; ich hoffe, er solle diß durch seine künftige Aufführung verdienen; er hat viel guten Willen und Wißbegierde. Nehmen wir auch an, er würde keiner von den ganz großen Künstlern, di prima sfera, werden, das hätte nicht viel auf sich; wo sind denn diese gegenwärtig? ja was sollten sie in unsern Tagen, und wie stünde es mit uns jetzigen Künstlern allen, wenn man nur solche brauchte, nur solche beschäftigte? — Redliches Streben nach dem schönen Ziele ist schon achtbar genug, und ist seltener als man glauben sollte. Aber das ist sicher, als Künstler kann er hier nicht bleiben; was er hier treiben mag, ist bloßer Zeitverlust, er würde einschlafen. Ja wenn hier eine Kunstanstalt wäre, so sollte er nicht bleiben. Auf hiesigem Boden wird Kunst nicht so leicht gedeihen, und Lokal-Ursachen machen denselben noch elender. Er müßte also fort, ob nach Mailand, nach München (dort soll jetzt einer der Colossen des Quirinal seyn), oder in die reformirte Dresdner Akademie, das wäre wohl alles Eins. Hätte er freie Wahl, so stimmte ich auch für Mailand, und aus keinem andern Grunde, als eben deswegen, weil der junge Wallis dort ist und seiner harret. Diesen seinen früheren Freund findet er nun wieder; beide verfolgen dasselbe Ziel, der Eine kennt schon das Lokal, sie werden sich wechselseitig ihre Ideen mittheilen, miteinander studiren, miteinander umherwandern, sehen u. s. w. Wallis ist auch ein gesetzter junger Mensch, der gern arbeitet, in dessen Gesellschaft C. nicht so leicht Gefahr läuft verderbt zu werden; denn das ist sehr wahr, daß es sonst gewagt wäre, einen jungen Menschen so allein in die Welt hinaus zu schicken, da es so viel auf die künftigen Bekanntschaften, die man macht, ankömmt. Auch ist der Himmel schon etwas freundlicher dort; es gibt schöne Kunstwerke, und in der Nachbarschaft gar die Werke des Luini. Warum

wollten Sie ihn in dieser Gesellschaft nicht auch nach Rom gehen lassen? Gott, wie bewegt mich diß Alles! Mich däucht beinahe, ich selbst könne wieder aufbrechen. — Wenn ich hätte Cameralist werden müssen *)! Wahrlich, vom ersten Staatsdiener in unserem großen Reiche bis zum Polizei-Ministerio herab, ich möchte mit keinem, selbst jetzt noch, tauschen, und bin erst noch ein schlechter Mahler, und ein armer Mahler. — Daß es doch auch so eine Maschine gäbe, die man könnte aus England kommen lassen, um ein großer Mahler zu werden! Doch, sind denn die Kunstschulen nicht einigermaßen dergleichen Maschinen? Wohl wahr; geschickte, ja sehr geschickte Mahler können diese wirklich bilden! Aber große Künstler, und solche Seelen, für welche die Kunst nur der Stoff ist, um ihre Größe zu zeigen? Ja, da hören Maschinen auf; sonst gäbe es wohl mehr als nur Einen Raphael oder Einen Michel Angelo. —

Es wäre mir sehr leid, wenn Sie meiner Zeichnungen wegen hätten ein Portefeuille machen lassen. Doch wenn ich gewußt hätte, daß dieselben nicht gerollt reisen würden, so hätte ich die paar andern Zeichnungen auch noch dazu gelegt; bei dergleichen Sachen macht die Anzahl auch etwas aus. Nehmlich, da bei Verfertigung dieser Zeichnungen auf die Darstellung der Idee die hauptsächlichste Rücksicht genommen wurde, so kommt das Zeichnen selbst oder das Crayoniren gar nicht in Betracht; der hieraus folgende Mangel an Geleckheit und Bestimmtheit jeder kleinen Form aber, verbunden mit der grauen Kreide auf dem grauen Papier und ohne aufgehöhte Lichter, müssen Manchem mißfallen; Mannichfaltigkeit der Ideen in mehreren Bildern ersetzen also den Mangel an technischer Schreibkunst, indem sie die Aufmerksamkeit theilen.

Was die erwähnten Revolutionen im Kunst-Geschmacke betrifft, so mag es deren wohl vielerlei Ursachen geben. Mangel an Selbstständigkeit, Unbestimmtheit der Begriffe vom Zweck der Kunst, Reiz der Neuheit, Hoffnung, durch das im Augenblick Bewunderte sich auszuzeichnen, manchmal Nothwendigkeit, um nicht zu verhungern. — In Wien, ja auch in Rom hab' ich erschrecklich Unfug mit den Flaxmann'schen Compositionen treiben sehen. Flaxmann selbst ist mir übrigens ein schätzbarer Künstler, auch hat er gewiß nie gewollt, daß seine Umrisse dem Historienmaler einen neuen Weg bahnen sollen. Klippen gibt es also der Menge. — Affektirte Nachahmung ist lächerlich, und wenn es nach Raphael wäre. — —

*) S. unten, S. 363, und vgl. oben, S. 10 (u. 3).

29.

Stuttgardt den 4. Januar 1821.

Sie haben Recht. Es sind hauptsächlich doch die Tragiker, aus denen die Geschichte des Hippolytus bekannt ist, denn diese behandelten sie häufig — von Euripides besitzen wir noch einen Hippolytus, und wenn ich mich nicht betrüge, einen von Seneca. — Doch gibt auch Diodorus Nachricht. Wahrscheinlich besitzen Sie den Hederich *) oder das mythologische Wörterbuch von Nitsch — da sollten Sie, denke ich, unter den Artikeln „Phädra, Hippolytus" alle nöthige Auskunft finden.

Ueber Zoega, besonders rücksichtlich seiner Verhältnisse mit Borgia kann ich Ihnen gar Nichts sagen; was ich von ihm weiß, ist diß, daß er nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein geschmackvoller Antiquar ist, und dieses weiß ich erst, seit ich hier bin, und seine Bassirilievi antichi gesehen habe. In Rom lebte ich in keiner besondern Verbindung mit ihm, und glaubte, daß er sich blos im Felde der Hieroglyphen herumtreibe; ich wurde daher bei Ansicht dieses Werkes sehr angenehm überrascht und bereute es, ihn nicht näher gekannt zu haben. —

Vor Schluß dieses Briefes muß ich noch einmal auf die Juden (in mahlerischer Hinsicht nehmlich) zurückkommen, aber ja nicht mehr auf die Tobiade. **) —

Mein Ausdruck „faunenhaft" choquirte Sie, so wie mich selbst die „aufgebrannte Verruchtheit". Dieses wollte ich doch nicht als Grundzug annehmen. Ich will jetzt die Ehre Ihrer Faunen ganz unangetastet lassen. Es ist wirklich wahr, sie sind ehrliche Kerls. Wenn ich mich des gedachten Wortes bedient habe, so war es blos, weil ich mich nicht deutlicher ausdrücken konnte, und größere Deutlichkeit war mir nicht möglich, weil ich noch nicht ganz einig mit mir bin, worin eigentlich der Zug liege, der mich den Juden meistens erkennen macht, er sey Asiat oder Europäer, Pole oder Deutscher.

Vorerst aber müssen wir uns auch recht verstehen, wenn wir von unsern ehrlichen Faunen reden. Ich habe Ursache zu glauben, daß wenn Sie von Faunen sprechen, Sie eigentlich Satyrn verstehen, und mein Ausdruck „faunenhaft" bezieht sich auf jene Capripedes, aus dem Geschlecht der Pane,

*) Benj. Hederich, Verf. eines Lexicon mythol., Leipzig 1724, zuletzt herausgegeben von Schwabe, das. 1770.

**) Der frühere Brief, den die Stelle des gegenwärtigen voraussetzt, war nicht in den Händen des Herausgebers; über die „Tobiade" — eine zwischen den beiden Freunden, aus Anlaß des Wächter'schen Planes einer Darstellung des Tobias mit dem Engel, entstandene Verhandlung — wird indessen von D. F. Strauß (kleine Schriften ꝛc. S. 300—302) auf Grund von Uexküll'schen Briefen berichtet.

und so wollte ich sagen, ohne es zum distinctiven Zeichen machen zu wollen, daß man an sehr vielen jüdischen Köpfen (bei türkischen Juden habe ich es besonders beobachtet) gewisse Züge und Linien, besonders um Nase und Mund, ja oft durch's ganze Profil bemerkt, die mit jenen Faunengesichtern eine Aehnlichkeit haben. Weiter sollte meine Vergleichung gar nicht gehen. — —

30.

Stuttgardt den 9. Februar 1821.

Da ich gerade heute am Schreiben bin, so beantworte ich zugleich auch Ihren letzten Brief und mache meine Danksagung für die überschickten Bücher, welche ich bald zurücksenden werde. Sandrart *) hat mir aber Nichts bewiesen, als daß er selbst mit seiner Benennung im Irrthum ist; denn gerade was er Faunen nennt, sind Satyrn, und so umgekehrt. Ein einziges Mal nennt er den Marsyas einen Satyr, und das mit Recht, denn er war kein Capripede. Warum nennt er ihn nicht auch einen Faun? Blos weil er, ohne zu untersuchen, seiner Figur die zu seiner Zeit angenommene Benennung gab. Die Griechen kannten gar keinen Faun; von ihren Satyrn aber sind schöne Denkmäler auf uns gekommen. Faunus war eine Landesgottheit der Lateiner; wie kann demnach der Philosoph Silenus, der Grieche, ein alter Faun genannt werden? Ich habe die Abhandlung von Heyne nicht gelesen, aber sonst wo habe ich gelesen, daß gerade er es ist, der auch hierin wieder Ordnung zurückgebracht hat. Sie haben ganz Recht, daß Zeit und Ort einen Unterschied macht, doch muß man die ursprüngliche Idee nie vergessen. — Was Sie also laut Ihres Briefes vorläufig Faunen nannten, das werden Sie künftighin Satyrn zu nennen belieben. Darauf bestehe ich; nicht aus Rechthaberei-Sucht, wie Dr. Luther und Consorten, sondern weil die Sache sich wirklich so verhält, und hiemit — basta. —

Mein mütterlicher Großvater war wirklich ein Harpprecht. Ob er Dr. juris oder philos. war, weiß ich nicht. Es gab einige H. in Tübingen. Nur so viel weiß ich, daß meine Mutter mir öfters sagte, daß er immer sehr vergnügt gewesen sey, wenn er mit Künstlern habe Bekanntschaft machen können, und daß er dieselben mehr suchte, als er mit seinen Collegen umgieng, und daß er eine unendliche Freude würde gehabt haben, wenn er gewußt

*) Joachim v. Sandrart, der bekannte Künstler und Kunsthistoriker des 17. Jahrhunderts; gemeint sind ohne Zweifel seine „Admiranda sculpturae sive statuariae veteris, 1683.“

hätte, daß einer seiner Enkel sich der Kunst widmen würde. Daher zog ich den Schluß, daß er mir vielleicht seine Daktyliothek würde hinterlassen haben. — Es soll jetzt in Dresden um herabgesetzte Preise die ganze Lippert'sche Sammlung zu haben seyn, welche ein dortiger Gallerie-Aufseher aus sächsischer Erde verfertigte. Ich habe deßwegen an Hartmann geschrieben, um mich genauer zu erkundigen. — Die geschnittenen Steine halte ich für äußerst wichtige Denkmale des Alterthums in mehr als einer Hinsicht, und besonders zu Bildung des Schönheitssinns sehr geeignet, und insofern nehme ich den Klotz in Schutz. Denn wenn wir erwägen, wie wenige Leute, besonders Gelehrte, sich damals in Deutschland für bildende Kunst interessirten, so muß uns der Mann doch schätzbar erscheinen, der seine Zeitgenossen aufmerksam darauf zu machen bemüht war. Ob er gelehrter Ausleger genug war, das kann ich freilich nicht beurtheilen, und ein Lessing mochte diß wohl besser verstehen; nur meine ich, hat man ihn zu arg herunter gemacht, — freilich oft witzig genug. — —

31.

Stuttgardt den 6. May 1821.

Ich habe Ihnen noch nicht einmal gedankt für die überschickte Lebensbeschreibung Schickardt's*). Ich habe solche freilich bis jetzt nur etwas flüchtig durchgelesen, doch schon so viel daraus ersehen, daß Sie sich in der That ein Verdienst mehr erworben haben, diesem wackern Künstler durch öffentliche Bekanntmachung eine gebührende Ehre erwiesen und hiemit auch spätern Künstlern ein Beispiel von Beharrlichkeit und wahrer Biederkeit zur Nachahmung aufgestellt zu haben. Unter den Handzeichnungen, so die verwittwete Königin Maj. jetzt besitzt, ist ein ziemlich dicker Band in Pergament, worin Zeichnungen aller Art vereinigt sind, unter denen viele oft nur ganz leicht mit der Feder entworfene Gegenden und Gebäude aus verschiedenen Ländern sich befinden; da könnte wohl manche von Schickard darunter seyn. König Friedrich hatte einmal viele Freude daran, dieselben durchzublättern und suchte immer die Gegend zu errathen, und es schien ihm allemal zu behagen, wenn er von einer Ortschaft sagen konnte, „das gehört mein" — doch jetzt besitzt er noch weniger als ich. — — Auf die Herausgabe des Buches hat übrigens Ihr Verleger nicht viel Sorgfalt verwendet. —

*) Eine nachgelassene Arbeit des Präsidenten Eb. v. Gemmingen, die Baron v. Uexküll im J. 1821 herausgab. Angehängt ist derselben der von Letzterem verfaßte (und oben, S. 6 benützte) Entwurf einer Uebersicht der württembergischen Kunstgeschichte.

Auf das, was Sie über württembergische Kunst sagen, will ich mich nicht einlassen; hie und da ein einzelner Künstler macht eigentlich noch keine Kunst aus. Da Sie besonders die Carlsschule berühren, und wirklich auch nur diese berühren konnten, denn von ihr aus kam der Schimmer von Kunst, so hätten Sie ganz bequem, ja billigerweise, meinen Namen unaufgeführt lassen können. Ich bin zwar mehrere Jahre in gedachter hohen Schule gewesen, aber nicht als Künstler — ich sollte Juristerey, Cameralwissenschaft oder was ich sonst wollte, erwählen, nur Kunst nicht — das hielt man für eine Schande — aber Guibals und Harpers*), wie auch des berühmten Baron Wächters**) Zureden habe ich doch so viel zu verdanken, daß mein Vater dem Herzog weniger gefolgt, und mir eine von demselben geforderte schriftliche Erlaubniß gegeben hat, vermöge welcher es mir wenigstens nicht mehr verboten war, auf mein Risico den Weg nach dem Tempel der Musen zu suchen. Nach dieser erhaltenen Erlaubniß verweilte ich nicht lange mehr in der Academie, ja es war in einer Art Ungnade, worin ich entlassen wurde, einer Ungnade, die selbst mein Vater fühlen mußte. — Es ist gewiß keine affectirte Bescheidenheit, daß ich dieses Nicht-Erwähnen gewünscht hätte; nein, sondern das wahre innere Gefühl dessen, was ich bin, in Vergleich dessen, so meine Eigenliebe mir vormahlt, was ich unter andern Verhältnissen vielleicht hätte leisten können, macht mich immer wünschen, daß ich nie genannt würde. Insbesondere gibt das Gedrucktwerden in Büchern oder Zeitungen eine gewisse Celebrität, die man fast niemalen, d. h. für eigene Werke behaupten kann, und da ist es besser, man bleibt im Dunkeln.

Noch habe ich einen Punkt zu berühren. Bei Gelegenheit des Colorits sagen Sie, S. wäre Colorist geworden, was C. und W.***) nicht zu erstreben suchten. — Wie C. hierüber gedacht, weiß ich nicht; aber von Herrn W. weiß ich so viel und kann es mit Gewißheit sagen, daß wenn er sich hätte ein tizianisches Colorit eigen machen können, er auch keinen Augenblick angestanden hätte, dasselbe anzunehmen. Es ist ja ein wesentlicher Theil der Malerei, und ich sehe nicht ein, warum ein wahres Colorit nicht mit dem größten Style sollte vereinbarlich sein, — was ich aber jederzeit verworfen und noch verwerfe, das sind die gefährlichen Principien

---

*) Ueber Beide vergl. oben, S. 4 ff.

**) Carl Eberhard v. Wächter, ein Württemberger von bürgerlicher Herkunft, aber während seines Aufenthalts im Auslande zum kön. dän. Kammerherrn und Ritter des Danebrog-Ordens ernannt und im J. 1779 durch Kaiser Joseph in den erblichen Adelsstand erhoben, war in den Jugend-Jahren unseres Wächter als kön. dän. Gesandter am herzogl. württembergischen Hofe akkreditirt.

***) Schick —, Carstens und Wächter.

der Meisten, so sich Coloristen nennen und es auch seyn mögen; Principien, die dahin zielen, hauptsächlich blos auf Farbe und ihren Effect Rücksicht zu nehmen, kurz einen Theil der Kunst (und in der dramatischen Malerei doch nicht einmal den Hauptheil) zur Hauptsache zu machen, anstatt daß die Farben von ihrer Seite nur beitragen sollen, das Bild zu heben, und durch den ihnen eigenthümlichen Reiz die Schönheit der Formen desto gefälliger erscheinen zu machen.

32.

Stuttgardt [1821*)].

— — Sie kennen meine Spazierfahrt auf dem Wasser, oder nach allegorischer Deutung den Kahn des Lebens, die ich vor einem Jahre als ein kleines Bildchen in Oel gemalt habe. Ich bin in der unangenehmen Nothwendigkeit, dasselbe noch einmal malen zu müssen**). Ich habe zwar schon manche Beschäftigung (die mir unter der Würde der Kunst schien) abgelehnt, aber Alles, was man nicht gerne macht, kann man doch nicht ablehnen, wenn man seine Kinder ernähren will; besonders hier zu Lande, wo man froh seyn muß, nur etwas thun zu können zu diesem Zweck. Kurz, ich male es noch einmal. — Sie wissen nun, daß ich, um diejenigen, denen eine allegorische Deutung nicht zuwider wäre, auf die Idee des Dahinschwindens des Lebens (das ja wohl zuweilen mit einem den Wellen preisgegebenen Schifflein verglichen wird) zu führen, an dem Kahne selbst (NB. bloß als Verzierung) eine umgestürzte Fackel und einen Aschenkrug oder Thränengefäß angebracht habe — soll ich nun diese Zeichnung auch auf dem neuen Bilde hinmachen, oder wissen Sie etwas Besseres? So habe ich z. E. an meinem Schiff, in der Verzierung, eine kleine Vertiefung, worin an den antiken Schiffen oft Köpfe oder Figuren von Tritonen u. dgl. zu sehen sind. Da könnte ich nun einen Genius mit umgekehrter Fackel hineinmachen. Ein allgemein verständliches Zeichen wäre wohl vielleicht eine Sanduhr — aber ich weiß nicht, ob es nicht zu trivial? — Oder halten Sie vielleicht nicht gar das ganze Sujet für eines von jenen, gegen die ich als Contrebande

---

*) Für den Brief ohne Datum ergibt sich das Jahr aus dem folgenden Brief.

**) Diese (oder vielleicht eine zweite) Wiederholung befand sich im Besitze des im J. 1860 verstorbenen Finanz-Raths Dr. P. v. Sick zu Stuttgart, der sie testamentarisch der K. Staatsgalerie bestimmt hat. (Ein Stich nach der früher entworfenen Zeichnung im „Taschenbuch für Damen“, 1816.)

selbst eiferte? Ich denke nur insoferne nicht, als ich es für eine bloße Spazierfahrt gebe, von Menschen verschiedenen Alters. — —

— — Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir den Heyne mitgetheilt haben. Ich habe in einigen Aufsätzen manches für mich Interessante gefunden. Schade, daß derselbe nicht unter Kunstschätzen leben konnte, wie ein Visconti, Zoega, Winckelmann. Sein helles Auge, sein gesunder Menschenverstand und seine Sprachkenntnisse hätten Vieles berichtigt. Für den bildenden Künstler sind die Bemühungen der Antiquare allerdings sehr wichtig; jedoch muß er sich in der Anwendung vor Pedanterie hüten! — —

33.

Stuttgardt den 17. Januar 1822.

Erst vor wenigen Tagen habe ich mein Schiff abfahren lassen. Es hat mich dasselbe länger beschäftigt, als ich vermuthete, und ich bin sehr froh, daß es endlich an dem Orte seiner Bestimmung sich befindet. Das mehrmalige Widerholen des nehmlichen Gegenstandes gewährt in die Länge wenig Freude, und doch, was muß man nicht um des lieben Brotes willen zuweilen thun!

Ehe ich mich nun bereite, etwas Neues vorzunehmen, muß ich vorher an Sie schreiben, und zwar rücksichtlich des Bildes von Cäsar *). Denn wenn Sie wirklich wollen, daß ich es als Gemälde ausführe, so würde ich jedes andere Geschäft vorerst beiseite legen. Conrad sagte mir, daß Sie glauben, ich mache diesen Gegenstand nicht gerne. Ich läugne nicht, daß ich zu Bearbeitung desselben mehr in Folge eines Gesprächs, als aus eigener Begeisterung veranlaßt worden bin. Er sprach mich nicht an, und das »incola vetat« des Lucan [IX, 974.] schien mir wenig bedeutend als malerische Darstellung. Hingegen fühlte ich sogleich, daß derselbe Vorwurf, anders aufgefaßt, dem Bilde einen tieferen Sinn geben würde; ja es stellte sich mir ungerufen vor die Augen, und so entstand die Zeichnung, die Sie kennen. Auch gestehe ich, daß ich selbst nicht ungeneigt bin zu glauben, daß von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet die Darstellung einiges Interesse gewähren könnte. Es wäre eine Moral, in das Gewand der Kunst gehüllt, wozu die Geschichte selbst bloß die Veranlassung gäbe. Und in der That,

*) Eine ausführliche Besprechung dieses Bildes aus der Feder des Bestellers, Barons v. Uexküll selbst, ist enthalten in den oben, S. 137, Anm., citirten „Fragmenten ꝛc. in Briefen eines reisenden Laien". Vgl. auch Strauß, Kleine Schriften ꝛc. S. 279 f.

dieser Trupp fremder Menschen in Betrachtung verloren, mitten unter Ruinen einer ehemals blühenden Stadt, und wo jetzt Heerden weiden, gibt ein lebhaftes Bild von dem Nichts menschlicher Größe.

— — non unquam tulit
Documenta sors majora, quam fragili loco
Starent superbi. Columen eversum occidit
Pollentis Asiae, Caelitûm egregius labor.
Excisa terra est Pergamos, incubuit sibi etc.

So sagt Hekuba bei Seneka, Troad.

Eine Zuversicht mehr hierüber habe ich auch dadurch erhalten, daß Cornelius nicht unzufrieden mit der Zeichnung schien, und er auch nachher noch einem Freunde geäußert haben soll, daß er die Gestalten der Römer nicht unrichtig aufgefaßt gefunden habe.

Lassen wir also für jetzt die Antigone ruhen, und dieß um so mehr, da ich dieselbe schon lange als Zeichnung für Sie habe machen wollen und auch schon gemacht hätte, wenn nicht der Drang der Umstände nur zu oft gerade das zu thun mich verhinderte, was ich am liebsten thun möchte. Wie manche Idee mußte ich unbearbeitet liegen lassen, um an dem Karren der Nothwendigkeit zu ziehen! Wenn Sie also dieses Bild zu haben wünschen, so fragt sich jetzt nur noch, in welcher Größe — al fresco, in Lebensgröße, und in einen Saal gemalt, neben jenem des Amphiaraus? Als eigentlicher förmlicher Pendant zum Sokrates wird es aus manchen Gründen nicht taugen, auch würden die Figuren gar zu klein ausfallen; jedoch muß immer Rücksicht genommen werden auf das Zimmer, wo es hinkömmt.

Noch muß ich auch in Erwähnung bringen die Unkosten, worin Sie sich hiedurch versetzen wollen; denn Sie wissen ja wohl, daß es jetzt schon einmal so angeordnet ist, daß ich durch die Ausübung der Kunst meiner Familie Existenz zu sichern suchen muß, und es ist vielleicht mit ein edler Grund, warum Sie sich darauf einlassen wollen.

Es wäre mir aber sehr angenehm, wenn Sie selbst erklären wollten, was Sie gerade im Sinne hätten auszugeben. (Es ist mir schon leid genug, um Geld malen zu müssen, besonders für Sie, dem ich so viele Verbindlichkeit schuldig bin.) — —

34.

Stuttgardt den 29. Januar 1822.

In Beantwortung Ihres letzten Schreibens will ich sogleich das berühren, was den Hauptinhalt desselben ausmacht. — — Die Größe des Socrates mit Einschluß seines Rahmens wird so ziemlich mit jener des Ulysses überein kommen, und ich denke, daß auch die Figuren auf diese Weise eine ordentliche Größe bekommen sollten. Uebrigens, wenn Sie sich gänzlich werden bestimmt haben, so würde ich vorher noch hinaus kommen, um das Maaß zu berichtigen. Ich sage „gänzlich bestimmt“, in zweierlei Hinsicht: 1) des Sujets; denn es wäre mir sehr leid, wenn der Gaul erst alsdann noch sollte scheu werden, nachdem er schon weit ins Freie hinein gerennt wäre. Ein ganz neues Sujet, von dem man nicht wissen kann, wie es ausfallen oder wie weit es Sie ansprechen würde, wollte ich Ihnen eben darum nicht vorschlagen. Zudem schien Ihnen Cäsar auf Trojas Trümmern zu gefallen, und ich glaube auch, daß durch die Veränderung der Figur des Phrygiers der größte Theil meiner Bedenklichkeiten dürfte gehoben seyn. Wichtig, und sehr wichtig ist allerdings die Wahl meines Gegenstandes sowohl, als die poetische Auffassung desselben, und ich zweifle, ob selbst die schönste Zeichnung und das prächtigste Colorit für einen Mißgriff hierin möchte wahrhaft schadlos halten können. — 2) des Preises. Hierin will ich es so halten, wie ich es mit den Herren, für welche ich hier gearbeitet habe, gehalten habe, und bestimme denselben auf 130 Louisd'or, ein Preis, bei dem ich gewiß keinen eigentlichen Gewinn habe, indem dieses Geld gerade hinreichen mag, um uns die Zeit hindurch zu erhalten, welche ich zu Verfertigung des Bildes anzuwenden habe (der nehmliche Fall war bei dem Schiff und dem Ulysses), denn die Zusammensetzung ist reich und erfordert Zeit und Studium. Ich nehme an, daß Sie keine bloße Abcopirung oder Zeichnung, sondern ein mit Achtsamkeit verfertigtes Bild zu haben wünschen.

Das Titelblatt von Cornelius*) hat mir sehr wohl gefallen; die Gruppe der Erschlagenen ist sehr schön, und besonders gefiel mir auch der Abschied des auf die Jagd gehenden Mannes, welcher meiner Meinung nach vortrefflich componirt ist. Wenn ich etwas in altdeutscher Art machen müßte, würde ich dieses Blatt manchem wirklich Alten zur Nachahmung vorziehen. — Es ist mit viel Geschmack angeordnet und schön gezeichnet. Nur allein die

*) Zu den „Nibelungen“ dieses Meisters, gestochen von Lips, das Titelblatt von Amsler und Barth, Berlin bei Reimer. Vgl. Försters Gesch. der deutschen Kunst, IV, S. 210 f.

bizarren Mützen des Königs ꝛc. choquiren in etwas, und diese waren ja doch nicht nothwendig. — Blos nach Umrissen zu urtheilen, gefällt mir dieses Blatt weit besser, als jene bisher (im Morgenblatt) erschienenen Umrisse der Malereien in dem Antiken-Saal in München. Der Styl schien mir dort weniger streng antik — doch es sind ja bloße leichte Umrisse —, aber die Sachen sollen, wie ich höre, sehr schön gemahlt seyn.

Erklären Sie mir doch auch deutlich, was denn eigentlich Romantiker ist, und in wie fern diese Benennung auf jenes Titelblatt anzuwenden sey?

35.

Stuttgardt den 4. Juli 1823.

Warum schreibst du nicht? fragt die Frau, ja ich selbst thue die nehmliche Frage an mich — aber was? Mein Ideenmagazin ist nicht so reichlich versehen, um Sie unterhalten zu können. Doch kann und soll ich wenigstens nicht fragen, wie das Bad anschlägt? Gewiß gut, wenn es nach unser Aller Wunsche geht, nur bedauren wir, daß die Witterung so gar unfreundlich ist, und Sie die schöne Gegend nicht recht genießen können. Ach, dieser graue Himmel hat auch auf das Treiben der Kunst seinen Einfluß. — Ich für mich werde dieses Jahr nicht hinauskommen, so wohlthätig es für meine Gesundheit gewesen wäre, wieder etwas Schweizerluft einzuathmen; aber nicht der Beutel allein, sondern auch die Zeit erlauben mir es nicht, denn noch habe ich mein Bild nicht angefangen, ich werde täglich furchtsamer.

Isopi's Wappenthiere*) sind nun auf dem Schloßplatz aufgestellt — aber es ist doch nicht so ganz ohne einen sogenannten Schwabenstreich abgegangen, denn: 1) sind die Fußgestelle ohne Wissen und Mitwirken dessen, der die Thiere gemacht, verfertigt worden, und obendrein wurden diese noch mit Schilden und Schwertern verziert, obgleich schon Armatur genug oben herum liegt.

2) Sind die Thiere ganz falsch aufgestellt, und ohne allen ästhetischen Sinn. Denn schon als Wappenbilder sollten sie einander gegenüberstehen, und nun stehen sie gerade gegen die Straße heraus gewendet, als wollten sie auf die Vorübergehenden sich hinabstürzen. Ich weiß nicht, welche architectonische Regeln man vorschützen wollte, um diese Aufstellungsweise zu beschönigen —

*) Vgl. Kleine Schriften von D. Fr. Strauß, S. 397 ff.

auch bin ich nicht Kenner genug hierin, um die Meinung zu bestreiten, aber ich gehe von einem natürlichen Grundsatze aus, dem, wie mir scheint, alle Regeln weichen müssen. Der Zweck schöner Kunst ist, zu gefallen (selbst wenn die Kunst Moral predigen will, so muß sie solches im Gewand der möglichsten Schönheit zu thun suchen) — aus dem nehmlichen Grunde nun, warum diese Figuren, wenn es menschliche Gestalten wären, heraussstehen müßten, wie jetzt diese Thiere stehen, so hätten dieselben deßwegen sollen gegeneinander gestellt werden, weil das Thier von der Seite gesehen gerade seine Gestalt am vortheilhaftesten zeigt — jetzt sieht man solche verkürzt, und um zu sehen, was da steht, muß der Vorübergehende hineintreten, welches schon den Genuß eines Kunstwerks stört, wo man dann noch Gefahr läuft, einem herausfahrenden Staatswagen entrinnen zu müssen, oder von einem unhöflichen Portier verjagt zu werden.

Doch Dank sey es den weisen Herren, so diese Aufstellung geordnet haben! Hab' ich doch dadurch Gelegenheit erhalten, meinen Brief auszufüllen.

Sie sagen mir vielleicht: stehen sie wie sie wollen, es sind ja nur Wappenbilder und Schildhalter. Diß ist wahr, und wenn Isopi die Freiheit gehabt hätte, diese Thiere in ruhender Stellung und nach dem Contrast ihrer Naturen darzustellen, so wäre ein schöneres Kunstwerk entstanden (so wahr ist es, daß ein Künstler im Solde so oft nur ein halber Künstler ist) — aber es ist gewiß doch sehr viel Schönes an diesen Thieren, und einige herrlich gezeichnete Parthien daran, nur allein an der Mähne des Löwen glaube ich in Anordnung der Locken derselben etwas größeren Geschmack wünschen zu dürfen — leider sind aber dieselben jetzt mit Broncefarbe angestrichen worden, so daß sie jetzt künstliche Lichter erhalten haben, und die Form derselben zum Theil verunstaltet worden — denn wirklich, als sie noch Einen Ton hatten, zeigte die Reflexion des Abendlichts, worin ich solche gesehen, die davon beleuchteten Theile so sanft und schön, daß man wahres Fleisch zu sehen glaubte. — —

36.

Stuttgardt den 13. Juli 1823.

— — Außer Canova hat auch Don Vivenzio eine Idee zur Stellung der Colossen von Monte Cavallo gegeben*); nicht sowohl wie die Figuren als Gruppen zu einander stehen sollten, sondern wie die Heroen in bessere

*) Canova's Abhandlung s. im „Almanach aus Rom" von F. Sickler und C. Reinhart, II. 1811. S. 247 ff., mit Taf. 19. 20.

Verbindung mit ihren Pferden zu bringen wären, und da dürfte man, glaube ich, keine weitere Aenderung machen, als die Helden ihre Pferde gegenseitig vertauschen zu lassen; ein Gedanke, der mir sehr glücklich scheint, da er auf ein Gefühl von Natürlichkeit gegründet ist — und der wahrscheinlich nur deßwegen bei der letzten Restauration nicht in den Sinn gekommen ist, weil in jener Zeit alles Natürliche nicht kunstreich genug zu seyn schien.

Gedachter Don Vivenzio ist derselbe, der die berühmte Sammlung altgriechischer Vasen zusammengebracht hat, worunter einige wirklich bedeutende Darstellungen altgriechischer Mythen, besonders Scenen des trojanischen Krieges sich befanden. — Er hat den Ruhm eines gelehrten und sehr gefälligen Mannes, und hat die Fatalität erleben müssen, einen großen Theil seiner Alterthümer zerstört zu sehen. — —

— — Signora Francesca empfiehlt sich. Gern stimme ich in das Lied „Ehret die Frauen," und beziehe es recht sehr gerne auf die meinige — schon als eine südlichere Pflanze in unsere Gegend versetzt, ist es meine große Schuldigkeit, sie zu pflegen so gut ich kann — aber die Reinheit ihrer Seele macht mir sie doppelt werth — als Hausfrau und Mutter ist sie die wahre donna forte del Vangelo. — Es ist mir daher doppelt leid, sie nicht ganz so zu halten, wie sie es verdient, — denn die Sorge für die Zukunft wird immer bedenklicher, je älter ich werde — denn Alles ruht ja auf einem abgenutzten Pinsel. Doch animo — — e confidenza in Dio —

Aber sagen Sie, daß die Frauen nicht schweigen können —! Vor ein paar Tagen ließ mir ein Bekannter durch meinen Sohn sagen, er habe in einem Verzeichniß einer Gemälde-Ausstellung in Carlsruhe den Julius Cäsar aufgeführt gesehen — und wie ich es bestimmt widerlegen wollte — siehe da die Frau, welche antwortet, ja es sey wahr, H. v. U. habe es ihr gesagt, daß es geschehen werde, ihr aber verboten, es mir zu sagen, und sie hielt Wort. — — Aber was fiel Ihnen ein! Ich liebe zwar nicht, meinen Namen in einem Zeitungsblatt aufgeführt zu sehen — aber was kann ich machen, es ist jetzt schon geschehen! — —

37.

Stuttgardt den 26. Oktober [1823].

— — Vor wenigen Tagen erhielt ich aus Carlsruhe vom Industrie-Verein einen gedruckten Bericht über die dortige Ausstellung, nebst einer Art Umlauf- und Danksagungsschreiben, das aber eigentlich an Sie gerichtet

seyn sollte — da Sie das Bild hineingeschickt hatten, nicht ich. — Auch mein Bruder, der unlängst in Carlsruhe war, brachte eine Kritik mit, von einem gewissen C. Nehrlich*) geschrieben. Es ist auch des Cäsars darinnen erwähnt. Meiner Meinung nach ist über denselben das Lob sowohl als der Tadel etwas zu stark. Von Meisterschaft kann rücksichtlich meiner ohnedieß nicht die Rede seyn — und von der andern Seite fühle ich zwar selber sehr wohl (und es kann in meinen Verhältnissen auch nicht anders seyn), daß streng correcte Zeichnung wohl oft in allen meinen Bildern zu vermissen seyn mag — dem ungeachtet kann ich nicht glauben, daß die Zeichnung im obgedachten Bilde durchgängig in allen Figuren so gar schlecht seyn solle, wie der Autor der Kritik (der mir übrigens gar kein ungebildeter Mann zu seyn scheint) behauptet, und eben so wenig kann ich mich überzeugen, daß rücksichtlich des Farbentons die Figuren zu grell und hart von der Luft abstechen sollen. Dieses hätte ich gewiß gefühlt (ohne im Geringsten deßwegen den Namen eines sogenannten Coloristen prätendiren zu wollen), und ich erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich deßwegen in Acht nahm, und wie ich, so lange ich mit dem Bilde beschäftigt war, überall die Natur im Freien in dieser Hinsicht zu beobachten suchte. — Auch bezeugten mir hier mehrere Künstler über den Luftton in den Figuren, wie sie sagten, ihre Zufriedenheit. Also schlecht gezeichnet, hart gemahlt, und endlich unrechte Wahl des Moments — als dritter Vorwurf des Critikers. — Ueber diesen letzten Punkt hatte ich (noch ehe ich das Bild zu mahlen angefangen) Ihnen schon geschrieben, und Sie wissen, daß ich eigentlich diesen Stoff nur auffaßte und benutzte, um einen ganz andern Gedanken damit auszudrücken, der den Lucan gar Nichts angeht. Daher die an verschiedenen Orten ausgetheilten Gruppen, daher der gegen meine Gewohnheit reichere und ausgedehntere Hintergrund (der hier seine Rolle mitzuspielen hat), daher die auf demselben hin und wieder zerstreuten Thiere, und gerade an den Stellen, wo sonst Tempel u. dgl. standen — Alles Sachen, die Nichts mit der gedachten Geschichte zu thun haben. Die Art der Zusammenstellung, so wie sie Herr N. vorschlägt, wäre allerdings die richtige gewesen, wenn ich die Geschichte als solche hätte darstellen sollen, — allein dieses wollte ich ja nicht, und das Thema schien mir für bildliche Darstellung so wenig interessant, daß ich das Bild lieber gar nicht entworfen hätte.

Auch das sich Bücken zum Aufsuchen irgend einer Inschrift von Seiten des

*) „Ueber die Kunst- und Industrie-Ausstellung für das Großherzogthum Baden von 1823 zu Carlsruhe, von C. Nehrlich.“ Dagegen wurde gerichtet: „Sendschreiben eines Dilettanten über Hrn. Nehrlichs Kritik der letzten Kunstausstellung“, als dessen Verf. wir aus einer handschriftlichen Notiz v. Uexküll's den Hofrath Schreiber (Aloys Schr.) kennen.

den Cäsar begleitenden Römers (den H. R. einen wurmhaft gekrümmten Sclaven nennt) schien mir eine ganz natürliche Bewegung zu seyn, die sich mir völlig ungesucht und von selbst darbot, und eine Folge der Rede des Phrygiers, und der Stein, worauf Hektors Name zu lesen, gehört wie alle vorn umherliegenden Steine zu dem sich von da erhebenden Grabhügel H.'s, wovon sie heruntergefallen sind. Es ist dieses ein Hügel, wie jene andern, die man in der Entfernung am Gestade des Meeres sich erheben sieht — und die auch noch heut zu Tage die ganz einzigen, uralten Denkmale jener berühmten Gefilde sind. — Doch genug über eine Sache, darüber ich Nichts, gar Nichts würde geäußert haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, Ihnen als Besitzer des Bildes einige Worte darüber sagen zu müssen. Uebrigens bin ich dem H. R. wirklich vielen Dank schuldig. Sey die Liebe zur Mahlerei noch so groß, und auch die Haupttriebfeder der Bemühung eines Künstlers, wenn man so isolirt lebt, wie ich, wenn man gar nichts sieht als seine eigenen Werke, wenn man selbst die hier aufbewahrten wenigen Antikenabgüsse nicht sehen kann, und auch oft viele Zeit für Zeichnungen zu Damenkalendern der Existenz halber anwenden muß, wo man es mit den Formen so genau nicht nimmt — so ist man vor einem gewissen Schlendrian nie ganz gesichert. — Es ist also kein Wunder, wenn es oft irgendwo hapert — und dann sind bescheidene, offenherzige Kritiker sehr wohlthätig. Halb oder ganz, oder auch gar nicht gegründet, sie bewahren vor gänzlichem Einschlafen. — —

38.

Stuttgardt den 6. Januar 1825.

Ich bitte nochmals sehr um Vergebung wegen meines letzten Briefes *). Es war, wie gesagt, gebieterische Nothwendigkeit, so mir die Feder in die Hand gab, um bei Ihnen anzufragen. Seitdem habe ich nun das Quartal von meinem kleinen Gehalt erhalten (wenn nur dieser etwas verbessert würde), so daß wir nach Abzug der Hausmiethe doch noch auf wenigstens vierzehn Tage Brod haben, also immer noch mehr als das panem quotidianum, um das wir den lieben Gott täglich bitten sollen. Das Weitere wollen wir seiner Vorsehung überlassen, und zugleich arbeiten, so lange es noch geht. Vor zwanzig Jahren schien es auch nicht möglich, daß wir bis jetzt uns würden erhalten können, und doch leben wir noch und sind zwar arm, aber doch gesund. — Dem Künstler als solchem ist diß freilich nicht immer genug, denn

*) Dieser Brief, vom 20. Dezember 1824, sonst minder wichtig, enthält die Bitte um ein Darlehen bis zur Vollendung des „Cimon“.

Sorgen sind nicht dazu gemacht, die Phantasie zu beleben; sie sind vielmehr gleich angelegtem Gewicht, das den Flug gewaltig hemmt. — Doch, für was auch fliegen wollen! — Wenn Sie, wie Sie sagen, einen Ausweg für den Cimon vielleicht finden könnten, so wäre mir dieses allerdings erwünscht, aber unmöglich könnte ich denselben um einen sehr herabgesetzten Preis weggeben, da der größte Theil des Erlöses davon zu Restitution muß angewendet werden. Uebrigens wäre es ja Sünde, und welcher wirkliche Kunstfreund wollte auch so ungroßmüthig seyn, die ungünstige Lage eines Künstlers zu benutzen, um wohlfeiler einzukaufen, und wohlfeil hätte ich es schon anbringen können. — Mit Herrn v. Cotta, dem ich Vieles verdanke, und ohne dessen humane Behandlung und Hilfe es fast unmöglich gewesen wäre, in den ersten Jahren unseres Aufenthaltes hier durchzukommen, bin ich schon seit sehr langer Zeit außer aller Verbindung gekommen. Es scheint mir auch, als behagen ihm meine Arbeiten (die sich übrigens alle auf Skizzen für seinen Almanach beschränkten) nicht mehr so wie ehedem, wo er mir öfters seine größte Zufriedenheit eigenhändig bezeugte — daß ein fremder Einfluß hierin gewirkt habe, kann ich nicht beweisen, doch vermuthen. — Wenn ich Ihren früheren Rath nicht befolgt habe, so geschah dieses, weil ich solchen nicht befolgen konnte; denn kaum hatte ich in der Absicht, wieder nach Rom zu gehen, Wien, wo ich niemals gerne verweilte, verlassen, und war hier angelangt, so brachen wieder neue Kriegsunruhen aus, wo an kein weiteres Reisen mehr zu denken war. — Denn zu Rom oder Florenz hätte ich gern mein Leben zugebracht und beschlossen; statt dessen mußte ich nun Kupferstiche zusammenlegen und Almanachblätter verfertigen. So stund damals die Sache, so stehen sie ungefähr noch — und der Horizont ist noch immer, wohin ich blicke, mit düsterem Gewölke umhüllt. — Gott wolle nur meine Familie behüten, wenn ich einmal nicht mehr seyn werde. — —

39.

Stuttgardt den 23. Januar 1825.

In Beantwortung Ihres Geehrten vom 18. diß bemerke ich im Voraus, daß ich Ihre offenherzigen Aeußerungen gerne als einen Beweis gütiger Theilnahme ansehe, da ich überzeugt bin, daß Sie nach Ihrer wahren Ueberzeugung gesprochen haben. Von Uebelnehmen dieser Aeußerungen kann daher durchaus keine Rede seyn. Doch werden Sie mir erlauben, einige Bemerkungen beizusetzen. — Wenn Sie mir, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, einigermaßen den Leviten lesen, so gab ich ja selbst die Veranlassung

dazu, indem ich diese Sache berührte. Dieß hätte ich nun freilich unterlassen können, aber ich verweilte dabei, einmal, um mir gleichsam Luft zu verschaffen, indem es dem Gemüthe eine Erleichterung zu seyn scheint, seine Pein in den Schoos eines Freundes ausschütten zu können, und zweitens sollte es auch nicht eigentlich Klage seyn, sondern vielmehr eine genauere Bezeichnung der Ursache, warum ich es gewagt hatte, mich an Sie zu wenden. —

Ich berühre nun sogleich den Hauptpunkt Ihres Schreibens und kann nicht bergen, daß es mich sehr befremdete, ja, einen Unmuth in mir hervorbrachte, der mich darniederschlug. Die Herren Leybold *) und Andere, die Sie mir als Beispiele anführen, können hier in gar keine Betrachtung kommen. Wie konnten Sie solche nur nennen! Was Herr Leybold bis jetzt hier gemalt, beschränkt sich absolut auf Bildnisse. Wie kann nun eine solche Arbeit (verstehen Sie mich aber recht, ich spreche jetzt nicht von der Kunst, sondern bloß vom Zeitaufwand) nur von weitem in Vergleichung gesetzt werden mit einem historischen Gemälde, bestünde dieses auch nur in Einer Figur? Die Composition desselben jetzt noch abgerechnet, wie viel erfordern die Vorstudien, wie viel kostet es Zeit, die Quellen aufzusuchen rücksichtlich des Gegenstandes selbst oder wegen der Costüme, und dann die Studien der Gewänder? — lesen Sie Müllers Noten zum cenacolo des Vinci, am Ende — hierzu kömmt noch baare Auslage. Während all dieser Arbeit kann der Portraitiste schon ein Halbdutzend Bilder vollendet haben, und welche Mühe hat er dabei? Keine. Er läßt seine Pursche sich niedersetzen und malt darnach. Ein Bildniß nur in halber Figur oder Kniestück, wie man es nennt, wird Hrn. Leybold wenigstens mit 50 Louisd'or bezahlt, und mir rathen Sie, ich solle um denselben Preis Bilder von 10 und 12 und mehr Figuren erfinden und nach vorangegangenen Studien con amore ausmalen? — Wenig mehr Mühe als Bildnisse erfordert auch das Landschaftsmalen, und doch wird der von Ihnen angeführte Maler weit besser bezahlt, wie ich Ihnen beweisen könnte.

Mit Ihrer Fünf-Species-Rechnung hat es seine vollkommene Richtigkeit, und auch ich handle so gut wie Andere nach dieser Berechnung. Beweis sind die Bilder, so ich den Herren G. und Schill gemalt habe, à 50 und 34 Louisd'or, und jetzt habe ich eines zu noch viel geringerem Preisen unter Händen. — Vielleicht wollten Sie aber sagen: „Verfertige auch deine reicheren Compositionen in kürzerer Zeit und fordere dann weniger!" — Bilder schneller zu fördern, bloß um deren mehrere zu machen, nein, das werde ich nie thun. Einmal bin ich zu spät zur Kunst gekommen und habe nachher wenig Ge-

*) S. oben, S. 296, Anm. **).

legenheit gehabt, um ein L[uca] Fa presto zu werden; und dann ehre ich auch die Malerei zu sehr, um dieselbe so obenhin zu behandeln. Deßwegen habe ich aber gar nicht die Anmaßung zu glauben, meine Arbeiten seyen besonders vortrefflich, aber ich suche wenigstens dem Guten, so viel in meinen Kräften ist, nachzustreben. Erlauben mir diese nicht, Vieles zu leisten, so habe ich doch das Meinige gethan, und in dieser Hinsicht ist Vogels [?] Brief immer für mich von großer Beruhigung, ja Ermunterung! Zugleich arbeite ich gerne zunächst für mich selbst, und betrachte meine Bilder, so lange ich daran arbeite, selten als Waare. — O wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich nie genöthiget wäre, um Geld malen zu müssen, und in der That, das Fordern hat jedesmal etwas unbeschreiblich Peinigendes für mich. Wenn nun diese Forderung erst noch zu hoch befunden wird, da wünschte ich dann fast, die Arbeit lieber nicht gemacht zu haben. Und welche Forderung? Ich kenne keinen Maler, der für historische Bilder weniger begehrte, als ich. Lieſching gab mir auch immer gerne, was ich begehrte, und fand insbesondere den Preis des Ulysses mäßig, den er mir, wie Sie den Cäsar bezahlte. Dieser aber, sowie die Andromache haben mir gewiß nicht weniger Zeit gekostet. Für letztere machte ich sogar die ganze Gruppe vorher in Thon, da die Scene in eingeschlossenem Lichte sich darstellt. Was würde wohl Hr. St[ieler?] in M[ünchen?] fordern, der für bloße Bildnisse 3 bis 4, ja 600 Louisd'or erhält — von dem berühmten Kuh- und Pferdemaler will ich gar nicht reden. Die Historienmalerei ist übrigens im Allgemeinen immer am schlechtesten bezahlt, ob sie gleich mehr Zeitaufwand erfordert und ohne Vergleich das edelste Genre von Malerei ist, und Fälle wie jene von Le Gros in Paris sind sehr selten.

„Je nun," können Sie wieder sagen, „wenn dem so ist, und willst und kannst du nicht schneller malen, so male Portraits und klage nicht!" — Dieß letzte soll auch nicht wieder geschehen, allein das erstere hat mich immer so wenig angesprochen, daß, wenn es keine andere Malereiart als diese gegeben hätte, ich wohl den Pinsel nie in die Hand genommen, und lieber für Buchhändler fortgezeichnet hätte.

Der vermeintliche hohe Preis kann also keine bedeutende Mitursache seyn, sondern die ungünstige Zeit überhaupt und der hiesige Platz. Da ist nun nichts zu thun, als sich resigniren und die Ankunft eines reichen Vetters aus Indien erwarten. Geschieht dieß nicht — — je nun, Kartoffeln essen, so lange es noch geht (kann ohnedieß nicht sehr lange mehr dauern), oder nach Rom ziehen und dort durch Frau und Kinder Apfelkuchen backen und Sauerkraut kochen lassen für die dortigen Deutschen — trägt vielleicht mehr ein, als das Malen in St. — O Gott! hätte ich keine Kin-

der, so würde mir kaum einfallen, nach Geld viel mich umzusehen. — Der Raum ist zu Ende und die Post wird bald geschlossen — also Valet!

40.

Stuttgardt den 1. Januar 1826.

— — Ich glaube, daß diese Seifenblase der Mode, wie Sie sie schön nennen, vorzüglich in Deutschland schimmert, ob sie gleich einigermaßen in Italien, freilich von deutschen Künstlern geblasen, ihren Anfang genommen. Meinen Sie aber nicht, daß doch auch in Frankreich so etwas, wenigstens damit in Verwandtschaft, vielleicht nur als Comare [Gevatterin], Stehendes getrieben werde; — ich meine die Art von Kleidermahlerei, wie wir sie aus den Kupferstichen von Maria Stuart und Ricci, auch François I. u. s. w. kennen?

Aus Rom erhielt ich vor einiger Zeit ein Schreiben, wo es unter Anderm (von gewissen Reflexionen, die ich dem Freund geschrieben hatte) heißt *): „Dieselben stimmen überein mit meiner Art zu denken; aber jetzt ist jedes vernünftige Wort unnütz, und vergeblich müht man sich ab, wenn man seine Grundsätze auf das Wahre und Schöne gründen will. Die Kunst geht rückwärts, die Künstler arbeiten nur nach der Laune der Mode oder um der Mehrheit, d. h. der unwissenden Menge zu gefallen. Der studirende junge Mann flieht die gesunde Kritik, und so sinkt man allmählig in die Unwissenheit zurück" u. s. w. — In was aber diese Geschmacksrichtung bestehe, weiß ich nicht. Unbegreiflich ist es freilich, wie es möglich, daß in Rom, wo ich so viel Classisches vorfand, und wo täglich Neues gefunden wird, nach welchem man so gierig hascht, — daß man da so oft auf Seitenwege gerathen kann, die vom Ziel des Schönen entfernen! — —

41.

Stuttgardt den 1. Februar 1827.

Die hiemit zurückfolgenden Bücher — Christ's Abhandlung **) habe zurückbehalten; sie wird nächstens folgen — würde ich an den letztvergangenen Weih-

*) Die nun folgenden Sätze aus dem Italienischen übertragen.

**) Joh. Fr. Christ, geb. 1700, seit 1739 Professor der Poesie zu Leipzig, der durch seinen Eifer für die archäologischen Studien in gewissem Sinn als Vorläufer Winckelmann's gelten darf († 1756). Von W. gemeint ist ohne Zweifel die „Abhandlung über die Literatur und Kunstwerke, vornemlich des Alterthums, herausgegeben mit Anmerkung von J. K. Zeune", Leipzig 1776.

nachtfeiertagen gerne selbst überbracht haben, wenn nicht gerade um selbige Zeit so gar ungünstige Witterung eingefallen wäre. Was mich wirklich erbaut hat in der Schrift von Christ, ist die Liebe des Verfassers zur bildenden Kunst und dessen Eifer, so viel als möglich nützlich zu seyn. Ich könnte aber nicht sagen, viel daraus gelernt zu haben; sie enthält zwar neben vielem unnöthigen Geschwätz wirklich manches Bemerkenswerthe, aber die Schreibart schien mir oft äußerst unverständlich. Ich habe auch, wie schon früher bei andern Schriften ähnlichen Inhalts, so auch bei dieser die auffallende Bemerkung gemacht, daß oft sehr gute Grundsätze aufgestellt werden, die aber sodann mit den miserabelsten Beispielen belegt sind. Auch scheint der Verfasser durchdrungen von der Schönheit der Antike und von der Vortrefflichkeit der Werke eines Michel Angelo, Raphael, Poussin. Aber wie ist es nun möglich, diese Vortrefflichkeit wirklich tief empfunden zu haben, wenn man durch die Figuren auf Ponte S. Angelo*) und deren Verwandtschaft zu gleicher Begeisterung hingerissen ist? Noch eine andere, freilich sehr demüthigende Bemerkung ist folgende: Ein Carlo Maratti und so viele andere aus jener und auch späterer Zeit waren wohl tüchtige Künstler. Aber in Vergleichung mit obengedachten früheren Meistern sind ihre Werke doch für geringhaltig zu achten; wir Neueren finden ihren Geschmack manierirt und nicht nachahmungswerth, und dennoch, welcher Maler dürfte es wagen, sich nur neben sie zu setzen, viel weniger seine eigenen Producte für gehaltvoller anzusehen? Sollte man da nicht Griffel oder Pinsel aus den Händen fallen lassen? O Raphael — Michel Angelo — welche erhabene Geister seyd ihr — von der Antike will ich gar nicht reden!

Vor einigen Monaten reiste Herr Coudray, Baudirector aus Weimar, hier durch. — Ich zweifle fast, daß er wird Zeit gehabt haben, Sie, wie er Willens war, in Ludwigsburg zu besuchen, da er mit dem Eilwagen durchreiste, und sich wohl nicht wird haben aufhalten können, ob Sie gleich in der Nähe der Post wohnen. Er trug mir deßwegen auf, Sie höflichst zu grüßen. Leybold brachte ihn zu mir. Ich kannte ihn nicht persönlich, aber an seinen Namen knüpft sich eine dankbare Erinnerung — die Erinnerung nehmlich, wie Sie immer jede Gelegenheit so gerne ergriffen, uns zu einer bessern Lage zu verhelfen, eine Erinnerung, die ich nie vergessen werde; dieser Coudray war früher in Fulda**). — Die Absicht ist es, die eine That veredelt. Das Gelingen oder Mißlingen einer Sache kommt hier nicht in Betracht; denn dieses steht nicht immer in unsern Händen. Eine höhere Hand wird wohl besser wissen, was uns gut ist. — Die vermeinte bessere

*) Die Bernini'schen Engel.

**) S. oben S. 332 ff.

Entwicklung meiner geringen Talente als Künstler auf einem größeren Felde ist vielleicht nur Einbildung. — Dank übrigens für Alles!

Besitzen Sie nicht das Werk von Hagedorn*)? Ich habe es nie gelesen, aber es öfters schon mit Lob citirt gefunden. Es ist zwar in Etwas entmuthigend in einem gewissen Alter, wo man nicht hoffen kann, sich noch zu verbessern, viele Kunstvorschriften zu lesen. Von der andern Seite wird man aber doch auch aus seinem Sündenschlafe geweckt, worin man besonders hier zu Lande so leicht verfallen kann! Hier, wo Kunstbeschäftigung, wenn auch nicht mehr Schande wie ehedessen, doch wenigstens keine Ehre ist.

Anhang zu den mitgetheilten Briefen.

Aus Wächters Correspondenz mit dem Freiherrn von Uexküll sind Briefe eines späteren Datums, die zu auszüglicher Mittheilung sich eignen würden, nicht vorhanden. Ueber Briefe desselben an Martin Wagner (vgl. oben, S. 332) hat der Conservator des (auf einer Stiftung des letzteren Meisters beruhenden und dessen künstlerischen Nachlaß in sich begreifenden) „v. Wagner'schen Instituts", Herr Hofrath, Professor Urlichs in Würzburg uns gütigst berichtet; es sind 13 solcher Briefe, aus den Jahren 1803—1821, erhalten.

In unsern Händen, durch den Sohn des Empfängers uns freundlichst zum Abdruck vergönnt, ist ein Brief an den Baumeister Fischer (den jüngeren; s. oben, S. 355), welcher durch seinen vertrauten Charakter desto werthvoller, den Meister von einigen neuen Seiten zeigt und unter Anderem den Beweis gibt, daß die künstlerische oder sagen wir besser die menschliche Schwäche der Eifersucht auch unserem Everardo nicht völlig fremd war; den Spott oder Unmuth, der in mehreren Stellen des Briefes zu Tage tritt, wird der unbefangene Beurtheiler zurechtlegen. Der Inhalt des nach Schwäbisch-Hall (dem damaligen Wohnort Fischers) gerichteten Briefs ist im Wesentlichen folgender:

Stuttgart, den 23. August 1817.

— — — Zuerst also berühre ich die Freude, die es uns gemacht hat, aus Hall einen italienisch geschriebenen Brief erhalten zu haben,

---

*) Christian Ludwig v. Hagedorn, ein Bruder des Dichters — Verfasser von „Betrachtungen über die Malerei," Leipzig 1762.

und wie natürlich vergnügte sich meine Frau besonders darüber: quant' è grazioso, quel Fischer, sagte sie, und las ihn zwei- und dreimal durch.

Den 1. Septbr.

Ich bin letzthin in meiner Schreiberei unterbrochen worden, und habe jetzt wieder etwas Muße. Da es nichts zu bedeuten hat, ob der Faden wieder am rechten Orte angeknüpft wird, so fahre ich fort zu schreiben, was mir so beifällt — wegen meines künftigen Quartiers waren wir lange in Sorgen, denn noch 14 Tage nach Jacobi wußten wir nicht wohin? Endlich mußte man eben nehmen, was sich gerade vorfand, und so haben wir eine Wohnung bezogen, aber nur auf Ein Vierteljahr, und zwar ein ganzes Haus, erste und zweite Etage, und einen ganzen Boden dazu, und doch sind wir zu enge logirt. Welcher Uebermuth doch im Menschen verborgen liegt, werden Sie denken. Der Maler ist diese Zeit her vermuthlich reich geworden, so daß ihm jetzt sogar ein ganzes Haus zu gering ist; denn schon soll es jetzt ein Palast seyn! Ich werde Ihnen ein andermal eine Beschreibung davon machen; unterdessen, wenn Sie (NB. von jetzt an bis Martini) mir irgend einen Auftrag zu geben hätten, so wäre meine Adresse: An E. W., Gartenstraße Nr. 272. Auf künftiges Quartal, Giorno di San Martino (oder San Lutero, wie unlängst in einem öffentlichen Blatt vorgeschlagen wurde) werden wir nun gar aus der Stadt hinausziehen; Gott gäbe, es wäre nach Roma oder Firenze! So ist es aber nur zum Büchsenthor hinaus, gleich links am Thor, in Werkmeister Schneiders neuerbautem Hause. Ich zögerte lange, mich dazu zu entschließen, da ich sehr in Sorgen bin, die Neuheit des Hauses möchte unserer Gesundheit nachtheilig seyn. Wissen Sie ein Mittel, dem Gefahrvollen zu begegnen, so schreiben Sie mir es. Das beste Mittel wäre freilich, die Gefahr zu fliehen; da aber dieses nun beinahe nicht möglich ist, so muß man eben Präservation gebrauchen. Gott gebe, daß die Nachbarschaft des Hoppelau [Kirchhofes] kein böses Omen seyn möge.

Zu den vielen Veränderungen und Projekten, wovon man hier spricht, gehören auch mancherlei Bauprojekte. So spricht man viel von einem neuen Theater — sonderbar, von welcher Wichtigkeit heutzutage die Theater gerade sind —, von einer neuen Bibliothek, einem Krankenhaus, einer Akademie und Gott weiß was alles noch mehr (von einem Künstlerhospital habe ich noch nicht reden gehört). Doch, da ich von diesen Sachen nicht genugsam unterrichtet bin, so schweige ich davon. — — Es thut mir eigentlich leid, daß ich Ihnen keine nuova scandalosa von unsern Künstlern mittheilen kann; ich wäre gerade aufgelegt zum Räsonniren. Ich weiß von Niemand Etwas, selbst von dem Greco nicht. . . . Wer ist denn dieser Greco? Nun da hab' ich wieder ausgeschwatzt! — Es ist dieser Greco ein weltberühmter

Mann, der aber nur in einem ganz kleinen Cirkel bekannt ist, freilich unter einem Namen, der, wenn alles wahr seyn sollte, was gewisse Herren mit so großer Zuversicht in die Welt hinausposaunen, noch lange nicht die Würde des Subjektes ausdrückt, und dessen man sich nur bedienen muß, bis ein adäquates Wort erfunden worden. — Doch es ist ja ein Geheimniß, und ich schweige also. *)

Lassen Sie sich doch ja nicht einfallen, Ihr scarso talento (wie Sie es zu nennen belieben) einzusalzen, denn dieses ist eine gefährliche Operation, die nicht immer geräth, wie ich es schon an grünen Bohnen und rothen Rüben bemerkt habe, die ganz schimmlicht und unbrauchbar geworden sind. Es gehört ein rasend starkes Ingrediens dazu. Oder meinen Sie etwa, weil Sie in Hall sind, daß Ihnen diß gelingen würde? Diß soll Ihnen weder der Herr Ober-Salzdirektor noch Ober-Salzinspektor je weiß machen können. Kunsttalent läßt sich nun einmal nicht einsalzen, und um Sie aufzumuntern, so lege ich hier einen Vorschlag zu Erbauung einer Kunstakademie bei, damit Sie solchen lesen, und sich selbst zu einem eigenen Entwurf begeistern sollen.

Den 19. Sept. — Heute bin ich in Heidelberg (schon seit acht Tagen). Die Gegend umher ist in der That herrlich, und die Abendbeleuchtung durch die untergehende Sonne meistens wahrhaft bezaubernd. — Der Ton, unter denjenigen Menschen wenigstens, die mir bekannt worden, weit ceremonieloser als bei uns. Da ich spät Abends hier ankam, so stieg ich in einem Gasthofe ab, und da mußte es sich fügen, daß gerade auch damals unser Greco von Frankfurt herkommend, wo er feierlich empfangen worden von dem Herrn Bethmann, in demselben Hause sich befand. — Er hatte schon die Bilder der Boisserée gesehen, war wie gewöhnlich Enthusiast, und vermeinte, daß wenn wir diese Sammlung in St. besäßen, noch Ein Bild von Raphael dazu und einige Gypsabgüsse nach Antiken, so wäre es gänzlich überflüssig, je Rom zu besuchen. — Die Bilder sind allerdings in mancher Rücksicht bewundernswürdig — aber überschätzen muß man nichts, und ich glaube nicht, daß das ernste Studieren nach denselben der wahre Weg wäre, um sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. — Unglücklicherweise ist Boisserée sehr krank, und ich bin dadurch gehindert, diese Sachen mit Muße zu betrachten, und daraus zu lernen, was mir lernenswerth erscheint. **) —

---

*) Welcher Verehrer des Griechenthums und der griechischen Plastik mit dem fraglichen Namen bezeichnet sey, das dürfte der Leser, der nicht etwa zuvor schon das Räthsel errathen, aus dem weiteren Inhalt des Briefes entnehmen.

**) Mit diesen Aeußerungen und Mittheilungen Wächters ist der Inhalt eines Briefes zu vergleichen, welchen Sulpiz Boisserée aus Stuttgart, 1. Sept. 1817, an seinen Bruder Melchior richtete und der in dem Werke über Sulpiz (Bd. I. Stuttgart 1862, S. 340)

Ich gebrauche hier die künstlichen Bäder, jetzt das Schwefelbad gegen Rheumatismus oder alte Sünden, morgen fange ich Stahlbäder an, um den Körper zu stärken, damit er noch Kraft bekomme, um Bilder wie Raphael zu malen, wenn anders Körperkraft dazu hinreichend ist.

Stuttgart den 8. Oct. — Seit drei Tagen bin ich wieder hier, und beeile mich, einen Brief zu beendigen, der so lange geworden, und doch nichts enthält — doch diß ist ja im Geist der Zeit, mit viel Lärmen Weniges zu verrichten! — Das beigeschlossene Bauprojekt einer Kunstakademie ist auf Befehl der Ober-Hofintendanz von der Bau- und Gartendirektion an die hier sich aufhaltenden Künstler herumgeschickt worden, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen. Das meinige war nun, wie es sich geziemte, nemlich, daß ich in einer Sache, die ich nicht studiert habe, kein competenter Richter seyn könne — daß ich aber doch glaube, wenn je etwas dergleichen hier sollte zu Stande kommen, daß es allerdings von Wichtigkeit sey, einem solchen Gebäude einen Charakter zu geben, der schon von Außen es für das ankündige, was es seyn solle, nemlich für den Sitz, von wo aus der gute Geschmack über das ganze liebe Vaterland sich verbreiten solle. Da ein jeder eine Abschrift erhielte, so dürfen Sie diese nicht wieder zurückschicken. — Ich glaube bei allem diesem doch, daß hier nie viel für Kunst geschehen wird — selbst Hr. D. (il Greco) scheint die Flügel etwas eingezogen zu haben, und sich weniger zu versprechen. Anstatt anfangs so viel Lärmen zu machen, wäre es besser gewesen, damit anzufangen, etwas Mehreres für die jetzt daseyenden Künstler zu thun, um ihre Existenz in etwas zu sichern, um weniger von ihren Studien abgezogen zu werden, und dann erst, bei weitern Kräften und eingetretener Ordnung im Staate, fernere Schritte für das Emporkommen der Kunst zu thun. — — —

Die in vorstehendem Briefe erwähnte Galerie der Gebrüder Boisserée wurde, wie wir wissen, noch im Jahre 1817 nach Stuttgart gebracht, wo sie von dem folgenden Jahre bis 1827 (vgl. oben, S. 47) öffentlich ausgestellt blieb. Ueber die Frage ihres Ankaufs durch die Königliche Regierung

---

enthalten ist. Bezüglich des damals betriebenen Planes einer Uebersiedlung mit den Bildern nach Stuttgart schreibt Sulpiz: „Lange brauche ich nicht mehr hier zu bleiben; was ich noch zu thun habe, wird in ein paar Tagen geschehen seyn. Die Hauptsache steht auf dem Punkte, daß mit dem König darüber gesprochen wird. Die Reise, die Dannecker nach Rastatt, Mainz und Frankfurt zu machen hat, kömmt hier gerade zu paß. Wangenheim will, wie er eben sagt, diese Reise, wozu sich auch noch Rapp gesellen wird, abwarten, und dann bei ihrer Rückkehr einen Bericht über unsere Sache sowohl als über sämmtliche Kunstangelegenheiten machen; er wird sich dabei auch noch auf das Urtheil von Wächter stützen." Wie trügerisch die Hoffnung auf den letztern sich erwies, mag der Leser aus dem unten von uns mitgetheilten Gutachten ersehen.

wurde Seitens der letzteren neben anderen vaterländischen Künstlern auch Wächter zu einem Gutachten aufgefordert, das wir zur Kenntniß unserer Leser zu bringen in der Lage sind.

Wenn der Meister, den wir nunmehr aus Bekenntnissen der Feder wie des Pinsels kennen, in jener, den italienischen Malern der Frühzeit von ihm gewidmeten hohen Schätzung (vgl. oben, S. 321 f., nebst S. 338), aber auch in dem Geiste, welchen mehrere seiner eigenen Werke und vornemlich religiöse Gemälde athmen — wir erinnern an das Bild, welches uns das Christuskind, auf einem Lamme reitend, von der Mutter gehalten, zeigt *); ein Gemälde, das mit dem ihm eigenen sanften Charakter einen leise symbolischen Anflug verbindet — wie in seiner ganzen, mehr nach Innen gewandten Gemüths= und Geistesanlage sich mit den Romantikern nahe berührt, mit deren Häuptern er auch das ihm keineswegs äußerliche römisch=katholische Bekenntniß theilte, so tritt in dem erwähnten Dokumente die klassische Richtung, welche frühe dem Knaben und Jünglinge eingepflanzt, in den Werken des Meisters überwiegend vertreten ist, mit einer Einseitigkeit hervor, die vom Standpunkt des Interesses für das engere Vaterland in sofern zu beklagen ist, als das Gutachten Wächters auf die Ablehnung des Ankaufs einer Sammlung, die bereits zu einem bleibenden werthvollen Besitze der württembergischen Hauptstadt bestimmt zu seyn schien, ohne Zweifel einen gewichtigen Einfluß übte. — Das fragliche Gutachten lautet:

„Eine im Gebiete der schönen Künste sehr auffallende Erscheinung ist jene Richtung des Geschmacks, die in unseren neuesten Zeiten an die Tagesordnung gekommen, und die sich hauptsächlich nur in Deutschland weit ausgebreitet hat. — Mehrere talentvolle Künstler, von edlem Eifer beseelt, glaubten in ihrem Studium gleichsam zur Wiege der neuern Kunst zurückkehren und an jene frühern Meister sich anschließen zu müssen, deren Werke durch ihre Unbefangenheit und Einfachheit wirklich viel Anziehendes für ein unverdorbenes Gemüthe haben. — Wir wollen die Absicht dieser redlich strebenden Männer nicht nur nicht verkennen, sondern vielmehr ehren, denn die Malerei war schon lange her von ihrer Würde herabgesunken, alles dramatische Interesse daraus verschwunden, und eine bloße Handwerksfertigkeit das Streben der meisten Künstler geworden. Es kann aber doch nicht geläugnet werden, daß man in Schätzung jener frühern Werke viel zu weit gegangen sey. Jugendliche Gemüther gerathen leicht auf Uebertreibung, und so kam man darauf, das Mystisch=Religiöse für den einzig wahren Zweck der Kunst

*) Von der letzteren wird das Kind zu der heiligen Anna geführt, während Elisabeth mit dem kleinen Johannes aus der Ferne herankommt. (Gestochen ist das Bild, gleich verschiedenen anderen Gemälden Wächters, von K. H. Rahl.)

zu halten, ja manche verloren sich bis ins Phantastische, und besonders mußte der Styl der neuern Produkte und ihr Vortrag ganz die äußere Form der ältern annehmen! Da aber im Allgemeinen die Nachahmungssucht ohnehin nur an der äußeren Schaale hängen bleibt und an jenen früheren Werken der Geschmack überdiß noch wenig ausgebildet ist, so führt die in Mode gekommene sogenannte neudeutsche oder neualterthümliche Kunst schon in dieser Benennung ihre Verurtheilung mit sich!

Diese vorläufigen Bemerkungen schienen mir zu besserer Beantwortung der mir vorgelegten zwei Fragen nothwendig; ich habe aber deßwegen nicht die Anmaßung, ein Urtheil aussprechen zu wollen, sondern eine bloße Meinung, und auch diese nur, weil ich förmlich dazu aufgefordert bin, und mich nicht zurückziehen kann.

Was also

1) den Kunstwerth der bewußten Bilder betrifft, so kann mit Recht sehr viel Gutes und Lobenswerthes darüber gesagt werden; einige derselben sind in ihrer Art für vortrefflich zu halten, ja in kunstgeschichtlicher Hinsicht gewährt wohl die ganze Sammlung viel Interesse, und mag als ehrwürdiges Denkmal altniederländischer Kunst jedem Orte zur Zierde gereichen.

Es fragt sich aber auch

2) Eignen sich diese Gemälde für eine Kunst- oder polytechnische Schule als Muster zu Bildung des Geschmacks?

Ich hoffe nicht, daß man mich einer Parteilichkeit oder Einseitigkeit werde beschuldigen können, wenn ich es wage, einige Zweifel hierüber auszusprechen.

Ausbildung des Schönheitssinns — ein Hauptbedingniß aller schönen Kunst — soll doch das vorzüglichste Bestreben einer Schule seyn! Nun ist aber gewiß, und die wärmsten Verehrer dieser Bilder müssen es selbst eingestehen, daß gerade hier ihre schwächere Seite sich zeigt, und daß in Beziehung auf Großartigkeit des Styls, verständige und würdevolle Composition, Richtigkeit der Zeichnung, Harmonie der Farben u. s. w. selbst die bessern dieser Bilder die genannten Eigenschaften lange nicht in dem Grade besitzen, wie die erst späterhin, besonders in Italien (und auch da nur auf kurze Zeit) noch höher und schöner ausgebildete Kunst solche entfaltet hat, und daß sie folglich nicht als wahre Muster für Geschmacksbildung gelten dürften. — Ich erkenne zwar und bewundere die große Vollendung im mechanischen Theil der Kunst (besonders in untergeordneten Sachen) und will auch den guten Einfluß, den einige der bessern auf einen denkenden und schon etwas ausgebildeten Künstler, der das Gute überall herauszufinden weiß, haben können, nicht geradezu bestreiten, aber den absoluten Nutzen zu dem beabsichtigten Zweck kann ich nicht erkennen, und dennoch müßte dieser

sehr groß seyn, um mit dem für den Staat gegenwärtig sehr bedeutenden Geldaufwand in einem richtigen Verhältniß zu stehen.

Ehren wir also (wie billig) jene schätzbaren Reste einer ehrwürdigen Kunst-Epoche, aber hüten wir uns ja, dieselben als den Leitstern auf unserem (wegen der in unsern Tagen so sehr sich durchkreuzenden Kunstansichten freilich sehr unsicher gemachten) Kunstpfad anzusehen und als Muster der Nachahmung aufzustellen.

Die Gefährlichkeit der jetzigen Geschmacksrichtung (in soferne sie die höhere Malerei betrifft) habe ich schon oben bemerkt; sie führt zur Sentimentalität, und sucht in der Ausführung Schönheiten zu erstreben, welche der gute Styl in der Kunst verwirft.

Ich sehe nun freilich von vielen Seiten her Blicke des Unwillens so mancher edler, der neuen Lehre ergebener Künstler und Kunstfreunde gegen mich gerichtet! Es ist mir dieses um so mehr leid, da ich Niemanden gerne ein unangenehmes Gefühl verursache; aber doch noch weit mehr leid müßte mir der Vorwurf von Seiten meines Vaterlandes seyn, wenn späterhin die Erfahrung zeigen würde, daß der beabsichtigte Nutzen der großen Erwartung nicht entsprochen hätte, wie er ihr auch, meines Dafürhaltens, nicht entsprechen kann! Ein Vorwurf, dem ich nicht entgehen könnte, wenn ich gegen meine Ueberzeugung auf diese zweite Frage bejahend würde geantwortet haben*)."

Geschrieben im December 1825.

Eberhard Wächter.

*) Den im obigen Gutachten entwickelten Ansichten können wir nicht unterlassen, das abweichende Urtheil eines Thorwaldsen und Dannecker gegenüberzustellen, wenn auch die enthusiastische Kundgebung des letztern als charakteristischer für den Beurtheilenden selbst als für den Gegenstand des Urtheils erscheinen sollte. Ein Brief aus Stuttgart, am 22. August 1819 von Bertram an Sulpiz Boisserée geschrieben und in dem Werk über letztern mitgetheilt, berichtet: „Verflossene Nacht ist Thorwaldsen von hier abgereist, nachdem er acht Tage sich wegen unserer Sammlung hier aufgehalten. — — Nichts hat die Leute so frappirt, als daß er und sein Begleiter Lund aus Kopenhagen nach den Bildern gezeichnet, wie Thorwaldsen sagte: um Studien zu machen zu Motiven für Composition, Gruppirung, Stellung und Draperie; nun denke Dir, Thorwaldsen, der nach unsern Bildern de facto studirt! Ich werde dann nicht nöthig haben, Dir seine Aeußerungen zu wiederholen. Dannecker sagte einmal: ich will ein Hundsfott sein, wenn diese Kunst in der Hauptsache nicht dem Höchsten in der Antike gleichsteht. Thorwaldsen erwiederte lächelnd: was bedürfen wir des Vergleichs mit der Antike; stellen wir diese Kunstwerke neben die Natur selbst, so haben wir den höchsten und einzigen Maßstab. — An der Tafel bei der Frau Herzogin Louis hat er versichert, von Rom bis hieher, durch ganz Italien habe ihn nichts so mit Bewunderung erfüllt, und als Künstler nichts so beschämt als diese Bilder." — —

Die Königstochter Tullia
über den Leichnam ihres Vaters hinwegfahrend



II.



gemalt von Schick

Bacchus und Ariadne



V



Jakob, mit dem Engel ringend.

Verzeichniß der Kunstbeilagen.

A. Porträt Gottlieb Schick's, nach einem Miniaturbild von der eignen Hand des Meisters, im Besitz von dessen Sohne, Herrn Julius Schick zu Stuttgart, in Holz geschnitten in der xylographischen Anstalt von E. Ade daselbst. (Mit Facsimile.)

B. Fünf Radirungen nach Ph. Fr. v. Hetsch, Eberh. v. Wächter, G. Schick, J. H. v. Dannecker, Ph. J. v. Scheffauer.

1. Die römische Königstochter Tullia, über den Leichnam ihres Vaters hinwegfahrend. Nach Hetsch, gestochen von A. Gnauth in Stuttgart. (Das im Besitze Sr. Majestät des Königs befindliche Gemälde, 11' breit, 7' hoch, wurde ausgeführt zu Rom in dem Zeitraum vom Jahre 1785—1787; vgl. „Kunstgeschichtliche Skizzen", S. 8.)
2. Der dichtende Homer. Nach Wächter, gestochen in der lithographischen Anstalt von G. F. Krauß in Stuttgart. (Das ursprünglich für den Bruder des Meisters, den ehemaligen, im Jahre 1825 in den Freiherrnstand erhobenen Geschäftsträger am K. niederländischen Hofe, August Heinrich v. Wächter gemalte und jetzt im Besitze von dessen Tochter, Frau Marie v. Kiederlen zu Stuttgart befindliche Gemälde, 5' breit, 3' 7" hoch, entstund erst im Jahre 1826, gehört aber gleichwohl zu denjenigen Werken, die die Richtung und Art des den Einfluß der antiken Plastik auf die Schöpfungen seines Pinsels auch in seiner späteren Periode nicht verläugnenden Meisters vor anderen charakterisiren. — Erwähnt und beschrieben S. 11.)
3. Bacchus und Ariadne. Nach Schick, gestochen von A. Gnauth. (Vgl. Näheres über das Bild in der Anmerkung zu dem Briefe Schicks Nr. 105, S. 261.)
4. Delphin mit dem Leichnam eines Knaben. Nach Dannecker, gestochen in der lithographischen Anstalt von G. F. Krauß. (Die in der Vorrede S. XVIII besprochene Thon-Skizze erklärt sich in ihren Motiven aus dem Werke des älteren Plinius, IX, 8, in welcher Stelle zunächst von einem Knaben aus Bajä erzählt wird, den jeden Tag ein Delphin über den Meerbusen hinüber nach Puteoli trug, wo der Knabe die Schule besuchte; als denselben eine Krankheit dahinraffte, so führte die Sehnsucht auch den Tod des Delphines herbei. An die eine Erzählung reiht sich eine zweite, wie anderswo ein Knabe in ähnlicher Weise das Meer zu durchreiten pflegte; als ein plötzlicher Sturm ihm den Tod brachte, so trug der Delphin seine Leiche auf das Festland zurück, das er, zürnend den tückischen Fluthen, nicht wieder verließ, sondern auf dem Trocknen verbleibend seinen Tod fand. In der Darstellung des Künstlers sind die beiden Erzählungen combinirt; denn wie die Schreibtafel zeigt, die nach römischer Sitte (Horaz, Sat. I, 6, 74.) von dem linken Arm des Knaben herabhängt, ist aus der einen das Motiv des Besuches der Schule geschöpft, während andererseits, der zweiten Erzählung entsprechend, der Knabe entseelt auf dem Rücken des Delphines liegt, der in seiner Haltung das Schmerzgefühl so deutlich als die Sorge um die Last, die er trägt, zu erkennen gibt.)
5. Jakob mit dem Engel ringend. Nach Scheffauer, gestochen in der lithographischen Anstalt von G. F. Krauß. (Das in carrarischem Marmor ausgeführte Hautrelief *), 1' 2" breit, 2' 2" hoch, ist im Besitze des Herrn Hofagenten Sal. Jac. Kaulla zu Stuttgart.)

*) Auf dem Stiche heißt es irrthümlich: Basrelief.

Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 2 v. o. lies: der König Alfred vor den Töchtern des Ritters Albanak, st
der Ritter Albanak vor den Töchtern des Königs Alf
" 16, " 16 v. u. lies: mitgemachtes, statt: mitgebrachtes.
" 24, " 3 v. o. lies: drei und einem halben Jahre, statt: vier Jahren.
" 29, " 8 v. o. füge den Worten „ein Beurtheiler jener Zeit" als Anmerkung bi
vgl. Jenaische Allgem. Litteratur-Zeitung 1809, Intellig
Blatt Nr. 9.
" 37, " 18 v. u. lies: Ludwig XVI., statt: XIV.
" 48, " 10 v. u. lies: dem oben erwähnten, statt: dem eben erwähnten.
" — " 6 v. u. lies: Staatskunstanstalt, statt: Staatskunstalt.
" 50, " 2 v. u. lies: dem ebengenannten, statt: dem obengenannten.
" 52, " 8 v. u. lies: verweisen, statt: verwiesen.
" 54, " 22 v. o. lies: patriotische, statt: patriotive.
" 80, " 9 v. u. lies: 11, statt: 10.
" 127, " 5 v. u. lies: nicht weniger, statt: nicht mehr.
" 271, erste Note, Zeile 5 lies: Rahel, statt: Rachel.
" 274, Zeile 9 v. o. lies: Ihr Haus, statt: ihr Haus.
" 275, " 1 v. o. lies: sämmtlich, statt: stündlich.
" — " 2 v. o. lies: haben mich, statt: habe ich.
" 278, " 12 v. u. lies: Wenn Sie, statt: Wann Sie.
" 280, Nr. 112, Zeile 5 des Textes lies: zu weit, statt: so weit.
" 284, zweite Note lies: Nr. 109 (S. 271), statt: Nr. 104.
" 286, Zeile 4 des Textes v. u. lies: Anstellung, statt: Bestellung.
" 288, " 7 v. o. lies: Sie aufnehmen, statt: sie aufnehmen.
" 290, " 3 der Noten, fehlt nach den Worten „zu beziehen" die Klammer.
" 300, zweite Note, lies: 1779, statt: 1799.
" 323, Zeile 2 v. o. lies: die Sie, statt: die sie.
" 355, zweite Note, Zeile 1 lies: vgl. oben, S. 354, die erste Note, statt: vgl. o
die vorletzte Note.



